



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

B 951,515

BEQUEATHED BY

George Allison Hench

PROFESSOR OF

Germanic Languages and Literatures

IN THE

University of Michigan,

1896-1899.









ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

1870-1-1

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. ERNST HÖPFNER

UND

DR. JULIUS ZACHER

DIRECTOR D. REALSCHULE Z. HEIL. GEIST
ZU Breslau

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT
ZU HALLE

ZWEITER BAND

HALLE

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES

1870



VERZEICHNIS DER BISHERIGEN MITARBEITER.

Dr. G. Andresen in Berlin.
Prof. dr. Aug. Anschütz in Halle.
Gymnasiallehrer dr. E. Bernhardt in Elberfeld.
Gymnasiallehrer dr. Ludw. Bossler in Gera.
Prof. dr. Berthold Delbrück in Halle.
Dr. B. Döring in Dresden.
Gymnasiallehrer dr. Osk. Erdmann in Graudenz.
Gymnasiallehrer dr. Ge. Gerland in Magdeburg.
Dr. Justus Grion, director des lycéums in Verona.
Director prof. dr. W. Hertzberg in Bremen.
Prof. dr. Moriz Heyne in Halle.
Prof. dr. Rud. Hildebrand in Leipzig.
Director dr. Ernst Höpfner in Breslau.
Oberlehrer dr. Oskar Jänicke in Berlin.
Dr. E. Jessen in Kopenhagen.
Prof. dr. C. Fr. Koch in Eisenach.
Gymnasiallehrer dr. Artur Köhler in Dresden.
Bibliothekar dr. Reinhold Köhler in Weimar.
Director prof. dr. Adalbert Kuhn in Berlin.
Dr. Ernst Kuhn in Berlin.
Geh. reg. r. prof. dr. Heinrich Leo in Halle.
Staatsrat dr. Leverkus in Oldenburg.
Prof. dr. Felix Liebrecht in Lüttich.
Oberlehrer dr. Aug. Lübben in Oldenburg.
Prof. dr. Ernst Martin in Freiburg.
Prof. dr. Konrad Maurer in München.
Dr. Elard Hugo Meyer, lehrer an der handelsschule
in Bremen.
Prof. dr. Leo Meyer in Dorpat.
Prof. dr. Theodor Möbius in Kiel.
Prof. dr. G. H. F. Nesselmann in Königsberg.
Reallehrer dr. C. Redlich in Hamburg.
Dr. Max Rieger in Darmstadt.
Prof. dr. Ernst Ludw. Rochholz in Aarau.

VERZEICHNIS DER BISHERIGEN MITARBEITER.

- Dr. G. Andresen in Berlin.
Prof. dr. Aug. Anschütz in Halle.
Gymnasiallehrer dr. E. Bernhardt in Elberfeld.
Gymnasiallehrer dr. Ludw. Bossler in Gera.
Prof. dr. Berthold Delbrück in Halle.
Dr. B. Döring in Dresden.
Gymnasiallehrer dr. Osk. Erdmann in Graudenz.
Gymnasiallehrer dr. Ge. Gerland in Magdeburg.
Dr. Justus Grion, director des lyceums in Verona.
Director prof. dr. W. Hertzberg in Bremen.
Prof. dr. Moriz Heyne in Halle.
Prof. dr. Rud. Hildebrand in Leipzig.
Director dr. Ernst Höpfner in Breslau.
Oberlehrer dr. Oskar Jänicke in Berlin.
Dr. E. Jessen in Kopenhagen.
Prof. dr. C. Fr. Koch in Eisenach.
Gymnasiallehrer dr. Artur Köhler in Dresden.
Bibliothekar dr. Reinhold Köhler in Weimar.
Director prof. dr. Adalbert Kuhn in Berlin.
Dr. Ernst Kuhn in Berlin.
Geh. reg. r. prof. dr. Heinrich Leo in Halle.
Staatsrat dr. Leverkus in Oldenburg.
Prof. dr. Felix Liebrecht in Lüttich.
Oberlehrer dr. Aug. Lübben in Oldenburg.
Prof. dr. Ernst Martin in Freiburg.
Prof. dr. Konrad Maurer in München.
Dr. Elard Hugo Meyer, lehrer an der handelsschule
in Bremen.

Prof. dr. Leo Meyer in Dorpat.
Prof. dr. Theodor Möbius in Kiel.
Prof. dr. G. H. F. Nesselmann in Königsberg.
Reallehrer dr. C. Redlich in Hamburg.
Dr. Max Rieger in Darmstadt.
Prof. dr. Ernst Ludw. Rochholz in Aarau.

Prof. dr. Heinr. Rückert in Breslau.
Staatsrat dr. A. v. Schiefner in Petersburg.
Prof. dr. Richard Schröder in Bonn.
Dr. E. Steinmeyer in Berlin.
Gymnasiallehrer dr. B. Suphan in Berlin.
Prof. dr. S. Vögelin in Zürich.
Prof. dr. Wilhelm Wackernagel in Basel †.
Prof. dr. Karl Weinhold in Kiel.
Franz Wieser in Innsbruck.
F. Woeste in Iserlohn.
Prof. dr. Julius Zacher in Halle.
Prof. dr. J. V. Zingerle in Innsbruck.
Dr. J. Zupitza, docent an der univ. in Breslau.

I N H A L T.

	seite
Die quellen der Nifungasaga in der darstellung der Thidrekssage und den von dieser abhängigen fassungen. Von B. Döring	1 und 265
Bruchstücke von vier handschriften des jüngeren Titurel. Von K. Weinhold	80
Bruchstücke aus einer handschrift des jüngeren Titurel. Von Franz Wieser	109
Mhd. Drullgast. Von F. Woeste	113
Grundzüge der altgermanischen metrik. Von E. Jessen	114
Die angelsächsische brechung ea. Von C. Fr. Koch	147
Die partikel ga- als hilfsmittel bei der got. conjugation. Von E. Bernhardt	158
Die intensiven der deutschen sprachen. Von H. Leo	167
Freidanks grabmal in Treviso. Von J. Grion	172
Neugriechische sagen. Von Felix Liebrecht	177
Setmunt in Gottfrieds Tristan. Von O. Jänicke	183
Eine alte bearbeitung der „bürgschaft.“ Von J. V. Zingerle	185
Zu Schillers Tell. Von R. Hildebrand	188
Eine ergänzung zum briefwechsel zwischen Goethe und herzog Carl August. Von J. Zacher	189
Einige bemerkungen über Hildebrands rheinischen accusativ. Von L. Bossler	190
Zu Nibelungenl. 1405, 4. — Usik (mhd. unsich). Von A. Lübben	191
Zur geschichte des sprachgefühls bei den Deutschen und Römern. Von R. Hildebrand	253
Über den genetivus partitivus nach transitiven verben im gotischen. Von E. Bernhardt	292
Ein beitrug zur geschichte des textes der gotischen bibelübersetzung. Von demselben	294
Corpus juris germanici poeticum. II. Wernher der gartenare und bruder Wernher. Von Richard Schröder	302
Die einleitung des Beovulfliedes. Ein beitrug zur frage über die liedertheorie. Von A. Köhler	305
Die beiden episoden von Heremod im Beovulfliede. Von demselben	314
Über ß und ss. Von G. Andresen	321
Kleine Beiträge zu den deutschen rechtsaltertümern. Von J. V. Zingerle	324
Beiträge aus dem niederdeutschen. Von F. Woeste	326
Die declination der substantiva im germanischen insonderheit im gotischen. Von B. Delbrück	381
Fridanc. Von J. Grion	408
Islands und Norwegens verkehr mit dem süden vom IX. bis XIII. jahrhunderte. Von K. Maurer	440
Zur Gudrun. Von R. Hildebrand	468

Zu Jacobis fehde über den Spinozismus. I. Ein vermeintlicher brief Goethes. Von B. Suphan	478
Friedrich der Grosse und die deutsche litteratur. Von E. Höpfner	484
Ergänzungen und berichtigungen. I. Setmunt. Von O. Jänicke. II. Vergi- selt. Von O. Jänicke und J. Zacher. III. Unsich im niederdeutschen. Von J. Zacher	495

Vermischtes:

Briefwechsel über das Nibelungenlied von C. Lachmann und W. Grimm 193. 343 und	515
Bericht über die verhandlungen der germanistischen section auf der XXVII. ver- sammlung deutscher philologen und schulmänner zu Kiel, am 27. — 30. sept. 1869. Von K. Weinhold	216
Paul Halsche von der Wiener academie gestellte preisaufgabe einer Syntax Otfrieds	252
Wilhelm Wackernagel. Nekrolog von S. Vögelin; schriften- und vorlesungen- verzeichnis von J. G. Wackernagel und L. Sieber	329
August Koberstein. Nekrolog von J. Zacher	507

Litteratur:

K. Weinhold, die deutschen monatsnamen, und Ares Isländerbuch, hsg. von Th. Möbius. Angez. von J. Zacher	220
Wilh. Thomsen, den gotiske sprogklasser indflydelse på den finske. Ang. von A. v. Schiefner	221
Leo Meyer, die gotische sprache. Ang. von J. Zacher	226
Theod. von Hagen, kritische beiträge zu Gotfrieds von Strassburg Tristan. Ang. von O. Jänicke	228
Mönckeberg, Matthias Claudius, und Gedichte von Hölty, herausg. von K. Halm. Ang. von C. Redlich	229
C. Fr. Koch, histor. grammatik der englischen sprache. III, 2. Ang. von M. Heyne	238
Shakespere, herausg. von B. Tschischwitz. I. Hamlet. Ang. v. W. Hertz- berg	239
Otfried, herausg. von J. Kelle. Ang. von J. Zupitza	365
M. Lexer, mittelhochdeutsches handwörterbuch. Ang. von E. Steinmeyer .	367
Beovulf, herausg. von M. Heyne. Ang. von M. Rieger	371
K. Simrock, handbuch der deutschen mythologie. Ang. von E. Kuhn . .	374
K. G. Andresen, über die sprache Jacob Grimms. Ang. von K. Weinhold	376
Fr. Kurschat, wörterbuch der litauischen sprache. Ang. von G. H. F. Nes- selmann	378
Glossarium des XIV. oder XV. jahrhunderts, herausg. von Sachse. Ang. von E. Steinmeyer	528
Le novelline di Santo Stefano raccolte da Angelo De Gubernatis. Ang. von E. Kuhn	530
Register von Konrad Zacher	532

DIE QUELLEN DER NIFLUNGASAGA
IN DER DARSTELLUNG DER THIDREKSSAGA
UND DER VON DIESER ABHÄNGIGEN FASSUNGEN.

Die wahrscheinlich um die mitte des dreizehnten jahrhunderts, etwa in dem jahrzehnt von 1235 bis 1245, abgefasste altnordische Thidrekssaga¹ enthält bekanntlich eine cyclische zusammenstellung der auf Dietrich von Bern bezüglichen sagen nach deutschen quellen. Ihre darstellung weicht aber in vielen und oft wesentlichen punkten von der ab, welche in den auf uns gekommenen deutschen gedichten, die demselben sagenkreise angehören, gegeben wird. Es fragt sich daher: waren diese abweichungen bereits in den quellen des sagaschreibers vorhanden und nahm er sie aus ihnen getreu in seine darstellung auf, oder benützte er die auch uns noch, wenigstens zum theil, erhaltenen gedichte, und fallen also die abweichungen ihm zur last?

Eine eingehende untersuchung über diese frage fehlt noch. Gemeinlich ist die erstere annahme bevorzugt worden. Man hat meist der ansicht gehuldigt, der nordische bearbeiter sei als ein treuer zeuge für die von ihm gelieferte darstellung anzusehen; und da er als seine gewähsmänner (cap. 394) Niederdeutsche nennt, die auf uns gekommenen gedichte aber oberdeutschen ursprungs sind, so hat man gemeint, in seinen berichten die kunde von einer in Niederdeutschland lebenden, abweichend von der hochdeutschen gestalt entwickelten sage zu finden.

Ohne auf allgemeine erörterungen einzugehen, ob es z. b. nicht von vornherein unmethodisch war, einen solchen schluss zu ziehen, soll im folgenden durch eine detailuntersuchung an einem stück der saga zunächst nur für diesen theil derselben ein bestimmtes resultat festge-

1) *Saga Diðriks konungs af Bern. Udgivet af C. R. Unger.* Christiania 1853. — Genauer lässt sich die zeit der abfassung nicht bestimmen. Die bisherigen forschungen haben nur ermittelt, dass die Thidrekssaga etwa gleichzeitig mit den Eddaliedern, später als die Snorra Edda, aber früher als die Völsungasaga und Nornagests þátrr niedergeschrieben ist, vgl. Sophus Bugge, *Norren Fornkvæði*, Christiania 1867; s. LXVII. XXXI. XXXV. XLII. Möbius, *altnordischer litteraturbericht*, in dieser zeitschrift I, 395. 396. 417 f.

stellt werden. Ich wähle dazu jene partie, die der zweiten hälfte unseres Nibelungenliedes entspricht, Thidrekssaga capp. 356 — 393.

Mein resultat wird ein von der gegenwärtig verbreiteteren ansicht abweichendes sein. Ich werde zu begründen suchen, dass die deutsche quelle jener partie der nordischen saga unser Nibelungenlied war, und dass die abweichungen vom inhalte desselben. mit vielleicht einer ausnahme, dem sagaschreiber zur last fallen; eine ansicht, die seit einer reihe von jahren mehrfach von Zarncke ausgesprochen worden ist.² — Ein ähnliches resultat hat Müllenhoff für das Eckenlied gewonnen,³ und ich berufe mich auf den vorgang dieses gelehrten um so lieber, je mehr in der nachstehenden untersuchung unsre wege auseinandergehen.

ERSTES KAPITEL.

ALLGEMEINER CHARACTER DER ERZÄHLUNG IN DER THIDREKSSAGA.

Auf die treue der darstellung in der Thidrekssaga ist kein grosses gewicht zu legen, weil der verfasser derselben ohne jede schriftliche vorlage gearbeitet und überdies keine treue wiedergabe der ihm zu theil gewordenen mündlichen berichte bezweckt, sondern einfach seinen landsleuten ein interessantes unterhaltungsbuch hat liefern wollen.

§. 1. Die quellen des sagaschreibers waren durchaus mündliche berichte.

Die frage nach der äusseren gestalt der quellen der Thidrekssaga hat öfters beantwortung erfahren. P. E. Müller (Sagabibliothek [SB] II. bd. Kjöbenhavn 1818, s. 312), Wilh. Grimm, (die deutsche Heldensage, Göttingen 1829 [Gr. HS.], s. 177), A. Holtzmann (untersuchungen über das Nibelungenlied, Stuttgart 1854, s. 146 u. 174 ff.) und A. Rasmann (die deutsche Heldensage und ihre Heimat [Raszm.] II. Bd. Hannover 1858, Vorr. s. XX f.) haben behauptet, dass dem verfasser genannter saga ausser mündlichen berichten auch schriftliche quellen zu gebote gestanden hätten.

Diese annahme ist unhaltbar. Vielmehr hat der sagaschreiber nur nach mündlichen berichten gearbeitet. Dies ergibt sich aus folgendem:

a) Der sagaschreiber, der mit den angaben über seine quellen nicht gerade sparsam ist,⁴ sagt nirgends, dass er schriftliche quellen benützt

2) Liter. Centralblatt 1859, s. 316. Nibelungenlied. III. Aufl. Leipzig 1868, einl. s. LXVI.

3) Zur Geschichte der Nibelunge Not. Allgem. monatsschr. f. wissensch. Braunschweig 1854, s. 885 anmerkung.

4) Die hierhergehörigen stellen finden sich gesammelt bei Gr. HS. s. 175 ff. Raszm. II, vorr. s. V, anm. 1.

habe, sondern beruft sich einzig auf erzählungen. So cap. 394 mit den worten *Hér má nú heyra frásögn Þýðerskra manna*; wenige zeilen später: *þeir menn hafa oss ok sagt*; ferner *svá (þat) segja Þýðeskir menn* in cap. 393, 415, 438; *þau höfum vér eigi spurt* c. 437. In dem gegensatze zwischen liedern und erzählungen oder sagen, auf den W. Grimm so grosses gewicht legt, kann man nur eine unterscheidung von mündlichen berichten in poetischer und in prosaischer form erkennen; und die worte: *hvar sem hans nafn er ritað eða frá honum sagt* (c. 187) bezeugen nur, dass der sagaschreiber durch seine gewähsmänner von der existenz schriftlich fixierter deutscher gedichte wusste.

b) Aus den anfangsworten des prologus⁵ (bei Unger s. 1) *Ef menn vilja kunna úkunna sögur ok langar, þá er betr* (handschrift A fügt hinzu: *ok gengr síðr or minni*) *at ritaðar sé*, geht hervor, dass im skandinavischen norden abschriften deutscher gedichte, die der sagaschreiber hätte benützen können — eine annahme P. E. Müllers (SB. II, 310) — nicht vorhanden gewesen sind, sondern dass dieser nach dem gedächtnis gearbeitet hat.

c) Nirgends in den partien der saga, für welche die quellen nachgewiesen sind oder sich leicht nachweisen lassen, findet sich wörtliche übersetzung oder mindestens so genauer anschluss an die quellen, wie wir in andern sagas, die sich auf nachweisbare schriftliche quellen stützen, bemerken; so in der *Trójumanna saga*.⁶

d) Der sagaschreiber hat viele fehler begangen, die sich nur aus einem arbeiten nach dem gedächtnisse und mangel jedweder schriftlichen vorlage erklären lassen. Diese fehler sind: mannichfache widersprüche in zügen der erzählung,⁷ widersprüche und ungenauigkeiten in geographischen dingen,⁸ widersprüche im gebrauch von namen,⁹ vertauschun-

5) Obgleich die von Unger „Prologus“ betitelte vorrede der Thidrekssaga in der Stockholmer pergamenthandschrift (Mmb.), der relativ ältesten handschrift fehlt, macht es doch der ton, in dem sie abgefasst ist und ihr vorhandensein in den zwei von einander unabhängigen isländischen handschriften AM. 178 u. 177 (A. B.) höchst wahrscheinlich, dass sie von der person des sagaschreibers stammt. — vgl. Unger, vorrede s. XIX anm., XIII und XVIII ff.

6) Vgl. H. Dunger, die sage vom trojanischen kriege usw. Progr. des Vitzthumschen gym. zu Dresden. Leipzig 1869, s. 75 ff.

7) Vgl. Gr. HS. s. 180.

8) c. 367 liegt Bakalar (Bechelaren) weitab vom Rhein; c. 289 wird es an den Rhein verlegt. — c. 363 fliessen Rhein und Donau zusammen. — c. 336 mündet die Mosel (Musulá) in einen see oder in das meer u. a. m.

9) Der vater der Niflungenkönige und der Grimhild heisst in der saga: Aldrian; in c. 170 in beiden recensionen Irungr.

gen,¹⁰ versetzungen, zusammenwerfungen, zerreissungen, widerholungen, weglassungen bedeutsamer momente, verschmelzungen mit älteren nordischen darstellungen der sage, soweit letztere nicht beabsichtigt waren.¹¹

e) Ueberhaupt aber ist es ganz unwahrscheinlich, dass die gewährsmänner des sagaschreibers auf ihren fahrten nach dem norden die kostbaren handschriften ihrer heimatlichen dichtungen mit sich geführt haben. Hiermit ist zum theil schon der erörterung über den zweiten punkt vorgegriffen.

§. 2. Der sagaschreiber hat die ihm zu theil gewordenen mündlichen berichte nicht in Deutschland empfangen.

Hierüber gehen die ansichten der gelehrten auseinander. Meist hat man behauptet, der sagaschreiber habe seine quellen in Deutschland übermittlelt erhalten. P. E. Müller (SB. II, 311 f.) dagegen hat als übermittlungsort Norwegen, speciell Bergen angenommen. Ob wir Bergen dafür anzusehen haben, lässt sich nicht sicher erweisen; das aber lässt sich mit deutlichkeit erkennen, dass der sagaschreiber selbst nicht in Deutschland gewesen ist und nicht dort die erzählungen, die ihm bei abfassung seines buches als quelle dienten, gehört hat. Wir erschliessen dies:

a) aus der art, wie der sagaschreiber seine gewährsmänner einführt. Von ihnen sagt er nur (c. 394), dass sie *faeddir hafa verit í Súsat* und *í Brimum eða Mænstrborg*, nicht aber, dass er mit ihnen in den genannten städten — die ein nach Deutschland reisender Skandinavier am ersten besuchte — zusammengetroffen sei; und dies würde er, wäre es geschehen, schwerlich unerwähnt gelassen haben.

b) aus den worten, die er bei nennung angeblich noch erhaltener, an die ereignisse der sage erinnernder denkmale (vgl. Gr. HS. s. 179) gebraucht. Von diesen monumenten sagt er stets — wenn er nicht bloss

10) c. 336 wird der name der Musulá für den Po gesetzt. c. 89 steht der name der Visará für einen fluss zwischen Brictan (Brixia-Brescia vgl. c. 84) und Bern (vgl. c. 90), augenscheinlich für den Mincio. — Ueberhaupt werden sehr oft für flüsse, städte usw., die in Ost- oder Süddeutschland liegen, namen von flüssen, städten usw. aus Nord- und Westdeutschland gebraucht. Der sagaschreiber hatte die namen der ersteren vergessen, und verwante dafür solche namen, die im skandinavischen norden durch kaufleute, Romreisende (über ihre marschrouten vgl. N. M. Petersen, Haandbog i den gammelnordiske Geografi etc. I. Del, Kjöbenhavn 1834, s. 93 ff.), studierende (über ihre besuchsorte vgl. ebd., s. 88 ff.) allgemein bekannt geworden waren.

11) Beispiele hierzu werden in der nachstehenden untersuchung hervorgehoben werden.

einfach hinzufügt, dass sie jetzt noch existieren, — dass andere sie gesehen haben, andere sie sehen können, wenn sie dorthin kommen, nirgends, dass er selbst sie gesehen habe. Am bestimmtesten spricht für die hier kundgegebene ansicht das was der sagaschreiber von der stadt Soest (c. 394) zu erzählen weiss. (Vgl. unten das fünfte kapitel.)

c) aus der unkenntnis des sagaschreibers in geographischen dingen. Ein Skandinavier, der auch nur ein kleines stück nach Deutschland hingereist war, konnte nimmermehr den lauf der Visará (Weser) zwischen Brictan und Bern, also nach Italien verlegen, nimmermehr sagen, dass sich die Musulá (Mosel) in einen see ergiesst u. dgl. (vgl. anm. 8 u. 10.)

Allerdings könnten die worte des prologs: *Ok Jó at þú takir einn mann or hverri borg um alt Saxland, þá munu þessa sögu allir á eina leið segja* u. s. w. (Unger, s. 2) die annahme, der sagaschreiber sei in Deutschland gewesen, begünstigen. Allein in jenen worten stützt sich der sagaschreiber nur auf die aussage seiner gewährsmänner, nicht auf seine eigene erfahrung.

§. 3. Der sagaschreiber hat ein unterhaltungsbuch liefern wollen.

Nach des sagaschreibers eigenen worten kam es ihm nicht darauf an, in seinem werke die empfangenen mündlichen berichte treu widerzugeben, sondern ein buch zur belehrung und unterhaltung zu liefern. Er sagt (prol. s. 4): *En sögur frá göfgum mönnum er nú firir því nýtsamligar at kunna, at þær sýna mönnum drengilig verk ok fræknligar framkvæmdir* u. s. w., ferner: *þat er samþykki margra manna svá at einn maðr má gleðja þá marga stund* u. s. w. Die befolgung eines solchen zweckes erlaubte dem sagaschreiber seinen stoff höchst willkürlich zu verarbeiten, oft genug über seine deutschen quellen hinauszugehen und dem geschmacke und den forderungen seiner landsleute gerecht zu werden, wie dies auch andere sagaschreiber, so der der Trojumanna saga (vgl. Dunger a. a. o. s. 75) gethan haben.

Wie aber ein buch dann erst recht unterhaltend ist, wenn es wahres oder wahr scheinendes enthält, so hat auch der sagaschreiber, der selbst übrigens die gesamtmasse der Dietrichssage für durchaus wahr ansah,¹² mit allen kräften dahin gestrebt, seinen landsleuten den inhalt seines werkes als einen vollständig wahren vorzuführen. Zu diesem zwecke sucht er das übertriebene zu erklären,¹³ beruft sich vielfach auf

12) Vgl. P. E. Müller, SB. II, 313. — Thidrekss. prolog, s. 5: *En þat er heimskligt at kalla þat lygi* usw.

13) Vgl. Raszm. II, vorr. s. XXVII. — Thidr. prol. s. 2, z. 7 ff.: *á sumum orðum verðr of kveðit sakir skáldskapar háttur* usw.

seine quellen,¹⁴ selbst an stellen, an denen er von ihnen abweicht,¹⁵ führt angeblich noch erhaltene denkmale als zeugen an (vgl. Gr. HS. s. 179 und 176, k) und weist andererseits auf übereinstimmungen oder abweichungen zwischen seiner darstellung und älteren nordischen hin (vgl. Gr. HS. s. 178 f.).

ZWEITES KAPITEL.

DER ERSTE THEIL DER NIBELUNGENSAGE.

§. 4. Die Sigurðarsaga.

Der sagaschreiber hat die helden seines werkes nebst deren schicksalen und thaten nicht blos um Dietrich von Bern, den mittelpunkt unsrer heldensage, gruppiert, sondern auch eine chronologische anordnung der einzelnen sagen durchzuführen versucht.

Demzufolge hat er die erzählung von Sigfrid und seinen ahnen und den Nibelungen in vier theile zerlegt (cap. 152 — 169; 226 — 330; 342 — 348; 356 — 393) und diese an passenden orten der übrigen darstellung eingefügt. Cap. 152 — 169 handeln von Sigurds eltern, seiner geburt und jugendzeit. Sigmund, Sifians sohn, könig von Tarlungenland, vermählt sich mit Sisibe, tochter des königs Nidung von Spanien. Sigmund holt Sisibe selbst heim; wenige tage erst in sein reich zurückgekehrt wird er durch boten seines schwagers, könig Drasolfs, aufgefordert, sich an dessen kriegszuge gegen Polen zu beteiligen. Er nimmt die einladung an und überträgt bei seiner abreise zweien grafen von Swawen, Hartwin und Hermann, die hut über sein reich und seine gemahlin. Hartwin sucht Sisibe zur untreue gegen ihren gemahl zu bewegen, wird aber von ihr abgewiesen. Hartwin und Hermann, der von jenem überredet worden war, verläumden die königin vor Sigmund als er zurückkehrt, und ersterer gibt dem könige den rat, Sisibe im Swawenwalde aussetzen und ihr die zunge ausschneiden zu lassen. Die grafen führen Sisibe in den wald; Hartwin will ihr die zunge ausschneiden, allein Hermann erbarmt sich der königin, will sie schützen und gerät mit Hartwin darob in einen zweikampf. Währenddem gebiert die königin einen knaben, wickelt ihn in tücher und birgt ihn in ein glasgefäß, in dem sie bisher meth aufbewahrt hatte und verschliesst es sorgfältig. Im zweikampf fällt Hartwin, stösst zuvor aber an das glasgefäß, so dass dieses in den strom hinabrollt. Die königin erschrickt hierüber, fällt

14) Vgl. anm. 4.

15) So lässt sich zu den worten: *ok svá er sagt í þýðeskum kvæðum, at þar var blaudum manni ei vært, er saman kómu í víg þíðrekr ok Niflungar* c. 389 aus der für diese partie benützten quelle nichts entsprechendes nachweisen.

in ohnmacht und stirbt. Hermann bestattet sie, kehrt zu Sigmund zurück, erzählt ihm den vorgang und wird von ihm aus dem lande verwiesen.

Das glasgefäss treibt den strom hinab zur see, gerät an eine felsenklippe und zerschellt. Den knaben zieht eine hindin auf bis zu seinem vierten jahre. Darauf findet ihn schmied Mimir, nimt ihn zu sich, nennt ihn Sigfröd (Sigurd) und erzieht ihn. Sigurd neckt und mishandelt die gesellen Mimirs. Mimir will aus Sigurd einen schmied machen; Sigurd schlägt aber so gewaltig, dass der ambosstein zerspringt und der ambos tief in den klotz hineinfährt. Mimir wird besorgt wegen des knaben und beschliesst seinen tod. Er schickt ihn in den wald, um holz zu fällen und zwar in die gegend, wo sein bruder Regin, der sich in einen drachen verwandelt hatte, lag. Sigurd erschlägt den drachen mit einem feuerbrande und kocht sich stücke des wurmes in einem kessel. Um zu erproben, ob das fleisch gar sei, steckt er den finger in den sod, verbrennt sich jedoch und führt den finger in seinen mund, um ihn abzukühlen. Als aber brühe auf die zunge und in den hals kommt, versteht er die vogelsprache und hört, wie vögel ihm Mimirs hinterlist kund thun und ihn zur rache am pflegevater reizen. Darauf bestreicht sich Sigurd mit dem blute des drachen; seine haut wird davon hart wie horn, ausgenommen zwischen den schultern, wo er nicht hinlangen kann. Sigurd geht heim und erschlägt Mimir, obgleich ihm dieser zur sühne die waffen, die für Hertnid in Holmgard bestimmt waren und das schwert Gram gegeben und das ross Grani aus Brynhilds stuterei verheissen hatte. Sigurd reitet zu Brynhilds burg, schlägt deren eisenthür auf, haut sieben wachtmänner nieder und geräth in einen kampf mit Brynhilds rittern. Allein Brynhild erkennt Sigurd und stiftet frieden. Brynhild klärt Sigurd über seine abstammung auf. Darauf gehen zwölf ritter mit Sigurd hinaus, das ross Grani zu fangen. Dieses lässt sich von den rittern nicht einfangen, wol aber von Sigurd. Sigurd verabschiedet sich von Brynhild, reitet zu könig Isung von Bertangaland und wird dessen bannerführer.

Die quelle für die erste hälfte dieser partie hat sich noch nicht ermitteln lassen (vgl. jedoch Gr. HS. s. 73). In der zweiten, Sigurds jugendgeschichte, berührt sich die saga, soweit sich dies nachweisen lässt, mit dem Sigfridlied und der älteren Edda. Vgl. Gr. HS. s. 73. 75 f. 84.

Mit c. 169 geht der sagaschreiber zu der Nibelungensage über. Er erzählt Högnis erzeugung durch einen elfen mit Oda und zählt dann Aldrians und Odas Kinder auf (Gunnar, Gernoz, Gislher, Grimhild). Nach Aldrians tode übernimmt Gunnar die herschaft. Über das erste

moment vgl. Gr. HS. s. 105. Das übrige ergibt sich aus dem Nibelungenliede, wie die abhandlung zeigen wird.

Cap. 226--230. Sigurds und Gunnars heirat. Sigurd, der in Thidreks gefolge von Bertangaland nach Niflungaland gekommen ist, vermählt sich mit Grimhild. Beim hochzeitsmahle gibt Sigurd dem Gunnar den rat, um Brynhild, die in der burg Sægard wohne, zu freien. Er wisse die wege dahin. Die Niflungen, Thidrek und Sigurd reisen dorthin und werden von Brynhild wol aufgenommen, mit ausnahme Sigurds, auf den sie erzürnt ist, weil er die ihr bei der ersten zusammenkunft gegebenen eide gebrochen habe. Sigurd weiss sie zu besänftigen und zur ehe mit Gunnar zu bewegen. Als Gunnar sich ihr in der brautnacht nähern will, streitet sie mit ihm, bindet ihm mit ihrem und seinem gürtel hände und füsse, hängt ihn an einem nagel auf und lässt ihn dort bis zum morgen hängen. So geht es drei nächte hindurch. Gunnar ist darüber unfroh und bespricht sich mit seinem schwager Sigurd, mit dem er sich brudereide zu gegenseitiger unterstützung geleistet hatte. Sigurd erklärt ihm, dass Brynhild, so lange sie ihr magdtum behalte, schwerlich von einem manne bezwungen werden könne. Gunnar spricht Sigurd um seine hilfe an und dieser sagt sie zu. In der folgenden nacht geht Sigurd in Gunnars kleidern und nachdem er sich tücher über den kopf geworfen hat (reminiscenz an die tarnkappe) zu Brynhild, bezwingt sie und verlässt sie gegen morgen, nachdem er einen ring von ihrem finger gezogen. Nach sieben tagen reitet man von Sægard fort; Gunnar setzt einen häuptling über die burg. Während Gunnar, Högni, Sigurd nach Niflungaland reiten, zieht Thidrek mit seinen mannen nach Bern.

Hierzu hat der sagaschreiber das Nibelungenlied benützt, wenn er auch vieles ausgelassen, vieles entstellt hat. Auch reminiscenzen an die Edda blicken an einzelnen stellen durch.

Cap. 342--348. Sigurds ende. Seit Sigurd Grimhild geheiratet hatte und an Gunnars hofe lebte, stand dessen reich in gröster blüte. Kein ebenso mächtiger häuptling fand sich in der umgegend. Als einstmals Brynhild in ihre halle geht, steht Grimhild nicht auf vor ihr. Darob entspinnt sich heftiger streit zwischen den beiden frauen, bei dem Grimhild Brynhilden vorwirft, dass sie sich durch Sigurd ihr magdtum habe nehmen lassen und es durch vorzeigung des ringes, den Sigurd Brynhilden abgezogen hatte, beweist. Brynhild entfernt sich voll zorn und fordert ihren gemahl, der eben von der jagd heimkehrt, auf, die ihr widerfahrenen schmähungen zu rächen. Gunnar sagt es ihr zu. Einige tage später gebietet Högni dem koch, die speisen am folgenden tage stark zu salzen und wenig trank zu spenden. Dies geschieht; man reitet darauf zur jagd. Högni reitet etwas später nach, weil er zuvor ein zwiege-

spräch mit Brynhild hatte, in welchem dieselbe ihn zur ermordung Sigurds bestimmte. Alle sind von dem starken jagen erhitzt und müde. Man gelangt an einen bach; Gunnar und Högni legen sich nieder um zu trinken, darnach Sigurd. Högni erhebt sich inzwischen und stösst seinen speer Sigurd zwischen den schultern durchs herz. Sigurd macht Högni heftige vorwürfe und verendet. Die leiche wird zur burg gefahren und Grimhilden ins bett geworfen. Grimhild erwacht darüber, klagt an Sigurds leiche und überführt Högni des mordes, der denselben einem wildeber zugeschrieben hatte. Grimhild lässt Sigurds leiche bestatten. Sigurds ruhm ist unvergänglich in Deutschland wie bei den Nordmannen.

Auch in dieser partie hat der sagaschreiber das Nibelungenlied benützt, auch hier mit mehrfachen entstellungen. — Weit enger schliesst er sich in der letzten partie c. 356—393, Grimhilds rache, demselben an. An diesem theile der sage, der dafür evidentester ist, soll nun durch eine genaue vergleichung mit dem Nibelungenliede der nachweis geliefert werden, dass dem sagaschreiber das uns erhaltene Nibelungenlied als quelle gedient hat.

DRITTES KAPITEL.

DER ZWEITE THEIL DER NIBELUNGENSAGE, ODER DIE NIFLUNGASAGA IM ENGEREN SINNE.

Cap. 356.

Herzog Osid reist nach Niflungaland im auftrage könig Attilas, um für diesen um Sigurds wittwe Grimhild zu werben.

Im allgemeinen entspricht Nib. 1083 — ca. 1128.¹⁶ Mit dem anfang des kapitels „Attila erfährt, dass Sigurd tot ist usw.“ knüpft der sagaschreiber an die vorausgehende erzählung von Sigurds ermordung (c. 348) an.

Zu der beschreibung von Grimhild (zeile 2 ff.): *Grimhildr, er allra kvinna er vitrust ok fegrst* stimmen Rüdigers worte Nib. 1090, 2 — 3:

jane künde niht gesin

in dirre werlde schæner deheines küniges wip

Die unmittelbar folgenden worte der saga: *en hann* (sc. Attila) *er nú kvænlauss* stimmen zu Nib. 1083, 1:

Daz was in einen ziten, dô vrou Helche erstarp.

16) Die strophenzählung des Nibelungenliedes ist die der Lachmannschen ausgabe; der text dagegen ist aus gründen, die sich später herausstellen werden, derjenige der recension B, nach v. d. Hagen (Breslau 1820), Bartsch (Leipzig 1866) und den Lachmannschen anmerkungen, so gut sich thun liess, construiert.

Attila lässt seinen verwanten Osid zu sich kommen und trägt ihm seine botschaft auf: *Attila konungr vill senda hann at biðja ser konu Grimhildar* usw., *er átt hefir Sigurðr sveinn*. Hierzu zu vergleichen Nib. 1091:

Er sprach: „sô wirb ez Ruedegêr, als liep als ich dir sî usw.

und zu den letzten worten Nib. 1084, 4^b:

der starke Sifrit was ir man.

Die nächsten worte: *Osiðr hertogi léz fara vilja, hvort er konungr vill hann sent hafa* ähneln Rüdigers worten Nib. 1093, 3:

ich wil ðin bote gerne wesen an den Rîn.

Osid rüstet sich zur fahrt *með mikilli kurteisi* und nimt 40 (A. B.: 60) ritter mit und viele knappen.

In Nib. 1095 will sich Rüdiger so ausrüsten, *ðaz wirs êre hân* und 500 ritter mit nehmen.

Osid reitet seine strasse, bis er nach Verniza (auch Vermista, Vermenza = Wormeze) zu Gunnar kommt. — (Die ausführlichen und breiten reiseschilderungen des Nibelungenlieds werden vom sagaschreiber stets in knappster form widergegeben; vgl. c. 358. 360. 371.). Die Hunnen werden gut empfangen: *þeim er þar vel fagnat; dvelz hann þar nokkura daga.*

Ebenso Nib. 1122, 3:

dô wurden wol enpfangen die von Hiunen lant.

Nach Nib. 1140 muss Rüdiger drei tage warten, ehe Gunther Kriemhiltis gesinnung erkunden will.

In diesem kapitel haben wir neben mehreren übereinstimmungen auch bedeutendere abweichungen. Während hier Attila aus freien stücken um Grimhild wirbt, thut er es im Nib. auf den rat seiner freunde. Hier unternimmt ein verwanter des königs, (Attilas brudersohn nach c. 41), die werbung, im Nib. der lehnsman Rüdiger. Osid nimt nur 40 (60) ritter und viele knappen mit, Rüdiger im Nib. 500 ritter.

Cap. 357.

Osid vollzieht die werbung und bringt Attila davon kunde.

Im allgemeinen entspricht Nib. 1130 — 1229. — Eines tages beruft Osid Gunnar und seine brüder zu einer unterredung und spricht: *Attila konungr af Súsa sendir góða kveðju Gunnari konungi ok Högna hans bróður* (hdschr. A: *G. k. ok hans bræðrum [Högna ok Gernost B.]*). Nib. 1131 bittet Rüdiger sogleich nach seiner ankunft um erlaubnis Etzels botschaft auszurichten und sagt 1133, 1 — 3:

iu enbiutet an den Rîn

*getriuwelichen diencst der gróze voget mîn,
dar zuo allen friunden, die ir müget hân.*

Osid fährt fort: *Attila konungr vill fá yðra systur Grímhildi með svá miklu fé sem yðr sæmir at senda hánun; (derartige bestimmungen über die mitgift fügt der sagaschreiber auch sonst bei öffentlichen brautwerbungen hinzu; vgl. c. 29. 44.) ok hann vill vera yðarr vin.*

Im Nib. vermeldet Rüdiger erst den tod der Helche und bringt dann die werbung vor 1139:

*Man sagete mīnem hēren, Kriemhilt si āne man,
hēr Sifrit si erstorben; und ist daz sō getān,
wolt ir ir des gunnen sō sol si krōne tragen
vor Etzelen recken; daz hiez ir mīn hērre sagen.*

Darauf fährt der sagaschreiber fort: *þá svarar Gunnarr konungr: „Attila konungr er maðr ríkr ok mikill höfðingi; vill Högni ok Gernoz mínir bræðr sem ek, þá megum vér ei synja hánun þessa.“*

Im Nib. 1142 befragt Gunther ebenfalls erst seine verwanten:

*der künec nāch rāte sande (vil wislich er pflac),
und ob ez sine māge dūhte quot getān,
daz Kriemhilt nemen solde den künic Etzeln ze man.*

Doch schon str. 1140, 4 sagt er: „ehe ich Kriemhilt's willen erfahre, zwiu solde ich Etzeln versagen?“

Högni ist der erste, der Gunnarn antwortet: „*Svá liz mer, sem oss muni þat vera mikill vegr, at hinn ríki Attila konungr fáí vár-rar systur; hann er allra konunga ríkistr ok mestr; nú megum vér af því vera meiri menn enn nú erum vér.*“

Im Nib. dagegen rät Hagen ab, alle übrigen aber geben ihre einwilligung, ganz besonders Giselher. Wenn in der saga Attilas mächtige stellung den ausschlag gibt, so kann man damit die worte der ratgeber des Etzel im Nibelungenliede vergleichen. Als Etzel unschlüssig ist, um Kriemhilt zu werben, sagen jene 1086:

*„waz ob siz lihte tuot?
durch iuwern namen den hōhen unt iuwer michel quot
sō sol man daz versuochen an daz vil edele wīp.
ir mūget vil gerne minnen den ir vil wætlīchen līp.“*

Högni gibt ferner den rat: „*En þetta mál verðr þó at ræða fyr henni, fyr því at hennar skap er svá stórt, at ei má Attila konungr ok engi annarra i veröldu hennar fá fyr útan hennar vilja.*“

Im Nib. 1140 ist dies Gunthers rat, den alle, Hagen ausgenommen, billigen:

*„si hæret mīnen willen, ob siz gerne tuot.
den wil ich iu künden in disen driēn tagen.
ē ichz an ir erfunde zwiu solde ich Etzeln versa-
gen?“*

Die folgende erzählung dieses kapitels zeigt fast gar keine übereinstimmung mit dem Nibelungenliede, denn während in der saga Grimhild die werbung sofort annimmt, weigert sie sich im liede zur annahme des antrags lange zeit, bis Rüdiger sie durch versprechungen gewinnt. — Grimhild wagt nicht nein zu sagen, weil Attila ein so mächtiger mann ist. Im Nib. 1200 nimmt sie schliesslich die werbung an, weil Etzel viele recken hat und sehr mächtig ist. Um so eher glaubt sie sich an Hagen rächen zu können. In der saga reitet Osid, von Gunnar mit Sigurds helm¹⁷ und schild beschenkt, zurück und bringt Attila die frohe kunde. Im Nib. führt Rüdiger Kriemhild Etzeln entgegen, sendet aber zuvor boten an ihn, die ihm den günstigen ausfall der werbung melden (1229). Högni wird in diesem cap., wie überhaupt in der ganzen saga als bruder Gunnars und Grimhilds dargestellt. Das Nibelungenlied nennt ihn nur einen verwanten (mâc) des königshauses (str. 841. 1073). Dieses brudertum scheint aus den Eddaliedern herübergenommen zu sein. Möglicherweise stammt es auch aus dem Sigfridlied (vgl. unten im vierten kapitel §. 9, c, α). Aus der Thidrekssaga ist es in die dänische und färöische sage übergegangen (vgl. unten im sechsten kapitel).

Cap. 358.

Attila holt Grimhild in Werniza ab.

Kriemhilds reise von Worms nach Hunnenland erzählt das Nibelungenlied str. 1225 — 1324.

Hier weicht die saga fast gänzlich vom Nibelungenliede ab, nähert sich aber der Edda, insofern auch dort Atli die braut selbst heimholt (Guðrúnarkv. II, 35. 36. Die citate der Edda nach S. Bugge). Doch ist zu beachten, dass im Nib. 1277 — 92 Etzel mit Dietrich der braut bis Tulu entgegentzieht und sie von dort ab selbst heimführt. Wie Attila mit 400 rittern und vielen knappen ins Niflungaland reitet, so begleitet ihn auch nach Nib. 1278 *vil manege wite schar* bis Tulu. Darunter sind (nach 1282) 24 fürsten; unter andern Dietrich (1287). Während im Nib. die hochzeit in Wien stattfindet, wird sie in der saga, der vorhergehenden erzählung gemäss, in Werniza abgehalten.

Attila erhält als mitgift *silfr svá mikít sem hánum var sæmi at*.¹⁸

Nach Nib. 1220 werden Kriemhilden *zwelef schrín des aller besten goldes* mitgegeben.

17) c. 400 trägt Thidrek Sigurds helm ohne dass gesagt wird, wie er in seinen besitz gekommen ist. Ein zeugnis für das kritiklose arbeiten des sagaschreibers.

18) Nach der schwedischen recensio [SR.] erhält Grimhild das silber von Attila, während es in der originalfassung Attila und Grimhild von Gunnar erhalten; diese abweichung ist wol aus einem lesefehler entstanden.

Die beschenkung Thidreks mit Sigurds ross Grani und Rodingeirs mit dessen schwerte Gramr sind dem Nibelungenliede gleichfalls fremd. Nach Nib. 1721 befindet sich sogar Sigfrids schwert in Hagens hand. Die namen Gramr und Grani sind aus der Edda entlehnt; vgl. Gr. HS. s. 84 u. 182. Attila reitet zurück in sein reich. *En hans kona Grimhildr grætr hvern dag sinn ljúfa búanda Sigurð svein.*

Damit vergleiche man Nib. 1311, wo es von Kriemhilt heisst, als ihr bei der hochzeit in Wien so viele ehren erwiesen werden:

Wie si ze Rîne sæze, si gedâht ane daz,

bî ir edelem manne: ir ougen wurden naz,

besonders aber Dietrichs worte, als er die Burgunden vor Kriemhilt warnt, 1662:

Kriemhilt noch sére weinet den helt von Nibelunge lant;
oder nach C: *den Sifrides tót*

weinet mîn frou Kriemhilt noch dicke in angestlicher nôt;

und str. 1668, 2 ff. (ebenfalls Dietrichs worte):

ich hæere alle morgen weinen unde klagen

mit jâmerlichen sinnen daz Etzelen wîp

dem rîchen gote von himele des starken Sifrides lip.

Cap. 359.

Grimhild ladet mit Attilas einwilligung ihre brüder zu sich ein.

Hier mehrten sich die übereinstimmungen mit dem Nibelungenliede (aventure XXIII). — *Ok er liðnir vóru 7 vetr svá at Grimhildr hefir verit í Húnalandi, þá er þat eina nótt at hun mælti við Attila konung.*

Im Nib. str. 1327 gebiert Kriemhilt nach verlauf von 7 jahren dem Etzel einen sohn. Erst im 13ten (str. 1330. C: im 12ten) jahre beschliesst sie, sich für Sigfrids ermordung zu rächen und Etzel zur einladung der brüder zu ermahnen.

Mit den folgenden worten stimmt Nib. 1340:

Dô si eines náhtes bî dem künige lac

und Nib. 1341, 1: *Si sprach zuo dem künige.*

Saga: „*Herra Attila konungr! þat er mikill harmr, er á þesum 7 vetrum hefi ek eigi hitta mína bræðr.*

Damit stimmt fast wörtlich Nib. 1341, 1:

vil lieber hêrre mîn und 1343, 2 f.:

ich hân vil hôher máge; dar umbe ist mir sô leit,

daz mich die sô selten ruochent hie gesehen.

Nach der saga fragt Grimhild, wenn Attila die verwanten einladen wolle. Sie sucht ihn durch aussicht auf besitz des Nibelungenhortes,

von dem ihr ihre brüder nichts gewähren wollten, zur einladung zu bewegen. Attila weiss, dass Sigurd viel gold besessen hat, zunächst das, was er bei tötung des drachens (c. 185 *Faðmir* genannt) erlangte, was er auf heerzügen erwarb, und was er von seinem vater Sigmund geerbt hat. Diesen schatz mag er nicht missen und erlaubt daher die einladung. Von alledem sagt das Nibelungenlied nichts; hier erklärt sich Etzel sofort bereit, Kriemhildens brüder einzuladen.

Dagegen ist aus der Edda *Atlis* habgier bekannt (vgl. *Atlam.* 57. *Atlakv.* 20. 26. 27. 31. vgl. *Gr. HS.* s. 12.). Aus der Edda wissen wir auch, dass Sigurd nach erschlagung des *Fafnir* des hortens, den dieser hütete, sich bemächtigte (*Fáfnism.* prosaischer schluss).

In c. 33 der *Völsungasaga* bei Bugge, *Völsungas.* 1865, s. 167¹⁸⁻²²; 168¹⁻³ treibt gleichfalls goldgier *Atli* dazu, seine verwanten einzuladen. Diese habgier wird vom sagaschreiber nochmals berührt bei der erzählung von *Attilas* tode cap. 424 ff. In der spätern erzählung der *Niflungasaga* ist sie ganz vergessen, vgl. c. 376; und das stimmt genau zur zeichnung von *Etzels* charakter, die das Nibelungenlied gibt. *Attila* gibt seine erlaubnis mit den worten: *Nú vil ek, frú, at þú bjóðir þeim, ef þú vill, heim þínum bræðrum; en ekki vil ek til spara at búa þá veizlu sem veglgast.* Damit stimmt *Nib.* 1344:

vil liebiu vrouwe mîn,
diuht ez si niht ze verre, sô lüede ich über Rîn
swelh ir dâ gerne sæhet her in mîniu lant.

ferner 1346:

Er sprach: „swenn ir gebietet, sô lâz et ez geschehen;
irn kundet iuwer vriunde sô gerne niht gesehen,
als ich si gesæhe, der edelen Uoten kint.
mich müet daz harte sêre, daz si uns sô lange vremde sint.

Von einem mahle wird hier nichts gesagt, wol aber trägt *Etzel* den boten str. 1351 auf, die *Burgonden* zu einer *hohgezît* einzuladen.

Bald nachher bescheidet *Grimhild* zwei boten zu sich und entsendet sie. Im *Nib.* erhalten die boten von *Etzel* aufträge und von *Kriemhilt* noch einen geheimen auftrag.

Ok eigi mikilli stundu síðar lætr Grimhildr kalla til sín 2 menn (nach A. und B. *leikmenn*, auch in der *Mmb.* wenige zeilen später) *ok segir þeim sín erendi at hon vill senda þá í Niflungaland „at reka mitt erendi, en til þessar ferðar skal ek ykr búa með gulli ok silfri ok góðum klæðum ok góðum hestum.“*

Dazu stimmt *Nib.* 1347, 4:

die guten videlære hiez er bringen sâ ze hant
(C: die Ezelen videlære hiez man usw.)

1348, 1 *Sie ülten harte balde, dá der künic saz
bì der küniginne. er saget in beiden dag,
si solden poten werden in Burgonden lant.
dô hiez er in bereiten harte hêrlîch gewant.*

(1348, 3 liest C: *in sîner friunde lant.* Das stimmt weniger genau zu den worten der saga). Man vergleiche ferner Kriemhilt's worte 1354, 1:

nu dienet michel guot.

1354, 4 *ich mache iuch quotes rîche unt gibe iu hêrlîch gewant.*

Ok þessir leikmenn segja, at þeir vilja alt þat er hun býðr gjarnsamlega gera. Hierzu passen Wärbelins worte Nib. 1353, 1: „*Wir tuon swaz ir gebietet.*“

Grimhild rüstet die boten aus: *Nú býr hon ferð þeirra hverja leið er hun má vegligast, ok fær þeim bref ok insigli Attila konungs ok sitt.* Dies stützt sich auf Nib. 1348, 4:

dô hiez er in bereiten harte hêrlîch gewant.

1361, 2 *si fuoren quotes rîche und mochten schöne leben.*

1361, 4 *in was von quoter wæte wol gezieret der lip.*

1361, 1 *brieve unde boteschaft was in nu gegeben.*

Der sagaschreiber lässt die einladung der Niflungen durch Grimhild gänzlich unmotiviert. Dass sich Grimhild an ihren brüdern und deren mannen rächen will, zeigt sich erst aus der späteren erzählung, namentlich von cap. 376 an. Im Nibelungenliede dagegen tritt von vornherein das streben nach rache deutlich hervor (vgl. str. 1331 ff.).

Cap. 360.

Attilas boten kommen nach Werniza und erledigen ihren auftrag.

Im allgemeinen entspricht Nib. 1363--1396. — Der sagaschreiber hat bedeutend abgekürzt. *Þessir menn fara alla sína leið, til þess er þeir koma í Niflungaland ok hitta Gunnar konung í Vernicuborg.* Dazu stimmt Nib. 1363, 1—2:

Die boten dannen fuoren úzer Hiunen lant

zuo den Burgonden. und Nib. 1370, 1—2:

Inre tagen zwelfen kômens an den Rîn

ze Wormez zuo dem lande. und Nib. 1376, 1—2:

Dô gie mit urloube, dá der künic saz,

dag Etzelen gesinde.

Gunnarr konungr tekr vel sendimönnum Attila konungs, mágs síns, ok eru þeir þar í góðum fagnaði. Die saga stützt sich hier auf Nib. 1372, 4:

Sie suln uns durch ir hêrren grôze willekomen sîn. (Hagens worte.)

1378, 2 f. *do enpfie man die geste sô man von rehte sol
güetlîchen grüezen in ander künige lant.*

1379, 2 „*Sit willekomen beide, ir Hiunen spileman.*“ (Gunthers Worte.)

Nach der saga verweilen die boten einige zeit, bevor sie ihren auftrag vorbringen, im Nibelungenliede thun sie es gleich beim empfang, doch sollen sie erst nach sieben nächten (str. 1390) antwort empfangen.

Der eine bote spricht: *Attila konungr af Súsa ok hans dróttning Grimhildr sendir kveðju Gunnari konungi í Vernizu ok hans bróður Högna ok Gernorz ok Gislher ok öllum þeirra vinum guðs ok sína. Vér viljum yðr bjóða heim til veizlu ok vináttu í vart land.* Susa ist Etzelnburg des Nibelungenliedes, d. h. Ofen. S. unten im fünften kapitel. — Der gruss klingt dem ähnlich, den Osid c. 357 ausrichtet. Die saga gibt hier die worte Wärbels wider: Nib. 1380, 2:

*dir enbiutet holden dienest der liebe hêrre mîn
und Kriemhilt dîn swester her in ditze lant.
si habent uns iu recken úf quote triuwe gesant.*

und Swämmels Nib. 1387, 3:

*unt ze vorderst dem kûnege sîn wir her gesant,
daz ir geruochet rîten in daz Etzelen lant.*

Die einladung zu mahl und freundschaft entspricht Etzels auftrage Nib. 1351, 2:

*daz sie des niht enlân,
sine komen an disem sumere zuo mîner hohgezît,
wand vil der mînen wînne an mînen konemâgen lît.*

Der gruss an die einzelnen brüder scheint entnommen aus den worten Kriemhiltis gegen die boten 1357—1359.

In den folgenden worten der saga bieten Attilas boten den Niflungen die theilnahme an der regierung von Hunaland an, weil Attila alt und schwach sei u. s. w. Dem Nibelungenliede ist dieser zug ganz fremd. Dass Attila alt und schwach genannt wird, ist aber auch der darstellung der Thidrekssaga unangemessen, denn nach dem falle der Niflungen beherrscht Attila noch 12 jahre lang sein reich (cap. 423), und hat sogar bei seinem untergange noch einen sohn von 11 jahren. Der sagaschreiber hat hier offenbar aus der Edda geschöpft, denn nach Atlakv. 5 bietet Knefröd, Atli bote, den brüdern der Gudrun, als er sie zu Atli einlädt an „das feld der weiten Gnitahede, die kleinode und städte Danprs (Dänemark) und den Schwarzwald.“

Diese stelle der Thidrekssaga findet sich fast wörtlich Völs. sag. c. 33 (bei Bugge s. 169⁹⁻¹²) wider.

Die letzten worte der boten: *ok hafit með yðr svá marga menn sem yðr sæmi er til, ok verit heilir* stimmen zu Nib. 1357—59, wo

Kriemhilt den boten aufträgt, Gernot einzuladen, zum Hunnenlande zu kommen und die besten *fründe* mitzubringen, ausserdem Giselher und Hagen zur annahme der einladung zu bewegen.

Während die boten im Nibelungenliede Etzeln die kunde von der annahme der einladung überbringen, sind sie in der saga von nun an für immer vergessen. Merkwürdig genug ist aber, dass Attila (nach c. 371) kunde vom herannahen der Niflungen hat.

Cap. 361.

Gunnar beschliesst die reise zu könig Attila.

Diesem kapitel entspricht ungefähr Nib. 1397 — 1413. Der sagschreiber führt an einzelnen stellen mehr aus und liebt, wie auch anderwärts, widerholungen. Nachdem Gunnar den durch die boten überbrachten brief gelesen hat, *kallar hann á málstemnu sína bræðr Högna ok Gernoz ok Gislher; hann berr upp þetta mál ok leitar ráðs við þá, hversu háttu skal.* Damit stimmt Nib. 1397, 2:

dô het der künec rîche nâch friunden sîn gesant.

*Gunther der edele vrâgte sîne man
wie in diu rede geuile.*

Nach beiden darstellungen rät Hagen die reise ab. Die übereinstimmung ist fast wörtlich: „*En með því at þú farir í Húnaland, þá mantu eigi aptr koma ok engi sá er þer fylgir, fyr því at Grímhildr er útrú kona ok vitr; ok má vera, at hun sé í svikum um oss.*“ Nib. 1401:

„*Nu lát iuch niht betrâgen,*“ sprach Hagene, „*swes si jehen, die boten von den Hiunen. welt ir Kriemhilde sehen, ir müget dâ verliesen die êre und ouch den lip. já ist vil lancræche des künec Etzelen wîp.*“

Den nächsten worten: *þá svarar Gunnarr konungr: „Attila konungr minn mágr hefir mer orð sent með vinátú, at ek skal koma til Húnalandz, ok fara þessir menn með sannendum* entsprechen Gernots worte in Nib. 1410:

„*Wir wellen niht beliben,*“ sprach dô Gêrnôt,
„*sit daz uns min swester sô minneclîch enbôt
unt Etzele der rîche. zwiu solde wir daz lân?*“

Darauf macht in der saga Gunnar Högnin den vorwurf: *þetta ráð gefr þú mer eptir því sem þín móðir gaf mínum feðr* (so Mmb. u. B.), *er hwert sinni var verra et síðarra en et fyrra.* Raszmann (II, 60) bemerkt, es scheine hieraus hervorzugehen, dass Gunnar und Högni nicht söhne derselben mutter gewesen seien. Diese annahme ist nach Thidr. c. 169 (170) unmöglich. Vielmehr hat man hierin eine böswil-

lige anspielung auf Högnis erzeugung durch einen elben (c. 169) und den betrug, den dabei Oda ihrem gemahle Aldrian gespielt hat, zu erkennen. v. d. Hagen, übersetzung der Wilkina- und Niflungasaga, 2. aufl. Breslau 1855, s. 336 sieht hierin, nicht mit unrecht, zugleich eine anspielung auf den bössartigen charakter der Grimhild (Gjukis gemahlin) in der Edda. — Dem Nibelungenliede ist obiger zug fremd.

Gunnar spricht weiter: „*Nú vil ek þat eigi af þer þiggja; nú skal ek at sönnu í Húnaland.*“ Dazu stimmen die schon angeführten worte Gernots 1410, 1:

„*Wir wellen niht beliben.*“

Zu Gunnars worten: „*En þú Högni fylg mer ef þú vilt, en ella sit heima, ef þú þorir ei at fara*“ stimmen im Nibelungenliede Giselhers worte 1403, 2—3:

„*sít ir iuch schuldec wizzet, friunt Hagene,
sô sult ir hie beliben, unt iuch wol bewarn*“

und Gernots worte 1410, 4:

„*der dar niht gerne welle, der mac hie heime
bestân.*“

Darauf gibt Högni zur antwort: „*Ei mæliŕ ek þetta fyr því at ek muni vera ræddari um mitt líf en þú skalt vera um þitt.*“ Dazu stimmen die worte einer späteren stelle Nib. 1453, 1:

*Dô sprach von Tronege Hagene: „durh vorhte ich niht
entuo (vgl. 1452, 4).*

Darauf wiederholt Högni, dass keiner aus Hunaland zurückkehren werde und fügt hinzu: „*En ef þú vill fara í Húnaland, þá vil ek eptir sitja* (A u. B: *eigi eptir sitja*. Diese lesart ist allein richtig, wie man aus dem schlusse des capitels und aus dem Nibelungenliede ersieht). Im Nibelungenliede gibt Hagen str. 1411 f. seine einwilligung. Allein zum wortlaute der saga passen genauer Hagens worte str. 1453, 2—3:

„*swenn ir gebietet, helde, sô sult ir grífen zuo.
já ríte ich mit iu gerne in Etzelen lant.*“

Högnis nächste worte: „*Eða mantu ei, Gunnarr konungr, hversu vér skildumz við Sigurð svein? en með því at þú mant ei, þá veit ek þann mann í Húnalandi er muna skal, en þat er Grímhildr vár systir; ok hon skal vist þik á minna, þá er þú kemr í Súsa*“ sind eine ausführende widergabe von Hagens worten im Nib. 1399:

„*Nú ist iu doch gewizzen waz wir haben getân:
wir mügen immer sorge zuo Kriemhilde hân;*“

*wand ich sluoc ze tôde ir man mit mîner hant.
wie getorste wir rîten in daz Etzelen lant?“*

Die darauf folgende antwort Gunnars: „þóttu sér svá ræðr fyr þinni systur Grimhildi, at fyr þá skyld þorir þú ei at fara, þá skal ek fara ei at síðr entspricht Gernots antwort Nib. 1402, 2 ff.:

*„sít ir von schulden fürhtet dá den tót
in Hiunischen rîchen, solde wirz darumbe lân
wir ensæhen unser swester, daz wær vil úbele getân.“*

Nach den folgenden worten der saga wird Högni erzürnt, weil ihm so oft seine mutter vorgeworfen wird, dagegen im Nib. 1404, 1, weil niemand auf seinen rat hören will.

Högni geht in die halle zu seinem blutsfreunde Folker und weil er vermutet, dass Folker am zuge theil nehmen werde, sagt er zu ihm: „ok með oss skulu fara allir várir menn, ok vápni sik nú ok þúiz hvatlega; ok þeir einir þurfu at fara er þori at berjaz.“ Dazu stimmt der rat, den Hagen im Nibelungenliede Gunthern gibt, 1411, 3 f.:

*„ich rât iu an den triuwen, welt ir iuch bewarn,
sô sult ir zuo den Hiunen vil gewârlîche varn.“*

und 1412, 1 f.:

*„Sít ir niht welt erwînden, so besendet iuwer man,
die besten die ir vindet oder inder müget hân.“*

Neben den zahlreichen übereinstimmungen haben wir in diesem capitel auch einige abweichungen, die sich als gedächtnisfehler erklären. Folker ist in der saga an Gunnars hofe gegenwärtig; nach dem Nib. 1416 kommt er erst, durch Gunthers boten beschieden, an den hof. Högni und Folker werden als blutsfreunde vorgeführt (wenn wir *frændi* nicht blos als „freund“ nehmen wollen). Auch davon weiss das Nibelungenlied nichts. Der Rosengarten D, und im anschluss an diesen der anhang zum Heldenbuch, nennen Volker Kriemhildens schwestersohn. Keine deutsche dichtung¹⁹ kennt eine schwester der Kriemhilt (vgl. Gr. HS. s. 254.). Es ist daher sehr fraglich, ob die angabe des Rosengartens D auf alter sage beruht, noch fraglicher aber, ob im anschluss an diese angabe des Rosengartens der sagaschreiber Högni und Folker als blutsfreunde dargestellt habe. Vielmehr mag dies verwantschaftsverhältnis aus der innigen freundschaft, die zwischen Hagen und Volker im Nibelungenliede

19) Nach Guðrúnarkv. I, 4 ist Gjuki's familie und verwantschaft eine übertrieben zahlreiche. Hier (str. 12. 17. 24) wird auch noch eine zweite tochter Gjuki's, Gullrönd, genannt. vgl. Gr. HS. s. 350.

obwaltet, entsprungen sein, gleichwie die dänische sage im anschluss an die Thidrekssaga beide aus blutsverwanten zu brüdern gemacht hat.

Cap. 362.

Odas traum und warnung.

Nib. 1449 — 1451. Die saga führt weiter aus: *Þá stóð upp dróttning Oða, móðir Gunnars konungs ok Gislher ok gengr til konungs ok mælti til hans: „Herra! mik dreymdi einn draum (B: í nótt dreymdi mik e. dr.), er þú skalt heyra. En þat er í þessum draum, at ek sá í Húnaland svá marga fugla dauða at alt land várt var autt af fuglum.* Dieser traum stimmt fast wörtlich mit Nib. 1449, 1. 3—4:

1. *Dô sprach zuo zir kinden diu edele Uote:*
3. *mir ist getroumet hînte von angestlicher nôt,*
4. *wie alleg daz gefügele in disem lande wære tôt.*

Oda weissagt darauf den unglücklichen ausgang der fahrt (dem wortlaute nach eine widerholung von Högnis prophezeiungen in c. 361) und schliesst daran eine abmahnung von der reise: „*Ger svá vel, herra! far eigi!* usw. Stützt sich auf Nib. 1449, 2:

„*ir soldet hie beliben, helde quote.*“

Högni antwortet ihr darauf mit ziemlich barscher rede: „*Gunnarr konungr hefir nú ráðit ferð sína, svá sem hann vill vera láta, ok ekki hirðum vér um drauma yðra gamalla kvinna; fátt gott vitit þér, ekki megu yður orð standa um vára ferð.*“ Im Nibelungenliede bedient er sich einer etwas höflicheren ausdrucksweise 1450:

„*Swer sich an troume wendet,* sprach dô Hagene,
der enweig der rechten mære niht ze sagene,
wenne ez im ze éren volleclichen stê:
ich wil daz mîn hêrre ze hove nâch urloube gê.

und 1451, 1:

Wir suln gerne rîten in Etzelen lant“ usw.

Darauf will Oda wenigstens ihren jungen sohn Gislher zurückbehalten, aber er lässt sich nicht bereden. Dieser zug ist dem Nibelungenliede fremd.

Cap. 363.

Die könige und ihre mannen ziehen nach Hunaland.

Diesem capitel entspricht ungefähr Nib. 1413, 2—1418, 1446—1448, 1454—1467. In einzelheiten finden sich mehrfache abweichungen.

Nú sendir Gunnarr konungr bod upp í sitt land, at til hans skulu koma allir hans menn, þeir er vaskastir eru ok

fræknastir eru ok hánum baxt hugaðir. Dazu stimmt Nib. 1413, 2 (von Gunther gesagt):

dô hiez er boten riten witen in sinu lant.

und Hagens rat 1412, 1—2:

„besendet iwer man,
die besten die ir vindet oder inder müget hân.“

Ok er þessi ferð er búin, hefir Gunnar kgr. 10 hundruð manna, góðra drengja ok vel búinna, með hvítum brynjum ok bjártum hjálmum ok skörpum sverðum ok hvössum spjótum (ok nýjum skjöldum fügen AB hinzu) ok skjótum hestum.

Nach Nib. 1447 wird Gunther begleitet von 1060 rittern und 9000 knechten. Bei solchen zahlenangaben finden wir in der saga stets ver-
minderungen. Zur beschreibung der waffen usw. stimmt Nib. 1414, 2:

man hiez in allen geben ros und ouch gewant.

1415, 3 f.: *harnasch unt gewant*

fuorten die vil snellen in dag Guntheres lant.

1418, 4: *den konde anders niemen niwan frúmekeite jehen.*

1422, 1—3: *Schilde unde sátele unt alleg ir gewant,*

dag si füeren wolden in Etzelen lant,

dag was nu gar bereitet vil manigem kúenem man.

In der saga heisst es sogleich weiter: *ok þar sitr heima mörg fögr konu ok dýrleg eptir sinn búanda ok sinn sun ok bróður.* Von selbst versteht sich dass die frauen um die fortgezogenen in trauer sind. Reminiscenz an Nib. 1461, 1 ff.:

Dô man die snellen recken zen rossen sach gân,

dô kôs man vil der vrouwen trúreclíchen stân.

Zu der nachfolgenden banner- und wappenbeschreibung bietet das Nibelungenlied nichts völlig entsprechendes, und doch lässt sich dieselbe aus dem Nibelungenliede erklären; vgl. K. Lachmann, die ursprüngliche gestalt des gedichts von der Nibelungen Noth, Berlin 1816, s. 105: „Wie hier (sc. im Nib.) der falke, Siegfried, von zwei aaren, Günther und Hagen, erwürgt wird, so hatten nach der Vilkinasaga Gunnar und Högni adler in ihren wappen.“

Im Biterolf hat Günther in der fahne einen „silbernen eber“ (im Rosengarten D eine „goldene krone“), Hagen eine „burgzinne.“ Gr. HS. s. 129 f.

Die schildzeichen sind nach der abstufung der macht gewählt. Gunnar, als der regierende könig, hat zum adler noch eine krone. Die weniger mächtigen brüder Gernoz und Gislher haben blos habichte; die habichte sind offenbar aus den adlern abgeleitet.

Niflungar fara nú alla sína leið til þess at þeir koma at Rín, þar sem saman kemr Dúná ok Rín (A: *Djúná*. Diese angabe über das zusammenfliessen hat der abschreiber von B übergangen, während die SR. diese ungenauigkeit beibehalten hat).

P. E. Müller SB. II, 259 f. meint, der sagaschreiber habe absichtlich Donau und Rhein zusammenfliessen lassen, um dadurch die breite des stromes zu erkennen zu geben, die ansehnlich sein muste, wenn ein Isländer darin ein hindernis für die überfahrt der ritter finden sollte. v. d. Hagen, Wilkinasaga usw. (Nordische heldenromane IV, 49) nimt an, der sagaschreiber habe die Donau mit dem Maine verwechselt.

Keine von beiden erklärungen ist zulässig, die Hagens namentlich deswegen nicht, weil das Nibelungenlied den einfluss des Mains in den Rhein nicht erwähnt. Vielmehr hat sich der sagaschreiber durch eine lesart der Nibelunge Not aus der partie des Nibelungenliedes, die die reise der Kriemhilt zu Etzel erzählt,

str. 1235, 3 f.:

dá noch ein klöster stät

und dá daz In mit fluzze in die Tuonouwe gât,

zu jener irrigen angabe verleiten lassen. Eine vertauschung der namen In und Rín war (in anbetracht von cap. I, §. 1) nur zu leicht möglich.

Gemäss der vorstellung, dass Rhein und Donau zusammenfliessen, hat der sagaschreiber das übersetzen der Burgonden über den Rhein und über die Donau im Nib. (1454 und 1465, 4 ff.) zu einem einmaligen übersetzen zusammengeworfen.

Nach der erwähnung von Rín und Dúná heisst es weiter: *Ok þar er breitt er árnar hittaz; en þeir finna ekki skip. þeir dveljas þar um nóttina með sínum landtjöldum*. Diese worte stützen sich auf

Nib. 1455, 1 — 2: *Gezelt unde hütten spien man an daz gras anderthalp des Rînes*.

Hier wird übernachtet und am andern morgen die reise fortgesetzt.

1465, 4: *an dem zwelften morgen der künec zer Tuonouwe quam*.

1467, 1: *Daz wazzer was engozzen diu schif verborgen*.

1467, 3: *der wâc was in ze breit*.

In der saga wird am linken ufer von Rhein-Donau übernachtet, wie im Nibelungenliede am linken ufer der Donau.

Cap. 364.

Högnis abenteuer mit den meerfrauen.

Im Nibelungenliede entspricht etwa str. 1468 — 1489, 2. Das abenteuer findet in der saga nachts statt, während im Nibelungenliede am morgen (vgl. str. 1528). Die abweichung erklärt sich daraus, dass der

sagaschreiber in rücksicht auf die zeit noch bei Nib. str. 1455, in rücksicht auf die handlung bereits bei str. 1465 ff. steht; vgl. zu cap. 363 schluss.

Um kveldit er þeir eru mættir at nótturði mælti Gunnarr kgr. til Högna síns bróður: „Hverr skal halda vörð þessa nótt af várum mönnum? skipa þeim er þer sýniz.“ Mit dieser frage lässt sich Gunthers aufforderung gegen Hagen Nib. 1469, 3 f. vergleichen:

*„den furt sult ir uns suochen hin über an daz lant,
daz wir von hinnen bringen beidiu ros unt ouch gewant.“*

Högnis antwort: *„þér meguð skipa þeim er yðr sýniz til varðhaldz upp meðánni; en fyr neðan liðit vil ek hér vera varðhaldz maðr sjálfr, því at þá megum vér til geta ef vér fám oss nokkurt skip“* ist eine ausführung von Nib. 1471, 1—3:

*„Belibet bi dem wazzer, ir stolzen ritter guot,
ich wil die vergen suochen selbe bi der fluot,
die uns bringen übere in Gelfrátes lant.
(in daz Ezelen lant. a.)*

Als alle mannen schlafen gegangen sind, *tekr Högni öll sín vópn ok gengr með ánni ofan.* Der mond leuchtet ihm auf seinem wege. Das Nibelungenlied schildert ausführlicher,

1471, 4: *dô nam der starke Hagene sínen guoten schildes rant.*

1472: *Er was vil wol gewâfent. den schilt er dannen truoc,
sínen helm úf gebunden: licht was er genuoc.*

dô truoc er ob der brünne ein wâfen alsô breit usw.

1473, 1: *Dô suocht er nâh den vergen wider unde dan.*

Der mondschein ist aus Hagens und Dankwarts abenteuer mit Else und Gelfrat herübergenommen (vgl. str. 1560), und ist das einzige, was sich der sagaschreiber aus diesem abenteuer gemerkt hat.

Nú kemr Högni til eins vatn, er heitir Mæri; ok hann sér nokkura menn á vatninu; ok sér hann þeirra búnað liggja við vatnit ok milli ok árinna; hann tekr klæðin ok felr. Ok þat eru ekki aðrir menn en þat sem kallaðar eru sjókonur. Þær eigu eðli á sjó eða vötnum. En þessar sjókonur hafa farit or Rín ok í þetta vatn at skemta sér. Damit stimmt Nibl. 1473, 2 f.:

er hörte wazzer giesen; losen er began.

in einem schænen brunnen daz tâten wîsiu wîp:

(meerweiber nach 1475 und 1479)

diu wolden sich dá küelen unde badeten ir lip.

1474, 4: *er nam in ir gewæte.*

Das gewässer ist im Nibelungenliede eine quelle, die mit keinem namen belegt ist. Der name Mæri (aus Möringen entstanden), den der

sagaschreiber dem wasser beigelegt hat, beruht widerum auf einer verwechslung, denn Möringen ist der ort, bei dem die Burgonden über die Donau setzen (vgl. str. 1531), vgl. v. d. Hagen, Wilkinsaga usw. s. 341 anm. Die annahme v. d. Hagens (a. a. o.) und Raszmanns (II, 64), dass der sagaschreiber mit Mæri den Main habe bezeichnen wollen, entbehrt aller berechtigung.

Nú kallar sjókonan ok biðr hann fá ser klæði sín, ok gengr upp or vatninu. Nú svarar Högni: „Seg mer þetta fyrst, hvárt skolum vér koma yfir þessa æ ok aptr; með því at ei segir þú mer þat er ek spyr þik, fær þú aldri þín klæði.“ Dazu stimmt Nib. 1475:

*Dô sprach dag eine merewîp, Hadeburc was si genant:
„edel ritter Hagene, wir tuon iu hie bekant,
swenn ir uns, degen küene, gebt wider unser wât,
wie iu zuo den Hiunen disiu hovereise ergât.“*

Nur hat der sagaschreiber das, was im Nibelungenliede die meerfrau als dank für die zurückgabe des gewandes verheisst, Högni als bedingung für die zurückstellung der kleider aussprechen lassen.

Darauf antwortet die meerfrau: „þér meguð komaz allir heilir yfir þessa æ en aldri aptr, ok mantu þó hafa áðr et mesta erfði firir.“ Eine zusammenziehung mehrerer strophen. Während im Nibelungenliede beide meerfrauen mit Hagen verhandeln, thut es hier nur die eine.

1477, 1: *Si sprach: „ir müget wol rîten in Etzelen lant.*

1479, 4: *kumestu hin zen Hiunen, sô bistu sêre betrogen.*

1480, 2 ff.: *ir helde küene alsô geladet sît,
dag ir sterben müezet in Etzelen lant.
swelhe dar gerîtent, die habent den tût an der
hant.“*

Nach der saga schlägt Högni beide meerweiber tot — eine nachbildung der erschlagung des fährmannes —; im Nibelungenliede bleiben sie verschont. Nach der saga ist die eine meerfrau mutter der andern, nach Nib. 1479 muhme.

Die dänische und faröische sage machen beide meerfrauen zu einer und lassen sie im anschluss an die Thidrekssaga durch Hagen getötet werden (vgl. sechstes kapitel).

Cap. 365.

Högni findet einen fährmann.

Im Nibelungenliede entsprechen str. 1489, 3 — 1506. In einzelheiten weicht die saga ab.

Ok enn gengr hann ofan með ánni um rið. Þá sér hann eitt skip út á miðja ána ok einn mann á, ok bað hann róa at landi ok sækja einn Elsungs mann. En svá kallar hann hér, firir því at þeir eru þá komnir í ríki Elsungs jarls ens unga, ok hyggr hann, at skipmaðrinn man þá róa skjótari í mót hánum. Diese erzählung schliesst sich an Nib. 1489, 3 f.:

*dô gie er bi dem wazzer für sich an den sant,
dâ er anderthalben eine herberge vant.*

Hier sind einzuschalten die worte der einen meerfrau:

1484, 2: *„swâ obene bi dem wazzer ein herberge stât,
dâ inne ist ein verge und ninder anderswâ.“*

1490, 1 f.: *Er begonde vaste ruofen hin über den fluot:
„nu hol mich hie, verge.“*

1492, 3: *„nu hol mich, Amelrichen; ich bin der Elsen man.“*

Hieran schliessen sich die worte der meerfrau:

1485, 4: *„dirre marc hërre der ist Else genant.*

1488, 1. 2. 4: *Unde kum er niht bezite, sô ruofet über fluot,
unt jeht, ir heizet Amelrich,*

*sô kumet iu der verge, swenn im der name
wirt genant.“*

Von Elsung dem jungen erzählt die saga später noch mehr (c. 399—402). Sie unterscheidet zwei Elsunge, beide durch blutsverwandschaft mit einander verbunden. Der ältere, Jarl von Bern, ist von Samson (Thidreks grossvater) und dessen söhnen Erminrek und Thetmar erschlagen worden. Der jüngere Elsung, Jarl von Babilonia in der nähe des Rheins, wird von Thidrek (bei seiner zweiten heimkehr in sein reich) erschlagen. Auch der Biterolf kennt zwei Elsen; vgl. Gr. HS. s. 138.

Nach der saga will der fährmann Högni nicht ohne lohn übersetzen. Daher bietet ihm Högni einen goldring an mit den worten: *„Sé her, góðr drengr, þina skipleigu; hér er einn gullringr; hann gefek þer í þinn ferjuskat, ef þú flytr mik.“* Dem entspricht im Nib. str. 1493, 1. 2:

*Vil hōhe an dem swerte einen bouc er im bōt,
licht unde schæne was er von golde rōt.*

1490, 2 f.: *„nu hol mich hie, verge,“ sprach der deggen guot,
„sô gib ich dir ze miete einen bouc von golde
rōt.“*

Als der schiffsmann sieht, dass ihm ein goldring geboten wird, *þá minniz hann þess at hann hefir skömmu áðr kvángaz ok fengit fagnar konu ok ann mikit, ok vill fá henni gull hvar sem hann*

getr.²⁰ Diese erzählung von der jungen frau des fährmanns entspricht der lesart, die nur hds. B hat:

1494, 1: *Ouch was derselbe schifman niulich gehit.*

Die übrigen hdschr. (namentlich ADA) lesen: *[vil] müelich gesit.* In Ih ist eine lücke. Vgl. Gr. HS. s. 182 und v. d. Hagen, Wilkinasaga usw. s. 343.

1494, 3: *dô wold er verdienen daz Hagenen golt sô rôt.*

Die folgenden worte: *Hann leggr sínar árar út ok rær at landi* stimmen zu Nib. 1493, 4:

der übermüete verge nam selbe dez ruoder an die hant.

1495, 1: *Der verge ilte genôte hin über an den sant.*

Der schluss dieses capitels weicht vom Nibelungenliede gänzlich ab. Högni nötigt den fährmann, der sich anfänglich weigert, mit zu den Niflungen zu fahren. Im Nibelungenliede weigert sich der fährmann, da er von Hagen getäuscht worden ist und in ihm einen feind vermutet, ihn überzusetzen. Hagen kommt darob in streit mit ihm, erschlägt ihn und rudert darnach allein das schiff zu den Burgunden hin.

Cap. 366.

Überfahrt der Niflungen. Högni erschlägt den fährmann.

Im Nibelungenliede entspricht ungefähr die partie von 1502—1514. Auch hier weicht der sagaschreiber mehrfach ab.

Bevor Högni zu Gunnar und seinen mannen kommt, haben diese ein kleines schiff, das sie irgendwo gefunden, zur überfahrt benutzt; allein das schiff schlug beim ersten versuche um. Davon erzählt das Nibelungenlied nichts. — *En er Högni kemr til þeirra með þat mikla skip, verða Niflungar fegnir* und die anfangsworte des capitels: *Nú er Gunnarr kgr. á fótum ok alt lið hans* stimmen zu Nib. 1505, 2:

gegen einem walde kërte er hin ze tal.

(a: *dô kërter harte balde daz wazzer hin ze tal.*)

dô vant er sínen hërren an dem stade stân;

dô gie im hin engegene vil manic wætlîcher man.

1506, 1: *Mit gruoze in wol enpfingen die snellen ritter guot.*

Stigr Gunnarr kgr. sjálfr á skipit ok með honum 100 manna; róa þeir á miðja ána. Diese werden zuerst übersetzt. Im Nibelungenliede ist die zahl grösser.

1513, 1: *Zem êrsten bráht er übere wol tûsent ritter hër, dar nâch sîne recken.*

(a: *unt sehzec sîner degene.*)

20) Diese erzählung von der jungen fährmannsfrau hat die SR. übergangen.

*Högni rær svá mikit at í einum verri brýtr hann sundr báðar árarnar ok af keipana.*²¹ Auch nach dem Nibelungenliede macht Hagen den fährmann,

1512, 3 f.: *Hagene was dá meister; des fuort er úf den sant vil manegen ríchen recken* usw., vgl. auch str. 1510. Das zerbrechen der ruder lesen wir im Nibelungenliede in anderem zusammenhange. Als Hagen nach erschlagung des fährmanns zu Gunther rudert und das schiff stromabwärts fließen will, heisst es

1504: *Mit zügen harte swinden kërte ez der gast, unz im daz starke ruoder in der hende brast.*

In a fehlt dieser zug. — Eine ähnliche erzählung findet sich auch in der Edda, Atlam. 37 und in der Völsungasaga cap. 44.

Das zerbrechen der ruder und ruderpflocke gibt Högni veranlassung, den schiffmann zu erschlagen: (Högni) *hljóp upp ok brá sverði ok hjó höfuð af skipamanninum er sat firir hánum á þiljunum.*

Dem entspricht Nibl. 1502, 1 — 3:

Mit grimmigem muote greif Hagene zehant vil balde zainer scheiden, dá er ein wáfen vant: er sluoc im ab daz houbet, und warf ez an den grunt.

Gunnar macht Högnin vorwürfe: „*Hvi gerðir þú þetta illa verk? hvat gaftu hánum at sök?*“ Mit fast denselben worten schildert Gernot Hagen, nachdem dieser den Kapellan ins wasser gestürzt hat,

1517, 2: „*waz hilfet iuch nu, Hagene, des kappelânes tót? tætz ez ander iemen, da sold iu wesen leit. umbe welhe schulde habt ir dem priester widerseit?*“

Die rechtfertigung Högnis: „*Ek vil ei, at boð fari firir í Húnaland várri ferð; ok nú kann hann ekki af at segja*“ haben in diesem zusammenhange eigentlich gar keinen sinn. Denn man sieht gar nicht ein, wie der fährmann hätte den Niflungen vorausseilen können. Dem sagaschreiber hat hier Nib. 1420 f. vorgeschwebt, wo Hagen ähnliche worte sagt, um Gunther zu bewegen, Etzels boten möglichst lange zeit in Worms zurückzubehalten.

Högni erhält wegen seiner bössartigkeit noch mehr vorwürfe von Gunnar und antwortet ihm darauf: „*Hvat skal ek spara nú at gera ilt meðan vér förum fram? ek veit nú gerla at ekki barn í várri ferð kemr apr.*“ Diese worte stützen sich auf Nib. 1528, 1 — 2:

„Daz sageten mir zwei merwip hiute morgen fruo, daz wir niht kæmen widere.

21) In der SR. zerbricht Hagen bloss die beiden ruder.

1529, 2 ff.: *si jāhen daz gesunder unser deheines lip
wider ze lande kæme, niwan der kappelân,
dar umb ich in wolde sô gerne hiut ertrenket hân.*“

Von Hagens versuche, den kappelan zu ertränken, erzählt der sagaschreiber nichts; gleichwol verwendet er einige strophen, die das Nibelungenlied bei dieser gelegenheit bringt. In reminiscenz an diesen vorfall scheint er auch die erschlagung des fährmannes für die erzählung von der überfahrt aufgespart zu haben. (vgl. zu cap. 365 schluss.)

Das drastische moment von dem zerbrechen der ruder im Nib. 1504 f. zerreisst der sagaschreiber in zwei züge. Einmal lāsst er Högni die ruder zerbrechen, das andere mal Gunnar das steuer.

Gunnarr kgr. stýrir; ok nú brestr í sundr stjórnoviðin ok gengr frá stýrit, ok svífr skipinu bæði firir straumi ok veðri. Nú leypr Högni skyndilega aptr til stýrisins ok dregr í stjórnoviðina allhardhendilega. Ok þá er hann hefir bætt stjórnoviðina ok hann hefir við komit stýrinu, þá er skamt til landz. vgl. Nib. 1504: das ruder zerbricht,

dâ was deheinez mere: hei wie schier erz dâ gebant
1505: *mit einem schiltvezzel! daz was ein porte smal.*

Von dem nun folgenden umschlagen des schiffes sagt das Nibelungenlied nichts, ebensowenig vom nasswerden der kleider. Das ausbessern des schiffes könnte allenfalls widerum eine anlehnung an Nib. AB. 1504, 4. 1505, 1 sein.

Ok eptir þat fara þeir leið sína allan þann dag. Dazu vgl. Nib. 1540, 3:

si riten under schilden durch der Beier lant.
und 1570, 3:

dar nâch si muosen riten in Ruedegêres lant.

Zwischen 1540 und 1570 liegt im Nibelungenliede das abenteuer mit Else und Gelfrat und die übernachtung bei Pilgerin, die beide vom sagaschreiber übergangen worden sind.

Cap. 367.²²

Högnis abenteuer mit Ekkivarðr.²³

Im Nibelungenliede entspricht str. 1571 — 1581, 1. Die Thidreks-saga gibt eine breitere darstellung. Auch kommen widerholungen vor.

22) In der SR. fehlen von hier an zwei blätter. Die handschrift beginnt wieder in c. 316 (Thidr. c. 373).

23) Die normale schreibweise scheint Ekkivarðr (Eckewart) zu sein; doch findet sich auch Ekkivörðr, Ekkinvarðr, Eikkinvarðr. Hdschr. B stets Ekkivarðr, A Ekkiharð.

Der anfang des capitels weicht ein wenig vom Nibelungenliede ab: alle mannen legen sich am abende nieder um zu schlafen und lassen Högni wache halten. Davon erzählt das Nibelungenlied nichts. — (Högni hält mehrmals wache, so schon cap. 364 anf., gleichwie er im Nibelungenliede in der ersten nacht nach der ankunft bei Etzel mit Volker gemeinschaftlich wacht). Högni geht weit fort vom heere und findet einen schlafenden mann. Im Nibelungenliede dagegen gehen alle Burgonden vorwärts und treffen Eckewart an.

(Högni) kemr þar at er einn maðr liggr ok sefr; sá er með vópnum, ok sverð sitt hefir hann lagt undir sik, ok koma hjöltin fram. Tekr Högni til sverðsins ok bregðr sverðinu ok kastar frá ser; hann stígr sínum hægra fæti á hans síðu ok biðr hann vaka. Das Nibelungenlied ist kürzer,

1571: *Dô die wegemüeden ruowe genâmen
unde si dem lande näher quâmen,
dô fundens uf der marke slâfende einen man,
dem von Tronege Hagene ein starkez wâfen an
gewan.*

Darauf erwacht der mann, tastet nach seinem schwerte, *ok missir hann ok mælti: „Vei verði mer firir þenna svefn er nú svaf ek; mista ek míns sverðs, ok illa man þikkja mínum herra gætt síns ríkis, er svá svaf ek.“* Bald darauf wiederholt er einen theil seiner rede und fügt etwas neues hinzu: *„Vei verði þessum svefni er nú svaf ek;“²⁴ nú er kominn herr í land míns herra Roðingeirs margreifa.“* Diese worte stützen sich auf Nibl. 1573, 1:

„Owê mir dirre schande!“ sprach dô Eckewart.

1572, 2 ff.: *er gewan dar umbe einen trúrigen muot,
daz er verlôs daz wâfen von der helde vart:
die mark Ruedegêres die fundens übele bewart.*

1573, 4: *„ouwê, hêrre Ruedegêr, wie hân ich wider dich
getân!“*

Weiter erzählt die saga: *þá mælti Högni við hann ok finnr at hann er góðr drengr: „þú mant vera góðr drengr; sé hér minn gullring! hann skal ek þer gefa firir þinn drengskap; ok þú skalt betr njóta en sá er fyrr var gefit;“²⁵ ek skal ok fá þer sverð*

24) Die worte von *mista* bis zu *nú er kominn* fehlen in den Mmb. Unger hat sie aus A. B. aufgenommen.

25) Die saga erzählt nichts davon, dass Högni dem fährmann den ring wider abgenommen hat (weil das Nibelungenlied nichts erzählt). — Im dänischen liede C gibt Hagen den ring der jungen frau des fährmanns als busse. Vgl. sechstes kapi- tel. A.

pitt. „*Ok svá gerir hann.* Stimt fast wörtlich mit Nib. 1574:

*Dó hörte vil wol Hagene des edelen recken nôt.
er gab im wider sîn wâfen und sehs pouge rôt.
„die habe dir, helt, ze minnen, dag dû mîn friunt
sist.*

du bist ein deggen küene, swie eine du uf der marke list.

Die dankesworte Eckward's: „*Haf firir mikla guðs þökk þína gjöf, fyrst er þú gaft mer sverð mitt; en síðan þínu gullring* stimmen ebenfalls fast wörtlich mit 1575, 1:

„*Got lône iu iuwer bouge,*“ sprach dô Eckewart.

Högni spricht Eckward trost zu: „*Ekki skaltu vera ræðr um þenna her, ef þú gætir landz Róðingeirs margreifa; hann er várr vin.*“ Zu dieser rede haben vielleicht Eckewarts worte Nib. 1573, 2 veranlassung gegeben:

„*já riuwet mich vil sére der Burgonden vart.*“

Wenn Rodingeir „ein freund“ der Niflungen genannt wird, so stimmt das überein mit c. 358 schluss, wo Attila mit Grimhild von Werniza scheidet; in seinem gefolge ist Rodingeir; sie scheiden sich insgesamt von Grimhilds brüdern als gute freunde (*ok skiljaz nú góðir vinir*). Nach dem Nibelungenliede aber kennt Rüdiger die Burgonden von kind auf (str. 1087) und hat ihnen liebes erwiesen (1129). Als er für Etzel um Kriemhilt wirbt, wird er so freundlich bewirtet, dass er bekennen muss, er habe *frunde under Guntheres man* (1142). — Uebrigens vergleiche man 1580, 3: Gunther fragt Eckewart, ob er sein bote zu Rüdiger sein wolle und gebraucht dabei die worte: *mîn lieber friunt Ruedigêr* (hdschr. a: *der marcgráfe Ruedegêr*).

Högni fragt ihn weiter: „*Seg mer enn, góðr drengr, hvar vissar þú oss til gistingar í nótt? eða hversu heitir þú?*“ Die frage Högnis nach einer herberge befremdet, da die helden bereits gelagert sind und schlafen (anfang von c. 367). Vergleichen wir aber das Nibelungenlied, so finden wir diese frage durchaus berechtigt.

1576, 2 ff.: *jan hânt niht mære sorge disê degene,
wan umb die herberge, die küenege und ouch ir man,
wâ wir in disem lande noch hînte nahtselde
hân.*

vgl. auch 1577, 3 f.: *uns wære wirtes nôt,*

der uns noch hînte gæbe durch sîne tugende sîn brôt.

Auf die zweite frage antwortet Eckward zunächst: „*Ek heiti Ekkivórðr.*“ Im Nibelungenliede erfahren wir den namen nicht durch frage und antwort, sondern er wird in die erzählung eingeflochten str. 1572, 1:

Já was geheizen Eckewart der starke ritter guot.

Nachdem Eckeward seinen namen genannt, fügt er hinzu: „*Ok nú undrumk, hversu þú ferr, er þú* (A. B.: *þú ert*) *Högni, Aldrians son, er drapt minn herra Sigurd svein; gæt þín, meðan þú ert i Húnalandi! Þú mátt hér eiga marga öfundarmenn. En ekki kann ek vísa þer til betra náttstaðar en i Bakalar til margreifa Róðingeirs; hann er góðr höfðingi!*“

Fast wörtlich stimmt dies überein mit Nib. 1575, 2 ff.:

„*doch riuwet mich vil sêre zen Hiunen iuwer vart.*

*ir sluoget Sifriden; man ist iu hie gehaz.
daz ir iuch wol behüetet, an triuwen ráte ich iu daz.*

1578: *ich zeig iu einen wirt,
daz ir ze huse selten só wol bekommen birt
in deheinem lande, als iu hie mac geschehen,
ob ir vil snelle degene wellet Ruedegêren sehen.*

1579, 1: *Der sizet úf der strâze und ist der beste wirt“ usw.*

Eckewart ist der stetige begleiter Kriemhiltis im Nibelungenliede. Str. 645 begleitet er sie nach Niderlant, insofern ist auch Sigfrid sein herr; darauf spielen auch Eckewarts worte an (str. 1573, 3: „*sít ich vlôs Sifriden.*“) — Bakalar ist Bechelaren.

Darauf antwortet Högni: „*þangat hefir þú oss vísat er áðr höfum vér ætlat. Ríð nú heim til borgar ok seg at vér munum þangat koma, seg ok, at vér erum heldr vátir!*“ Im Nibelungenliede sind das Gunthers worte. Dass sie Högni in den mund gelegt werden, befremdet nicht, da nach der darstellung der saga Högni allein mit Eckeward zusammentraf.

1580: *Dô sprach der künic Gunther: „welt ir mín bote sîn,
ob uns welle enthalten durch den willen mín
mín lieber friunt Ruedigêr, mín máge unt unser man?
daz wil ih immer dienen só ich aller beste kan.“*

1581, 1: „*Der bote þin ich gerne,*“ *sprach dô Eckewart.*

Cap. 368.

Eckeward reitet zu Rodingeir. Der markgraf empfängt die Niflungen.

Im Nibelungenliede entspricht str. 1581, 2 — 1597. — In einzeldingen weicht die saga etwas ab.

Nú skiljaz þeir, ok ríðr Ekkivarðr heim und wenige zeilen später: *Ekkivarðr ríðr heim sem hvatlegast til borgarinnar; ok er hann kemr í höllina þá segir Eickinvarðr, at hann hefir*

hitt Högna, ok svá at Gunnarr kgr. er þar kominn með mikit lið ok vill ríða þangat til gistingar. Dem entspricht im Nib. 1581, 2 f.:

*mit vil guotem willen huob er sich an die vart,
und sagete Rüedegere als er hete vernomen
(a: wen er hete gesehen).*

1582, 1: *Man sach ze Bechelâren îlen einen degen.*

1584: *„mich hât zuo ziu gesant*

*Gunthêr der hêrre von Burgonden lant
und Gîselhêr sîn bruoder und ouch Gêrnôt.*

1585: *Daz selbe hât ouch Hagene unde Volkêr.*

*..... noch sage ich iu mêr,
daz iu des kûneges marschalch bî mir daz enbôt
daz den guoten knechten wær iuwer herberge nôt.“*

1587 werden Rüdigern 60 recken, 1000 ritter und 9000 knechte (*mikit lið*) angekündigt.

In die oben angeführten worte der saga sind zwei dem Nibelungenliede unbekannt züge eingefügt: Högni geht zurück zu Gunnar, meldet ihm den vorfall und heisst die helden aufstehn, um zur burg zu reiten; der darstellung der Thidrekssaga (cap. 367 anf.) angemessen, und ferner, dass Rodingeir, als Eckiward in die halle tritt, eben gegessen hat und im begriffe ist schlafen zu gehen.

Weiter lesen wir: *Rodíngeirr mrgr. stendr upp ok kallar til allra sinna manna; biðr þá taka skyndilega ok búaz um sem best ok vegligast, ok svá sîn hús. Ok nú sjálfr mrgr. Roð. lætr taka sína hesta ok vill útríða í móti þeim með mörgum riddarum. Ok allir hans menn eru nú í starfi ok umbúnáði.* Diese worte stimmen zwar nicht völlig mit dem Nibelungenliede überein, lehnen sich aber doch an dasselbe an. Rüdiger gebietet 1588, 4:

„nu rítet in engegene, beide mâge unde man.“

1589: *Dô îlten zuo den rossen ritter unde kneht.*

*swaz in gebôt ir hêrre daz dûhtes alle reht:
dô liegens in der dienste zogen deste baz.*

Nach der saga reitet Rodingeir den Niflungen entgegen. Im Nibelungenliede schickt er bloss seine verwanten und ritter entgegen und empfängt die gäste vor dem burgthore (1596 ff.).

Rodíngeirr mrgr. fagnar vel Niflungum ok bjútr þeim með ser til fagnaðar. En þessu tekr vel Gunnarr kgr. Damit stimmt Nib. 1595, 4: (Die gäste)

wurden wol enpfangen in des marcgrâven lant.

Rüdiger spricht 1596, 3. 4:

„*sít willekomen, ir hërren und ouch iwer man.
hie in mînem lande vil gern ich iuch gesehen hân!*“

1597, 1: *Dô nigen im die recken mit triwen âne haz.*

In der saga bedankt sich Högni noch besonders bei Eckward für ausrichtung der hotschaft; dem Nib. fremd.

Cap. 369.

Beherbergung der Niflungen bei Rodingeir.

Im Nibelungenliede entspricht ungefähr 1597 — 1625. Der sagschreiber gibt hier eine sehr freie erzählung und mischt dinge ein, die nur dem skandinavischen norden eigen sind.

Nú koma Niflungar í garð Róðingeirs mrgr. ok stíga af sínum hestum. En menn Róðingeirs mrgr. taka þá ok geyma vel. Die ankunft der Burgunden in Rüdigers burg wird im Nib. angedeutet in str. 1606. Das absteigen von den rossen wird erwähnt 1602, 3 (1599 u. 1600).

Eingedenk der meldung Eckwards lässt Rodingeir im garten zwei feuer anzünden, damit sich an ihnen die gäste ihre kleider trocken können. Dazu findet sich weder im Nibelungenliede noch überhaupt in irgend welcher mittelalterlichen deutschen dichtung entsprechendes.

Das anzünden von feuern beim empfang und bei bewirtung von gästen ist eine nordisch - germanische sitte und wird öfters in den denkmälern der nordischen litteratur erwähnt; in unsrer saga noch c. 373 (vgl. c. 371) und c. 377, in der Njálssaga s. 15 (S. H. B. Svensson, I. theil, Lund 1867): *Regn hafdi verit mikít um daginn, ok höfðu menn orðit vátir, ok vâru gjörvir (lang-)eldar*; ebenso Snorra Edda, Skáldskm. c. 44 (Rask, Stockholm 1818, s. 152): *vôru þá gervir eldar firir þeim ok gefit öl at drekka*; ja es ist sogar als anstandsregel in die Hávamál aufgenommen worden, str. 3: *Elds er þörf þeims inn er kominn ok á kné kalinn.*

Wir sehen, dass unser sagschreiber deutsche quellen nicht bloss benutzt, sondern auch in nordischem geschmacke bearbeitet hat.

Diejenigen Niflungen, die trocken sind, *fylgja margreifa inn í hólina, ok skipar hann þeim á palla.* Nib. 1607 führt Rüdiger Gernoten, 1606 Göteline Gunthern, die junge markgräfin Giselhern in den saal, und setzen sich dort nieder (1607); vgl. ferner

1610, 3: *dô rihte man die tische in dem sale wít.*

Darauf ergreift Gudelinda das wort; *hun var systir hertoga Nauðungs er féll við Grönsport.* c. 370, wo Högni Nauðungs schild zum geschenke erhält, wird noch mehr von diesem gesagt: *hann (sc. Nau-*

ðungr) fékk stór högg undir Mímungs eggjum af enum sterka Viðga, áðr hann félli.

Im Nib. 1637 wird zwar Nuodungs tod durch Witege erwähnt, aber nichts von Mímungr, nichts von Grönsport gesagt. Die saga aber bietet c. 330—336 eine ausführliche erzählung der schlacht bei Grönsport (Rabenschlacht) und von Naudungs tod in dieser schlacht. Im anschluss an die dortige erzählung ist hier die schilderung etwas ausführlicher widergegeben, als sie das Nibelungenlied enthält. — Grönsport ist eine verwechslung mit Raben, obwol die saga auch den namen Ravenna anführt c. 317 (und verkürzt Rana c. 413 und Ran c. 412). Den namen Mímung für Wittichs schwert nennt auch die Rabenschlacht und ausserdem Biterolf, Rosengarten und Alphart, vgl. Grimm HS. s. 59. — Naudung heisst hier bruder der Gudilinda. Das Nibelungenlied sagt nichts von einem solchen verwantschaftsverhältnisse. Die Klage nennt ihn gar nicht. Der Biterolf macht ihn zu einem sohne der Götlinde und Rosengarten C und D nennen ihn Rüdigers sohn. Grimm HS. s. 100 und 101.

Die worte der Gudilinda: „*Níflungar hafa hingat fært marga hvíta brynju ok margan harðan hjálm ok skarpt sverð, nýjan skjöld ok þat er harmanda mest at Grímhíldr grætr hvern dag Sigurð svein sinn búanda,*“ sind unpassend eingefügt. Weder das vorhergehende noch das folgende steht damit in zusammenhang. Im Nibelungenliede sagt Göteline nichts entsprechendes. Die erste hälfte derselben begegnet in besserm zusammenhange c. 372 in Grimhilds, die zweite c. 375 in Thidreks munde wider.

Man sieht, wie der sagaschreiber sich nicht scheut, etwas, was ihm zu früh ins gedächtnis kommt, ohne rücksicht auf das vorhergehende und folgende, in die erzählung aufzunehmen und es gleichwol an rechtem orte zu widerholen.

Als die feuer niedergebrannt sind, gehen Gunnar und Högni und ihre brüder in die halle *ok sitja þat kveld ok drekka* (A und B fügen hinzu *vín) með hinum bezta fagnaði ok eru nú alkátir.* — Dem hineingehen in die halle liegen die schon oben erwähnten strophen 1606 und 1607 zu grunde; den darauf folgenden worten Nib. 1607, 3. 4:

*dô hiez man balde schenken den gesten guoten wîn.
jane dorften nimmer helde baz gehandelt sîn.*

1610, 4: *den unkunden gesten man diente hêrlîche sît.*

Zu dem *alkátir* vergleicht sich

1612: *Dô si getrunken hêten und gezzen überal,
dô wiste man die schænen wider in den sal.*

*gämelicher sprüche wart dá niht verdeit:
der redete vil dô Volkêr.*

Darauf heisst es in der saga weiter: *Ok þá fara þeir at sofa.*
Dazu vergl. Nib. 1625, 2 f.:

*man hiez die juncfrouwen zer kemenâten gân
und ouch die geste slâfen.*

Bevor Rodingeir und Gudilinda einschlafen, unterhalten sie sich noch eine weile. Rodingeir fragt sein weib, was für geschenke er den Niflungenkönigen machen soll. Gudilinda stellt es ihm anheim. Darauf theilt er ihr seinen entschluss mit, die tochter Gislher zur verlobten zu geben und die markgräfin ist damit einverstanden.

Von einem solchen nächtlichen zwiegespräch zwischen Rüdiger und Göteline erzählt das Nibelungenlied in ganz anderem zusammenhange str. 1108—1112: Auf Götelines frage thut Rüdiger ihr kund, dass er in Etzels auftrage um Kriemhilt zu werben habe. Ausserdem heisst er ihr noch seine begleiter zu beschenken, und Göteline sagt es ihm zu. Hieran hat sich der sagaschreiber an unrechtem orte erinnert und durch geringe abänderung eine neue erzählung geschaffen.

Cap. 370.

Abreise von Bakalar.

Nib. 1625, 3 — 1650. — Neben übereinstimmung in den hauptzügen finden sich abweichungen in einzelheiten.

Als es tag ist, steht Rodingeir mit seinen mannen auf und kleidet sich, ebenso die Niflungen.

Das Nibelungenlied drückt dies in kürzester form aus str. 1625, 3:

man hiez . . . die geste . . . ruowen an den tac.

En Roðingeirr mrgr. biðr þá dveljaz með ser nokkura daga, en Niflungar vilja nú fara ok dveljaz ekki. Zu grunde ligt Nib. 1626:

*Dô si enbizzen wâren, sie wolden dannen varn
gegen der Hiunen landen. „daz heiz ich wol bewarn,“
sprach der wirt vil edele, „ir sult noch hie bestân.“*

und nach 1629 müssen sie bis zum vierten morgen da bleiben. In der saga dagegen reisen sie am zweiten tage wider ab. Mit der ablehnung: *en Nifl.* usw. lässt sich im Nibelungenliede Dankwärts einwand vergleichen str. 1627, 1 ff.:

wâ næmet ir die spise, daz brôt und ouch den win?“ usw.

und 1630, 1:

Ez enkunde niht wern langer, si muosen dannen varn.

Ok þá segir Roðingeirr mrgr. at hann vill ríða með þeim með sínum riddarum. Dazu stimt 1646, 1. 2:

*Dô sprach der wirt zen gesten: „ir sult dest sanfter varn:
ich wil iuch selbe leiten und heizen wol bewarn.“*

Rüdiger geleitet sie (nach 1647) mit 500 rittern.

Weiter erzählt die saga: *ok ganga nú til borða ok drekka nú gott
vín ok eru alkátir. Þar eru nú margskonar leikar ok önnur skemtan.*
Im Nibelungenliede wird das frühstück unmittelbar nach dem aufstehen
eingenommen:

1625, 4: *dô bereite man die spise.*

Das mahl wird nicht besonders geschildert; 1626, 1 ist es bereits vorüber.

Die spiele und kurzweil sind vielleicht eine reminiscenz an Volkers
musikalische und vokalische vorträge beim abschiede von Götelinden
str. 1648, oder auch an Volkers „*gümeliche sprüche*“ beim mahle am
ersten abende str. 1612.

Es folgt die beschenkung der helden; auch nach dem Nibelungen-
liede wird diese kurz vorm wegziehen vorgenommen. Bei der austeilung
von geschenken finden mannichfache vertauschungen statt; auch fehlt es
nicht an erweiterungen. Gunnar erhält einen kostbaren helm, im Nib.
1633 ein *wäffenlich gewant. Ok þessa gjöf þakkar Gunnarr
kgr. vel ok þikkir vera en mesta gersimi.* Vgl. 1634, 4:

darnäch neic dô Gunther des edelen Ruedegères hant.

Gernoß empfängt einen neuen schild, im Nib. 1633 ein *wäfen guot
genuoc.* Dagegen wird in der saga Gislher mit einem schwerte bedacht.

*Þú gefr margreifinn sína dóttur Gislher ok mælis: „Góði herra
Gislher! þessa mey vil ek þer gefa til eiginkonu ef þú vilt þiggja.“
Gislher svarar ok biðr hann gefa allra manna heilastan ok léz vilja
þiggja með þökk.* Ausserdem gibt er ihm das schwert Sigurds Gramr,
das er selbst erst von Gunnar zum geschenke erhalten hatte c. 358.
Im Nibelungenliede bekommt Giselher nur die junge markgräfin zur
braut und keine gabe weiter.

Die verlobung geschieht auf Hagens rat (str. 1616).

1617: *Diu rede Ruedegären dâhte harte guot,
und ouch Götelinde: já freute si in den muot.
dô truogen an die helde daz sie ze wibe nam
Giselher der edele, als ez wol küenege gezam.*

1618, 3. 4: *dô swuor man im ze gebene daz wünneliche wip:
dô lobte ouch er ze minnen den ir vil minnelichen lip.*

Vollständig mit dem Nibelungenliede stimmt die saga in der beschen-
kung Högnis.

*Nú mælti Rodingeirr mrgr. til Högna: „Góði vin Högni! hvern
grip máttu þann sjá hér með mér, er þú vilt helzt þegit hafu?“*

Im Nib. 1635 bietet ihm Göteline ein geschenk an.

Die worte der saga sind eigentlich aus Hagens antwort (1636) abgeleitet. Diese antwort berührt sich in beiden darstellungen aufs engste; nur schmückt der sagaschreiber etwas mehr aus: „*Mer líz,*“ *svá segir hann,* „*sem hér man hanga einu skjöldr; sá er dökkblár at lit; hann er mikill ok sterkr væntir mik at vera munni; hann hefir stór högg; hann vil ek þiggja at gjöf.*“ Im Nibelungenliede entspricht str. 1636:

„*Alles des ich ie gesach,*“ sprach dô Hagene,
 „*sone gert ich niht mêre hinnen ze trugene,*
niwan jenes schildes, dort an jener want:

(C: der dort hanget an der want)

den wolde ich gerne fûeren in daz Etzelen lant!

Der schild wird Nib. 1640 beschrieben, doch anders als in der saga. Wenn der schild als ein stark verhaener geschildert wird, so stützt sich dies auf Nib. str. 1637 f.

Darauf antwortet Rodingeir: „*þat kemr vel við, firir þá sök at þann skjöld bar góðr drengr, hertogi Naudung; ok hann fékk stór högg undir Mímungs eggjum af enum sterka Viðga, áðr hann félli.*“ Hierzu stimmt Nibl. 1638, 1 ff.:

Si sprach zuo dem degene: „den schilt wil ich iu geben.
daz wolde got von himele, daz er noh solde leben,
der in dá truoc enhende! der lag in sturme tót.“

1637, 3. 4: *dô gedáhte si vil tiure an Nuodunges tót.*

den het erlagen Witege.

Zu Naudung siehe oben s. 34.

Ok er þetta heyrir frú Guðilinda, grætr hun sárlega sinn bróður Naudung. Dazu stimmt 1637, 1. 2:

Dô diu marcgrávinne Hagnen rede vernam,
ez mante si ir leides; weinen si gezam

sie dachte an Nuodungs tod (s. oben a. a. o.) *dávon sô het si jámers nôt.*

Ok þessi skjöldr var nú gefinn Högna vgl. 1639:

Diu edele marcgrávinne von dem sedele gie,
mit ir vil wizen handen si den schilt gevie:
diu vrowe truoc in Hagenen, er nam in an die hant.
diu gábe was mit éren an den recken gewant.

Die helden bedanken sich; *þá er þeir eru mettir, láta þeir taka sína hesta ok búa sjálfa sik; ok með þeim Rodingeir margr. ok með honum enir vöskustu riddarar, ok ríða út af borginni, er þeir vóru at því búnir.* Von einem nochmaligen essen vor der abreise sagt das Nibelungenlied nichts. Zu dem übrigen stimmt:

- 1631: *Ir edel ingesinde brâhte für daz tor
 gesatelt vil der mære. dô kom zuo zin dâ vor
 vil der vremden recken: si truogen schilde enhant,
 wande si wolden rîten in daz Etzelen lant.*
- 1647: *Der wirt wart wol bereitet mit fünf hundert man,
 mit rossen und mit kleidern. die fuort er mit im dan
 vil harte hêrlîchen zuo der hohgezît.*

Gudilinda wünscht den wegziehenden glückliche heimkehr. Das Nibelungenlied sagt hiervon nichts, denn es versteht sich von selbst. — *Ok margreifinn kyssir sina frú Guðilinda ádr hann riði brott.* Dazu stimmt 1648, 1:

Mit kusse minnekliche der wirt dô dannen schiet.

Schliesslich trägt er ihr noch die herschaft über sein reich auf. Dem Nibelungenliede ist das unbekannt.

Cap. 371.

Die Niflungen kommen nach Hunaland und begegnen einem boten Attilas.

Im Nibelungenliede entspricht str. 1653 — 1654, 1656 — 1670. — Das capitel zeigt bedeutendere abweichungen vom Nibelungenliede.

Bei der stadt Thorta²⁶ begegnet den Niflungen ein bote könig Attilas, der Rodingeir zum gastmahl nach Susa einladen soll. Er verkündet die neuesten begebenheiten in Susa. Da er Rodingeir bereits auf der fahrt nach Susa begriffen findet, kehrt er wider um.

Dieser *sendimaðr* ist dem Nibelungenliede fremd. Dass seine person in mündlicher volkssage existiert habe und aus dieser aufgenommen, oder dass er vom sagaschreiber absichtlich erfunden worden sei, ist deswegen unwahrscheinlich, weil er für den fortschritt der erzählung völlig bedeutungslos ist. Wahrscheinlich liegt hier eine verwechslung mit Etzel vor, der Kriemhilden bis Tulln entgegen kam (str. 1281). Eine solche verwechslung war um so leichter möglich, als Rüdiger (str. 1651 ff.) boten mit der kunde vom herannahen der Burgonden an Etzel abschickt (gleichwie in der saga den *sendimaðr* Attilas) und der sagaschreiber in dunkler erinnerung glauben konnte, dieselben seien zuvor von Etzel an Rüdiger abgeschickt gewesen. — Alles, was der *sendi-*

26) Im namen Thorta will v. d. Hagen, Wilkinas. s. 354 das westfälische Dortmund widererkennen, das die Niflungen auf ihrer reise nach Soest berührt hätten. Diese annahme ist unzulässig, weil die Niflungen nach der Thidrekssaga zu Attila nicht nach Soest, sondern ebenso wie im Nibelungenliede nach Ofen zogen (vgl. fünftes kapitel). — Andererseits könne aber auch, meint v. d. Hagen, Thorta misverständnis für Tulln sein. Dies ist eher möglich.

maðr von den begebenheiten in Susa erzählt, erklärt sich aus dem Nibelungenliede.

Es ist in Attilas burg bekannt, dass die Niflungen nach Hunaland gekommen sind. Nach Nib. 1437 ff. haben Werbel und Swemmel, deren rückkehr der sagaschreiber allerdings ganz unerwähnt gelassen hat, die kunde vom herannahen der Burgonden gebracht.

Attila rüstet den Niflungen ein mahl: anknüpfung an c. 359, wo Attila Grimhilden verspricht, ihren brüdern ein prächtiges mahl zu geben; vgl. auch Nib. 1445.

Attila hat sehr viele männer zum feste geladen, vgl. Nib. 1362.

Grimhild hat noch halbmal mehr ihrer freunde, und männer, die ihr hilfe leisten wollen, eingeladen. Nach Nib. 1325 hat sich Kriemhild alle verwanten und mannen Etzels durch austeilung ihres gutes gewogen gemacht, so dass ihre herschaft grösser ist, als die Helches war. Nib. 1806 erscheint sie mit einem gefolge von 7000 mann.

Die nun folgenden worte der saga schliessen sich genauer an das Nibelungenlied an.

Roðingeirr biðr þenna mann ríða firir til borgarinnar ok segja, at nú eru Niflungar komnir firir borg Attila kgs. Hann ríðr þegar á fund Attila kgs., ok segir honum þessi tíðindi, at nú eru komnir Niflungar firir borg hans ok Roðingeirr mrgr. — Dazu stimmt Nib. 1651:

*Dô sprach zen Burgonden der ritter vil gemeit,
Rüedegêr der edele: „jan sulen niht verdeit
wesen unser mære, daz wir zen Hiunen komen.
im hât der künic Etsel . nie sô liebes niht vernomen.“*

1652: *Zetal durch Österriche der bote balde reit:
den liuten allenthalben wart daz wol geseit,
daz die helde kæmen von Wormez über Rîn.
des küneges ingesinde konde ez niht lieber gesîn.*

1653, 1. 2: *Die boten für strichen mit den mæren,
daz die Nibelunge zen Hiunen wæren.*

Attila schickt boten in alle häuser und lässt diese zum empfang der Niflungen herrichten. Im Nibelungenliede werden palast und saal gleich nach der rückkehr Werbels und Swemmels für die aufnahme der Burgonden hergerichtet. Vgl. str. 1445.

Nú mælti Attila kgr. til Þidreks kgs. ok biðr hann, at hann skal út ríða i gegn þeim. Ok nú gerir hann svá ok ríðr út með sína menn; ok er þeir finnaz fagna hvárir öðrum vel; ok ríða allir saman til borgar.

Im Nibelungenliede wird durch Etzel Kriemhilt, (str. 1653, 3—4), Dietrich dagegen durch Hildebrant zum empfang der helden ermahnt.

1656, 4: *er bat in wol enpfâhen die ritter küene unt gemeit.*

1657, 2 f.: *dô reit mit Dietrîche vil manic degen starc,
dâ er sie grüezen wolde, zuo zin an daz velt.*

1660, 3 f.: *si giengen zuo den gesten, dâ man die helde vant:
si gruogten minneclîche die von Burgonden lant.*

1662 werden die einzelnen helden von Dietrich begrüsst. Noch kann man Hagens worte heranziehen:

1658, 3. 4: „*nu sult ir snelle recken von den sedeln stân,
und gêt in hin engegene, die iuch dâ wellent enpfân.*“

1659, 4: *ir sult iz niht versmâhen swaz man iu dieneste getuot.*

1670, 1: *Die küenen Burgonden hin ze hove riten.*

Cap. 372.

Grimhild sieht ihre brüder kommen und empfängt sie.

Das ganze kapitel stimmt fast wörtlich mit der erzählung des Nib. str. 1654—55. 1675 u. 1677 überein.

Dróttning Grímhildr stendr í einum turn ok sér för bræðra sinna, ok þat at þeir ríða nú í borgina Súsa. — Nú sér hon þar margan nýjan skjöld ok fagran hjálm ok marga hvíta brynju ok margan dýrligan dreng. Nú mælti Grímhildr: „Nú er þetta eð græna sumar fagrt; nú fara mínir bræðr með margan nýjan skjöld ok marga hvíta brynju, ok nú minnumk ek hversu mik harmar en stóru sár Sigurðar sveins.“ Nú grætr hon allsárlega Sigurð svein.

In den handschriften der Lietgruppe (oder der recension C) findet sich hierzu nichts entsprechendes; nur in denen der Nôt (oder der recensionen A und B):

1654: *Kriemhilt diu vrouwe in ein venster stuont:
si warte nâch den mâgen, sô friunt nâch friunden tuont.
von ir vater lande such si manegen man.*

1655: „*Nu wol mich mîner vröuden (friunde DJ),“ sprach dô
Kriemhilt.*

*„hie bringent mîne mâge vil manegen niuwen schilt.
und halsperge wîze: swer nemen welle golt,
der gedenke mîner leide, und wil im immer wesen holt.“*

Zu den letzten worten der saga lässt sich aus Nib. AB. str. 1463, 4 vergleichen:

die Sîfrides wunden tâten Kriemhilde wê,

(vgl. Gr. HS. s. 182); und 1701, 1: als Kriemhilt durch ein fenster Hagen und Volker vor dem saale sitzen sieht heisst es von ihr:

Eg mante si ir leide; weinen si began.

Weiter erzählt die saga: *ok gékk (Grímhildr) í móti þeim Niflungum ok bað þá vera vel komna; ok kyssir þann er henni var næstr, ok hvern at öðrum.* Dazu stimmt Nib. 1675:

*Kriemhilt diu schæne mit ir gesinde gie
dâ si die Nibelunge mit valschem muote enpfie.
si kuste Giselhêren, und nam in bi der hant.*

1677, 1: *Si sprach: „sit willekomen usw.“*

Dass Kriemhilt im Nibelungenliede nicht alle brüder und verwante gleich freundlich empfängt, hat der sagaschreiber vergessen.

Cap. 373.

Attila empfängt die Niflungen. Streit Grimhilds mit Högni. Gang zum mahle.

Im Nibelungenliede entspricht ungefähr 1670 — 1688; 1741 — 1748. Einige einzelheiten weichen vom Nibelungenliede ab.

Attila kgr. tekr vel við sinum mágum; ok er þeim fylkt í hallirnar, þær sem búnar eru ok gerir firir þeim eldar. Im Nibelungenliede geschieht der empfang durch Etzel erst später:

1746: *Dô der voget von Rîne in den palas gie,
Etzel der vil rîche daz langer niht entlie,
er spranc von sîme sedele, als er in komen sach.
ein gruoz sô rehte schæne von kûnege nie mêr geschach.*

1747: *„Sit willekomen, hêr Gunthêr usw.“*

Die beherbergung geht im Nibelungenliede früher vor sich:

1673, 1: *Dô hiez man herbergen die Burgonden man.*

Die zurichtung von palast und saal für die ankommenden gäste wird Nib. 1445 erwähnt. Über das anzünden von feuern vgl. zu cap. 369. Die Niflungen ziehen weder ihre harnische aus, noch legen sie ihre waffen ab. Das Nibelungenlied erwähnt mehrfach, dass bei den friedlichsten gelegenheiten waffen getragen werden, z. b. beim kirchgange str. 1791 ff.

Nachdem die Niflungen von Attila begrüsst worden sind, kommt Grimhild in die halle hinein. *Nú sér Högni sína systir Grímhildi, ok tekr þegar sinn hjálm ok setr á höfuð ser ok spennir fast, ok slákt eð sama Folkher.* Im Nibelungenliede thut dies Hagen schon früher, als Kriemhilt beim empfang die fürsten und ihre mannen auf verschiedene weise grüsst:

1675, 4: *daz sach von Tronege Hagene: den helm er vaster gebant.*

Dann spricht Grimhild: „*Högni sitt heill! hvárt hefir þú nú fært mer Niflunga skatt, þann er átti Sigurðr sveinn?*“
Dem entspricht im Nib. 1677, 3:

„*saget, wag ir mir bringet von Wormez über Rîn.*
1679: *Nu sult ir mich der mære mære wizzen lân*
hort der Nibelunge, war habet ir den getân?
der was doch mîn eigen, dag ist iu wol bekant:
den soldet ir mir fûeren in dag Etzelen lant.“

Darauf gibt Högni die höhnende antwort: „*Ek færi þer mikiinn úvin; þar fylgir minn skjöldr ok minn hjálmr með minu sverði, ok eileifða ek mína brynju.*“ Diese worte stimmen genau nur zu Nib. 1682 AB:

„*Já bringe ich iu den tiuvel!*“ sprach aber Hagene.
„*ich hân an mînem schilde sô vil ze tragene*
und an der mînen brünne: mîn helm der ist sô lieht,
dag swert an mîner hende: des enbringe ich iu nieht.“

C liest zum theil ganz abweichend:

„*Dag ist verloren arebeit*“ sprach aber Hagene,
„*wie moht ich iu iht bringen?*“ ich hân vil ze tragene
an halsperge unt an schilde, an mînem helme lieht;
diz swert an mîner hende, des enbringe ich iu nieht.“

Gunnar fordert Grimhild auf, sich neben ihn zu setzen. Weiter heisst es: *Nú gengr Grímhíldr at sínum unga bræðr Gíslher ok kyssir hann;* dies stützt sich widerum auf 1675, 3:

si kuste Gíselhêren und nam in bí der hant.

Grimhild setzt sich neben Gislher und weint. Der bruder befragt sie nach der ursache der thränen. Ihre antwort: „*þat kann ek vel þer segja. Mik harmar nú sem jafnan þau stóru sár er hafði Sigurðr sveinn ser miðil herða ok ekki vópnr var fest á hans skildi*“ erinnert widerum an str. 1463, 4 AB:

die Sivrides wunden tåten Kriemhilde wê.

(Gr. HS. s. 182) und an str. 953, 2. 3, wo Kriemhilt bei Sigfrids Leiche spricht:

„*nu ist dir dîn schilt*
mit swerten niht verhouwen.“ (vgl. Thidr. c. 348).

Darauf erwidert ihr Högni: „*Sigurðr svein ok hans sár látum nú vera kyrr ok getum eigi! Attila konung af Húna-landi gerum hann* (so Mmb.; A. B. *ger hann þer*, ist vorzüglicher, wie man aus dem Nibelungenliede ersieht²⁷) *nú svá ljúfan sem áðr*

27) So hat es auch die SR. geändert: Hagen sagt zu Crimilla: *tänck ekki mer oppo Sigordh sven eller hans faar utan haff atilius konung kärere thy han är halffua rikare usw.*

var þer Sigurðr sveinn; hann er hálfu ríkari. En ekki fær nú at gört at græða sár Sigurðar sveins; svá verðr þat nú vera sem áðr er orðit.“

Im Nibelungenliede sagt Dietrich zu Hagen, nachdem er ihn gewarnt, 1664, 1 AB:

„Die Sifrides wunden lāgen wir nu stēn.“

Weniger stimmt der wortlaut der saga zu C:

„Tôt des küenen recken lāgen wir nu stēn.“

Hagen, von Dietrich gewarnt, sagt zu diesem:

1663: „Si mac vil lange weinen

er līt vōr manegem jāre ze tōde erslagene.

den künic von den Hiunen den sol si holden haben:

Sifrit kumet niht widere, er ist vor maneger zīt begraben.“

Auch hier schliesst sich die saga dem texte der recens. AB, vgl. namentlich vers 3, enger an, als dem der recens. C:

„Si mac vil geweinen:

er līt vor manegem jāre ze tōde erslagene.

den künec von den Hiunen, den si genomen hāt,

den sol si nu minnen: Sivrit sō gāhes niht erstāt.“

Grimhild geht fort. — Því næst kemr Þiðrekr af Bern ok kallar at Niflungar skulu fara til bordz. Mit ihm kommt Aldrian, Attilas sohn. Gunnar nimt ihn auf seine arme. Im Nib. 1741 ermahnt Volker, zum könige zu gehen, um seine gesinnung zu prüfen. Dietrich begleitet sie zum könige (1742). Etzel empfängt sie freundlich und führt sie zu tische. (1750. 1754). Etzels sohn Ortliep wird im Nibelungenliede erst bei tafel gezeigt; str. 1849 ff. *En Þiðrekr kgr. af Bern ok Högni eru svá góðir vinir, at hvárr þeirra leggrr hönd sína yfir annan, ok ganga svá út or höllinni ok alla leið þar til er þeir koma til konungs hallar.* Bei dem gange zum könige führt im Nibelungenliede Dietrich Gunthern:

1742, 1. 2: *Der fürste von Berne nam an die hant*

Gunthern den vil rīchen von Burgonden lant.

Hiermit ist eine frühere stelle aus der scene, wo Dietrich die Burgonden empfängt, zusammengeworfen worden:

1688, 1. 2: *Behenden sich dō viengen zwēne degene:*

daz eine was hēr Dietrich, daz ander Hagene.

Ok á hverjum turn ok á hvèrri höll ok á hverjum garði ok á hverjum borgarvegg standa nú kurteisar konur ok allar vilja Högna sjá, svá frægr sem hann er um öll lönd af hreysti ok drengskap.

Der sagaschreiber führt mehr aus; er stützt sich auf Nib. 1670:

*Die küenen Burgonden hin ze hove riten:
 si kômen hêrlîche nâch ir landes siten.
 dô wundert dâ zen Hiunen vil manegen küenen man
 umb Hagenen von Tronege, wie der wære getân.*

und str. 1671:

*Durch daz man sagete mære (des was im genuoc)
 daz er von Niderlande Sîfriden sluoc,
 sterkest aller recken, den Kriemhilde man,
 des wart michel vrâge ze hove nâh Hagenen getân.*

Den einfachen worten: *Nú kómu þeir í höll Attila konungs* entspricht eine ausführlichere erzählung im Nib. str. 1742—46, 1. 1746, 1 kommen sie zu Etzel.

Cap. 374.

Mahl in Attilas halle. Erste nacht in Hunaland.

Im Nibelungenliede entspricht 1749, 4—1755. Manches hat der sagaschreiber selbständig hinzugefügt. *Attila kgr. sitr nú í sínu hásæti, ok setr á hægra veg ser Gunnarr kg.* usw. Hierzu stimmt Nib. 1749, 4:

dô nam der wirt vil edele die lieben geste bí der hant.

1750, 1: *Er bráhte si zem sedele, dá er selbe saz.*

Die nun folgende tischordnung (rechts von Attila: Gunnar, Gislher, Gerno, Högni, Folkher; links: Thidrek, Rodingeir, Hildibrand) ist vom sagaschreiber erfunden. Er liebt auch anderwärts solche tischordnungen (vgl. c. 377, namentlich handschrift A. B und c. 171). *þeir drekka þat kveld gott vín; ok hér er nú en dyrlegsta veizla ok með allskonar fön-gum er bezt megu vera ok eru nú kátir.* Dazu vgl. 1750, 2:

*dô schancte man den gestalten, mit vlîze tet man daz,
 in witen goldes schâlen mete môraz unde wîn
 und bat die ellenden grôze willekomen sîn.*

Das eigentliche mahl beginnt erst 1754 f.

1755: *Ein wirt bí sínen gestalten schöner nie gesaz.
 man gab in volleclichen trinken unde maz:
 alles, des si gerten, des was man in bereit.
 man hete von den helden vil michel wunder gescit.*

Nochmals wird der grossen menschenmenge, die nun in der burg zusammengekommen ist, erwâhnung getan, wie c. 372 schluss und c. 371 mitte. — Nach Nib. 1744 gehen ausser den kônigen 60 recken und 1000 ritter in Attilas palast (die 9000 knappen sind nach 1673 besonders beherbergt worden). Dazu kommen noch die vielen ritter, die nach str. 1362 Etzel aus andern lândern hat einladen lassen.

Ok þessa nótt sofa þeir í góðum friði ok eru nú alkátir ok með góðum umbúnáði. Das weicht vom Nibelungenliede nicht ab; nur hat der sagaschreiber Hagens und Volkers wachehalten vergessen, durch das die ruhe gesichert war.

Cap. 375.

Am nächsten morgen werden die Niflungen von Thidrek gewarnt. Sie machen einen spaziergang durch die stadt.

Die erzählung dieses capitels entspricht etwa den stropfen 1656—1669, 1742—43, 1689, 4—1695 des Nibelungenliedes. Es findet sich manche abweichung. Thidrek geht mit Hildibrand und vielen rittern zu den Niflungen und fragt, wie sie geschlafen haben. Eine ganz natürliche abweichung vom Nibelungenliede.

Högni sagt, er habe gut geschlafen, nur sei seine laune etwas übel. Darauf erwidert Thidrek: „*Ver kátr minn góði vin Högni ok glaðr ok með oss vel kominn; ok vara þik hér í Húalandi, firir því at þín systir Grímhildr grætr enn hvern dag Sigurð sveinn; ok alls mantu þess við þurfa áðr en þú komir heim.*“ *Ok nú er Þidrekr enn fyrsti maðr er varat hefjr Niflunga.*²⁸

Im Nibelungenliede vollzieht Dietrich die warnung gleich beim ersten empfang:

1662, 4: „*Kriemhilt noh sére weinet den helt von Nibelunge lant.*“

1664, 2: „*sol leben diu vrouwe Kriemhilt noch mac schade ergên. trôst der Nibelunge, dá vór behüete du dich.*“

1668, 2: „*ich hærc alle morgen weinen unde klagen mit jâmerlîchen sinnen dag Etzelen wîp dem richen got von himele des starken Sîfrides lîp.*“

Sobald die Niflungen gerüstet sind, gehen sie in den garten. Thidrek und Hildebrand gehen neben Gunnar; Högni und Folker gehen zusammen. — Ebenso führt im Nibelungenliede Dietrich Gunthern, als die Nibelungen zu Etzel gehen, Hagen aber und Volker gehen zusammen (str. 1742 f.). Die Niflungen unternehmen einen spaziergang durch die stadt. Dem Nibelungenliede ist dies fremd. Doch ist diese ausschmückung des sagaschreibers leicht erklärlich. Vielleicht hat ihm eine reminiscenz an den kirchgang vorgeschwebt.

Die begierde, Högni zu sehen, ist widerholung aus c. 373 schluss.

Die folgende erzählung berührt sich aufs engste mit dem liede: *Nú sér Attila kgr. hvar Högni ferr ok Folkher ok spyrr*

²⁸) Diese letzte bemerkung ist nicht ganz zutreffend, denn schon Eckward hat Högni gewarnt (c. 367).

hverir þá ganga með Gunnari kgi. ok Þiðreki kgi. Þá svarar hertogi Bloðlenn: „þat væntir mik at þar man vera Högni ok Folker.“ Im Nibelungenliede stellt Etzel diese frage, als sich Dietrich und Hagen beim empfang die hände reichen, str. 1689, 4:

dag sach der künic Etzel; dar umbe er vrâgen began.

1690: „*Diu mære weste ich gerne, sprach der künic rîch, „wer jener recke wære, den dort hêr Dietrich sô friuntlich enpfâhet. er treit vil hôhen muot: swer sîn vater wære, er mac wol sîn ein helt guot.“*

1691: *Des antwurte dem künige ein Kriemhilde man: „er ist geborn von Tronege, sîn vater hiez Aldriân (C: Adriân)“*

An der stelle des Kriemhilden mannes ist in der saga eine bestimmte persôlichkeit *Bloðlenn* (Blödelin) getreten. Fast wörtlich mit dem liede stimmt das folgende: *þá svarar konungr: „vel mætta ek kenna Högna, firir því at hann var með mer um rîd ok ek dubbaði hann til riddara ok Erka dróttning; ok vist var hann þá vár vin góðr.“* vgl. Nib. 1693:

„Wol erkande ich Aldriânen: der was min man: lop und michel êre er hie bî mir gewan. ich machete in ze ritter und gap im min golt. Helche, diu getriuwe, was im inneklichen holt.

1694, 1: *Dâvon ich wol erkenne allez Hagenen sint.“*

1695, 2: *sinen friunt von Tronege den het er reht ersehen, der im in sîner jugende vil starkiu dienest bôt.*

Str. 1693, 1 lesen alle handschriften *Aldriânen* (C: *Adriânen*); offenbar ein fehler, der sich aus 1691, 2 erklârt. Das einzig richtige *Hagenen* ist von Zarncke, Nib. 3. aufl. 268, 2 mit recht aufgenommen worden. Es wird ausserdem durch Biterolf 770 (vgl. Lachmanns anmerkung zu 1693) bestâtigt. Es ist durchaus nicht glaublich, dass die Thidrekssaga die richtige lesart gekannt habe, vielmehr hat der sagaschreiber unbewust das richtige hergestellt.

Die saga erzâhlt sonst nichts von einem aufenthalte Hôgnis bei Attila, wobei ihm dieser das ritterschwert verliehen habe; überhaupt erscheint er nur in der episode von *Valtari und Hildigund* (c. 241—44) an Attilas hofe, und in dieser partie ganz unpassend; vgl. Gr. HS. s. 88. Der name Helche wird in den hss. AD nicht genannt, sondern nur in BCTh.

Hôgni und Folker gehen um die stadt herum und lassen sich vor den frauen sehen, indem sie ihre helme absetzen. Das bildet die einleitung zu Hôgnis beschreibung: *En Hôgni er at þessu auðkendr: hann*

er mjór um miðjan ok breiðr um herðar, langt andlit hefir hann ok bleikt sem aska, ok eitt auga ok alsnart;²⁹ ok ei er hann at síðr allra manna drengiligastr.

Hagens beschreibung gibt das Nibelungenlied sogleich nach dem empfang durch Dietrich, als er im Hunnenlande von allen bewundert wird:

1672: *Der helt was wol gewahsen, daz ist alwâr,
grôz was er zen brusten, gemischt was sîn hâr
mit einer grîsen varwe. diu bein wârn im lanc,
und eislich sîn gesihene. er hete hêrlîchen ganc.*

Die aschenartige farbe von Högns gesicht steht mit seiner abstammung von einem elfen in verbindung (vgl. cap. 169. 170). Högni verlor ein auge im kampf mit Waltari (c. 244). Eine ähnliche beschreibung Högns gibt auch c. 169 und ausführlicher c. 184.

Während die Niflungen noch draussen vor der burg bleiben, geht Thidrek heim in seine halle. Attila lässt das mahl, da er eine so grosse menschenmenge nicht in eine halle hineinbringen kann, in einem apfelgarten herrichten. In demselben garten findet nachmals auch der kampf statt. Im Nibelungenliede findet das mahl im saale statt. Mit dieser abweichung stehen verschiedene spätere in verbindung.

Cap. 376.

Grimhilds aufreizungen.

Im Nibelungenliede entspricht str. 1836 — 1842.

Während das mahl zugerüstet wird, geht Grimhild zu Thidrek in seine halle. Thidrek fragt nach ihrem anliegen. *Hon segir grátandi ok veinandi: „Góði vin Þíðrekr! Nú em ek komin at sækja þín heil ráð. Nú vil ek þik biðja, góði herra! at þú veitir mer lið, at ek hefna míns ens mesta harms, þar er drepinn var Sigurðr sveinn. Ek vil nú þess hefna á Högna ok Gunnari ok öðrum þeirra bræðrum. Nú viltu svá, góði herra, þá vil ek þer gefa svá mikit gull ok silfr sem sjálfr viltu, ok hér með vil ek þer lið veita, er þú vilt ríða um Rín ok viltu hefna þín (A fügt hinzu: á Sifka eða Erminrek konungi).“* Das Nibelungenlied enthält eine kürzere darstellung:

1836: *É die hêrren gesâgen, des was harte lanc.
diu Kriemhilde sorge si ze sêre twanc;
si sprach: „fürste von Berne, ich suoches dînen rât,
helfe und genâde: mîn dinc mir angestlîchen stât.“*

29) B liest *alsnart*, ebenso die SR.

1837, 5: *Si sprach: „já hat mir Hagene alsô vil getân;
 er morte Sîfriden den mînen lieben man.
 der in úz den andern schiede, dem wær mîn golt
 bereit:
 engültes ander iemen, dag wær mir inneklîchen leit.“*
 nur in CJD.

In dieser strophe handelt es sich zwar nur um die erschlagung Hagens, dagegen in der saga um die rache an allen Niffungen. Die abweichung kommt daher, dass Högni zu Gunnars bruder gemacht worden ist; denn dadurch wurde es notwendig, die rache an allen brüdern zu vollziehen. Überdies handelt es sich auch Nib. 1837. 1838. 1839 um vollzug der rache an allen Nibelungen.

Die letzte bemerkung, Grimhild wolle Thidrek bei seiner rache an Erminrek beistehen, ist dem Nibelungenliede fremd, doch vom sagaschreiber nicht unpassend eingefügt, denn auch nach dem Nibelungenliede (str. 2259) hat Dietrich den gedanken an eine einstmalige heimkehr noch nicht aufgegeben. Die saga erzählt ausführlich die zweimalige rückkehr Thidreks in seine heimat c. 317 ff. und c. 395 ff. Bei der ersten heimkehr verspricht ihm Erka unterstützung (c. 317) und gewährt sie ihm auch. In rückerinnerung an diese erzählung mag der zug, dass Grimhild Thidrek ihre hilfe verspricht, angefügt worden sein.

Thidrek erteilt Grimhild abschlägigen bescheid: *„Frú, þat má ek gera vist eigi; ok hverr er þat gerir, þá skal þat vera gört útan mitt ráð ok útan minn vilja firir því at þeir eru mînir enir beztu vinir; ok heldr skylda ek veita þeim gagn en úgagn.“* Im Nibelungenliede versagen ihr Hildebrand und Dietrich die hilfe. Zunächst antwortet ihr Hildebrand:

1837, 2: *„swer sleht die Nibelunge, der tuot iz áne mih,
 durch deheines schatzes liebe. ez mac im werden leit.
 si sint noch unbetwungen, die snellen ritter gemeit.“*

Vorwurfsvoller antwortet Dietrich:

1838, 2: *„die bete lâ belîben, küneginne rîch.
 mir habent dîne mäge der leide niht getân,
 dag ich die degene küene mit strite welle bestân.*
 1839: *Diu bete dich lützel êret, vil edeles fürsten wîp,
 dag du dînen mâgen rætest an den lip.
 si kômen úf genåde her in ditzc lant.
 Sîfrit ist ungerochen von der Dietrîches hant.“*

Darauf geht Grimhild in die halle, trifft dort Blodlinn und spricht zu ihm; *„Herra Blodlinn! viltu veita mer lið at hefna minna*

harma? Nú minnir mið sárlega hversu Niflungar bjógu við Sigurð svein; þess vilda ek nú hefna þeim, ef þú vildir mer lið veita. Ok ef þú vill svá göra, þá mun ek þer gefa mikit ríki ok alt sem þú beiddiz. Dazu stimmt im Nib. 1840:

*Dô si der untriuwe an dem Berner nine vant,
dô lobtes alsô balde in Blædelînes hant
eine rîche marke die Nuodunc ê besaz.*

1841: *Si sprach: „du solt mir helfen, hërre Blædelin;
jâ sint in disem huse die viande mîn,
die sluogen Sifriden, den mînen lieben man.
swer mir dag hilfet rechen, dem bin ich immer undertân.“*

Blodlinn antwortet: „Frú! er ek geri þetta, þá man ek hafa firir mikla úvináttu Attila kgs.; hann er þeirra svá mikill vin.“ Wörtlich übereinstimmend mit Nib. 1842:

*Des antwurte ir Blædel: „vrowe, nu wizzet dag,
jane getar ich in vor Etzeln gerâten keinen haz,
wande er die dîne mäge vrô vil gerne siht.
tæt ich in iht ze leide, der künec vertrüege mir sîn
niht.“*

Der wortlaut der saga stimmt genauer zu AB als zu C.

C: *Des antwurt ir Blædel dâ er bi ir sag:
„jane getar ich dînen mâgen gerâten keinen haz,
wande si mîn bruoder bi im gerne siht:
ob ich si bestüende, der künec vertrüege mir sîn niht.“*

Abweichend vom Nibelungenliede ist, dass Grimhild bei Blodlinn nichts ausrichtet, während sie ihn im Nibelungenliede doch noch zu bewegen weiss; und dass sie auch Attila, wie sie ihn (c. 359) durch hinweisung auf den schatz zur einladung ihrer verwanten bestimmt hat, durch aussicht auf den Niflungenschatz zur rache anreizt. Allein Attila gebietet ihr stillschweigen und will nichts vom schätze wissen. Das ist ein widerspruch mit c. 359, wo Attila der geldgierigste mann genannt wird. Dagegen blickt hier die auffassung von Attilas charakter, wie sie dem Nibelungenliede eigen ist, hindurch. Im Nibelungenliede hegt er die freundlichste gesinnung gegen die Burgonden; vgl. str. 1799 f., 1803, 1831—1833. In str. 1803 heisst es ausdrücklich, dass er, wenn er die rechte wahrheit gewust, alle pläne Kriemhildens vereitelt hätte.

Cap. 377.

Das mahl im apfelgarten.

Hier werden einzelne dinge erzählt, die sich im Nibelungenliede in anderem zusammenhange finden.

Nú gengr Attila kgr. út í apuldrsgarðinn, þar sem veizlan skal vera, ok kallar til sín boðsmenn ok þangat drífa nú allir. — Im Nibelungenliede beginnt das mahl str. 1848:

*Dô diu küniginne Blædelinen lie
in des strîtes willen, ze tische si dô gie
mit Etzeln dem künege und ouch mit sinen man.*

Jetzt erst folgt in der saga die abforderung der waffen. Im Nibelungenliede geschieht dies am ersten tage. *Nú mælti dróttning til Niflunga: „þér skoluð nú selja mer til varðveizlu vópn yður; hér skal nú engi maðr með vópnum ganga; þér meguð ní vel sjá, at svá gera Húnir.“ Nú svarar Högni: „þú ert ein dróttning, kvat skaltu taka vópn manna? ok þat kendi mer minn faðir, þá er ek var ungr, at aldri skylda ek leggja mín vópn á konu trú; ok meðan ek em í Húnalandi, þá læt ek aldri mín vópn.“* Die saga stimmt mit dem Nibelungenliede aufs genaueste:

1683: *Dô sprach diu küniginne. zen recken über al:
„man sol deheiniu wâfen tragen in den sal.
ir helde, ir sult mirs âfgeben: ich wils behalten
lân.“*

„entriwen,“ sprach dô Hagene, „daz wirdet nimmer getân.

1684: *Jane ger ich niht der êren, fürsten wine milt,
daz ir zen herbergen trüeget mînen schilt
und ander mîn gewâfen: ir sît ein künigîn.
daz enlêrte mich mîn vater niht; ich wil selbe ka-
merære sîn.“*

Die saga schliesst sich der direkten rede von AB 1683, 2 genauer an, als der indirekten von C:

*Diu frouwe hiez dô künden den recken überal,
daz niemen tragen solde dehein wâfen in den sal.*

Es folgt eine erzählung, die der sagaschreiber aus lauter widerholungen, verschiedenen reminiscenzen und eigenen zutaten zusammengeffickt hat.

Högni setzt seinen helm auf und bindet ihn fest (ebenso später Gernoz); eine widerholung aus c. 373.

Gernoz sagt, Högni werde noch am selben tage seine heldenhaftigkeit und klugheit zeigen, und vermutet, dass Högni im voraus gewust habe, wie es den Niflungen in Hunaland ergehen werde. Das erinnert an Nib. 1791, wo Hagen kurz vor dem kirchgange waffen zu tragen rät, da ja Kriemhilds gesinnung bekannt sei, und voraussagt, dass sie an diesem tage noch zu kämpfen haben würden.

Nú skill Attila kgr. at Högni lætr reidulega ok hann spennir fast sínum hjálmi ok spyrr Þidrek af Bern: „Hverir setja upp sína hjálmu ok láta reidulega?“ Dem entspricht fast wörtlich eine strophe aus der erzählung vom kirchgang,

1799: *Dô der künic rîche sus gewâfent sach
die kûnege und ir gesinde, wie balde er dô sprach!
„wie sihe ich friunde mîne under helme gân?“*

nur lässt der sagaschreiber Attila nach den namen der waffentragenden fragen, während das Nibelungenlied nach der veranlassung zum waffentragen. Thidrek antwortet, es seien Högni und Gernoz. Diese scene ist der ähnlichen in c. 375 nachgebildet. Noch fügt Thidrek hinzu: „*Vist eru þeir góðir drengir, ok meiri vón, herra, at þenna dag megir þú þat vel sjá, ef svá ferr, sem mer væri vón.*“ Dies stützt sich auf str. 1691, die der sagaschreiber c. 375 nur zum theil widergegeben hat; vgl. 1691:

*Des antwurte dem kûnege ein Kriemhilde man:
„er ist geborn von Tronege, sîn vater hiez Aldrîân.
swie blîd er hic gebâre, er ist ein grimmer man.
ich lâze iuch daz wol schouwen, daz ich gelogen niene hân.“*

Die scene, wie Attila den helden plätze in bestimmter ordnung anweist, ist wiederholung nach c. 374, auf das auch verwiesen wird.

Über das feuer, das im garten angezündet ist, vgl. s. 33. An dem mahle nimt auch Blodlinn theil; nach dem Nibelungenliede macht er während des mahles den angriff auf Dankwart und die knechte in der herberge (vgl. c. 378). — Die Niflungen kommen mit helmen, harnischen und schwertern zum mahle; so auch im Nibelungenliede, wo sie vom turniere zum mahle gehen. Sie haben ihre schilde und spiesse (*glâdel*) abgelegt — merkwürdig genug, da sie doch zu anfang des capitels ihre waffen nicht ablegen wollen — und haben dazu ihre knappen gesetzt. 20 knappen halten die hut über die gefolgsmannschaft, um ihnen den ausbruch etwaiger list oder unfriedens zu melden. Hierin haben wir die knechte, die in der herberge untergebracht worden sind. Der sagaschreiber hatte keine deutliche erinnerung mehr, was es mit ihnen für eine bewandnis hatte, er erfand daher etwas und machte sie zu hüttern abgelegter waffen.

Cap. 378.

Grimhild reizt Irung an, den kampf zu beginnen.

Im Nibelungenliede entspricht etwa str. 1701 f. und 1841 — 1847. Diese aufreizung des Irung hätte vom sagaschreiber besser vor c. 377 gesetzt werden sollen. Dem sagaschreiber fällt ein, dass während des

mahles ein ritter den kampf beginnt. Er lässt daher Grimhild mitten während des mahles aufstehen und Irung anreizen. Diesen hat der sagschreiber hier mit Blödel vertauscht.

Irung heisst ein ritter der Grimhild, der über andere ritter gebietet. Im Nibelungenliede ist er *marcgräve* aus *Tenemarke* (z. b. 1965), also *ellende* an Etzels hofe. — Die erzählung ist ziemlich breit. Grimhild sagt: „*Góði vin Irungr! viltu hefna minnar svívirðingar? nú vill eigi hefna Attila kgr.*“ usw. *Þá svarar Irungr: „Hvers viltu hefna láta, frú? eða firir því grætr þú svá sárlega?“* Keine von diesen beiden fragen richtet im Nibelungenliede Blödel an Kriemhilt. Eine der zweiten ähnliche frage richten Etzels mannen an die königin, als Volker und Hagen vor Kriemhilt's saale sitzen und diese zu weinen anfängt:

1701: *Ez mante si ir leide: weinen si began.*
des hete michel wunder die Etzelen man,
waz ir sô schiere betrüebet hête den muot?

1702: *Sie sprächen zuo der vrouwen: „wie ist dag geschehen?*
wand wir iuch niweliche haben vrô gesehen.“

Die folgenden worte stimmen genauer mit dem Nibelungenliede: *Þá svarar dróttning: „Nú kemr mer mest í hug, hversu Sigurðr sveinn var myrðr; hans vilda ek nú hefna ef nokkurr vill nú mer til duga.“ Þá tók hun hans gullbúinn skjöld ok mælti: „Góði vin, Irungr, viltu hefna minnar svívirðingar, ek fæ þer þenna skjöld fullan af rauðu gulli, sem mest fær þú fylt, ok hér með alla mína vináttu.“* Vgl. 1841:

Si sprach: „du solt mir helfen, hërre Blædelîn.
jâ sint in disem huse die viânde mîn,
die sluogen Sîfriden, den mînen lieben man.
swer mir dag hilfet rechen, dem bin ich immer under-
tân.“

1843: *„Neinâ, hërre Blædelîn, ich bin dir immer holt.*
jâ gib ich dir ze miete silber unde golt.“

Im Nibelungenliede bietet an anderen stellen Kriemhilt schilde voll gold, vgl. str. 1962 und 2067.

Irung, durch das viele gold bewogen, besonders aber durch Grimhilds anerbieten ihrer freundschaft, zeigt sich willfährig, gleichwie Blödel im Nib. 1845, nachdem er die miete vernommen hat. Irung *stendr upp skjött ok vápnar sik ok kallar sína riddara til sín ok biðr þá vápnaz, ok hefir nú C riddara.* Dazu vgl. Nib. 1847:

„Nu wâfent iuch,“ sprach Blædelîn, „alle mîne man.“

Im Nibelungenliede stürmt Blödel mit 1000 mannen gegen Dankwart

und die knechte. Irung setzt sein zeichen auf. Der sagaschreiber verlegt den kampf nicht bloss in einen garten, sondern liebt es auch, widerum abweichend vom Nibelungenliede, denselben als eine offene feldschlacht darzustellen. So lassen die Hunen c. 382 ihre hörner ertönen; c. 383 erheben die Hunen grosses feldgeschrei; c. 384 erheben die Niflungen grossen heerruf; c. 385 lässt Högni seine posaune blasen und ruft dadurch seine mannen zu sich. Im selben capitel wird eine förmliche schlachtordnung entworfen; die einzelnen schaaren gruppieren sich um banner; c. 386 richten die Niflungen ihre banner auf und ziehen um die burg mit ruf und hörnerschall. Die Hunen stehen auf einer bastion. Hunen und Niflungen ziehen in schlachtordnung gegen einander. Sie richten ihre banner auf und lassen die hörner tönen. Rodingeir lässt sein banner vorwärts tragen; c. 388 haut Folker eine gasse durch die Hunen.

Ähnliches findet sich auch Thidr. c. 40. 324. 330 und in andern sagas, so Völsungas. c. XI (bei Bugge s. 107): *Sigmundr kgr. ok Eylimi settu upp merki sín, ok var þá blásit í láðra. — Sigmundr kgr. lætr nú við kveda sitt horn, er faðir hans hafði átt ok eggjar sína manna.*

Grimhild gebietet, die knappen anzugreifen usw. Im Nibelungenliede thut dies Blödel aus eigenem antriebe, vgl. str. 1847.

Cap. 379.

Grimhild reizt ihren sohn gegen Högni an. Högni erschlägt ihn. Ausbruch des kampfes.

In der erzählung von Aldrians aufreizung stimmt die saga mit einer partie aus dem anhang zum heldenbuche überein (vgl. Gr. HS. s. 298 ff. Raszm. II, 81 u. 150). Im übrigen stützt sich die saga auf Nib. 1848 f. 1897 ff.

Ok nú gengr dróttning skyndilega í gardinn, þar er veizlan var, ok setz í sitt háseti; ok nú renn til hennar Aldrian, son hennar, ok kyssir hana. Ok nú mælti dróttning: „Minn seti son! mantu vera líkr þínum frændum, ok hefir þú hug til, þá skaltu ganga til Högna; ok þá er lýtr fram yfir borðit ok tekr mat af diskinum, reið upp þinn nefa ok ljóst á hans kinn, sem allra harðast máttu. Þá mantu vera góðr drengr, er þetta þorir þú.“ Sveininn rann þegar yfir til Högna; ok þá er Högni lýtr fram yfir borðit, þá lýstr sveininn sínum nefa á hans kinn. En þat högg varð meira en vón væri af svá ungum manni. Ok nú sinni vinstri hendi tekr Högni sveininn með hárinu ok mælti: „Þetta hefir þú eigi gört með þínu ráði ok ei með ráði Attila konungs, föður þíns; heldr er þetta eggjan þinnar móður; ok þess mantu nú lítt njóta þessu sinni.“

Ok sinni hægri hendi tekr Högni um meðalkafla síns sverðs ok dregr or slíðrum ok höggr af höfuð sveinsins ok kastar höfðinu á brjóst Grímhildi.

Vgl. anh. z. heldenbuche (v. d. Hagen I, s. CXXV): *do hatte die kingin (Kriemhilt) ein jungen sūn von zehen joren, zū dem sprach (sú): „louff, slach Hagen an ein backen; ez ist giner, der dortt sizett.“ do ging der knab und slûg in an ein backen. do sprach Hagen: „daz wil ich dir gern vertragen umb din kindheitt; wer ez aber, das du mich me sliegest, ich mohtt dirz nit vertragen.“ do wz sū fro, und sprach aber zum kind: „louff und slach in ander werb.“ der knab dett daz in sin mütter hiess. do er in nūn aber hatte geslagen, do stund Hagen uff: „daz hastu nit von dir selber getan.“ und nam dz kind by dem hor und slûg ym dz höbtt ab.*

Zu dem anfangе dieses abschnittes der saga stimmt Nib. 1848:

*Dô diu küneginne Blædelînen lie
in des strîtes willen, ze tische si dô gie.*

1849: *Dô der strît niht anders kunde sîn erhaben —
Kriemhilt leit daz alte in ir herzen was begraben, —
dô hiez si tragen ze tische den Etzelen sun.
wie kunde ein wîp durch râche immer vreislicher tuon.*

(C liest ganz abweichend:

*Dô die fürsten gesezzen wâren überal,
unt nu begunden ezzen, dô wart in den sal
getragen zuo den fürsten daz Etzelen kint,
dâ von der künec rîche gewan vil starken jâmer sint.)*

Mit dem schlusse stimmt str. 1898. Nachdem Dankwart sich durch die Hunnen durchgeschlagen hat und den Burgonden den beginn des kampfes gemeldet, springt Hagen auf und erschlägt den Ortliup.

1898: *Dô sluoc daz kint Ortlieben Hagen der helt guot,
daz im gegen der hende ame swerte vlôz daz bluot,
unt daz der küneginne daz houpt spranc in die schôz.*

In der unmittelbar folgenden erzählung schliesst sich die saga genau dem Nibelungenliede an: *ok mælti Högni: „I þessum apaldrgarði drekkum gott vín, ok þat verðum vér dýrt at kaupá; ena fyrstu skuld lýk ek með þessu Grímhildi systur.“* vgl. Nib. 1897 (Hagen spricht):

*„Ich hân vernomen lange von Kriemhilde sagen,
daz si ir herzeleide wolde niht vertragen.
nu trinken wir die minne, und gelten sküneges win.
der junge vogt der Hiunen der muoz der êrste sîn.“*

*Ok enn höggr hann yfir höfuð Folkher*³⁰ *til fóstra sveins-
ins ok af hans höfuð: „Nú er launat dróttningu, sem vert er;
hversu þú gættir þessa sveins.“* Dem entspricht Nib. 1899:

*Dar nâch sluog er dem magezogen einen swinden slac
mit beiden sinen henden, der des kindes pflac,
daz im daz houbet schiere vor tische nider lac.
ez was ein jæmerlichez lôn, daz er dem magezogen
wac.*

Attila fordert seine mannen auf, die Niflungen zu erschlagen. Im Nibelungenliede spornt Etzel an späteren stellen seine mannen zum kampf gegen die Burgonden an, so 2020:

*Noch vor dem äbende dô schuof der künec daz,
und ouch diu küneginne, daz ez versuochten baz
die Hiunischen recken usw.* Str. 2089 bittet er Rüdger gar fustfällig, am kampf theil zu nehmen.

Jeder mann im garten springt auf; die Niflungen schwingen ihre schwerter und am ende des capitels heisst es, die Niflungen erschlagen manchen mann und es liegen hunderte von toten im garten.

Was hier kurz zusammengefasst wird, erzählt das Nibelungenlied ausführlicher. Hagens tapferkeit str. 1902, Volker nimt männlich am kampf theil 1903, Gunther 1905, Gernot 1906, Giselher 1907, er ist überall der vorderste 1908. Etzels mannen wehren sich tapfer 1909. Es entsteht ein lärmender kampf. Kurz vor den schlussworten des capitels wird noch ein eigentümlicher vorgang erzählt: *At ráðum Grímhildar váru breiddir fyr útan garðslíðit nautahúðir ráblautar*³¹ *ok þá er Niflungar laupa út af garðinum, falla þeir á húðunum; ok þar fór margr maðr svá at hann fékk bana.* Hierzu findet sich nichts ähnliches im Nibelungenliede, überhaupt in keinem deutschen gedichte. Im skandinavischen norden mag das eine sehr übliche kriegslist gewesen sein. Wir finden ganz dasselbe in der *Eyrbyggja Saga* bei *Guðbr. Vigfusson* Leipzig 1864, s. 48, wo durch dieselbe list *Styrr* die beiden Berserker *Halli* und *Leiknir* überwältigt.

Wir sehen, wie der sagaschreiber sich nicht scheut, über seine deutschen quellen hinauszugehen. Vgl. die bemerkungen über das anzünden von feuern s. 33.

Dieser selbe zug ist auch in die hvensche chronik (vgl. unten im sechsten kapitel, B. und Kämpevise C, vgl. unten im sechsten kapitel

30) Nach c. 377 gegen ende sitzt Folker neben dem erzieher.

31) In der S. R. sind die häute über erbsen (*árther*) gelegt, gleichwie in der hvenschen chronik.

A.) und in das faröische Högnilied (vgl. unten im sechsten kapitel, C.) aufgenommen worden und bietet ein gewichtiges argument für die ermittelung von deren quellen.

In der in den nächsten capiteln folgenden kampfesschilderung weicht der sagaschreiber ganz bedeutend vom Nibelungenliede ab. Die ursache hiervon liegt darin, dass der sagaschreiber von vornherein den kampf ins freie verlegt — eine änderung, die viele andere bedingt hat — und dass er rein nach dem gedächtnis gearbeitet hat (vgl. cap. I. §. 1). Gleichwol finden sich hin und wider anklänge an das Nibelungenlied.

Cap. 380.

Die Hunnen, die im garten sind, werden erschlagen. Thidrek verlässt den kampflplatz. Attila und Grimhild feuern die Hunnen zum sturme auf die Niflungen an.

Diesem capitel entspricht ungefähr Nib. 1910—1964. Wie in der saga Irung die Niflungen am herausstürmen aus dem garten verhindert, so hindern im Nibelungenliede Volker und Dankwart das entfliehen der Hunnen aus dem saale und das eindringen frischer hilfstruppen in denselben.

(Niflungar) berjaz við Húni í garðinum, ok ei létta þeir áðr en þeir hafa drept hvert mannbarn af Húnum, þat er ei kom á flóttu undan. vgl. Nib. 1940, 1—3:

*Si heten die sie wolden lügen für den sal:
dô huop sich innerthalben ein grôglîcher schal.
die geste sêre râchen daz in ê geschach.*

1945: *Swaz der Hiunen mâge in dem sale was gewesen,
der enwas nu deheiner dar inne mê genesen;
des was der schal geswiftet, daz niemen mit in streit:
diu swert von handen legeten die kûenen recken
gemit.*

1946, 1: *Die hêrren nâch ir müede sâgen dô zetel.*

*Attila kgr. stendr nú yfir einum kastala ok eggjar þaðan
alla sína menn til atgöngu við sína mága Niflunga.* vgl. Nib. 1956, 1:

Dô stuonden vor dem hûse vil manec tûsent man.

Unter ihnen ist auch Etzel (vgl. 1956, 3). Etzel ermuntert seine mannen zum angriffe auf die Burgonden str. 2020.

Wie Attila und Grimhild aus dem garten gekommen sind, erwähnt der sagaschreiber gar nicht.

*En Þidrekr kgr. af Bern gengr heim í sinn garð með
alla sína menn, ok þikkir stórilla, er svá margir hans góðir vinir
skulu ganga í tvá staði ok berjaz.*

Das Nibelungenlied erzählt ausführlicher; hier findet erst eine unterhandlung statt, und dann entfernt sich Dietrich.

1932: *(Dietrich) under arm bestöz*
die edelen küneginne; der sorge diu was gröz;
dô fuort er anderthalben Ezelen mit im dan;
ouch giengen mit Dietriche sehs hundert wætlîcher
man.

1935 verlässt auch Rüdiger mit 500 mannen den saal.

Grimhild theilt waffen aus Attilas waffenvorrat an die Hunnen aus. Dies ist dem Nibelungenliede fremd. Sie mahnt zum angriffe auf die Niflungen, gleichwie gemeinsam mit Etzel Nib. 2020. Sie theilt gold, silber und kostbarkeiten aus. Im Nib. 1692 bietet sie für Hagens haupt Etzels schild voll gold zum lohne; 2067 lässt sie gold in schilden herbeitragen und gibt jedem, der davon begehrt.

Cap. 381.

Ausbruch der Niflungen aus dem garten.

In diesem capitel verwendet der sagaschreiber einige reminiscenzen an Dankwarts kampf mit Blödelin, und sein hindurchschlagen durch die Hunnen, Nibl. 1858 — 1888.

Mit den anfangsworten: *Nú verðr snörp orrosta þenna dag, er Húnir sökja gardinn, en Niflungar verja*, vgl. Nib. 1858, 4:

dá huop sich under helden der aller grözeste haz.

Hér verðr mikit mannfal hvártveggja af Hinum ok Niflungum; ok þá falla Húnir hálfu fleiri; ok svá drífr þó til mannfólk af heruðum ok öðrum borgum ok nú hafa Húnir hálfu meira lið en fyrst er til var tekit.

Nach Nib. 1873 fallen alle 9000 knechte, dazu die 12 ritter Dankwarts. Nach str. 1869 fallen 500 Hunnen. Als man das bei hofe hörte, rüsteten sich mehr als 2000 Hunnen und stürmten gegen die knechte (vgl. 1871 u. 1858). Auch von diesen hilfstruppen fallen viele.

Mit dem herzuströmen von kriegern aus den heraden vgl. Nib. 2026, 1 f.:

Etzel unde Kriemhilt die kômen beide dar.

daz lant daz was ir eigen; des mërte sich ir schar.

Högni sagt zu Gunnar, es seien viele Hunnen und Ömlungen³² gefallen, aber dennoch strömen immer mehr herzu, „en höfðingjar Húna

32) Baszmann (II, 82 anm.) glaubt, diese Amelungen seien wahrscheinlich Goten aus dem dem Attila unterworfenen Oberlahngau, die hier mit ihrem alten stamnamen genannt würden.

Es ist doch äusserst kühn, aus den worten eines romanschreibers, der mit seinem stoffe aufs willkürlichste umgeht, etwas derartiges herauslesen zu wollen. Zu-

koma þó hvergi nær, ok berjumz ver nálega við þræla þeirra.“ Dazu stimmen im Nibelungenliede Hagens höhrende worte gegen Etzel, unmitelbar nachdem dieser den saal verlassen hat:

1957: „Eg zæme,“ sô sprach Hagene, „vil wol volkes trôst,
 daz die hêrren væhten ze aller vorderôst,
 alsô der mînen hêrren hie iestlicher tuot:
 die houwent durch die helme, nâch swerten vliuzet daz pluot.“

Zu Högnis worten: „Nú er mer þat enn mesti harmr er ei komum vér út af þessum garði, ok mættim vér þá sjálfir kjósa við hverja menn vér skyldim berjaz. — en ekki afrek megum vér vinna, ef eigi megum vér njóta vára höggvápnna við Húni,“ vgl. Kriemhilds worte Nib. 2036 f.:

„Neinâ, Hiunen recken, des ir dâ habet muot,
 ich râte an rechten triuwen, daz ir des niht entuot,
 daz ir die mortræzen lâzet für den sal:
 sô müesen iuwer máge liden den tætlîchen val.

Ob ir nu niemen lebte wan diu Uoten kint,
 mîne edele bruoder, und koment si an den wint,
 erkuolent in die ringe, sô sit ir alle vlorn.
 ez enwurden küener degene nie zer werlde geborn.“

Högnis worte: „Niflungar munu falla, þótt heldr þoli þeir spjót ok sköt Húna, en sverð þeirra“ lehnen sich an eine stelle aus dem Dankwarts-kampfe an, wo es von Dankwart heisst:

1881: Er leidete sich sô sere den Etzelen man,
 daz si in mit den swerten torsten niht bestân:
 dô schuzzen si der gære sô vil in sînen rant,
 daz er in durch die swære muose lâzen von der hant.

Högni, Gernoz und Gislher mit vielen Niflungen brechen durch die gartenmauer. Blodlinn komt ihnen mit seiner schaar entgegen; es entspinnt sich ein harter kampf. Das erscheint als eine zusammenwerfung von Dankwarts ausbruch aus der herberge und andererseits dem kampfe der Burgonden mit Irinc, Hawart und deren mannen, der zum theil auch ausserhalb des saales stattfindet (vgl. str. 1987. 1998. 2007. 2011).

Blodlinn ist hier mit Irinc vertauscht, wie oben umgekehrt Irung mit Blödel, vgl. s. 52 f.

dem fragt es sich noch, ob hier nicht ein schreibfehler vorliege; denn A und B haben für *Ömlungar* (der Mmb.): *Niflungar*.

Die Schw. Rec. gibt der stelle eine etwas andere fassung und erwähnt die Anelungen gar nicht.

Cap. 382.

Die Niflungen werden zurückgedrängt.

Sobald die Niflungen aus dem garten herausgestürmt sind, werfen sich die Hunnen mit macht auf sie, *ok verða nú Niflungar ofliði bor-nir ok hrökkva nú aprtr í garðinn.*

Ebenso werden im Nibelungenliede die Burgonden nach misglücktem aussöhnungsversuche und nachdem Kriemhilt den saal anzuzünden befohlen hatte, von den Hunnen in den palas zurückgetrieben; vgl. 2047, 1: *Die noch hie úze stuonden, die tribens in den sal mit slegen und mit schüzgen.*

Högni wendet sich *at upp höll einni ok styðr sínu baki við hurð hallarinnar; ok hun var lukt*, er deckt sich mit seinem schilde und haut jeden, der gegen ihn andringt, nieder.

Aus dem Nibelungenliede vergleiche man, wie Dankwart, beim beginn des kampfes im saale, die thüre gegen die Hunnen, die hereindringen wollen, verteidigt.

1915: *Dancwart der snelle stuont úzerhalb der tür:
er werte in ir stiege, swaz ir kom dar für.
des hört man wáfen hellen den helden an der hant.*

Dass hieran der sagaschreiber anknüpft, sieht man recht deutlich aus der folgenden von ihm misverstandenen oder nicht genau gemerkten strophe. Volker ruft zu Hagen:

1916, 2: *„der sal ist wol beslogzen, mîn friunt, her Hagenc.
já ist alsô verschranket diu Etzelen tür:
von zweier helde handen dá gênt wol túsent rigel für.“*

Am schlusse des capitels bittet Gernoz Thidrek, der mit seinen mannen auf den zinnen seiner halle in der nähe der Niflungen steht, ihnen zu hilfe zu kommen. Doch Thidrek schlägt es aus.

Man könnte hiermit im Nibelungenliede die scene zwischen den Burgonden und Rüdiger vor dessen theilnahme am kampf vergleichen. Hier vermutet[†] Giselher, dass Rüdiger zu ihrer hilfe naht (str. 2109), allein Volker benimt ihm seine erwartung (2110) und Rüdiger bestätigt Volkers meinung (2112).

Cap. 383.

Gunnars fall.

Nur weniges berührt sich mit dem Nibelungenliede, anderes ist aus der Edda entlehnt.

Gunnar, von seinen mannen abgeschnitten, erliegt der übermacht der Hunnen, Osid kämpft mit ihm bis die nacht hereinbricht und nimt ihn gefangen. Auf den rat Grimhilds wird Gunnar in einen *ormagard*

(hdschr. B schlangenturm) geworfen und von den schlangen getötet. Aus der edda ist entlehnt, dass Gunnar vor Högni unterliegt, in einem schlangengarten seinen tod findet und der kampf bis in die nacht dauert; vgl. Atlam. 18. 31. 53. (vgl. Sn. E. Skáldsk. c. 42).

Mit dem Nibelungenliede stimmt überein, dass eine bestimmte persönlichkeits, Osid (mit Dietrich vertauscht), Gunnar gefangen nimmt, vgl. str. 2297 ff., dass Gunnar gebunden wird, vgl. str. 2298 fg. Wie Gunnar in der saga vor Attila geführt wird, so im Nib. 2299 vor Kriemhilt. Wie in der saga Gunnar auf Grimhilds rat in den schlangenturm geworfen wird, so lässt sie im Nib. 2303 ihn in sein *ungemach* bringen.

Cap. 384.

Die noch überlebenden Niflungen setzen den kampf bis zum einbruche der nacht fort.

Quelle war theils Edda, theils Nibelungenlied. Högni entbrennt nach Gunnars gefangennahme von wilder wut; dies stammt aus Atlakv. 19. Die Niflungen machen den Hunnen vorwürfe wegen ihrer feigheit. Dieser zug stammt aus dem Nibelungenliede; vgl. Volkers höhrende worte 1963. 1964.

Der kampf währt bis in die nacht hinein, ebenso im Nib. vgl. str. 2022 (auch 2024).

Cap. 385.

Heeresmusterung.

Gernoz und Högni mustern das heer. Högni rät den kampf während der nacht fortzusetzen. Letzteres ist gewissermassen eine etwas veränderte zweite auflage der scene in c. 381, wo Högni rät, aus dem garten auszufallen.

Damit die nacht erleuchtet sei, zündet Högni ein haus an. Dieser zug ist aus dem saalbrande abgeleitet, der nach Nib. 2048 ff. in der ersten nacht nach dem beginne des kampfes stattfindet und vom sagaschreiber erst cap. 387 behandelt wird. Zerreiſsung eines momentes in zwei scheut der sagaschreiber auch sonst nicht; vgl. c. 366 das zerbrechen der ruder und des steuers.

Cap. 386.

Kampf während der nacht und am zweiten tage.

Wenige einzelheiten zeigen näheren anschluss an das Nibelungenlied. Grimhild muntert jeden mann zur erschlagung der Niflungen auf und bietet gold und silber. Wiederholung aus c. 380 (Nib. 2020. 1962. 2067.).

Blodlinn und Gernoz haben einen tapferen zweikampf, *ok Gernoz skilz svá þalan, at hann hefir af höggvit höfuð Blodlinn jarls.*

Im Nibelungenliede fällt Blödel gegen Dankwart; vgl. 1864:

*Dô sluoc er Blædelîne einen swinden swertes slac,
daz im daz houbet schiere vor den fûezen gelac.*

Als Rodingeir hört, dass Blodlinn erschlagen ist, wird er zornig, ruft seine mannen zu den waffen und eilt mit ihnen in den kampf. In ähnlicher weise wird im Nibelungenliede Dietrich durch Rüdigers fall bewogen, in den kampf sich zu mischen (2254).

Rodingeirs kampf mit den Niflungen, den das Nibelungenlied in der ergreifendsten weise erzählt, hat der sagaschreiber aufs nüchternste dargestellt.

Cap. 387.

Högnis und Rodingeirs tapferkeit. Hallenbrand. Irungs fall.

In diesem capitel, namentlich von der mitte an, mehrten sich die genaueren übereinstimmungen mit dem Nib. 2046 — 2048, 1974 — 2001.

Högni kämpft tapfer gegen die Hunnen *ok allar hendr hefir hann nú blóðgar upp til axlar; ok öll er hans brynja sem dreyri*. Ähnlich heisst es Völsungas. s. 107 von Sigmund: *hann hafði báðar hendr blóðgar til axlar*; ebenso von Sigurd Völs. s. 118. Auch das Nibelungenlied bringt ähnliche bilder, so 1898, 1. 2:

*Dô sluoc daz kint Ortlieben Hagen der helt guot,
daz im gegen der hende ame swerte vlôz daz bluot.*

1893, 1 — 2 (Dankwart sagt:) „*mîn wât ist bluotes naz,
von ander manne wunden ist mir geschehen daz.*“

Högni wendet sich zurück nach einer halle; er bricht deren verschlossene thür auf, lässt sich in der halle nieder und ruht sich aus. Die Hunnen stürmen gegen die halle; Högni vertheidigt die thür und erschlägt manchen mann. Hierin zeigt sich eine reminiscenz an den kampf im saale im Nibelungenliede. — Das ausruhen an und innen von der thür wird mehrfach erwähnt, wenn auch nicht immer speciell von Hagen, so 1946. 2016. — Auch den sturm der Hunnen gegen die thür des saales und die vertheidigung gegen dieselben behandeln einzelne scenen des liedes, vgl. str. 1915. 2011. (2021) u. a.

Nú sér Grímhildr þetta hvar Högni er, ok svá at hann drepr margan mann; hun kallar hátt á Húni ok biðr at þeir skulu slá eldi í höllina, þviat af tré var gört hraf hallarinnar. Ok svá er gort. Vgl. im Nibelungenliede Kriemhiltis worte:

2046: „*Lât einen úz dem hûse niht komen über al:
sô heiz ich vieren enden zünden an den sal.*“

2048, 1: *Den sal den hiez dô zünden daz Etzelen wip.*

Irungs kampf mit Högni stimmt ziemlich genau mit dem Nibelungenliede überein. *Þá kallar Grímhildr sinn kæri vin Irung: „Góði Irungr,“ sagði hun, „nú máttu sækja at Högna, þar sem hann er í einu húsi; fá mer nú hans höfuð, en ek man fylla þinn skjöld af rauðu gulli.“* Ähnliche worte braucht Grimhild c. 378, um Irung aufzureizen, vgl. die erörterungen zu c. 378. Im Nibelungenliede wird Irinc durch Volkers spott über die feigheit der Hunnen (str. 1963 f.) zum kampf mit den Burgonden bewogen.

Nú snýr Irungr til hallarinnar hvatlega sem dróttning bað, ok nú er reykr orðinn í höllinni, þar sem Högni er inni. Irungr hleypr inn í höllina alldjarfliga, ok þá er hann kom inn, höggr hann til Högna alldjarfliga með sínu sverði á hans lær, svá at í sundr nemr brynjuna ok svá mikit aflæri sem eð mesta stykki, þat er til ketils er brytjat. Þá hleypr hann þegar út or höllinni. Dies stützt sich auf Nib. 1974:

*Írinc von Tenemarke vil hōhe truoc den gēr,
sich dakte mit dem schilde der tiwer degēn hēr:
dō lief er ūf ze. Hagenen vaste für den sal:
dō huop sich von den degenen ein vil græzlicher schal.*

1975: *Dō schuzzen si die gēre mit krefte von der hant
durch die vesten schilde ūf liehtez ir gewant, usw.*

1975, 4: *dō griffen zuo den swerten die zwēne grimme küene man.*

Iring kämpft darauf mit Volker, Gunther, Gernot und Giselher. Durch Giselhers schläge fällt er in ohnmacht; er rafft sich wider auf und kämpft nochmals mit Hagen.

1987: *dō lief er ūz dem hūse da er aber Hagenen vant,
und sluoc im slege swinde mit siner ellenthafter hant.*

1988, 3: *doch wunte Írinc Hagēnen durch sinen helmhuot.
daz tet der helt mit Wasken: daz was ein wāfen alsō guot.*

1989: *Dō der hērre Hagene der wunden enpfant,
dō erwagt im ungefuoge daz swert an siner hant.
aldā muos im entwīchen der Hāwartes man:
hin nider von der stiegen usw.*

Warum Irung entweicht, ist dem sagaschreiber entfallen. Die verwundung stellt er in hyperbolischer weise, wie sie nordischem geschmacke gemäss ist, dar.

Nú sér Grímhildr at Högni blæðir, ok gengr til Irungs ok mælti: „Heyr, minn ljúfi Irungr, allra drengja best, nú veitir þú Högni sár, en annat sinni mantu drepa hann.“ Hon tók 2 gullringu ok spenti öðrum um hans hjálmband enum högra megin, en

öðrum enum vinstra megin. Sie mahnt ihn, Högni zu erschlagen, fast mit denselben worten, wie das erste mal; vgl. s. 62:

- 1991, 2: *dó wurden disiu mære Kriemhilde rehte kunt,
waz er von Tronege Hagenen mit strîte hete getân:
des im diu küneginne vil hôhe danken began:*
- 1992: „*Nu lôn dir got, Írinc, vil mære helt guot,
du hást mir wol getræstet daz herze und ouch den muot.
nu sihe ich rôt von pluote Hagenen sîn gewant.“
Kriemhilt nam im selbe den schilt vor liebe von der hant.*

Im Nibelungenliede wird Iring zum zweiten kâmpfe mit Hagen durch dessen herausforderung (str. 1993) und durch das lob derer ange-regt, die um ihn stehen, während er sich von der kampfesanstrengung erholt.

Ok nú hleypr Irungr annat sinni í höllina at Högna; ok nú varaz Högni við ok snýr í gegn honum ok leggr sinu spjóti undir hans skjöld í hans brjóst, svá at sundr tekr brynjuna ok búkinn, svá at um herðarngr kom út. Ok þá lætr Irungr sígaz við steinveginn usw.

Nachdem sich Iring wider hat waffnen lassen, eilt er gegen Hagen (1997).

- 1998: *Sîn mohte niht erbîten Hagene der degen,
er lief im hin engegene mit schüzzen und mit slegen
die stiegn ûz an ein ende: sîn zorn der was grôz.
Íring siner sterke dô vil wêneç genôz.*
- 1999: *Si sluogen durch die schilde, daz ez lougen began
von fiwerrôten winden. der Hâwartes man
wart von Hagenen swerte krefteclîchen wunt
durch schilt und durch die brünne: des er wart nim-
mer mêr gesunt.*

Iring deckt sich besser mit seinem schilde (2000).

- 2001: *Hagen vor sînen füezen einen gêr ligen vant:
er schôz uf Íringen, den helt von Tenelant,
daz im von dem houpte diu stange ragete dan.
im hete der recke Hagene den grimmen ende getân.*

Iring entweicht zu denen von Däneland und stirbt in ihren armen. Wie Irung in der saga auf der strasse getötet wird, so im liede am ende der trefpe, also auch auf der strasse, oder doch in der nâhe derselben. Über den *Irungsvegr* vgl. unten im fünften capitel.

Cap. 388.

Rodingeirs tod.

Die erste hälfte dieses capitels schliesst sich an Nib. 2143 — 2158 an.
I þessu bili eru nú mikil tíðindi.

Hierin blickt eine schwache erinnerung an die ergreifende darstellung des Nibelungenliedes von Rüdigers kampf mit den Burgonden durch.

Roðingeirr mrgr. sækir nú hart fram ok drepr Niflunga, ok honum í mót kemr jungherra Gislher, ok nú neyta þeir sinna vápna. Ok sverð Gislher Gramr beit nú svá vel, at þá er hann höggr skjöld ok brynju ok hjátma, sneið sem klæði. Ok þar fellr Roðingeirr mrgr. firir Gislher dauðr til jarðar með stórum sárum; ok þetta alt þá hann með því sama sverði er fyrr gaf hann Gislher at vingjöf. Dazu stimmt Nib. 2150:

*Der vogt von Bechelâren gie wider unde dan,
alsô der mit ellen in sturme werben kan.
dem tet des tages Ruedegêr harte wol gelîch,
daz er ein recke wære, vil küene unt ouh vil lobelîch.*

2152: *Vil wol zeigte Ruedegêr, daz er was starc genuoc,
küene, und wol gewâfent: hey was er helde sluoc!
daz sach ein Burgonde: usw.*

2153: *Gêrnôt der starke.*

2155, 3: *dô sprungen zuo ein ander die êre gernde man.*

2156, 1: *Ir swert sô scherpfe wâren, ez enkunde niht gewegen.*

2157: *Die Ruedegêres gâbe an hende er hôhe wac.*

*swie wunt er wær zem tôde, er sluog im einen slac
durch den schilt vil guoten unz uf diu helmgespan,
dâ von sô muos ersterben der schænen Gotelinde man.*

2158, 1: *Jane wart nie wirs gelônnet sô rîcher gâbe mêr.
dô vielen beide erslagene, Gêrnôt und Ruedegêr.*

Über das schwert *Gramr* vgl. c. 370, oben s. 36.

Abweichend ist also nur, dass Rodingeir allein und dass er im kampf mit Gislher fällt. Die saga ist weniger zartfühlend als das Nibelungenlied.

Gernoz und Gislher dringen muthig vor bis in die halle könig Attilas und erschlagen dort manchen mann. Widerum ein anklang an den saalkampf des liedes.

Folker haut eine gasse durch das heer der Hunnen hindurch, bis zu Högni, um ihm hilfe zu leisten. Damit lässt sich im Nibelungenliede vielleicht vergleichen, wie sich beim ersten beginne des kampfes Volker *videlende* durch die Hunnen einen weg bahnt, um Dankwart in

der verteidigung der thür zu unterstützen. Wie sich Högni bei Folker für sein herannahen bedankt, so im Nib. 1913 die Burgonden. Seine tapferkeit wird gerühmt str. 1938. 1944.

In dem worte *syngja*, von Folkers schwert gesagt, sieht v. d. Hagen, Wilkinas. II, s. 387, einen anklang an den „schwertfidelbogen“ Volkers im Nibelungenliede. Daran ist nicht zu denken, denn *syngja* ist ein sehr üblicher ausdruck für das sausen des schwertes. Es begegnet auch cap. 387 gegen ende, von Högnis schwerte gesagt, und cap. 389, von Thidreks Eckisax gebraucht; oft auch in andern sagas (vgl. die wörterbücher).

Cap. 389.

Thidrek nimt am kampf theil.

Die kämpfe Wolfharts, Hildebrants und andererseits Dietrichs mit den Burgonden (Nib. avent. XXXVII und XXXVIII) sind zu einem vereinigt worden.

Nú sér Þidrekr kgr. at Röðingeirr mrgr. er dauðr; þá kallar hann hátt: „Nú er dauðr minn beztí vin Röðingeirr mrgr., nú mí ek ei lengr vera kyrr. Taki allir mínir menn sín vöpn, ok verð ek nú berjaz við Niflunga!“

Dietrich erhält str. 2250 durch Hildebrant die sichere nachricht von Rüdigers tod. Darauf sagt er:

2251, 1: *„Só wê mir dirre leide! ist Ruedegêr doch tót,
daz muoz mir sîn ein jâmer vor aller mîner nôt.*

2252, 3: *owê getriwer helfe, die ich verlorn hân!
jane überwinde ich nimmer des künec Etzelen man.“*

2254: *Er sprach ze Hildebrande: „nu saget mînen man,
daz si sich balde wâffen; wand ich wil dar gân.
und heizet mir gewinnen mîn lichteꝝ wîgewant:
ich wil selbe vrâgen die helde ûz Burgonden lant.“*

Thidrek wird von seinen mannen in den kampf begleitet, während sie im Nibelungenliede schon mit Wolfhart und Hildebrant zu den Burgonden gehen, und mit diesen kämpfen.

Ok svá er sagt í þýðesku kvæðum, at þar var blautum manni ei vært er saman kómu í víg Þidrekr ok Niflungar; ok svá víða heyrir um borgina, hversu Ekkisax syngr í hjálmum Niflunga. Die erste bemerkung ist vom sagaschreiber erfunden. Die zweite stützt sich auf Nib. 2296, eine strophe aus dem kampf Dietrichs mit Gunther:

*Ir ellen und ir sterke beide wâren grôz,
 palas unde türne von den slagen dôz,
 dô si mit swerten hiuwen ûf die helme quot.*

Ähnliches wird auch an andern stellen gesagt, vgl. str. 2242. 1976.

Von dem schwerte *Ekkisax* erzählt cap. 98 ausführliches. Über den deutschen ursprung dieses namens handelt Raszmann II, 403 („schwert des Ecke“). Denselben namen kennen auch Biterolf (? Gr. HS. s. 142) und Ecken Ausfahrt (Gr. HS. s. 56 — 58). Dagegen kennt den namen *Lagulf* für Hildibrands schwert kein deutsches gedicht, vgl. Gr. HS. s. 239.

Auch bei der schilderung dieses kampfes ist der sagaschreiber mit grösster freiheit verfahren. Folkher wird von Thidrek erschlagen, im Nibelungenliede str. 2224 von Hildebrant. Gernoz wird von Hildibrand erschlagen; im Nibelungenliede fällen sich Gernot und Rüdiger gegenseitig, vgl. str. 2156 — 2158. Darin stimmen saga und lied überein, dass schliesslich nur noch vier helden am leben sind: Thidrek und Hildibrand und Högni und Gislher; im Nibelungenliede ist Giselher bereits tod, aber Gunther lebt noch, vgl. str. 2245.

Cap. 390.

Der versuch, für Gislher frieden auszuwirken, misslingt. Fortsetzung des kampfes.

Im Nibelungenliede fällt der sühneversuch noch vor Rüdigers tod, 2026 — 2043.

Ok nú kemr Attila kgr. af sínum turn ok til þar er þeir berjás.
 Im Nibelungenliede kommt er auf verlangen der Burgonden herzu:
 2026, 1: *Ezel unde Kriemhilt die kômen beide dar.*

Högni verlangt von Attila für Gislher frieden, weil er unschuldig an Sigurds morde sei und ein guter held zu werden verspreche. Darauf spricht Gislher: „*Ei mæli ek því þetta, at ei þori ek at verja mik; þat veit mín systir Grímhíldr, at þá er drepinn var Sigurðr sveinn, þá var ek fimm vetra gamall, ok lá ek í rekkju minnar móður með henni, ok saklauss em ek þess vígs. En ekki hirði ek at lifa einn eptir mína bræðr.*“ Diese worte stützen sich auf Nib. 2038:

*Dô sprach der junge Giselher: „vil schæniu swester mîn,
 des troute ich vil übele, dô du mich über Rîn
 ladetes her ze lande in dise grôze nôt.
 wie hân ich an den Hiunen hie verdienet den tôt?*

2039: *Ich was dir ie getriuwe, nie getet ich dir leit.
 ûf solhen gedingen ich her ze lande reit,
 daz du mir holt wærest, vil liebiu swester mîn.
 bedenke an uns genâde: ez mac niht anders nû gesîn.*

2043: *Wir müesen doch ersterben,“ sprach dô Gîselher,
 „uns enscheidet niemen von ritterlicher wer.
 swer gerne mit uns vekte, wir sîn et aber hie,
 wande ich deheinen mînen friunt an den triwen nie verlie.“*

Zu den worten *pá var ek 5 vëtra* usw. vergleiche man Dankwarts worte gegen Blödelin,

1861, 3: *„ich was ein wênic kindelîn, dô Sîfrit vlôs den lip:
 ine weiz niht waz mir wîzet des künec Etzelen wîp.“*

Im Nibelungenliede bitten alle helden für sich insgesamt um frieden; dieser wird aber nicht gewährt, weil sie sich weigern, Hagen auszuliefern; in der saga scheitert der sühneversuch an der treue Gislhers gegen seinen bruder Högni.

Im Nibelungenliede werden nun die aussenstehenden mit schlägen und schüssen in den palast zurückgetrieben (2047) und es folgt darauf der saalbrand. In der saga stürmt Gislher widerum gegen Meistari Hildibrand und wird von ihm erschlagen, im Nibelungenliede dagegen von Wolfhart (2234).

Cap. 391.

Thidreks und Högni zweikampf.

Dieser zweikampf bildet in der saga den schluss der Niflungenkämpfe; im Nibelungenliede der mit Gunther.

Nú mælti Högni til Þidreks kgs.: „Nú liz mer svá sem hér man skilja okkart vinfengi, svá mikít sem verit hefir, ok nú vil ek sækja svá fast eptir mínu lífi at annathvárt verðr nú vera, at ek lætr nú mitt líf eða ek vinnr þitt líf.“ Der anfang dieser worte scheint sich auf Nib. 2112, 2 ff. zu stützen, wo Rüdiger, bevor er kämpft, zu den Burgonden sagt:

*„ir küenen Nibelunge nu wert iuch über al.
 ir soldet mîn geniezen, nu engeltet ir mîn.
 é dô wârn wir friunde: der triwen wil ich ledic sîn.“*

Die zweite hälfte lehnt sich an an Hagens worte gegen Gunther

2263: *Dô sprach von Tronege Hagene: „ich sihe dort her gân
 den hêrren Dietrîchen: der wil uns bestân
 nâch sînem starkem leide, dag im ist hie geschehen.
 man sol dag hiute kiesen, wem man des besten
 mûge jehen.*

2264: *Jane dunket sich von Berne der hêrre Dietrîch
 nie sô stark des lîbes und ouch sô gremelîch,
 und wil erz an uns rechen dag im ist getân,
 alsô redete Hagene, „ich tar in rechte wol bestân.“*

Högni bedingt sich von Thidrek aus, es solle keiner dem andern seine abstammung vorwerfen. Nichts desto weniger thun sie es doch nachher. Thidrek hält es für eine schande, so lange mit einem *álfs son* zu kämpfen. Darauf schilt Högni Thidrek einen sohn *djöfulsins sjálfs*. Ebenso zanken sich im Nib. 2280 f. Hildebrand und Hagen und werfen sich zaghaftigkeit bei früherer gelegenheit vor.

Über Högnis erzeugung durch einen elben handeln c. 169. 170. Thidrek hat davon durch eine *frilla* erfahren (c. 169). Hiervon sagt uns keine andere überlieferung der sage, weder eine deutsche, noch eine ältere nordische, etwas; daher vermutet W. Grimm HS. s. 105 mit recht, dass die diabolische abstammung Dietrichs, von der deutsche sage berichtet, auf Högni übertragen worden sei, wie dies auch auf Otnit im Anh. z. Heldenb. (vgl. Gr. HS. s. 290) geschehen sei. — Dietrich selbst aber ist von einem bösen geiste *Machmet* (vgl. Gr. HS. s. 294) gezeugt. Obschon die saga c. 14 als Thidreks vater *Petmarr* nennt, spielt sie doch auch auf seine teufelsnatur an; wie hier so noch c. 238 und c. 438, vgl. Raszmann II, 94.

Thidrek speit feuer auf Högni und bezwingt ihn dadurch. Das feuerspeien wird auch c. 336 erwähnt, wo Thidrek Widga in der schlacht bei Grönsport verfolgt. Das Nibelungenlied berichtet hiervon nichts, wol aber andere deutsche dichtungen, wie Biterolf, Rabenschlacht, Luarin A u. a., vgl. Gr. HS. s. 106. 105. 294. 286. 312. Dagegen nach dem Nib. 2287 ff. wird Hagen durch Dietrich verwundet, ergriffen, gebunden und vor Kriemhilt geführt.

Cap. 392.

Grimhilds grausamkeit und tod.

Grimhild nimt einen feuerbrand und stösst ihn ihrem bruder Gernoz in den mund, darauf Gislhern; dieser war noch nicht tot, hiervon aber stirbt er.

Im Nibelungenliede lässt Kriemhilt Gunthern das haupt abschlagen (2306), dem Hagen schlägt sie es selbst ab (2310). In der Edda nimt Gudrun am kampf theil und erschlägt nach Atlam. 50 zwei männer Atlis.

Als Attila und Thidrek sehen, wie Grimhild ihre brüder mishandelt, ertheilt Attila dem könige Thidrek den befehl, sie zu erschlagen. *Nú leypr Þidrekr kgr. at Grímhildi ok höggr hana í sundr í miðju.*

Im Nibelungenliede thut dies Hildebrant, jedoch ohne von Etzel dazu aufgefordert zu sein,

2313, 2: *er sluoc der küniginne einen swæren swertes swanc.*

2314, 2: *ze stücken was gehouwen dô daz edele wip.*

Im anhang zum heldenbuche (v. d. Hagen HB. I, s. CXXVI) heisst es, nachdem Crimhilt ihren zwei brüdern das haupt abgeschlagen hat: *do nam (der Berner) daz swert und hieg sú mittel ynne enzwey*. W. Gr. HS. s. 300 macht auf die fast wörtliche übereinstimmung mit der Thidrekssaga aufmerksam. Dennoch ist es nicht nötig zwischen beiden darstellungen eine beziehung gelten zu lassen; denn wenn Thidrek, statt Hildebrands im Nibelungenliede, Grimhild erschlägt, so ist das bloss eine personenvertauschung, wie sie der sagaschreiber oft zeigt. — Das mit-ten entzweihaueu begegnet auch sonst noch, so z. b. c. 364 ende, wo Högni die seefrau mitten entzwei haut.

Grimhild wird hier sowol von Thidrek, als von Attila *djöfull* genannt; ebenso wird sie von Hagen Nib. 2308, als sie ihm Gunthers haupt zeigt, *vålandinne* geheissen.

Cap. 393.

Högni erzeugt todwund einen sohn und stirbt.

Hiervon erzählt uns weder eine deutsche überlieferung etwas, noch eine nordische, ausser unserer saga. Aus ihr ist es in die Hvensche chronik, und aus dieser und zugleich aus der Thidrekssaga in das farö-ische Högnilied übergegangen; vgl. unten capitel 6, B und C.

Thidrek lässt Högni in seine halle bringen und dort durch seine verwandte Herrad (S. R: Måreth, wahrscheinlich in folge eines lesefehlers) ihm die wunden verbinden. Högni zeugt mit einer frau, die ihm Thidrek gegeben hat, einen sohn, und heisst ihr, denselben Aldrian zu nennen. Er übergibt ihr die schlüssel zum *Sigisfröd-kjallari*, in dem der Niflungenschatz verborgen sei, mit der weisung, sie seinem sohne Aldrian einst zu geben. Darauf stirbt er.

Der Sigisfrödkeller ist nach c. 425 f. in einem berge. Dieses moment haben aus der Thidrekssaga die Hvensche chronik und das Högnilied aufgenommen. Mit der Hvenschen chronik scheint die sage von Nerike (vgl. Gr. HS. s. 322) in verbindung zu stehen.

Ob die angabe des sagaschreibers, dass der Nibelungenschatz in einem keller (berge) verborgen sei, auf alter sage beruhe, ist zu bezweifeln. Denn nach der Edda (Atlakv. 27) und nach dem Nib. (str. 1077) ist der hort in den Rhein versenkt, und darauf spielen Hugo von Botenlaube (Gr. HS. s. 158) und Sebastian Frank (Gr. HS. s. 308) an. Sonst weiss keine sage, keine dichtung davon, dass der hort nach dem untergange der Burgunden in einem berge verwahrt worden sei. Die angabe beim Marnar, wonach der *Ymelunge hort* im Burlenberge liegt (Gr. HS. s. 162) ist augenscheinlich fingiert. — Der sagaschreiber hat also seine angabe entweder erfunden, oder sie beruht auf verwechselung, denn nach

Nib. 90 (vgl. auch 1061) ist der schatz, bevor er in die gewalt der Burgonden kommt, in einem berge verborgen. Dass der hort nachmals in den Rhein versenkt wurde (str. 1077), hat der sagaschreiber vergessen. Auch dass Högni im besitze der schlüssel zum Sigisfrödkeller ist, lässt sich aus dem Nibelungenliede erklären. Nach str. 1060 hat Albrich, der hüter des hortens, schlüssel zu dem berge, in dem der hort sich befindet. Nachdem der schatz nach Worms gebracht und in kammern und thürme gefüllt ist (1065), bemächtigt sich Hagen der schlüssel zum horte (str. 1072).

In der rache Aldrians an Attila spielt der hort nochmals eine bedeutende rolle. Es kann hier nicht untersucht werden, wie weit sich dort der sagaschreiber auf deutsche quellen stützt.

Mit den worten: *Svá segja þýðeskir menn, at engi orrosta hefir verit frægri í fornögum heldr en þessi* vergleicht Rasm. II, 97 die worte der klage 1738 f.: *ez ist diu græziste geschicht, diu zer welde ie geschach*. In den worten des sagaschreibers liegt vielleicht ein hinweis auf das Nibelungenlied und auf dessen str. 1.

Die weissagung, die Erka Attila gegeben habe, dass den Hunnen gross unheil entstehen werde, wenn er sich mit einer frau aus Nifungaland verheirathe, ist nun in erfüllung gegangen; der sagaschreiber weist hiermit auf c. 340, in welchem die prophezeiung erzählt wird, zurück.

§. 6.

Die altschwedische recension, die nach Unger (Thidrekss. s. VI ff.) nach der uns erhaltenen membrane der altnordischen saga gearbeitet ist, aber auch anderweitige quellen benutzt hat (Gr. HS. s. 76 u. 275) schliesst sich der hier behandelten partie der altnordischen saga genau an, nur bald mehr, bald minder kürzend und bisweilen entstehend; allein sie hat auch namen und einzelne züge aus dänischen (?) liedern aufgenommen. Über die namen vgl. Müllenhoff in Haupts zeitschr. XII, 380 ff. — Von einzelnen zügen sei nur der eine hervorgehoben, dass die häute über erbsen gelegt sind, gleichwie in der Hvenschen chronik, vgl. zu c. 379 (s. 55, anm. 31). — Übrigens schliesst sich die S. R. in einigen lesarten der isländischen hdschr. B (cod. AM. 177) an; vgl. zu c. 373 (s. 42, anm. 27) und zu c. 375 (s. 47, anm. 29).

VIERTES KAPITEL.

ERGEBNISSE DER VERGLEICHUNG.

§. 7.

Aus den äusserst zahlreichen, fast wörtlichen übereinstimmungen zwischen der Nifungasaga und unserem Nibelungenliede ergibt sich, dass

dem sagaschreiber das auf uns gekommene Nibelungenlied als quelle gedient hat. Auf dieses, als auf ein aus mehreren abschnitten (aventüren) bestehendes gedicht weist er hin mit den worten (c. 394 ende): *sem segja fornkvæði í þýðerskri tungu* und dieses ist ihm durch erzählungen deutscher männer (aus Soest, Bremen, Münster c. 394 anfang) bekannt geworden.

§. 8.

Wir erkennen ferner, dass es ihm nach einem texte, der zu der uns erhaltenen St. Galler hdschr. (B.) und deren spielart, der ersten Berliner (I), in nächster beziehung stand, bekannt geworden ist. Dafür gibt es folgende kriterien:

1) Der vater der Niflungenkönige führt in der saga (abgesehen von c. 170 Irung) den namen Aldrian. Dieselbe form überliefern die handschriften der Nibelunge Nôt (ABDIh); die handschriften des Nibelungenliedes dagegen, oder der recension C, kennen nur die form Adriân.

2) Die saga gibt den inhalt verschiedener stropfen wieder, die sich nur in handschriften der Nibelunge Nôt (oder der recensionen A und B) finden:

- a. c. 366. Högni zerbricht die ruder, Gunnar das steuer, und Högni bessert dies aus; vgl. NN. 1504. 1505 und oben s. 27 fg.
- b. c. 372. Grimhild steht in einem thurme und sieht ihre brüder zu Attilas burg heranreiten; vgl. NN. 1654 f. oben s. 40.
- c. c. 376. Grimhild bietet Thidrek gold als rachelohn. Gleiches lesen wir in den Nôt-handschriften Id, doch auch in C, 1837, 5. vgl. s. 47 fg.

3) Die saga schliesst sich den lesarten aller oder einzelner Nôt-handschriften genauer an, als denen der Liet-handschriften:

- a. c. 373. Högni sagt, er bringe der Grimhild einen grossen unfreund; vgl. NN. 1682, oben s. 42.
- b. c. 373. Högni sagt zu Grimhild: „Sigurd und seine wunden lassen wir nun ruhen usw.“ vgl. NN. 1664, oben s. 43.
- c. c. 372 u. 373. Grimhild ist von kummer erfüllt über die wunden, die Sigurd hatte; vgl. NN. 1463, 4, oben s. 40 u. 42.
- d. c. 379. Grimhild veranlasst es, dass Högni ihren sohn erschlägt; vgl. NN. 1849, oben s. 54.
- e. c. 375. Attila sagt, er und Erka hätten Högni zum ritter geschlagen. In der entsprechenden strophe des Nib. 1693 wird der name Helche nur in den hdschr. BIhC genannt, nicht aber in AD; vgl. oben s. 46.

- f. c. 365. Die erwähnung von des fährmanns verheiratung und seiner jungen frau stützt sich auf das *niulîch gehît* der hdschr. B, 1494; vgl. s. 26. (ADC lesen *müelîch gesit*, in Ih ist eine lücke).

Da nun die saga an 7 von den stellen, wo sie wörtlich mit dem Nibelungenliede übereinstimt, sich an den text von ABDIh hält, an einer an den von BIhC, an einer andern an den von IdC und an einer ferneren an den von B, so ergibt sich hieraus, dass die gewährsmänner des sagaschreibers den inhalt des Nibelungenliedes ihm nach einer handschrift, die die mitte zwischen den recensionen B und I hielt, mitgeteilt haben. Wüssten wir, dass die handschr. I in der str. 1494, die in die lücke derselben (str. 1456 — 1567) fällt, *niulîch gehît* gelesen habe, so würde der text, den der sagaschreiber kennen gelernt hat, zu der uns durch I überlieferten recension gehört haben. Auch an andern stellen, wo der sagaschreiber freier gearbeitet hat, blickt anschluss an diese recension durch; vgl. oben s. 15. 22. 30. 43. 49. 50. Diese stellen konnten hier nicht als beweis aufgeführt werden, weil sie nicht evident genug sind.

Nur zwei stellen scheinen diesem resultate entgegen zu stehen. In cap. 370 scheinen Högnis worte: *Mer lîz sem hér man hanga einn skjöldr* (vgl. oben s. 37) sich näher anzuschliessen an NL. 1636, 3: *nîwan jenes schildes, der dort hanget an der want*, als an NN.: *nîwan jenes schildes dort an jener want* und c. 387 scheint die bemerkung *ok nú er reykr orðinn í höllinni* (vgl. oben s. 62) sich zu stützen auf NL. 2050: *wir müezen ligen tót vor rouche unt ouch vor hizze* usw. (NN. ganz abweichend: *wir müezen ligen tót; waz hilfet uns daz grüezen daz uns der künec enpôt?* usw.). Allein beide male ist die erweiterung so natürlich und aus dem zusammenhange so selbstverständlich, dass sie nicht erst auf eine besondere lesart sich zu stützen braucht.

§. 9.

Die abweichungen vom Nibelungenliede, mit ausnahme von einer, fallen dem sagaschreiber zu.

a. Diese eine abweichung ist die scene, wie Grimhild ihren sohn aufreizt, Högni einen schlag ins gesicht zu versetzen und wie dadurch der kampf im apfelbaumgarten hervorgerufen wird, c. 379, vgl. oben s. 53 ff. Diese erzählung scheint aus der mündlich fortgepflanzten sage zu stammen. Der sagaschreiber hat sie mit in seine darstellung der Nibelungenkämpfe aufgenommen, gleichwie dieselbe in Deutschland in die verwirrte darstellung der Nibelungensage, die der anhang zum heldenbuch überliefert, wer weiss durch welche mittelglieder hindurch, aufnahme gefunden und schon früher den text der Nöt-handschriften

(str. 1849: *Dô der strît niht anders kunde sîn erhaben* usw.) verderbt hat.³³

Alle übrigen abweichungen vom inhalte des Nibelungenliedes erklären sich gröstenteils

b. als gedächtnisfehler, vgl. cap. I, §. 1 d. und die erörterungen zu capp. 356 — 393. Hierher ist auch zu rechnen, dass der sagaschreiber viele einzelumstände übergangen hat, so die partien, in denen der Passauer bischof Pilgrin auftritt, Hagens versuch den kaplan zu ertränken, das abenteuer mit Else und Gelfrat auf der fahrt ins Hunnenland u. a. Hierher gehören die vielfachen mängel in der motivierung einzelner züge, z. b. cap. 359: Grimhild bewegt Attila, ihre brüder nach Hunaland einzuladen, ohne dass auch nur mit einem einzigen worte gezeigt wird, dass sie es aus rachegefühl thut. Das wird erst von c. 376 an klar. — c. 366 macht man Högni vorwürfe wegen erschlagung des fährmannes. Er rechtfertigt sich damit, dass nun keine kunde vom herannahen der Niflungen zu Attila dringen könne. Diese worte haben nur sinn, wenn man die zurückhaltung der hunnischen boten in Worms im NL. vergleicht. — c. 367 übergibt Högni den ring, den er zuvor dem fährmann gegeben hatte, dem Eckward, ohne dass an irgend einer stelle gesagt wird, dass Högni den ring dem fährmann wieder abgenommen habe. In demselben capitel fragt Högni den Eckward nach einer herberge; warum, sieht man nicht ein, denn nach dem anfang des capitels haben sich die Niflungen bereits gelagert und schlafen schon. — c. 380: Attila steht auf einem kastell, ohne dass gesagt wird, wie er aus dem garten, in dem bereits der kampf tobt, entkommen ist. — c. 387: Irung entflieht aus der halle, nachdem er Högni verwundet hat; warum er dies thut, wird nicht erwähnt und auch durch den zusammenhang nicht erklärt u. a. m. Dies sind sämtlich züge, die nur durch verglichung mit dem Nibelungenliede verständlich sind und somit einen weiteren beleg gewähren, dass der sagaschreiber das uns erhaltene Nibelungenlied für die Niflungasaga zur quelle gehabt hat.

33) M. Rieger „zu den Nibelungen“ in *Haupts ztschr.* XI, 206 ff. nimmt an, dass von der aufreuzung des jungen Ortliep einstmals ein selbständiges lied, ungefähr desselben inhaltes wie die erzählung der Thidrekssaga, existiert habe; dass dieses lied jedoch vom „Ordner der Nibelungenlieder“ gegen das Dankwertslied verworfen, nichts desto weniger aber sein anfang (str. 1849 — 1856) und sein ende (1955) aufgenommen worden sei.

Allein diese erzählung ist so plump und roh, dass wir sie unbedingt für das machwerk vielleicht eines bänkelsängers, der sie erst, nachdem das Nibelungenlied bereits in abgerundeter gestalt vorlag, erdichtete, erachten und die lesart der Nöt-handschriften im vergleich zu denen der Liet-handschriften als verderbnis ansehen müssen.

c. Andere abweichungen sind willkürlicher art:

α. Hierher gehört zunächst das, was sich als anschluss an die Edda kund gibt. Schon P. E. Müller (SB. II, 309), W. Grimm (HS. s. 84 u. 182), Holtzmann (untersuchungen üb. d. Nibelungenlied, Stuttgart 1854, s. 175), v. d. Hagen (in den anmerkungen zur übersetzung der Thidrekssaga), Zarncke (Nib. 3. aufl. s. LXVI) u. a. haben gezeigt, dass der sagaschreiber namen und einzelne thatsachen aus den Eddaliedern³⁴ entlehnt hat. Man hat als vollständig hinreichenden grund zu diesen entlehnungen geltend gemacht, dass die schicksale Sigurds, Gunnars usw. im norden zu bekannt waren, als dass der sagaschreiber allzusehr von den älteren nordischen darstellungen (in den Eddaliedern) abweichen durfte (vgl. z. b. P. E. Müller SB. II, 263 f.). Dennoch aber hat in neuerer zeit Raszmann (I, 10 ff., vgl. auch II, 99) entlehnungen aus der Edda in abrede zu stellen gesucht. Dies jedoch mit unrecht. Wir haben oben gesehen, dass der sagaschreiber, um seine darstellung dem geschmacke seines publikums anzupassen, dinge einflicht, die nur dem skandinavischen norden eigen sind, so das anzünden von feuern bei empfang und bewirtung von gästen, und die kriegslist, die in anwendung frisch abgezogener rinderhäute zur leichteren bewältigung der gegner besteht (vgl. s. 33 und 55). Wir dürfen hieraus schliessen, dass auch anderwärts der sagaschreiber den forderungen seiner landsleute genüge geleistet hat. Finden sich nun in der Thidrekssaga berührungen mit der Edda, die zugleich abweichungen von den deutschen quellen sind, so müssen wir jene unbedingt als entlehnungen aus der Edda ansehen. Um so weniger dürfen wir bedenken tragen, dies zu thun, als der sagaschreiber die Eddalieder erwähnt³⁵ und auf ihren inhalt hinweist.³⁶

Wie nun aus der Edda der *Guthormr* (c. 170 unter den söhnen des Irung und der Oda: Gunnar, Högni usw. genannt, tritt aber sonst nir-

34) Diese entlehnungen geschahen aus den damals noch mündlich überlieferten Eddaliedern. Denn die schriftliche fixierung derselben fällt gleichzeitig mit der abfassung der Thidrekssaga, wenn nicht später, vgl. S. Bugge, *Norræn fornkvæði* s. LXVII. — Möbius, nordischer litteraturbericht, in dieser zeitschrift I, 396.

35) Prolog s. 1. (Hdschr. A.) *Norrænir menn hafa saman fert nokkurn part sögunnar en sumt með kvæðskap. Þat er fyrst frá Sigurði at segja Fáfnisbana, Völsungum ok Niflungum ok Velent smið ok hans bróður Egli, frá Niðungi konungi;* vgl. Gr. HS. s. 178. Über das richtige verständnis dieser worte vgl. Bugge *Norr. Fkv.* s. LXVIII.

36) c. 47. (*Roðolfr*) *nefnis Sigifrið, þat köllum vér Sigurð.* c. 18. *Brynhildr, er fegrst er kvenna i Suðrlöndum ok svá norðr.* c. 185. (*Sigurðr*) *drap þann mikla dreka, er Væringjar kalla Faðmi* u. a. vgl. Gr. HS. s. 178 f.

gends auf) stammt, den kein auf uns gekommenes litteraturdenkmal, welches die Nibelungensage behandelt, mit ausnahme der Edda und der von ihr abhängigen sagas, kennt, so auch die namensformen Sigurðr (woneben auch das deutsche Sigifrið, Sigifröðr u. a. vorkommt) mit dem beinamen sveinn, Gunnarr, Högni, vielleicht auch die stetige benennung Niflungar (Nibelungen des NL.), die den namen Burgonden verdrängt hat, ferner die namen Gramr und Grani (c. 358).

Die abschreiber gehen hierin noch weiter. So findet sich in der Mmb. einmal die überschrift *frá Gjúkungum* (vgl. Unger s. 320 anm. 18), obwol der name *Gjúki* in der saga nicht vorkommt. Der schreiber von A fügt c. 342 zu *Brynildi* hinzu *Budla dóttur*; für *Grímhildr* substituirt er öfter den namen *Gúðrún*, so c. 169. c. 359 (vgl. Unger s. 308 anm. 16), c. 165 wird in A und B mehrere male *Sigurðr* geschrieben, während die Mmb. *Sigfröðr* hat (vgl. Unger s. 166 anm. 6).

Im anschluss an die Edda scheint auch der sagaschreiber Högni und Gunnar zu brüdern gemacht zu haben, während sie im Nibelungenliede nur verwante sind. Daher wird denn auch Hagens vater, in der Nibelunge Nöt Aldrián, zum vater Gunnars. Freilich ist es auch denkbar, dass der sagaschreiber in erinnerung an das Sigfridlied, das er für Sigurds jugendgeschichte benutzt hat (vgl. oben cap. II, §. 4), beide als brüder dargestellt habe.

So erklärt sich auch der widerspruch, dass Attila einmal als habüchtig dargestellt wird und aus gewinnsucht die brüder der Grimhild zu sich einladen lässt (c. 359), andererseits aber als der freundlichste und rechtschaffenste wirth vorgeführt wird und nichts vom Niflungenschatze wissen will (c. 376). Das erste moment stammt aus der Edda, das zweite schliesst sich dem Nibelungenliede an.

Aus der Edda stammt ferner, dass Gunnar früher als Högni unterliegt und in einem schlangenturme sein leben lässt (c. 383),³⁷ und verschiedenes andere, was bei den erörterungen über die einzelnen capitel hervorgehoben worden ist.

Weit mehr noch als in der Niflungasaga schliesst sich der sagaschreiber in der Sigurdarsaga der darstellung der Edda an.

Dagegen sind die stellen der Thidreks- und speciell der Niflungasaga, welche mit partien der Völsungasaga mehr oder minder wörtlich übereinstimmen, nicht aus letzterer entlehnt, sondern vielmehr hat

37) In rücksicht auf eine stelle des *itinerarium Nicolai* (Gr. HS. s. 41) könnte man zwar annehmen, dass auch nach deutscher sage Gunther in einer schlangenhöhle seinen tod gefunden habe. Allein aus jener stelle ersehen wir nur das bestreben der Skandinavier, die Nibelungensage, deren deutscher ursprung ihnen bewusst war, selbst in ihrer specifisch nordischen weiterbildung in den Südländern zu localisieren.

die Völsungasaga, die erst in der zweiten hälfte des 13. jahrhunderts,³⁸ also 30—40 jahre nach der Thidrekssaga, abgefasst worden ist, aus der Thidrekssaga geschöpft, wie dies neuerdings S. Bugge, mit zurückweisung der verkehrten ansicht Raszmanns (I, 10 f.), festgestellt hat.³⁹

Auch die abschreiber der Völsungasaga haben mehr und mehr aus der Thidrekssaga aufgenommen; vgl. P. E. Müller, SB. II, 107 anm.

β. Weitere willkürliche abweichungen sind solche namen und züge, die der sagaschreiber aus deutschen gedichten, die er als quellen für andere theile seines werkes benützt hat, in die Niflungasaga herübergenommen hat. Hierher zu rechnen sind die namen Ekkisax und Lagulf (c. 389) für Thidreks und Hildibrands schwert, vgl. s. 66. Die namensform Erka (Helche) stamt vielleicht aus den Rosengärten (CD Herche). Die blutsfreundschaft zwischen Högni und Folker (c. 361) rührt vielleicht auch aus einem Rosengarten (D) her, doch vgl. oben s. 19 f. Über Högnis einäugigkeit (c. 375) vgl. s. 47, über Högnis und Thidreks dämonische natur (c. 391) vgl. s. 68. Über Naudung, den „bruder“ der Gudilinda, der unter Mimungs streichen in der schlacht bei Grönsport (c. 370) fiel, vgl. s. 34. Über Jarl Elsung den jungen (c. 365) vgl. s. 25. Betreffs der unterstützung, die Grimhild dem Thidrek bei seinem einstigen rachezug über den Rhein verspricht, zum lohne dafür, wenn er sie an Högni und dessen brüdern rächen wolle, vgl. s. 48. Auch die person des Osid scheint aus andern quellen herübergenommen. Er vollzieht die werbung um Grimhild, wie Rüdiger im Nibelungenliede. Vielleicht hat eine vertauschung stattgefunden. Rodingeir wird nämlich vom sagaschreiber verwant, um die zweite werbung um Erka zu unternehmen (c. 43. 44), nachdem die erste durch Osid und Rodolf (c. 42) vergeblich gewesen ist. Vielleicht ist in der deutschen quelle auch die zweite werbung um Erka durch Osid vollzogen worden.

Aus anderer deutscher quelle stamt vielleicht auch die erzeugung Aldrians durch Högni kurz vor dessen tode. Doch bedarf dies, wie die rache, die Aldrian an Attila nimt und was sonst damit in berührung steht, noch einer eingehenden untersuchung, die hier zu weit führen würde.

γ. Schliesslich gehört zu diesen willkürlichen abweichungen noch das, was aus purer erfindung des sagaschreibers hervorgegangen ist, und was der sagaschreiber, um die glaubwürdigkeit seines werkes zu erhöhen,

38) vgl. Zarncke, Nib. 3. aufl. s. LXIV. Bugge, N. Fkv. s. XXXV. Möbius in dieser ztschr. I, 417.

39) Die einzelnen stellen finden sich gesammelt bei Raszmann I, 9 f. Vgl. Bugge N. Fkv. s. XXXIV f. Möbius a. a. o. I, 417 fg.

abändern musste. Aus solchem grunde hat er die stärke des Niflungenheeres, das zu Attila zieht, von 10060 mann auf 1000 herabgesetzt; hat er ferner den kampf aus dem saale in einen garten verlegt. Säle von solcher grösse, dass tausende von rittern darin bewirtet werden und kämpfen konnten, hat sich ein Skandinavier des 13. jahrhunderts schwerlich vorstellen können. Ueberdies liess ihn hier die lückenhaftigkeit des ihm erzählten Nibelungentextes im stiche, denn nur die Liet-handschriften erwähnen, dass Etzel grossartige bauten hatte aufführen lassen, um die zahlreichen gäste, die ihn zu besuchen pflegten, beherbergen zu können (NL. str. 1755, 5 — 16). Aus dieser einen veränderung erklären sich die zahlreichen anderen in der schilderung des kampfes. — Auf erfindung des sagaschreibers mag auch der zug beruhen, wie Grimhild ihren brüdern Gernoz und Giselher einen feuerbrand in den mund stösst; vielleicht im anschluss daran erdichtet, dass in den Atliliedern Gudrun am kampf theil nimt und zwei brüder Atlis tötet, wie im Nibelungenliede ihren bruder Gunther. Wenigstens ist dieser übertrieben furienhafte charakter der Grimhild nordischem geiste weit entsprechender, als deutschem. — Ebenso ist der spaziergang, den die Niflungen am ersten morgen nach der ankunft in Susa durch die stadt machen, aus eigener erfindung des sagaschreibers eingefügt worden, wobei allerdings eine reminiscenz an den kirchgang im Nibelungenliede vorgeschwebt haben kann usw.

§. 10.

Die somit gewonnenen resultate und die daran angeknüpften erörterungen weisen die ansichten aller der gelehrten zurück, welche in der Niflungasaga die kunde von einer niederdeutschen, von der hochdeutschen gestalt abweichend entwickelten sage haben finden wollen;⁴⁰ ebenso die ansichten aller derer, welche in der Niflungasaga die übersetzung einer Nibelungenliedrecension, die von den uns erhaltenen bedeutend abwich⁴¹ oder von andern (hoch-)deutschen gedichten⁴² vielleicht gar althochdeutschen,⁴³ die ebenfalls die Nibelungensage behandelten, erblicken;

40) Dies ist die ansicht Lachmanns, älteste Gest. s. 84. — J. Grimms, altd. Wäld. II, 154 f. — W. Müllers, versuch einer mytholog. erklär. der Nibelungensage s. 27. — Massmanns, v. d. Hagens Germania VII, 227. — Holtzmanns, untersuch. üb. d. Nibelungenlied, s. 146. 175. — Müllenhoffs, gesch. der Nib. Not, allgem. monatsschr. 1854, s. 889. 916. 921 anm., 927 und zeugn. u. exc. z. dtsch. helds., Haupts. ztschr. XII, 336. — Raszmanns I, 8 u. II, V ff.

41) So J. Grimm, üb. d. NL. im neuen litter. anz. 1807 nr. 15 s. 231.

42) So P. E. Müller, SB. II, 266. 309 f. — M. Rieger, Pfeiffers Germ. III, 177 anm. 2.

43) Raszmann II, einl. s. XXI. Gegen ihn vgl. P. E. Müller SB. II, 301.

sie lehren uns schliesslich, dass wir überhaupt keine erzählung der Thidrekssaga ohne weiteres als massgebendes zeugnis für die gestalt irgend welchen theiles unsrer heldensage ansehen dürfen.⁴⁴

§. 11.

Von den gelehrten, welche behaupten, der sagaschreiber habe in der Niflungasaga sächsische volkslieder bearbeitet, und die benutzung des uns erhaltenen Nibelungenliedes in abrede stellen, verdient Raszmann noch einer besondern widerlegung. Er stützt seine ansicht namentlich darauf (II, einl. s. VI), dass die saga, wie sie Saxland als heimat der gewährsmänner angebe, so auch dieses land als die heimat der sage bezeichne, namentlich prolog, s. 2: *Ok þó at þu takir einn mann or hverri borg um alt Saxland* usw. Allein unter Saxland verstand man im scandinavischen altertum Deutschland, vgl. *Egilsson lex. poet.: Saxar Saxones i. e. Germani; Saxa sjót Germania. — Fritzer, Orðbog: Saxland Tydskland; saxlenzkr tydsk. — Fms. XII, 345: þeir eldri landafræðismenn kölluðu Saxland eða Germaniu löndin fyrir norðan Alpafjöll og austan Rínsljótið, norðr til Danmerkr og Vindlands, svá at Saxland er herumtíl núverandi Þýzkaland.* — Überdies geht aus mehreren andern stellen der saga hervor, dass der sagaschreiber das gesamte Deutschland als heimat der sage betrachtet hat, vgl. c. 131: *(Þidrekr) er hinn mesti höfðingi, sem kunnikt er víða um heiminn, ok hans nafn man uppi vera ok eigi verða tapað nálega um alt Suðr-ríki, meðan veröldin stendr.* c. 18: *Brynildr, er fegrst er kvenna í Suðrlöndum ok svá norðr (B: hvártvegja suðr í löndum ok norðr í löndum).* c. 348: *(Sigurðs) nafn mun aldrigi týnaz í þýðverskri tungu ok slíkt sama með Norðmönnum u. a.*

Waren aber auch die gewährsmänner des sagaschreibers Niederdeutsche (c. 394), so dürfen wir doch diesen die kenntnis der mittelhochdeutschen epen nicht absprechen. Die kenntnis der mittelhochdeutschen litteratur war schon vor der abfassung der Thidrekssaga in Niederdeutschland so verbreitet, dass bekannterweise bereits Albrecht von Halberstadt, ein geborner Niederdeutscher, mittelhochdeutsch zu dichten sich bestrebte. Ausserdem besitzen wir ja zwei fragmente einer übersetzung des Nibelungenliedes ins Mittelniederländische schon aus dem 13. jahrhundert, dürfen also das frühe vorhandensein einer solchen

44) In diesen fehler verfällt namentlich W. Müller, üb. d. lieder v. d. Nibel., Gött. stud. II, 275 ff. Gegen die, welche der Thidrekssaga eine ältere, kräftigere, reinere form der sage, im vergleich zu den uns überlieferten und vom sagaschreiber benützten deutschen denkmälern, zusprechen, wie Holtzm. a. a. o. s. 175. 210. Raszmann II, einl. s. XVIII u. a., vgl. Zarncke, im litter. centralbl. 1859, s. 317.

auch in Niederdeutschland annehmen, und schliesslich haben ja dieselben niederdeutschen gewährsmänner dem sagaschreiber den inhalt des Eckenliedes, eines mittelhochdeutschen gedichtes (vgl. oben s. 2) und des Hildebrandsliedes, ebenfalls einer mhd. dichtung (vgl. Zarncke, NL. 3. aufl. s. LXVI) mitgeteilt.

Ferner behauptet Raszmann (II, s. XVIII f.), die ganze gestalt der rache und die mehrzahl einzelner züge, als solche, die aus rein sächsischen sagen und liedern hervorgegangen seien, würde durch die übereinstimmung der Thidrekssaga mit den dänischen und faröischen liedern, und durch berufung auf niederdeutsche denkmäler, die zur zeit der abfassung der Thidrekssaga noch vorhanden gewesen seien und von denen man einige in neuester zeit sogar nachgewiesen habe (vgl. Raszmann I, 11 anm.), verbürgt. Allein jene lieder haben unter dem einflusse der Thidrekssaga gestanden (vgl. siebentes capitel) und was der sagaschreiber c. 394 von noch vorhandenen denkmälern erzählt, ist von ihm geradezu erfunden (vgl. unten das sechste capitel).

Das was Raszmann (II, s. XVII f.) gegen benutzung des Nibelungenliedes einwendet, wird durch die vorstehenden erörterungen, oben cap. IV, §. 7 — 10, widerlegt.

Das ergebnis dieses theiles der untersuchung lautet in kürze gefasst:

Der verfasser der Thidrekssaga hat für die Niflungasaga das uns erhaltene Nibelungenlied benützt. Dieses hat er durch erzählungen niederdeutscher männer nach einem texte, der zu den uns durch B und I (oder blos I?) vertretenen recensionen in nächster beziehung stand, kennen gelernt und hat diese berichte nach dem gedächtnis seiner cyclischen zusammenstellung der heldentaten und erlebnisse Dietrichs von Bern, in der er seinen landsleuten ein unterhaltungsbuch liefern wollte, eingefügt. An einzelnen stellen hat er eine vermittelung mit der darstellung der Eddalieder angestrebt.

(Schluss folgt.)

BRUCHSTÜCKE VON VIER HANDSCHRIFTEN DES JÜNGEREN TITUREL.

In meinen steirischen bruchstücken altdeutscher sprachdenkmale (Mitteilungen des historischen vereins für Steiermark, heft IX. Grätz 1859) habe ich über die bruchstücke zweier handschriften des jüngeren Titurel aus dem gräflich Stubenbergschen archive zu Kapfenberg nachricht gegeben. Die eine dieser handschriften, von welcher ein doppelblatt und ein einzelnes blatt erhalten ist, war eine pergamentene des vierzehnten jahrhunderts in gross folio, zweispaltig, die spalte ungefähr zu zehnthalb strophen, in fortlaufenden zeilen geschrieben, ohne absetzung der verse und der strophen, mit leer gelassenen stellen an den strophenanfängen, welche durch gemalte anfangsbuchstaben geschmückt werden sollten, was aber unterblieben ist. Auf dem rande der vorderseite des doppelblattes ist der Stubenbergsche wappenschild roh mit der feder gezeichnet; daneben steht die jahrzahl 1542. Das vordere blatt des erhaltenen doppelblattes bietet die strophen 3292 — 3322, das hintere die strophen 3393 — 3428 des Hahnschen druckes,¹ so dass zwischen beiden das mittelste, gegen 72 strophen befassende doppelblatt einer lage verloren ist. Das einzelne erhaltene blatt gewährt die strophen 3858 — 3895.² — Die andere Kapfenberger handschrift, in etwas kleinerem formate als die erste, war auf feineres pergament, ebenfalls zweispaltig, mit unabgesetzten versen und strophen geschrieben. Die initialen ihrer strophen sind roth. Erhalten ist von ihr nur die hälfte eines pergamentblattes, an dessen unterem rande einiges von der schrift weggeschnitten ist. Dies bruchstück bietet die strophen 498 — 515.³ — Die texte beider handschriften weichen von dem Heidelberger des Hahnschen druckes in worten und strophen mehrfach ab.

Nach dem drucke jener angaben erhielt ich drei blätter einer dritten der Kapfenberger an zeit ähnlichen, im format gleichen Titurelhand-

1) Oder 3375 — 3411 und 3483 — 3518 (= cap. 24. str. 229 — 265 und cap. 24 str. 337 -- cap. 25 str. 32) des alten druckes von 1477.

2) Oder str. 3949 — 3987 (= cap. 27. str. 41 — 79) des alten druckes von 1477.

3) Oder str. 567 — 583 (= cap. 5 str. 25 — 41) des alten druckes von 1477.

schrift zur benutzung, die aus dem archive von Murau in Obersteiermark kamen, und gleich den Kapfenbergern dem Joanneum in Grätz überlassen wurden. Das erste blatt bietet str. 370—415 des Hahnschen druckes, und dahinter noch über 21 im Hahnschen drucke fehlende strophen;¹ das zweite blatt enthält strophe 2072—2108,² und das dritte strophe 2177—2212.³

Endlich kann ich nachricht geben von dem bruchstücke einer Titurrelhandschrift im stadtarhive zu Goslar, bestehend in einem zweiseitigen folioblatte, welches als umschlag eines actenconvolutes in quart gedient hat, und an der einen seite beschnitten ist, wodurch die zweite und dritte columne verstümmelt worden sind. Die verse sind nicht abgesetzt, wol aber die strophenanfänge, welche mit blauen und rothen initialen beginnen; ebenso ist auch die kapitelüberschrift roth. Das erhaltene entspricht den Hahnschen stropfen 4449—4456 und 4474—4481.⁴ Der verstorbene prof. Wilh. Junghans, dem ich eine abschrift verdanke, setzte die handschrift in das ende des vierzehnten Jahrhunderts.

KIEL.

K. WEINHOLD.

I. Murauer bruchstücke.

Erstes blatt.⁵

- a. ander alvme geboget. ich wæn ez niemā schildet.
- 1) Hoh innerthalp der porte. gein occidente schon.
- 2) daz man vil gern horte. waz ein werch mit manigem svzzem done.
ein orgelfanch als man ze hoh ziten.
daz ampt da mit floriret. als man noch pffiget in manigen landen witen.
- 3) Ein bovm gar vzzet golde. mit lævbern vnd mit esten.
- 4) der saz als man do wolde. voller vogel vber al der aller besten.
di man an svzzet stimme lobt ze prife.
von balgen ginch ein wint dar in daz iglich vogel fanch nach finer wife.
- 5) Hoh vnd nidere. ie nach der svzzel leitte.
- 6) der wint waz fvr vnd widere. in dem boyme gewifet mit arbeit.

1) Oder str. 430—461 (= cap. 3 str. 134—165) des alten druckes von 1477.

2) Oder str. 2145—2180 (= cap. 16 str. 5—40) des alten druckes von 1477.

3) Oder str. 2250—2285 (= cap. 16 str. 110—145) des alten druckes von 1477.

4) Oder str. 4551—4558 und 4576—4583 (= cap. 30 str. 97—99 und cap. 31 str. 1—5 und 23—30) des alten druckes von 1477.

5) Der am rande beigesetzten strophenzählung der Hahnschen ausgabe habe ich in klammern die des alten druckes von 1477 beigefügt, nach der in v. d. Hagens grundriss s. 102 erwähnten und nun schon seit jahren in meinem besitz befindlichen Bäschingschen abschrift desselben.

Z.

- swelher hande vogel er wolde stungen.
den flüzzel wol bechande. der meister ie dar nach di vogel svngen.
- 374 Vier engel v̄f den esten. vzzen an den enden.
(434) si stvnden an gebresten. von golde ein horn iglicher in einer hende.
heten vnd bliefen dar mit schalle.
vnd winkten mit der andern hant reht in der wife wol v̄f ir toten alle.
- 375 Da stvnt daz ivngest gerihte. ergozzen niht gemalet.
(435) dvrch f̄nden riwe geschichte. wart hie mit der mandvnge niht ontwalet.
daz ie nach der f̄zze get daz f̄ren.
dvrch daz sol man in vreden. ie gedenchen an daz selbe tr̄ren.
- 414 Ein chofte von zirde michel. div svnder waz zefchowen.
(436) vnd dem der onychel. dar in waz ergozzen vnd erhowen.
vifch vnd vil der merwnderbilde.
iglichez in siner forme. vnd f̄ren reht alf ob si wærn wilde.
- (437) Want ror al vmbe gingen. al vzzen drin mit lvfte.
den este riche vber vingen. christallen chlar. dar vnder si mit gv̄fte.
fach man si reht sam si in dem wage lebten.
wint mv̄le von vzzen verre. mit tvnfte aldar den selben bradem gebten.
- (438) Des esteriches chvnde. gab lihten ovgen wife.
b. alf ob ein se mit vnde. sich vnden weget. vnd doch bedaht mit eife.
vil d̄vne daz man gar dvrchlvhtich sahe.
vnd waz von vifch vnd tieren. vnd merwnd' stvrnes da geschæh.
- 415 Der bischolf penitentz. der brvder art parillen.
(439) von prife vil der chrenthz. tr̄ich div fr̄vht mit der frantzoisær willen.
und von manig' diet an vremen richen.
der weihte nv dē tempel vnd di altare alle willechlichē.
- (440) Ze lobe mit folhem rate. dirre tempel ist erbowen.
der hohen trinitat. vnd der meid gefegent ob allen vrowen.
vnd der werlt ze lere gein himelriche.
als fant thomas in Indya. den sal mit worten bowet lobeliche.
- (441) Niht wan mit dem mvnde. der palas wart gemacht.
di grvntveste v̄f von grvnde. porten lovben chosteliche bedachet.
vzzen noch innen wart da nicht vergezzen.
an dem palas tivre. vnd wart sin doch in stein alda gemezzen.
- (442) Und waf dem ch̄vnig edele. doch nvtzze vnd bezzer verre.
danne er vf cheiserf fedele. gewaltich wære gar aller ch̄vnig terre.

- want im fant thomas chriftenlere vnd wífe.
was mit dem palas gebende. von heidentvm in vron paradyfe.
- 3) Ze glicher weífe dirre tempel fol hie al menschen chvñne.
mit gedanchen geben exempel. z̄v engelícher sehar vnd himelícher
dí mensch vnd engel hat vor gotes antlvtze. [w^onne.
vnd si dar nach mit sinnen werben. so wirt in der tempel nvtze.
- 4) Dí edelen magt dí fvzzen. di heiligen vnd engel rvment.
mit lobe mit fanges gr̄vzzen. vnd menschen vf der erde mit lobe si
swí gern ovch ich dí magt wær lobende ríche. [blvment.
so sint mir spr̄che dí hohften. vor uf gelesen dí ir stent lobelíche.
- 5) Líht bezzer wær mir swigen. danne ich si lobte chranche.
hanchrat nach fvzzem gigen. bi dē werden stet ze chleinem danche.
dvrrch daz wolt ich ir ander wirde bieten.
- a. der mvter magt Marien. chvnd vnd móht ich mich der sãlden nieten.
- 6) Wær ich so ríche ein gv̄t. ein tempel wirde gemachet.
noch bezzer in m̄nem mv̄t. zelobe der maget Marien vngeswachet.
wan si nv nimt fvr gv̄t. den reinen willen.
so fol ein íglich chriften dífen tempel mit rícheit vberzille.
- 7) Ich wold ir einen machen. dí vollen wíte gein efner mile.
m̄t rícheit fvs bedachen. daz dírre tempele alumbe dar inne mit zile.
níht wan ze ch̄ren stvnden wol fv̄mf hvndert.
mit al der chofte ríche. sam er m̄t worte íft ze lobe gesvndert.
- 8) Und nach der grozzen wíte. mit hohe di lvtte vingen.
so daz man zaller zite. v̄z allen ríchen dar durch wirde gíngen.
der maget wert zelobe ze grozzen eren.
vnd tr̄bv̄ hertz erliuhte. wí si daz lop Marien folden meren.
- 9) Man mv̄ft ovch nach der wirde. vil rícheit sehen dar inne.
dvrrch daz nach himelícher girde. stvnd immer mere aller hertzen
dí folh irdíche paradyfe da sãhen. [finne.
di folden tv̄gent minnen. dvrrch himelíche vr̄evde. vnd vntv̄gent smãhen.
- 0) Alle prophecien. swaz der ie wart gesprochen.
von der maget Marien. vor manich hvndert iarn vnde wochen.
daz mv̄ft da werden alles offenbære.
chvntlich der werlt ze sehene. mit bilden samz ie miten geschehende
wære.
- 1) Alhí von yesse chvñne. nv da di gerte arones.
vnd wí di stv̄de brvñne. moyfi v̄n von dem velle gedeouis.

- lilien gart. palfem tror vnd rofen anger
daz allez zeichenvnge der magt gab div da wart chriftes fwanger.
- (452) Himel van merftern liht fynnevar bechleidet.
ir fvzz vf im vil gerne. der mane hebt marien lop sich heidet
mit mægden vil manich tovfent di mit palmen.
di reinen magt fint lobende. vnd ir chinde fi fingent lop mit **falmē.**
- (453) Da mv̄ften ovch margariten. vil ften vnd mv̄fcac ftengel.
b. vf heide breit der witen. vnd diner chron barbigan vnd zingel.
da mit div himelifche ierufalem fich zieret.
mit zwelf der edeln fteine. da mit din lop fich riche vnd hoh floriret.
- (454) Din edel heilich hovbt. ift maniger richen chrone.
mit tygenden vnberovbet. befvnder siht man von zwelf sternem schone.
ir ein da bi den andern liht gleften.
gefegent ob allen wiben. biftv fvr die hōhften vnd di beftē.
- (455) Brynne lvtter vnd morgenrōt. honch feim vnd zvcker ftuche.
helferin v̄z aller note wines trvbe fpica nardes myrren rvkke.
daz mv̄fte fich hī allez von dir zeigē
reht als ez die propheten. dir zelobe von got gaben fvr eigen.
- (456) Wie moht ich daz gefvndert. volenden hī aleine.
daz dir vil manich hvndert. zelobe hant gefprochen magt reine.
idoch fo wold ich alle die fchrift erfvchen.
fold ich den tempel ze dinem lobe bowen. dar in v̄z allen bv̄chen.
- (457) Dauit der waf dich sehende. chv̄nigin bechleit mit golde.
zed' zwefen waz er iehende. des chv̄niges din cheinz ich lazzen wolde.
dv mv̄fest ie da fin mit chvnfte riche
als ie div fchrift wær sagende. vnd alle die zeichenvnge wol ordenliche.
- (458) Vnd fwaz din chint vf erde. menfcheliche ie chvnde erliden.
in hohem richem werde. wolt ich der deheinz in templo miden.
mit bilden wæhe ergraben vnd ergozzen.
mit choft alfo geheret. daz ez zefehen chein ovge het erdrozzen.
- (459) Der felbe tempele mv̄fte. bi all' finer grozze.
ninder ligen w̄fte. niht gen einer hende breit mit blōzze.
wan daz alles mit zirde erfollet wære.
der magt un̄ ir chinde folt er ze lobe ninder wesen lære.
- (460) Vil chlofter hospital. von reiner diet mit pfrvnde.
dir dindē zallern male, ich wæn daz wol zeinem richen tempel **fv̄nde.**

vnd der ein erzbischof meifter wære.
vnd prelaten zwelfe. ich mein mit chrvmben staeben infelbære.

1) Vil grozz' zirde gebende. wær ich da zehen chören.

a.
1, 3

Zweites blatt.

5) fw' manlich fvnd' fvht mit were gebaret.
vnd doch schædelichē fvndē wirt d' ist erē vnervaret.

3

6) Svs lag ir spil gezweiet. vberal die fchar zeringe.
mit zimier vb' meiet warn alle die hohften fvnderlinge.
ob dí werdē dinft da geben chvnden
dvrch werde wibe mine si trvgen' defter mind' hiñ mit fvnden.

4 Daz felbe wart man sehende. an dē fvrtē werde.

7) zitegalt dē waz man iehende. daz er hoher eren ie begerde.
dez wart ðch im gelont von hoher mine.
ob orgilus di trvge ia fvr war mich triegen danne di sinne.

5 Er fvrte felbe dritte. als ob si fliegen chvnden.

8) fprancten vbermitte. warn si wol vf dē ringe fvnden.
gen ospinel d' ðch da chom gedriet
mit zwein chvnigen riche. er felbe waz ein fvrtē hoh gevriet.

6 Gewellivs litfchoie. ein fvrtē v̄z koverzine.

9) vn̄ der florant turkoie. Ir tiofte durch wibe lone da lerten pine.
bi den fvrtē wert de logroife.
die chvnden fper verfwenden. alsam div fvne riffen an dē rife.

0) Daz spil gelich' tſchantze. fach man da widerbietē
vō dē chvnige edolanze. d' ſich vil mang' wurde chvnde nieten.
vn̄ tandreas di zwen chvnig here
ospinel ze liebe ſi waren im bi von cheinem rehten mere.

8 Die warn ðch vnſparnde. dē walt mit richer tiofte.

1) vn̄ warn ðch anders varnde. mit ſo grozzer ſchonheit wapen choſte.
daz ſi der walt vil chleine chvnde erbarmen.
ſi rerten ſper vō handen. ſam tatē ſi di ſchilt vō dē armen.

9 Der fvrte v̄z brahande. z̄v ſinē ſweh' horte.

2) hardiez dē noch bechande. d' k̄vnic vō Gaſcone 'd' ie ſtorte.
gedrengē ſwa mā ritterſchaft ſach v̄ben.
di chvndē ðch mit ſprizzen dē ſchaten vor der fvnnen wol betrvben.

- 2080 Ob ritt'schaft verdriezze. dē fvrften lambekinen.
 (2153) dvrch daz sich aliezze. gen im chvnde magtlichen pinen.
 dī im d' kvnich hardiez da fvr waz gebende.
 b. daz het Gaillet verftolu. dez warn fi noch gē im in hazze lebende.
- 2081 Swi fi vor kanforteife. Gamuret v'fvnde.
 (2154) doch heten fi ir reife. gen im gemezzen awer fo daz fi tvnde.
 wāren noch dar vmbe folher tæte.
 daz div vō dē grale tyturelles frvht ze clagene hæte.
- 2082 Daz waz div edel reine. richavde ein tvgēde blvme.
 (2155) div wart vor difem meien. vil wol behvt do mit ritterlichem rvme.
 vō dē fvrften faxonie terre.
 di gabē in ze tvnne daz in altiv rache wart vil v're.
- 2085 Swer tiofte vallen dolnde. waz vō d' vberchrefte.
 (2157) moht er sich dez erholnde. fin fo pflag er gvter ritterscheste.
 sicherheit beleip er vmbetwngen.
 vō dē wart and'weide. nach gewinne ed' nach flvft mer gervngen.
- 2086 Vtpandragon d' alte. waz ritt'schaft entwefende.
 (2158) dē da mit tiofte valte. vor kanfoleife. da er waz blvmē lefende.
 d' chvnich von arragvn daz wart verpfedet.
 von artufe dē werden der wart mit valle zer erden da gefendet.
- 2087 Den zvekten do di fine. helfelichen wid' fehiere.
 (2159) daz liechter blvmen fehine. ftvnt vil vmbe in fin edel riche zimiere.
 geftritten het mit der varwe der blvmen.
 fwī in daz kondwirde. idoch fo waz er fvnd' hohes rvme.
- 2088 Man vn orffe vberflvcket. waz gar mit tvrteltovbē.
 (2160) vil hvrtlichlichē gedruket. vō dem ein tioft wart div lerte clvben.
 dī portigal ir herrē vō d' erden.
 dē ftoltzē vn dē frechen. daz gefchah durch ^{Orilus} die werden.
- 2089 Florie amor der krie. wart do da niht v'gezzen.
 (2161) der clare valfches vric. amfortas vil chvme da waz gefezzē.
 wan fi mit snelheit chomen chrefflichlichē.
 do waz chein and' twale. ez mvft ir einer vō dē fatel wichen.
- 2090 Wievil der britvneife. vn der arragvn da vieln.
 (2162) vō tiofte gagenreife. ich wan fi ieman fvrte in zwein kieln.
 vber fe zer wilden montanie.
 fi mvzzen vmbenennet beliben. di da vieln vf der planie.

- 1 Der chvnich von Joheineife. vñ poitwin der chvne.
 3) di zwen vor kanfoleife. sper verläeten wnder vñ di grvne.
 a. d' selben chvnst si hie nv niht vergazzen.
 ir beid' orffe ein tioste lerte. daz si vf d' hähfē fazzen.
- 2 Si mv̄ften doch erbeizzen. d' stegreiffe vntretende.
 4) div miñe vnmiñe heizzē. folte gar sit si alfv̄s ist wettende.
 in ernst vñ in schimpf hertez chriegē.
 daz lip gv̄t ere chan svenden. vñ div sel an sēlicheit betriegen.
- 3 Div rede wol beliben. folt bi difen mæren.
 5) swer awer daz reht wil schribē. d' sol daz ringe wegen bi dē swæren.
 vñ daz swær wider gen dē ringen.
 da bi daz beste chiesen. so mag im hi noch dort niht misselingen.
- 4 Div minne mach wol miñe. heizzen svnd' hazzē.
 6) div wirbet nach gewiñe. d' lip vñ sele chan mit sēldē vazzen.
 waz sol in tvrney alfolh predige.
 wir gē nach chvrtzewile. her wolfram sagte daz vns von den sorgen
 [ledige.]
- 5 Swer nv vrevdē riche. di lenge wil beliben.
 7) d' mv̄z et sicherliche. di valschē miñe gar v̄z dē hertzen schriben.
 vñ mit d' waren miñe got erchennen.
 div stæt vrevde bringet. div valsche minne chan ewichlichē brennen.
- 6 Alsam div valsche miñe. vnmiñe git vil strenge.
 8) reht in dē selbē sinne. git ōch chvrtzewile vil dicke lenge.
 mach vns di wile chvrtz dez moht man lachē.
 des ist d' tot ein meist' vñ wir svhen in gern doch mit allen sachē.
- 8 Den menschen sēldē irret. aller meist vnder allen dingen.
 9) daz gotes hv̄lde im virret. daz chan div valsche miñe aleine bringen.
 wan swaz der mensch miñet groz so cleine.
 dē gotes hulden widere. daz ist niht wan valscher minne meine.
- 9 Der hohfte geb vns di miñe. dī abraham erchande.
 1) do er in gv̄tē sinne. gen finem chinde dez todes ermande.
 des wolt in ze opferen got niht verdriezzē.
 dar vmbe er sin geflæhte merte sam vil d' zal dez mers griezzen.
- 0 Und liezze im doch gefv̄ndez. sin chint da wid' lebēde
 2) wol vñ dez richen fv̄ndes. dē vñ durch wariv miñe got ist gebende
 sw' durch valsch miñe got sich enthv̄ldet.
 der hab sich an di waren. so wirt sin schulde vil gar vor got entschv̄ldet.

- 2101 Dife rede geliche. habent in folher ahte.
 (2173) d' hvt ift vrevdē rīche. d' hat vil lihte maniger flahte.
 hertzēleit vñ darzŷ trovre morgen.
 in leide hab gedingē ze got vñ folt in vrevdē da bi forgē.
- 2102 Des felben ōch hi pflagen. di manlich vnervorhten.
 (2174) di ez doch wol torstē wagen. vnd ritterlichen heldez wer ie wortē.
 forge ziert vñ ift ein schilt der eren.
 forge lert ellens noch me danne schameliches wid'keren.
- 2103 Swer fin ere beforget. der wil ir cleine fliesen.
 (2175) dē libe er lŷtzel borget. fwa man ze werd' ritt'fchaft fol kiesen.
 div milte lert ōch gŷt borgē felten.
 div red wær ze lenge. nv hort hie welh tiofte mit valle gelten.
- 2104 Zwen vz friene. vñ der fvrŷte pinanze
 (2176) vil ritterliche die zwene. tioftierten ŷo daz einer florit'fchantze.
 dē plan mit valle vō dē orŷŷe grŷzte.
 iweins tiofte ŷeite im ŷchah des weiz ich niht ob er dē ŷit iht bŷzte.
- 2105 Man ŷach von ŷegremors. mit ellen tiofte ramen.
 (2177) enthalden clein dē orŷŷe. in niemā ŷach des gelach er ŷf dē ŷamen.
 vō dē ŷz aŷcalvn ein chŷnich vermezze.
 ein ritter chom mit hvrte vor dē waz min her kaye nach gefezze.
- 2106 Doh het er ritterliche. dē tach alda getvret.
 (2178) mit maniger tiofte rīche. ob er vñ ŷegremors da wærn v'mŷret.
 vor ritterŷchēfte fwa man di folt ŷben.
 vieln ŷi niht oben ŷz ich weiz wol daz ŷi vnden e dvrch grvben.
- 2107 Man ŷach in doch gelingen. oft ritt'lichen beiden.
 (2179) ŷo daz ŷi ŷŷvgelingen. mangē vō dē ŷatel chvndē ŷcheidē.
 ŷwer in dez dvrch hazzen wil verzihē.
 ŷwi ŷelten man ez priŷe. ŷi chvndē priŷe wol geben vñ entlichen.
- 2108 Wie wrben di vō ŷpange. gen dem von iferterre.
 (2180) wite pondir lange. ir tiofte maz dez wart gelŷcke v're.
 dē chŷnig ellenŷ rīche vō ypotente.
 Gat
- Drittes blatt.
- vw. a.
 2177 da hvp ŷich dringen. wer dē vñ den da vinge.
 (2250) mit flahen vñ mit ringen. ob ieman tŷchvmpfentivr mit tioft empfienge.
 ŷo daz er ŷicherheit da bvt ze gebene.
 ir frechiv gir daz wante ŷo not was in mit ritterŷchaft zelebene.

- 8 Dvrch manig fchar der vrowē. fo pflagē si der tiofte.
 1) also kyrlich zefchowen. wart nie dehein dinch von ritterlicher chofte.
 dez was da vil si wolden erſte fſvchen.
 di ſtarchē vñ die chranchen. wer da ſicherheit mſte rſvchen.
- 9 daz velt mit trvzzen dache. waz vb'ftrevt fo dicke.
 2) div orffe mit vngemache. da gingē ob man ſi nv fvrhaz ſchicke.
 ia daz chom von vberchraft gedrenges.
 die iagten diſe entwichen. dez wrden al di fchar eins gemenges.
- 10 Der drizzich e da waren. mit wapenrokē ſvnd'.
- 3) di begvndē fo gebaren. daz iv vol ſagē nieman chan daz wnder.
 wi di zogten wi di wider ſtrebten.
 wie dē di ſine beſchvttē ſvft wrben di mit wirde gern lebten.
- 11 Hvrta welhe gedrengē. wart vñ der witen planie.
- 4) wan daz idoch di lenge. lvt vñ orffe von vberchraft lazzanie.
 alda niht wol getvrē mohten mere.
 di noch bi chreften waren. di mohten nv alrerft erwerben ere.
- 12 Die vrevdebaren glitze. d' zimir gefihtē.
- 5) ſwaz richeit vñ chvnft witze. dar vñ lach daz wart nv gar ze nihte.
 alfam d' hagel blſde vnd blvmen ſchvret.
 ſvs wart vō heldes handen verderbet grozziv richeit vmbetvret.
- 13 Die tambvre vñ pvſine. vñ heidenſch piſſē blieſen.
- 6) vō gedranges pine. mſt man der ſelben wnder flieſen
 vñ kraizer wan ſi chranch geriten warn.
 ob ich daz clagende wære. neine ich liezze ſi hvten e vñ haren.
- 14 Ich clag di werden diete di da zem ſchilte horten.
- 7) vñ di wibe miñe ze mieten. gertē daz ſi lazheit vō in ſtorten.
 ſwaz dē ie geſchah vñ noch geſchæhe.
 wær ich dez niht d' clagend°. ich vorhte man vñvge mir dez iæhe.
- 15 Wi vert vñ Grafwalde. den ſi da nennent fvrftē.
- 8) der tvgende hoh bezalde. wirbet durch di reinen mit getvrften.
- 9) div da waz ſin vrevde fvr allez tvren
 vñ gab im lewē hertze. daz im in noten ſemft waz ein tvren.
- 16 Gerwēt was dem ivngen. ein orffe braht daz beſte.
- 9) alrerft da wart gedrvngen. mit hvrtē ſin' chreſte vberleſte.
 lerte mangē tſchvmpfentivr in herte
 mit tiofte noch mit ringen. waz da nieman d' ſich ſin erwerte.

- 2187 Vf dem helm div chrone. vñ daz tſchapel ab gehenket.
 (2260) fwer im daz vnſchone. rvrte d' wart an priſe also bechrenchet.
 daz er gen im vermeit nitlichez grvzzen.
 dez twanc in hertze liebe daz div chron chom vō d' fſzzē.
- 2188 Div waz mit richeit fwebende. ob helm dreier vinger.
 (2261) vil ellenriche lebende. waz d' Graharzois vñ was im ringer.
 fin ftoltzer mvt fo daz der eren kaſte.
 gab der minnechlichē di zimir gefehen lie mit raſte.
- 2189 Man fah ſi gar vnmvzzich. vf ſinem helm wanchē.
 (2262) fo daz er vrowen grvzzich. wart da vō alfā di vivr vanchen.
 begvnden tierlin vñ vogel gleſten.
 damit div chron geziert waz der man da richeit iach der beſten.
- 2190 Swert div doch niht ſcherpfe. ſniten wan ze pvl̄n.
 (2263) gefchtze noch gezerpfe. was da niht mā ſieht nv manigen kvln.
 fvr̄n daz waz in gar zenih̄te.
 durch clingen vñ durch blicke. ſtſrmliche zehoren vñ zegefih̄te.
- 2191 Nv hört ōch man hi clingen. ze pr̄fen in vnk̄vnde.
 (2264) vil manger ſtorie dringen. da gingē entwer alfam di ſtarchen vnde.
 vf einem wildē ſe in engel lande.
 di ſchar verworren gingē. daz maniger ſiner panier niht bechande.
- 2192 Amfortas betwngē. di ſicherheit was nemende
 (2265) vō dē ſtarchen ivngen. durch w'dē dinſt so waz in dez gezemende.
 den er towgelichen dienen wolde.
 mit triwen ane wenkē. ob im halt nimer lon da w'dē folde.
- 2193 Den grals diet ze vogte. lobtē wol ir krone.
 (2266) dē werde ch̄vnic der zogte. kavalinen ritterlichē ſchone.
 werdicheit er warp bi ſinē iarn.
 amfortas e durch dē gral daz i tet er nv durch orgilus di claren.
- rw. a.
 2194 Vil hvrtlichchez kriegē. wart gē dē adelare.
 (2267) dez milte nie man triegē. chvnde de wart manig' hie gevar
 d' artus dē werde hohes priſen
 vil gern het genideret. vñ ſin felbes wurde gen der hoh wife.
- 2195 Als der von arragvne. vñ der von iberne.
 (2268) wid' de pritvne. wolten ſich die ſtarchen ſetzen gerne.
 fo daz ſi in ſicherheit betwngen.
 vn dē v̄z grafwaldā. daz waz ein dinch davō nv fwert erclvngen.

- 6 Der wid'teil geraten. da vor was tovgenliche.
- 9) idoch da gen sich haten. sich hi gewarnt wol mit witzē riche.
 nv hort wer da waz dez widerteiles.
 ich wæn fiz doch verchovffē. fwaz si zehazze gen in fvrtē veiles.
- 7 Von arragvne d' eine. vñ d' vō brandigane.
- 1) morholt in folh' meine. ie waz i folhes vnmvtes wane
 daz er di hohftē alle wolt ertwingē.
 vñ dē zinfē vō ir landen. dez mvft idoch vil manig' nach im fingē.
- 8 Zwē chvñige riche. di het er doch geneiget.
- 1) von artufe dienstliche. die felbē ie durch reht hetē gezeiget.
 im w'de dinst durch mannes chraft zelone.
 wan si vō artufe trvgen beide zept' vñ chrone.
- 9 Doch het di hochgezite. artus als er do gerte.
- 2) vber ellev lant vil wite. gesprochen so daz nieman hazzē kerte.
 gē dē andern vmbe dehein schvlde.
 vñ fw' dē vride brache. d' folt fliesen aller fvrtē hulde.
- 0 Dvrch daz dehein vnrirde. niemā wolt erzeigē.
- 3) d' britvn wan sin girde. g'te daz man hazzē folt verfwigē.
 fwaz ieman wid' sinē hulden worhte.
 dez wart di zit vergezze vñ solten leben vri an alle vorhte.
- 1 Ere kan vnprifē. in vremd' sache wilde.
- 4) als d' magne daz ifen. an sich ziehen chan gelichez bilde.
 merket doch fol ere niema fliehen.
 fw' nach eren wirbet d' chan haz vñ nidē an sich ziehē.
- 2 Dez mvftē ðch hie leiden. di grozzer eren wielten.
- 5) hazzē vñ niden. wan si vō chindes ivgende ere behieltē.
 vñ wirde hohe gefvriert wol mit prife.
 daz fol gelvcke scheiden. vñ ðch daz reht in sældenricher wife.
- 13 Dez widerteils ðch marke. waz vñ kingrifine.
- 6) vñ ith' der starche. vñ prvbanie lambekine.
 hardiez vñ ðch sin sweher vō alçane.
 vridebrant von schotten. vñ alle di mit im da trvgē chrone.
- 4 Con Navarre d' alte. vñ der von roifabinfe.
- 7) di wandē mit gewalte. an sich'heit erwerben riche zinfē.
 des selben wanten alli di burgonoife
 vñ d' von brvñfwige. di sahfen waren ðch der widerreife.

- 2205 Alrerft waz nv geteilet. der tvrney vñ gefchicket.
 (2278) vñ grozzē chriech gefeilet. weiz awer ieman w' dē befiket.
 in eren fach mit prife wol beflozzē.
 fagt mirz div awentivre. fo bin ich hie d' mære vil vnverdrozzē.
- 2206 Hie waz kapitanie. vō arragvn d' widerparte.
 (2279) durch daz er vor di planie. vallende maz vñ nam des gvtes warte.
 wa di fine da lægen wol zem beftē.
 dē ez allam erginge also daz fih doch rvmpften werdē geftē.
- 2207 Gezoget vñ geworget. wart da vō mangē reken.
 (2280) vil lvtzel wart geborget. fwer ez mit gelte moht wid' leken.
 fwer niht geltes het der mvft verpfendet.
 mit ficherheit ez leiften. vñ von dem chriech figelos da wendē.
- 2208 Der von iferterre. ffidol ioffreitē.
 (2281) begvnde zogen al verre. der Graharzois dē felbē mit arbeiten.
 clamide flvg er vf helm finē.
 daz vivre begvnde gleften. man fach ez verre vberal den plan erfchinen.
- 2209 Himit er in do fvren. in fin heimit wol chvnde.
 (2282) fvnd' ftrit dē fvren. ich wæn da dē helm vō im bvnde.
 wær daz iht dehein vrift gelenget.
 kingrv chom gedrvngen. fo het fih lihte div ficherheit gelenget.
- 2210 Kingrvn tſchemtſchaltē. vñ clamide fin herre.
 (2283) an chreftē di gezalten. daz ietwederm vō fehen iht enwerre.
 di doh an manheit warn vngewachet.
 daz virrich lop vn wende daz hat in chraft vnd ellen fvs gemachet.
- 2211 Den hohen pris errvngen. vil fchier an difen beiden.
 (2284) dez iah mā da dē ivngen. d' ficherheit fi warn vngescheidē.
 dē Graharzois durch di vō brandigane.
 kvs der ahzich meide. waz man im do iehende fvnder wane.
- 2212 Er wilz noch baz erringen. daz man ez fvnder kriegē.
 (2285) mvg zer warheit bringē. vn man niht mv̄g daz reht ze chrvm̄p gebiegē.
 vñ di chrvm̄p

II. Kapfenberger bruchstücke

a) Der kleineren Kapfenberger handschrift. — Einzelnes blatt.

- vw.
 498 von vns treiben helles vnde vraife
 (567) (tege)leicher fvnd nieman wart gehellet.
 die fvnden an gefigende die werdent bei wunſch hoh gefellet.

- 99 Swie wol die bruch des Grales. wær Montfaluatsch geneñet.
 68) in teutfchen svnd' twale. d' pehalten b'ch ist er bechennet.
 dar vmb sw' dar chom d' was pehalten.
 vron paradeise nach mit eren auch des namen walten.
- 94 Dem tempel gar geleiche. fol sich d' mensch rainen.
 69) er bedarf wol zirde reiche. seit sich dar inne wil Got d' fele gemai-
 gefellichleichen z̄v werdem haufgenozze. [nen.
 nain edel menschen hercz so ler deinen leip vil edel tugend grozze.
- 05 So mach du spilnde walten. vil vreuden fund' sorgen
 70) wan du vil dikch erhalten. müßt von schrichen den abent vnd den
 ob du in lereft hoh tugend fliesen. [morgen.
 da von sich G'ot dir virret. so müstu schrikchen f̄r die vreude chiesen.
- 06 Ist ab' daz dv lachen mit mvnde chanft er bieten
 71) danoch müstu chrachen dort inn wil du dich reht' witzze nieten.
 so la dich z̄ einem chore wol ordinieren.
 in Gotes tempel vron den zehen palfem liechte da chundē ziren.
- 07 Daz erste la dir zvnden. in lautt' chlarem schein
 72) d' rehte glaub dir chunden. fol einen got vil stæte in felden schreine.
 d' ellev dinch von ersten schuf auz nichte.
 ein got in dreien genenden vnd auch d' menschait mit vns an der
 [pflichte.
- 08 Ze d' vppichait benennen soltu nicht namen seinen.
 73) ze dem and'n lieht erchennen. solt duz vil wert ze dem dritten dich wol
 daz du den takch der r'we heilich macheft. [peinen.
 mit dienste d' got gevall vnd die vire mit w'che nicht v'fwacheft.
- 09 Wol ere vat' vnd müt'. daz sich dein leben lenge.
 74) daz ist ein rat vil güt'. daz vird lieht vil gæb vnd vil genge.
 ist ez vor got in wer
- π. pflegende.
- 10 ze dem sechsten lieht daz bringe vnd wis ze dem sibedem diephait dich
 75) zvnrechte niemans güt berüren. [erwegende.
 gezevge valsch gein nieman fol tu zdem achten lieht nicht enfuren.
- 76) Daz newnte liechte vnd blanche. fol dir mit felden prinnen.
 also daz dein gedenche. wol sein pehüt vil stæt in deinen sinnen.
 deins næhsten gütēs wis du niht beg'nde.
 ich main zvnrecht' weife. so piftu reich' zird den tempel wernde.

- (577) Daz zehent lieht fo chlare. die fvnnen vb'plikchet.
 ob dein gedanch mit vare. chlain noch grozz sich nimmer dar geschikchet.
 ob dirz gemahel deines nahsten gunde.
 daz du doch chevfeh raine vor ir beleiben woldest zall' stunde.
- 511 Zwó Tür an allen chören. sint ie ze recht wefende.
 (578) daz mócht man g'n hören. an Salomonis tempel schone lefende.
 zwo tür in den chor des tempels giengen vrone.
 dev ein von smakch geheret vb' irdisch paradeis was vil schone.
- 512 Ein eimir reich von golde. dar auz d' smakch fo drahte.
 (579) von reht daz wesen folde. wan darinn was daz hymel zirde wæhte.
 mit wirdichait vnd pei d' and'n porte.
 d' felben sældenreich ein leip erferbte nie gein einem orte.
- 513 Si was noch mer geziret. dev ain porte fo trew'e
 (580) von golde reich gefloriret. zwen engel grozz mit flugen brait gehvre.
 d' smakch von hymelbrot fo was gereichet.
 des hailichait vnd grals sich an d' ewenmazze wol geleichet.
- 514 Wand do si in d' wüfte. die ifraheln warn.
 (581) ir chraft verdorben müfte. sein wan daz si von dem brot genarn.
 all' speise die si genennen chvnden.
 der heten siv den vollen von seinem edelm smakche zehant empfunden.
- (582) Ammer pigmente aromat mvzzele
 zerbennezi ardente. aloe paradisch vnd pabodele.
 Spica nardis des in fyna vnd famen.
 d' von dem balfem reifet daz wir durch edeln wahz d' füzz namen.
- 515 Ie d' porten aine.

b) Der grösseren Kapfenberger handschrift.

«. Doppelblatt.

Vorderblatt:

- vw. a. geschriben ze lobe d' höhen mine
 3292 d' peste nach galmurete von Eyrlande
 (3375) Marholt ist er genehet. den and'n er mir Ith'n nande.
- 3293 Ich waiz umb ir wirde. d' herschaft in fr reiche.
 (3376) nach meiner ougen girde. p'ef ich si an d' tat den rittleiche.
 auf dem plan da wart vō im erzaiget.
 vil leibe chronebère. vō den æchten ouz Satel wart genaiget.

- 194 Si barn ouch chrôn tragende. alle æcht an d' aine.
 377) also was er mir sagende. er hab die pflicht der amazzavr gemaine.
 kyngrimurffel vō tſchaffenzoun d' genande.
 vnd daz er chrôn trüg. dar üb geb ich funfeu mein' lande.
- 195 Nach meins h'czen willen. chan er die tjoft mezzen.
 378) fo hurticleich dar zillen. wa wart vō ritter als eben ie gefezzen.
 an Gahmureten vñ die zuene genanden.
 ob er chrōne trüge fo prüft ichs nicht fo höch von feinen handen.
- 196 Der vogt aus wilden chrīchen begund also nu ſprechen.
 379) ich muez an fræuden ſiechen. ob es die got also nicht wellent zechen.
 daz ſi goſunt ſr lebñ wol pehielten.
 vnd d' gotte willen. mit ſr dienſte g'n wielten.
- 197 h ercz müt vnd ougen. vns paiden gicht geleiche.
 380) den red ergie vil tougen. vōr den and'n vil v'porgengleiche.
 Sekureiz die red geſchriben fande.
 den æchten er wolde fügen. daz man igleichen zw^{ir} fo reich erchande.
- 198 a ls Rōmiſchem vogz die chriften. mit all' reichait ſchowent.
 381) ſich chan den richait friften. daz ſiz mit vngelukke nicht v'howent.
 geſtain hōrt von golde wurtze vnd feiden.
 vnd ſwas d' luft bewegte. des dōrften ſi nach wunſche nicht v'meiden.
- 199 vnd in wolt ypomydone. fo vil d' erden leihen.
 382) daz igleich' ſchōne. bechrōnt' chunige funfte mōchte weihen.
 die von im die chrōn wæren tragende.
 vnd daz ſi Gahmureten. diſer mære icht wærn ein wōrt ſagende.
- 200 e z wær ein lait vns chlagende. al vnſer chomende iare.
 383) daz im' mer betagende. wær pei vns ob regelaten bare.
 wūrden vō als ellenthaften leiben.
 vnd furchten grozz' fluſte von den goten vnd haz von w'den weiben.
- b.
 01 an Gahmuret den jungen. dūrft ir euch nicht cheren.
 384) daz er euch alle ertwungen. hab daher des geloube wir nicht g'ne.
 er hat chain achte auf leben noch auf ſt'ben.
 ſwie ofte man in flūge. ſein Got d' chan im au' leben erw'ven.
- 02 f und' valſche valeie. iſt dicz w'ven ſtæte.
 385) dreizzich tōde vñ dreie. erlite ich ê dañ ein' miſſetæte.
 mich iemen zige iah Sekureiz d' plōze.
 vōr all' miſſewende. wan haiden lebt nind' ſein genōzze.

- 3303 D er pot also gefendet. wart mit difen mæren.
 (3386) die weile gar unv'endet. waz Sekureiz vō difen lobefwæren.
 er sprach h're ich mūz doch beneñen.
 die ouz erchōren an preife. die mit tiofte fo hurtichleich zetrennē.
- 3304 h elm vnd schilte chuñen. ist mir die red erloubet.
 (3387) ze chlaiden gen d' fuñen. wūrd ein walt vil gæhs vō in peroubet.
 vnd daz wær weibes eren grōzzer zirde.
 dann d' walt mit seiden. mit golde vnd mit gestaine kondwīrde.
- 3305 f ridebrant vō schotten. d' vīrde ist fo gehaizzen.
 (3388) vnd' dreizzich rotten. wær nicht dreie si mūsten im erbaizzen.
 von fein' tioft gen d' erde mit valle.
 ia fuft iach ypomidone mfr. geuiel d' felbe für si alle.
- 3306 i ch han fr chūnde gūte. fr namen vnd fr lande.
 (3389) mir was sam dir ze mūte. vō fr wīrde ich si vil g'n erchande.
 wan d' da haizzet Gaillet vō spange.
 der reitet sitichleichen. vnd mag die lenge getouren auf d' plange.
- 3307 e kunat d' iūge d' chūnich aus kanadiche.
 (3390) für daz fein örffe vō sprunge. vert er lets nicht wenchen ouz dem rikche.
 nim' mer vō im geuellet.
 Sabellus d' gemūte. wir haben nicht den preis d' næh gefellet.
- 3308 h ūttiger vō tšchafflore. d' chunich vō Navarre.
 (3391) Talbuneiz den mōre. aus Tambrunit d' ein funder harre.
 huttiger in valte hurtichleiche.
 d' and' kaftebreifen. daz war̄n tiofte hōh' eren reiche.
- 3309 Die æchte fr sechzich valten. in einer zeit vnlenge.
 (3392) geluk mūzz fr walten. ich læch auch g'n wie si in gedrengē.
 mit den fw'ten arme chunden fwanchen.
 vnd ob di liechten helm vō ir ekken reren icht d' vanchen.
- 3310 f ekureiz wis varnde. wie halt die æchte w'uen.
 (3393) die veinde wenich sparnde. ich dinge des ir mūzz vil v'derben.
 rw. a. von d' neunden schar die du hie laiten.
 solt durch hōhe miñe. vnd durch d' gote liebe dich aribaiten.
- 3311 d ie dre'zzich chunige begarbe. hat sie ein prif befunder.
 (3394) die deines vanen varbe. warten sūlñ dar inne daz edell chund'.
 eezidemon fo spilnde vert mit gufte.
 deu w'lt wirt garainet. vō fein' edel die chraft geit ez dem lufte.

- 5) f wa fein chr ie lebēde den luft enpór berfuret.
 da uon d' luft ift gebēde. in daz lant er von tīre fūret.
 vnd ft'went alle wūrme aiter tragēde.
 ſchædleich den leuten. daz ſwebz in dem vanen hōhe wagende.
- 6) d en prif den haiz peſchowen. deinē Marſchalch vnd den meinē.
 ob ſi im nicht getrowen. daz d' marſchalch dr [...] fol ſcheinen.
 gezeuch d' rede ich ſiehe ſi nicht alle.
 wan perg vñ tal ſo weite. ſi hant belegen iach d' vogt mit ſchalle.
- 7) e z ftēt die hurneine. aus kaniaſ dem lande.
 ouch an den priefe deine. d' uel ſich wund'leich alfo v'wande.
 vō menſchen heute in loutt' hōrne grūne.
 in kaniaſ daz reiche. dar chōm ein degen des leibes ſtarch vnd chūne.
- 8) d er flūg einen wilden trachen. d' was zū d' ſnelhait gæhe.
 mit fūze mit ved' lachen. ſo entran im nicht die virre noch die næhe.
 nu het daz vōr gehōret d' manleiche.
 ſwer chinden gæb trachen plūt. deu wūrden chūne vñ grōzz' chrefte
 [reiche.]
- 9) d az wart v'fūchet palde. vñ half nicht an d' ſache.
 gen erczeneie bezalde. habent es die maifter doch nicht ſwache.
 ſi næmen es für golt d' es erchennet.
 wūrd es in vngevelſchet. an fein' ganczen chraft gar vncz'treñet.
- 0) f unfhund't iar mit alt' wær es vnu'cheret.
 ſiechtūm manichualt' ift da von d' menſche v'ch v'reret.
 dar an deu chraft des lebenes ift gehenchet.
 daz recht plūt d' trachen. daz h'cze wid' lebeleichen trēchet.
- 2 f o fingent vns die plinden. daz ſeifrid hūrnein wære.
- 1) durch daz vb'winden. er chund ouch einen trachen fraifebære.
 vō des plūt wūrd fein vel v'wandelt
 in hōrne tark für wappen. die habent ſich ane warhait miſſehādelt.
- 3 v on kaniaſ Radolczen half nicht an feinen chinden.
- 2) an wund'ſchaft den ſtolczen. den lie fein wund'leich mūt nicht
 er wolte ſeineu chint d' wunderwære. [erwinden.
 d' ſnelle vnd chreftereiche. machen daz wart im doch ſeit vil fwère.
- 4 d es trachen het er chunde ê daz er in erflūge.
- 3) wes er ſich vnd'wunde. ze nar daz hind' dacht d' wund'fūge.
 vnd er bechant ein chraut in grūn' varbe.
 daz gab er den chinden. degen vñ diern azzen ez begarbe.

- 3315 d eu chint fint ot chind'. vnd heten des nicht achte.
 (3404) wed' grôz noch mind'. wûrden si nicht gæh' folh' flachte.
 als des wund'haften wille gerte.
 fein weip vnd sich selb'. er daz selbe chrouet ezzen herte lerte.
- 3316 d ar nach do wart nu fwang'. fein weip zway' chindeleine.
 (3405) do stûnd auch daz nicht lang'. ze recht' zeit in lout' grûnem scheine.
 wart ir vel sam auch daz chrouet hie vôrne.
 vnd wart nach dem trachen h'te. vnd gar vb'al ir haute vō horne.
- 3317 d es wart d' wund'bære. vil frô durch dicz wund'.
 (3406) vñ daz im and's wære. des pegert er nicht daz selbe chund'.
 pegund fein geflæchte vaste meren.
 an snelhait an d' varbe. an stim an velle die menschait v'cheren.
- 3318 f ecoreiz die fûre. ist nicht daz im enpfleuhet
 (3407) ir stahel cholben rûre. die veinde gen dem tôde nid' zeuhet.
 die selbā schikch fûr dich zein' leczen.
 man sol gen eberfweinen. die houewart vôr iaghunden heczen.
- 3319 t orkuleiz ir h're d' chunich mit dem horne.
 (3408) es wær mîr lieb' verre daz er vnd all die feine gar di florne.
 wûrden ê daz dîr ein ving' fwære.
 doch mût es mich an h'czen. geschæch im icht durch trewe helfære.
- 3320 g orbein aus Porczidande. d' ist bei in gefezzen.
 (3409) ir seit wol pechande. einand' vñ d' sprach vil vnv'gezzen.
 d' dritte ist togryfol vō Orkaife.
 die and'n dîr peneñet. vil gar d' prief gen dîr weiten raife.
- 3321 n v chôm d' pote wid'e vō den chriſten æchten.
 (3410) d' weife daz geuid'e ir mût ir wicze des nim' w'den mæchten
 vnd d' in gar deu w'lt gæb fûr aigen.
 vnd mit gefundem leibe. wolten si ê den tôde lan vaigen.
- 3322 f i tûnt als ich da tæte. so iach d' aus friende.
 (3411) ich han si gar.

Hinterblatt:

- vw. a. babylon noch wirt gevaiget
 3393 d' fein gemûte ist noch vil hoh tragende.
 (3483) in mein' schar du reite. des mûſtu fein an preis d' betagende.

- 4 h erre ich pin durch rache geuarn in ellende.
 4) fo stünd ich an dem schache. ob ich daz liezz toufent valt den ende.
 næm ich ê dan vnd wûrd als ofte lebende.
 als Gahmuret was ligende. alfus lig ich od' ich pin rache gebende.
- 5 d eu stime des Atmerates wart alfus gehôret.
 5) paide helfe vnd rates piftu mit warhait vō mîr gestôret.
 wan ob dein iug' leip des streites peginnet.
 fo fürcht ich daz ze nôten. dîr d' endehaften chraft zeriñet.
- 6 h erre ob ich lange wære. gen eu mit wid'streite.
 6) daz wûrd eu leichte fwêre. d' neuden schar ich doch vng'n peite.
 iedoch fol ich nicht fein wid' hulden.
 ich brûf es eu gen trewen. die rômisch chaifer môcht mit eren dulden.
- 7 n v chôm Gloramateife ein pot von dem vogte.
 7) daz er den goten ze preife. des môrgens hôhe ere put und dar nach
 vnd folte gen halbem tail ezzem vnde trinchen. [zogte
 mænchleich vôr mitten môrgen da mit v'holn' manhait ze lichte
 [winchen.
- 8 z e herbergen varnde was Gahmuret mit eren.
 8) gen in vil chlain harñde. was d' parok al die feine cheren.
 hîzz er im ze diêste fein' grîde.
 vn alle die touffes wielten. den wart durch in erpoten michel wîrde.
- 9 d es môrgens sach man cheren. Gloramatis ze velde.
 9) er vnd die feine gemêren. wolten preis wan daz mit wid'gelde.
 die babylon si wêrten alberaite.
 si chunden luzel bôrgen. daz chom von vb'chreften reichleichaite.
- 0 d eu karratsch in d' hûte. als Akerein da gerte.
 0) het d' hōchgemûte. ich main d' in perffia die chunige w'te.
 vanlehen reich sweñ si für in chnften.
 fwa kaun ob in swebte. da sach man tioste hûrtichleichen bieten.
- 1 d az selb die kaldaien. ir goten vôr vñ hinden
 1) zallem male in zwaian vnd d' and'n liezzen si sich vinden.
 wol ze dînste vnd auch den w'den weiben.
 den wart ze paiden seiten. bas gedînet dann kaun oder difen scheiben.
- 2 a uf seinem hōchsten tûrne ypomidon hiez warten.
 2) noch rôter dann ein fürne. ein horn grōzz da mit d' widerparten.
 tet man chunt wie man von Akereine.
 die schar d' menige sêhe. als oft blies man daz hōren in rôten sêheine.

1) Alte druck, cap. 25.

- 3403 e r sprach es wirt gewörven. d' miffewende fund' vare.
 (3493) dar vmb daz si v'dorben. mich ze lut an w'dem preife durch daz
 ein chlaine chunde reiten. [die bare
 durch waiche des Adamandes. daz wil ich nu pehüten an allen seiten.
- 3404 m ein schar die sint geleichet. mit zal gen im nicht mere.
 (3494) ob si d' grözze gereichet. sint des wil ich haben wird vnd ere.
 vnd füren ab dem wale aus ir landen.
 ie ain schar d' ir pegegent. ich wên mich iemen zelt dar vmb gen
 [schanden.
- 3405 v nd dannoch vör gebende. wil ich in helfe pieten.
 (3495) ir van ob schar sei fwebende. vnd sol dû meine sich erste ritt'schaft
 da sint doch unu'dacht gen wol bedæchten. [niten.
 dar vmb pin ich gefigende So chvnen si mir doch nicht veræchten.
- 3406 d aries vil vngefoumet. des erften in begegent.
 (3496) feine marftal wol geroumet. wart durch daz sein schar deu vngefegent
 weder mit dem chreucze noch mit touffe.
 alfam d' Marrocheife. des genôz d' hellefcherge an feinem chouffe.
- 3407 a kerein man do fagte. Gloramatis d' iunge.
 (3497) wær noch d' vnv'zagte. wan daz er mit grözzen nōten runge.
 von affym alexand' er do fande.
 ze helfe schar d' erren. des chunft do helm vnd schilte vil zetrande.
- 3408 a us laggdibor Rymale. daz horn rôt im chunte.
 (3498) daz er nicht langer twale het als in deu grozzen manhait schunte.
 den morn d' zehelfe den trakken fürte.
 d' zway' angefichte. harte chlaine weibes lachen rürte.
- 3409 d' ôrffe zugelbrechen. mit helfen chrump gepogene.
 (3499) vnd ir twerhes gen die frechen. die ritt' prachten aus dem brogene.
 leut vnd ôrffe in fwaizze würden padende.
 gemifchet mit d' rôte den weibes freunt ie was in sturmen schadende.
- 3410 v nd weibes wazzers walle. chund ouf ze perge treiben.
 (3500) gen ougen aus ze ualle. vnd lie doch iam' in n'thalben beleiben.
 wazz' chan wol tunchel weiz gemachen.
 nu folt auch es von h'czen treiben lait vnd wid' geben lachen.
- rw. a.
 3411 d eu sfer ze paiden seiten. beliben gancz vil chlaine.
 (3501) fw' ot chunde reiten. d' dorft nicht v'valen d' gemaine.
 ettleich' müft zenal wol drei empfahen.
 ritt'leich' tiofte. ob d' gefaz wie môcht im daz v'fmahen.

- 12 ettleicher müßt auch vallen. den nicht dan̄ aineu rürte.
 2) dem wart daz honic ze gallen. fweñ vngeluk also die chrüb fürte.
 vnd was im doch ein w'dichleiches sterben.
 die mit ritt'scheffe. da lobes preiße nach töde chunden w'ben.
- 13 d o allus ritt'leiche. deu sfer ze paiden seiten.
 3) von manig' tioft reiche. v'flugen gar alerst do sach man streiten.
 mit scharpfen ekken si die arme erfwügen.
 swie chlain si des pedörften. do wart aus helmen feures vil ertwungen.
- 14 d a was d' hiez von nôte. die in daz few' da prachte.
 4) si dachten an die rôte. die schein da geit deu helden ie v'fmachte.
 fw' zægleich itweiz in sturme feczet.
 gen w'dichlichem preiße. daz ist ein dinch daz veinde gen veinde
 [heczet.
- 15 n v weft Gahmurete. vil wol d' finnereiche.
 5) daz man sein hûte hete. vō dem Parok da vil stætichleiche.
 da gen so wart er manig' weise ze rate.
 wie er tougenleiche. chome al da man ritt'schaft da hate.
- 16 f ein gezelte daz reiche. mit hûte wart v'feczet.
 6) d' zwëlfer stætichleiche. gefellechaft deu wart ot me geleczet.
 so daz si bei im flieffen vnd auch azzen.
 vnd doch gezelte fund'. da pflagen wan si des nicht folden lazzen.
- 17 a lles sein geraite. liez er pei einand'.
 7) vnd flaich mit weifhaite. hinden durch die snûre von seiden gland'.
 banir noch den schilt da nimen rürte.
 fuft chûd er späher trigen. in sein gezelte in fridebrät fürte.
- 18 d en hiez er im do leihen. daz edel Sargewæte.
 8) daz schaden im v'zeihen chunde vōr d' Galyotten græte.
 Morholt begunde fridebranden weifen.
 hofen vnd halperch. daz d' nicht gar bezzer was von eyfen.
- 19 e del Sameit brounen. leut vñ örffe ze dachen.
 9) d' haiden got kounen. die zwelf sich da geleich wolden machen.
 daz wart mit listen ouz gen velde gefüret.
 vnd' Sarrazeinen. het ir mit chunde ein ouge nie v'rüret.
- 20 h ie vōr was Akereine. selbe war da nemende.
 10) daz im die freude seine. vnd hohen müß vil nahen tet er lēmende.
 des wart deu dritte schar al dar geschichet.
 von kolon arezzulet. da wart vil tiofte mit hurte wid'czwichet.

- 3421 n v lagen sumeleiche. d' babylon so v're.
 (3511) ob man vil chrestereiche ellev horn plies auf aller terre.
 daz ers danoch nim' gehören chunde.
 killicrates von centrium. d' hets gehört d' chöm auch an d' stunde.
- 3422 d o heten dife erhowē uncz dar vil manige luchen.
 (3512) durch die got vnd durch die frowē. begunde auch hie killicrates nu
 fi alle gar hürtichleich zū ein and' nahen. [druchen.
 fi füren sam fi tobten. fwa er vnd al die feine veinde fahen.
- 3423 d er starch vnd d' mäleiche. vrlouges gar ein cherne.
 (3513) den dad' Soldan reiche. gemachet het mit lehētschaft ze w'ne.
 Azagouch daz dient er hie vil cheche.
 von fein' tiofte. vallen müst vil manich edel reche.
- 3424 e r chund ouch mit dem fw'te. vil manleichen streiten.
 (3514) fwie so mans beg'te. daz traib er ie von chinde pei feinē zeiten.
 do nu die erften fein' helfe empfunden.
 ir chraft deu wart erwechet. daz ellev müd was von in v'fwunden.
- 3425 d o gieng es an die strenge. alhie den Marrochafen.
 (3515) man drang fi mit gedrengē. daz fi bechörten folh' fraifen.
 chunige sechezig was da pei einand'.
 al ir her daz praite. figlos vil nach die feine vander.
- 3426 d er vogte aller haiden. parok mit atmerate.
 (3516) manich hund't sach er schaiden. vō streite fwie hart es daz v'poten
 er rait aldar vnd bat fi wid'cheren. [hate.
 den hōhen Goten meinen wil ich getrowen manig' eren.
- 3427 er sprach owe koune. wem haftu mich v'lazzen.
 (3517) nu chomen ritt' broune. ouf örffen hōh die chunden sich wol mazen.
 daz fi frides od' fūn icht g'ten.
 daz wart da wol erzaiget. mit tiofte chrache dar nach mit den fw'ten.
- 3428 a ll die blech vō golde. vōr heten vnd filb' hinden.
 (3518) fi welten daz man folde. die selben an d' veinde stat da vinden.
 die akereines hinden vnd fōrne.
 ein langes glas mit plüte fürten als Gahmuret da wart d' v'lorne.
- vw. a. β. Einzelblatt.
 3858 z den aiden. den fol ich meinhalt stæten.
 (3949) mit trewen vngeschaiden. damit v'stunt d' and' daz mit græten.
 also warn d' untrewen lifte funden.
 als vōr auf Gahmureten. da mit er wart vōr baldakch vb'wunden.

- 9 d es wægften er gedachte. wie ers an ende erfüre.
- 10) an vnd'laz er gahte. er entftrikcht dem babylon die helmsfüre.
kurfit vnd wappenrokch deu beide
vó Mecha feineu wappen. chund' bedekchen wol mit difem chlaide.
- 0 d az órff von babylone müft alfus hie beiten.
- 1) der fatel was vil schöne. dem órffe gehenchet nid' an die feiten.
an dem fürbúge fund' aine.
fein fnelhait deu freche. mit d' verte was von dannen chlaine.
- 1 f ein wiczze chund in leren. daz órff mit fatel dekchen.
- 2) daz feine von im cheren. daz sah er gen dem baren wid'ftrökchen.
daz wart vil schír bechlagt in d' chunde.
genúge warn iehende. daz feinen geleich an manhait niemen funde.
- 2 e zzerel wart fagende. fun Akereines brúf'.
- 3) ich müz d' imm' chlagende. fein daz mir al mein' fælden rúf'.
gebrochen íft daz mich an würden pfendet.
do wolt er ane mazze. chlagen vil der wart er choum erwendet.
- 3 a kuliez von Ache wart mit chlage schire.
- 4) inz her mit vngemache. erchlengz baz dan ettleich' chunige víre.
doch vb'lanch do chóm er schön varnde.
her wid' zdem wúden, den was er vór dem tóde alfus bewarnde.
- 5 e r nam durch trewe feine. von im fein eyfer wæte.
fam ftoup in funnen fcheine. vil manich toufent órffe dich hie zertræte.
von ceder waz daz velt etwa geboumet.
da fürf' hin den wunden. d' einer wart al da mit im gefoumet.
- 4 w ie raife nu die feine. dem fürften hòh geríte.
- 6) fur fich gen Akereine. ze feinem paviloune von aller diete.
begunden fi nu hie den w'den fchouwen.
daz órffe ze baiden feiten. het er mit den fporn fer v'houwen.
- 5 d az houbet wart enbunden, ê dann er wúrd enpfangen.
- 7) man wand er hete wunden. do waz fein lout' vel von nafe und wangen.
mit des helmes fchirben fo begrúzzet.
mit liepleichem chuffe. ez was fein recht wart es im fus gebúzzet.
- 16 e r sprach ein tail vil helle. d' ftimm in gút' weife.
- 8) mit aller macht vil fnelle. treibent vns die babylon von preife.
alle ir zehen fchar die fint nu varnde.
dar vmb daz fi vinden. vns an den herbergen vngearnde.

- 3867 v on Armarialieze. Bordin fol laut erchlengen.
 (3959) durch feiner chrôn genûzze. daz horn g^oz vnd daz si des nicht lengen.
 die den harnasch habent eu zebieten.
 die du vil wirdichleichen. dar vmb chant mit chunigez chrône miten.
-
- 3868 v il boten wart gefendet. mit rûf vnd auch mit hórne.
 (3960) fwer sich nicht gahes wendet. ze rôffe vil wol perait d' ist d' florne.
 daz fûr von mann ze mann vō mund ze munde.
 dem wart man von Ache. d' parok al d' mære fragen chunde.
- 3869 w er in so minichleiche begrûzzet het auf warte.
 (3961) do sprach d' ellentreiche. herre es chumt vns allen ouz dem zarte.
 ich han nie gefehen da ist vnlougen.
 fo vil d' iam's gûffe. die von h'czen fliezzent ouz durch ougen.
- 3870⁷ n icht gar ein tail er iehende. was Akerein d' mære.
 (3962) daz ein ende befehende. waz daz si vôr tagen dreien d' wære.
 geboten vb'all den hōhsten taugenleichen.
 al meift durch die getouften. folt mans an d' herberge erfleichen.
- 3871 v nd wie ypomidone auf chriften chunde raizzen.
 (3963) vnd wie maniges landes chrône. er auf ir schaden het al da gehaizzen.
 vnd wie die prûd' laiten schar befund'.
 vnd von den kokodrillen. alrerft do wart d' parok manhait mund'.
- 3872 d urch d' getouften forge. er wart mit rede vil drête.
 (3964) chain' mûzze borge. het er do mit Worten noch mit tæte.
 wie Gahmuretes vncraft v'nomen wære.
 daz er trûg also taugen. do v'nam er nie fo laide mære.
- 3873 e in and' tschahtelew'. ez allez difem sagte.
 (3965) dem er vil awentew'. wol tet erchant. daz iemen wol behagte.
 wan er in het al zeinem houfgenōzzen.
 ze babylon dem stûle. den er da het mit tiofte al vb'ftōzzen.
- 3874 d en parok fræut gedinge. daz er die feine scharnde.
 (3966) waz ie ze einem ringe. si lagen sampt die auch da solten varnde.
 fein an ein' schar die sich enbôrten.
 vil drat al auf ze male. fwenn fo si die zaichen vb'hôrten.
- 3875 d o was der parok reiche. v'wappent al begarbe.
 (3967) nu hiez er choftenleiche. Gorffibulars v'dekchen liecht' varbe.
 von eyfer chlar dar auf ein pfelle teure.
 rw. a. fwer ein lant im chauffen. folde er geb wol halben tail die steure.

- 3876 e r gie zû Gahmurete. vnd sagt im ouf ein ende.
 (3968) als im gefaget hete. d' tſchahteur den er da sagt ellende.
 vor armût vnd w'der weibe grûzze.
 ob er alhie gefigte. daz ertait dem wartmañ Gahmurz d' fûzze.
- 3877 v nd was d' rede nicht træge. wie es im an chresten stûnde.
 (3969) er sprach ob es fo læge. daz ich den gral vnd al die w'den pfrûnde.
 zehentualtig da mit folt fein arnde.
 daz wær imm' smæhe. für daz ich heute in streite nicht wær d' varnde.
- 3878 h ie mit wart Akereine h'cz vnd mût enzûndet.
 (3970) der Soldan vnd die feine. choment fus wart vb'al gehundet.
 Gahmuret was vór gewappent lange.
 er vnd all die feine. ouf lassen do die zwene mit gedrange.
- 3879 d en w'den nicht den fwachen. hiezz er von rocumbes.
 (3971) vil grózz gedóne machen. fo wart von dozze v'nomen nie chrumbes.
 meffink gelouttert ist im vel vñ zargen.
 die es von erste erfunden. die sol man haben für die streites chargen.
- 3880 t ambow' vnd peuden haizzet etwa ein fumb'.
 (3972) durch güften vnd durch gæuden. es im geleichet wan daz vil groeizzer
 darouf leit von reichait hõh gefret [chumb'.
 von zvnel vnd von faiten. sich d' doz vil suezz discandieret.
- 3881 d az machet h'cze mûtikch. den orffen vnd den leuten.
 (3973) chûn gen streite frûtikch. von Amirauel dem chunige teuten.
 hiez Akerein er folt ir toufent fûren.
 mit raife nôt vil fuezz die si mit flage ze wûrfe chunden rûren.
- 3882 b er chûniges chróne. da von nicht wolt v'liefen.
 (3974) einem ande'm chunige schóne. enbót er auch die selbn wal ze chiefen.
 ob er nicht blasen hiezz vil pufeinen.
 ze miniften zwai. vfr hundert. daz wart gefait von Thufielokreinen.
- 3883 d ie selben noch die and'. sich heten nicht gefoumet.
 (3975) vil manig panir gland'. fah man ouz zogen die h'berge erroumet.
 wurden vb'al d' mûtes reichen.
 gen Rabellitore. fah man den auz persfia hie streichen.
- (3976) v il nach ouf zil gehalbet. ir walap in Rabeine.
 vnfanfte wart gefalbet. da wunden vil die noch von sm'czen peine.
 die helde wert durch manleich ellen dolden.
 daz iemen sagende wære. ob si durch zaghait streit v'meiden wolden.

- 3884 d ie warn all gehailt. mit den so fi erfprancten.
 (3977) vil manig' wart gemailt. dem w'deu weip mit chlagen dancten.
 b. die alfo w'dichleichen ende namen.
 daz man ir noch gedenchet. die chunden wol mit manhait eren ramen.
- 3885 d ie ouz leunfungrunfe. durch ir vil w'den h'ren.
 (3978) ir tioft blütes runfe. vil da gab ir manhait fich nicht v'ren.
 chunde von dem h'ezen durch die rache.
 mit sporn hurtichleichen. bedechet wart haide ang' wifē brache.
- 3886 d eu fich in stukchen drumten. vnd auch in spreizzen chlaine.
 (3979) vnd darnach mit fw'ten frumten. fi wunden vil ze verhe vnd ze baine.
- 3887 primas von kordileine. ob rache v'gæzzē al die furften feine.
 vnd ob fi vieln od' ob fi gefæzzen.
- 3888 v on Alymech politze. in fchar Gloramateifen.
 (3980) vil manleich ritt's wicze. in rach alfo daz man in noch ze preifen.
 hat dar vmb fw'ers von im erchennet.
 d' zehen chunige dreie. hie vor belagen die fint nu hie beneñet.
- 3889 d ie d' von Akratone. in fein' fchar belaitē.
 (3981) fürften zehen chrōne. die heten auch von chlag vil aribaite.
 d' h'ren waren vb'halb v'derbet.
 ob ich eu die benande. waz hulfe daz ir wart noch vil erfterbet.
- 3890 I r habt hie vōr wol chunde. die babylon es hiezzen.
 (3982) geben für alle funde. daz fi der veinde chainen leben liezzen.
 do wolten ouch die Baldakon pūzzen.
 ir funden laßt den grōzzen. des chund ir don fich baidenthalf vnfūzzen.
- 3891 ò uz Orlendune die fürften. waz ir noch ift lebende.
 (3983) die waren mit getürften. vmb Daries ir h'rē rache gebende.
 noch fünf in fein' fchar was der geualten.
 vnd wirt ir noch vil mer. die nicht mit namen w'dent die bezalten.
- 3892 e z fein ot dan die hōhften. von babylon d' dieten.
 (3984) fw'as ir d' vnerlōften. wart von tōde. ich liezz mich nicht mieten.
 mit horde vil daz ich die fund' nande.
 vnd næme gabe chlaine. durch nennen die chōmen haim ze lande.
- 3893 f waz Akerein da fliefen. müßt d' hohen w'den.
 (3985) die und' chrōnen niefen. chunden daz fi chunige hiezzen auf erden.
 die wil vns hie die Aventew' chūnden.
 d' was in folh' mazze. daz ir deu zal ein ende mag ergrunden.

- 3894 m an lie si helfe funder ze baid' seit nicht lange.
 (3986) der zimirde wund' het bedekchet vil d' helm spange.
 da mit si die ameien ouz florierten.
 ir sprach ist mir vnhunde. waz si mit fund' rüffe da kroierten.
- 3895 f i chomen ot ze male. die schar da
 (3987)

III. Goslarer bruchstück.

- a.
- 4449 Ir vroude was do michel. des meyen gar durch mezzen.
 (4551) wart ieman des in richel fo fit geleit des fulle wir hi vergezzen.
 wir dannoch me denne al czo vil czo klagene
 daz muze got noch lengen fik vnde felde ist noch eyn teyl tzo fagene.
- 4450 Do was buhurdieren vil rich in rechter maze
 (4552) kegn tantze wol florieren engelich wat vz paradis mid waze
 se wolten sich vil gerne da geliehen.
 dar vnder klungen done. daz wol de hertze an vrouden kunden richen.
- 4451 In Tasmе se nv waren daz wol an vrouden sture
 (4553) gap allen. de da waren von irer ougel weyde also gehure
 daz se vergazzen bracken vnde des feyles
 daz wert ydoch nicht lange iz quam eyn bote der bracht in vil vnheyles.

Abenture we Orilus vnde Lehelin mid heres kraft belagen
Kamvaleyse.

- 4452 Eyn her vor kamfoleyse nv t fo was er sagende
 (4554) daz ny da grozer reyse in al dem riche nyman sach betagende.
 fit daz da hertze laude wart erworben
 da Turkeltas der furfte manlicher wer ist von in erstorben.
- 4453 Nv vragete wer iz were eyn son des gurczegrines
 (4555) do sprach der valfches lere Orulus vnde Lehelin vil pines
 de kunnen se da lute vnde lande bieten
 mid roube vnde ouch mid brande mid tode muzen se sich arbeit nieten.
- 4454 Man horte von Gayleten vruntliche stimme hellen
 (4556) ey daz wir bi vns heten nv lute in lichter farwe gar de snellen
 se muften iz vor kamvaleys nv rumen
 oder tot da ligende alle der sich der vluchte al da kunden fumen.
- 4455 Der Brituneyser herre da heyz in sorgen lazen
 (4557) se wellent mich tzo verre hi vber sehen vil vnde ane mazen.
 daz get mir an der wirde eyn teyl tzo nahen
 kan ich in hazzen bieten daz sol in doch von mir nicht gar verfmahen.

- 4456 Se ligent in der sculden fo sten ich an deme rechten
 (4558) er wider got in hulden fo daz ze muften vlehen oder vechten
 fol ich da keyner truwe kegn im geniezen
 b. min tzucht ift vnverkenket fo wenne ouch ich der truwen kan erdiezen
 Spalte b und c sind verstümmelt.
- d.
- 4474 Erecke vnde Ebolanczen vnde Ospinel den rezzen
 (4576) vnde Joret den bekrantzen mid waldes richeyt paradys gemezzen
 vil nahen ouch der edelen bome vruchte
 vnde Orulus de verre helfe iahen Artuse tzo wider bruchte.
- 4475 Eyn furste vnde koninge drie de des erwinden folten.
 (4577) daz se da keyn malie ertzeygten dem der wol da kegn vergolden
 het er helfe iczligen er von kinde
 erzogen het der werde der von Britanie czo liebem ingefinde.
- 4476 Do was oc iz von hazzen den helden fo gefuget
 (4578) an ritterfcaft de lazzen wurden nicht den vollen dar vmbe geruget.
 fo von der sippe sus mit manigen dingen
 werhe tabelrunde was der kunde wol nach ritterfcheft ringen.
- 4477 In wellent hi vil hazzen de houbet kronebere
 (4579) tzo nemen fur daz lazzen im wen kegn fulhen noten bezzer were
 we lange iz doch de abenture vliehe
 fo müz fin wirde figen. daz wen ich nicht de lenge noch vf tziehe.
- 4478 Unde der von Arragune durch gaylet in haztze
 (4580) vnde der von Astalune al durch hardiez den Daries to laczcze
 vf plenantz in terre der wilden kriechen
 e daz er tot gevalle er machet e vil der toden vnde der fiechen.
- 4479 Abiot von gerunden da hete vil der mage
 (4581) de in da rechen kunden beyde offenlichen vnde dar czo mid lage
 ob de nv nicht en fin vor kamvaleyse
 vnde differ hazzer alle fo sint se uf der vart de selben reyfe.
- 4480 Der koninck von ascone vnde ouch der furste riche
 (4582) hertzoge vz Ledribone do furen alle czo denfte ritterliche
 hi Lehelin vnde Orulus den rechen
 vnde den von Pacrigalden de sach man sich fur Kamvaleys nv lecken.
- 4481 Vnde der von Yferterre hi Kalaminde der starke
 (4583) der tzoget alher de verre daz selbe tet der koningk Reidarbake.
 harholt der selbe was ir muter bruder
 der furste von Lalander

BRUCHSTÜCKE AUS EINER HANDSCHRIFT DES JÜNGEREN TITUREL.

Angeregt durch die günstigen erfolge, welche herr prof. dr. Zingerle bei seinen forschungen nach alten handschriften-resten in Tirol erzielte, beschloss ich einen ausflug, den ich im vergangenen herbeste nach Vorarlberg unternahm, auch dazu zu benützen, auf solche fragmente jagd zu machen. Obwoj zwar meine bemühungen nicht von den gewünschten resultatn begleitet waren, so gelang es mir doch, das quellenmaterial unserer mittelhochdeutschen litteratur wenigstens um ein körnchen zu bereichern. Ich entdeckte nämlich im schlossarchive von Bludenz als vorklebeblätter auf dem rücken eines Urbars aus dem beginne des 17. jahrhunderts 4 pergamentstreifen, welche bruchstücke aus dem jüngeren Titurel enthalten. Die blätter, welche an einer seite leider ziemlich stark beschnitten sind, zeigen eine schöne, gleichmässige schrift, die dem ende des 13., oder dem anfang des 14. jahrhunderts angehört; die zierlichen initialen sind rot und stehen seitwärts am rande. für *u* steht immer *v*, und das *s* ist durchaus lang. Der text unserer handschrift hat häufig ältere formen und ist überhaupt im allgemeinen bedeutend besser, als der, den die Heidelberger handschrift bietet, die aufschriften der aventüren fehlen.

Ich theile nun eine diplomatisch genaue abschrift der fragmente mit, welche mir der besitzer, herr baron von Sternbach, freundlichst zur veröffentlichung überliess.

INNSBRUCK.

FRANZ WiesER.

- 1^{.*}
5172 . . . rich v'sigelt staetecheit gehenket.
(5284) . . . a nie verigelte. wart si wrde ie vor d'gir gesenket
. . . d' durfte sih enthebende.
. . . diet der w'de der ordenunge ist man zem gral ie lebende
- 5173 . . . fürste reine. geborn waerst zem grale.
(5285) . . . in der gemeine. du durftest niht so riche han der male.
. . . den fürsten kan ze prise mezzen.
. . . ürste süzze. des was niht berln groz an dir vergezzen.

*) Ich gebe am rande widerum neben der stropfenbezifferung der Hahnschen ausgabe diejenige des alten druckes von 1477. Str. 5284 — 5288 des alten druckes ist = cap. 35 str. 185 — 189. Str. 5289 — 5302 = cap. 36 str. 1 — 14. Str. 5463 — 5481 = cap. 37 str. 34 — 52. Z.

- 5174 . . . iht lernde flūchen un̄ scheltē
(5288) . . . zūht enbernde. waz mohte bracke un̄ seil nu des engelten.
. . . ann dc leben din erkūcken.
. . . dannoh sorge wan unzuht kan vil werdecheit v'drücken
- 5175 . . . vriedel staete. der gotes tohter tugende.
(5286) . . . manlicher taete. nie bezigen wart alsohiu iugende
. . . dc vō adam ein rippe.
. dir geblūmet was aller fürsten sippe.
- 5176
(5287) so dc si niht erwerben. mūgen halben pris des man di . . .
was mit lob un̄ niht durch dine milte.
ez für vō riterlicher tat als ez din lip erarnt und' schil . .
- 5177 Sigune wil sich zeverre. et aber in clage v'tieffen
(5289) der aventiur eī h're. ez waer zit dc wir im aber rieffen
durh dc sigune wrde al and' sagende.
wil si dar an niht borgen. si wirt den tot von disen noten . . .
- 5178 Der kom gen ir zer linden. der kūnde vri eī ander.
(5290) si lerte sih wol vinden. ir stümme in vrwēn clage vil w
idoh so wesser cleine gar d' maere. w
wer si was. noh si dc er. ir mūmenkint un̄ Gamuretes w . . .
- 5179 Beidenthalp erkennet. si wrden schier eī and'.
(5291) mit namen gar benennet. er clagte dc nah schionatul . . .
ir h'zē mit d' clage so was gebunden.
bi also lanc d' iare. dc si d' clag niht vornt het erwunden.
- 5180 Si sprah den ih da weine. ob h'zen niht darinne.
(5292)

1^b

- 5182 Kūndwiramure. bewiset. in het d' art der meide.
(4293) im' ungepriset. waer si nu hi si gewēc doh niht d' leide.
diu sigune mit clage da kunde liden.
noh durh welhiu maere kiot un̄ manflot si kunden miden mide . .
- 5183 Sigunen was entwichen. der lip an kraft an varwe.
(5295) diu triwe in het erslichen. also dc er si clagte vō h'zen ga . .
vil dankens was si im der triwen sagende.
dar under diu vil reine. was gen im d' vrage niht v'dagen . .

- 1 Si sprach nu sage mir herre un̄ kint minr mūmen.
 2) sit man hi nah un̄ verre. mit strite so hohe v'zinsen mu
 wa din selde hint di naht hi waere.
 vil riter wert an prise sint hi mit strite worden schade . . .
- 5 Hat iemē flust enphangen. in dirre wilden irre
 1) diu ist mih gar v'gangen. flust prise get mir noh vil ir . .
 ih was wol hint uf einr burc so riche

- 5 f
 1) . . . mile alumbe varnde. wart durh bu nie stein noh holz verhwē.
 . . . urc di kan oh niemen vinden.
 . . . er si doh sūchet. vor den allen kan si wol v'swinden.
- 7 . . . e dih niht umb eī har. so sprach der valsches eine
 1) . . . liu wazzer palsem gar. un̄ aller griez niht wā edel steine
 . . . erge niht wan golt der siphē
 . . . da gen zecleine solt ez di burc mit richeit ubergriffen
- 3 . . . o wol dich danne. d' saelden un̄ der ern.
 1) . . . st aller manne. un̄ mūz diu saelde wahsen im' mere.
 . . . en tron des grales hast besezzen.
 . . . anfortas gesunt hastu zerehte vrage niht vergezzen.
- 3 . . . r ungevraget. bin ih vō dan gescheiden.
 1) . . . es hat betraget. so mūz ih mih zū den unw'den cleiden.
 . . . n prise hiute vil sere engolten.
 . . . aer der pūrge hat mih durh vrage miden gar bescholten.
- 1) . . . owe des meines den ir da habt erzeiget
 2)
- 2 Wan wip im wrtfen angel. mit kord' wol gevidert.
 3) da von im lebennes mangel. un̄ libes flust zevrūden is
 wibes lop un̄ riterlichiu ere.
 was von dir gehehet. des din geliche wirt nu nimer m . . .
- 3 Durh reht ih bin vereinet. der vriunde vor in allen.
 4) un̄ wart oh mir gemeinet. so dc ih im zeherzen was g . . .
 also dc er aller wibe ēnbernde
 was un̄ wolte beliben. ih wrd in dann aleine minne . . .

- 5354 Do sprach kiot der wise. du bist oh des geslehtes.
 (5465) di gen werdem prise. nie gebrechen wolten niht ihr reh . .
 tusent turne wrden e gebrochen.
 dann rede vō dinem munde. die du endelichen hast gespro . .
- 5355 Uñ wolt e selbe spre sterben. dann ih dihs wolte wenden
 (5466) swie so wir hi w'ben. ez muoz idoh zeitungst der tot v'ende . .

- 4^a
- 5356 Ich bin der gar verwegende. mih diu idoh in leiden.
 (5467) als ih mit priester segene. waer al hi vō dinem grabe ge . . .
 niht wan eins wil ih dih biten mere.
 dc du dir lazzest bwen. eī wesen wol nah dines h'zen le . .
- 5357 Wil du eī closter riche. burc oder cluse.
 (5468) dc wirt dir kostenliche. ze katel angen oder ze unsern . . .
 si prach des wil ih dih wol sin diu wernde.
 swenn ih mih des berate. in welher ahte des min will
- 5358 Kundrie lazurssiere. hūp . . dannen drate
 (5469) uñ kom her wider schiere. si brahte dc si wol die naht
 bliben sunder dach in dirre waste
 ez wart da selten idoh alsus erbotē keinem gaste
- 5359 Von vater uñ von kinde. ih meine gurnemanzen
 (5470) vermiten niht diu linde. wart si giengen druf mit clag
 seht waz sigune wochenlanc wer clagende.

- 3^b
- 5362 mazze. da nanten sunder beide.
 (5473) azze. vil lutzel wider brahte ganz ir cleide.
 l dih nim' mere.
 als ih dih iungeste sah in manger ere
- 5363 de. was hi diu maget sigune.
 (5474) nde. sih was der clage des twanc si tugend lune
 en bi ir wesende.
 ere be . . si h'zen riwe diu genesende.
- 5364 ht eī ende. di vogel des niht wolten.
 (5475) n swende. v'swigen wan si sungen alsi solten
 vrūdelosen diete.
 leine. wed' in h'zen od' in orn biete.

- 5) en biz uf den driten morgen.
 6) triben. wolt ez sigune kundri durh de diu clage borgn
 het arbeite.

 6)
 7) reinen. bi einem toten libe müsten lazzen.
 herze was gebunden.
 nzole. tet des hat si hulde gen mir funden.
 7) lagende. wi de si kunde riwen.
 8) tragende. was di not des bat sigune mit triwen.
 dern ir gedenken.
 danke de geschach mit triwe ane wenken.
 8) ten. un̄ t̄p̄reclichez scheiden.
 9) lüten. ie v̄nomen si furn hin mit leiden.
 vrūden niht beliben.
 alten. wil si wid' an de niwe triben.
 9) leite. vor den tempeleisen
 10) arbeite. si warn doh v̄laden mit iamers freisen
 zegrarharz niht erwinden.
 zzen iuncv̄wren niemen solt vereinet vinden
 10) rwet. diu warn ir beidiu tiure.
 11)

MHD. DRULLGAST.

Das mhd. wörterb. liefert (1, 485) „*drullgast?* das gericht hat macht einen *drullgast* zu laden. Gr. W. 1, 552.“ — zum verständnisse:

Unter den nicht geladenen gästen einer westfälischen bauerhochzeit werden besonders zwei arten unterschieden:

1) *Tüngäste* (zaungäste), arme und bettler, welche hinter einem zaune lagernd sich speisen und getränke zutragen liessen.

2) *Drollgäste*, welche in lächerlicher kleidung, oft auch geschwärzt sich einfanden und durch musik oder possen die gesellschaft belustigten, nicht selten indess argen unfug anrichteten. In neuerer zeit nennt man auch die ungeladen sich einfindenden jungen kerle bei mädchengesellschaften *drollgäste*.

ISERLOHN.

F. WOESTE.

GRUNDZÜGE DER ALTGERMANISCHEN METRIK.

Folgenden aufsatz habe ich schon 1863 in dänischer sprache in der *Tidskrift for Philologi og Pædagogik*, Bd. IV, erscheinen lassen. Die Dänen mögen auf diesem wie auf anderen gebieten ungeru gemeinschaft des Altdeutschen und des Altnordischen einräumen. Es war eine abhandlung¹ von dem herrn C. Rosenberg erschienen, deren absicht war, den glauben an einen wesentlichen unterschied zwischen dem altnordischen und dem altdeutschen metrum zu stärken, indem zu befürchten stand, dass die theorieen der deutschen metriker den Dänen das vergnügen an dem heroischen verse, dem verse der Eddalieder, einigermassen verleiden möchten. Ein versuch, diese gefahr (oder ganz ähnliche gefahren auf anderen gebieten, z. b. dem mythologischen) zu beschwichtigen oder zu verschleiern, ist immer hier in Dänemark der günstigsten aufnahme sicher. — Die hergebrachte dänische lehre ist, dass der alliterierende heroische vers (halbvers nach gewöhnlichster deutscher art die zeilen zu drucken) nur zwei wirkliche hebungen habe. Für den altdeutschen alliterierenden vers („halbvers,“ „halbzeile“) behaupten bekanntlich die deutschen metriker vier hebungen, welchen satz die dänischen gelehrten auch recht gern zugeben möchten, doch unter der bedingung, dass derselbe nicht auch auf den altnordischen heroischen vers anzuwenden sei, was ebenfalls den dänischen dichtern eine sehr unangenehme verlegenheit bereiten würde, indem sie schon lange dieses metrum als ein zweifüssiges reproducieren, und zwar in dem wahn, sich dadurch ein abbild altnordischer kraft angeeignet zu haben, in welchem verfahren ihnen übrigens auch die schwedischen dichter gefolgt sind. — Die abhandlung des herrn Rosenberg rief die meinige als widerlegung hervor. — Da meine ansichten nicht eben vollständig mit der lehre deutscher metriker übereinstimmen, möchte ich dieselben auch in deutscher sprache vorlegen, umsomehr als es innerhalb der dänischen litteratur (wo die Kopenhagener zeitungschreiber durchaus dominieren) leicht eine in mehr als einer beziehung sehr undankbare arbeit bleibt, nur mit dem wunsche nach feststellung der wahrheit zu schreiben.

Obgleich meine darstellung schon in ihrer dänischen gestalt (zum theil wegen des engen disponiblen platzes) an zu grosser gedrängtheit litt, finde ich es doch thunlich hier noch etliches wegzulassen, indem ich ja bei deutschen lesern kenntnis der deutschen forschungen voraus-

1) In: Nordisk Universitetstidskrift. Bd. VIII. 1862.

setzen darf;¹ wogegen ich andererseits hier an keine übertriebene kürze des ausdrucks gebunden bin, obschon ich mit so bescheidenem beitrage den kleinsten möglichen platz einnehmen möchte. — Rücksichtlich der sprache und des ausdrucks dürfte mir, als einem fremden, vielleicht einige nachsicht zu theil werden.

Von den seit 1862 erschienenen arbeiten über metrik habe ich keine kenntnis genommen, und kann dies, äusserer verhältnisse wegen, jetzt durchaus nicht nachholen.

Die quantität der vocale bezeichne ich hier mit – und ∪ (z. b. *lütëndäs*); also die länge weder mit dem circumflex, wie in der altdeutschen grammatik, noch mit dem acutus, wie in der altnordischen üblich ist.

Den accent bezeichne ich mit dem acutus und dem gravis, nämlich mit dem acutus den hauptton („hochton“), mit dem gravis den nenton („tiefton“) (z. b. *lütëndäs*). In den zu citierenden versen setze ich diese beiden zeichen nur über silben, die zugleich eine hebung des verses ausmachen, z. b.

ínsar tróhtin hât farsált

wo der nenton in *ínsar* und *tróhtin* keine hebung bildet.

Den auftact bezeichne ich hin und wider durch ein), so auch wo meine auffassung desselben von der gewöhnlichen abweicht; z. b.

*antwóirtita línð*²

wo meiner ansicht nach der hauptton in *antwóirtita* in den auftact gestellt ist, wie dergleichen ja auch heute noch erlaubt ist.

Dem germanischen (deutschen und nordischen) verse liegt der accent, und nicht die quantität zu grunde. Eine silbe wird im verse hebung oder senkung immer zufolge ihres gewichtes, nie zufolge ihres masses.

Freilich ist das gewicht vom masse nicht vollkommen unabhängig: ein langer vocal kann nicht denselben grad der tonlosigkeit erreichen wie ein kurzer.

In den älteren germanischen sprachen konnte der accent der neben-silben (ableitungs- und biegungs-silben) von der quantität der je zuvor-

1) Inwiefern ich von diesen abweiche, was also mein specielles eigentum ist, wird der kundige leser leicht ersehen.

2) Vgl. Lachmanns scandierung dieser worte.

gehenden silbe abhängen: in mehrsilbigen wörtern folgte auf lange silbe keine tonlose silbe, sondern nur eine mit dem nebeton. Z. b. in *lütendâz* (läutendes) hatte *-end-* einen nebeton, weil *lüt-* lang war, und ebenso *-az* einen (obschon schwächeren) nebeton, weil *-end-* lang war (durch position). Die betoning dieses wortes war also vormals wie z. b. die in *statswirtschaft*. Die silbe *-end-*, jetzt im verse regelmässig senkung, war damals hebung. Demnach pflegen die deutschen metriker zu sagen, der altdeutsche vers sei beides, sowol quantitierend als accentuierend, gewesen, was jedoch ein ungenauer ausdrück ist: die silbe *-end-* war hebung, nicht weil *lüt-* lang war, sondern weil sie selbst den nebeton hatte. Dass dieser nebeton von der quantitât der vorhergehenden silbe abhängig war, ist nicht als ein gesetz des versbaues aufzufassen, sondern als ein sprachgesetz.

Aber auf andere weise macht sich auch in dem accentuierenden versbau das zeitmass geltend. Das wesen des verses ist der tact. Sowol die tactreihe als jeder einzelne tact hat ein festes zeitmass. Wo irgend ein tact oder tactteil mit silben nicht ausgefüllt ist, muss statt dessen eine pause eintreten. Sonst würde der gesamte tact des verses oder der strophe zerfallen. Moderne beispiele wünsche ich wegen leicht verständlicher rücksichten aus der modernen behandlung des „Nibelungenmetrums“ herbeizuholen, was mich nötigt, mich an dänische dichter (Öhlenschläger und Winther) zu halten, da mir kein deutscher dichter bekannt ist, der dieses metrum mit solcher freiheit behandelt, dass eine hinlängliche anzahl hier anwendbarer beispiele leicht aufzutreiben wäre. Natürlich beweist hier die eine germanische sprache eben so viel wie die andere. Dem ersten beispiele entsprechendes möchte auch bei deutschen dichtern keineswegs unerhört sein:

jeg jager ind i vilden skov min gode ganger graa
den hest som mig har baaret skal ingen sidde paa

Hier entspricht der vierten hebung in dem ersten gliede eine pause in dem dritten gliede. Solches kann sogar mitten im gliede eintreten; wie in:

den kongsgaard var bygget ved floden -- paa næs
 ebenso in

min bolde svend imorgen er der) atter — en dag
 ferner in

de snekken lod i fjorden med en) vogter — staa

In den beiden ersten dieser drei beispiele liesse sich das mass freilich auch dadurch herstellen, dass man den tonlosen silben in *floden* und *atter* (in abweichung von natürlicher aussprache) den nebeton verliehe,

um sie so zu hebungen zu machen, was nach kurzer silbe in *atter*¹ eben so wol wie nach langer in *floden* thunlich wäre. In dem dritten beispiele würde dasselbe bei *vogter* gar zu gewaltsam sein, weil keine tonlose silbe, sondern die hebung *staa*, unmittelbar folgt. Hier geht der tact also nur durch eine pause zu retten. Winther, der in sprachlichen dingen feiner ist als Öhlenschläger, will in solchen fällen, wie das der sinn der einzelnen stellen ergibt, eine pause oder doch ein verweilen auf dem vorhergehenden worte (z. b. *atter*), indem ihm ein künstlicher nebeton widerstreben mag. Denkt man sich den vers von saitenpiel begleitet (was bei den alten heroischen liedern wol gewöhnlich der fall war), dann wird die notwendigkeit der pausen, wo die worte für die melodie zu knapp waren, vollends einleuchtend: man musste natürlich die gehörige anzahl griffe in die saiten thun, wenn man gleich lücken in den worten zuliess.

Übrigens muss man auch da eine, wenn auch weit kleinere, pause machen, wo zwei hebungen unmittelbar zusammenstehen, wie in:

en mörkeblåa kjörtel om de ranke lemmer laa
de snéhvide ærmer til háandleddet naa

wobei jedoch zu bemerken ist, dass der laut einer vorhergehenden „continua“ sich verlängern lässt, so dass er die pause ausfüllen kann; so kann man z. b. auf dem *n* in *haandleddet* stark verweilen (das *d* nach dem *n* ist stumm).

Accentuierende verse gestatten keine feste gränze 1) zwischen einem trochäus und zwei hebungen, 2) zwischen einem dactylus und zwei hebungen mit einer senkung. So fügt sich z. b. die erste der beiden folgenden zeilen

tvédrágt grúmme flý frá vor stránd
hvem har vist dig vej til vort arme fœdeland

ebensowol in ein vierfüssiges metrum

tvédrágt grúmme flý fra vor stránd
snart du öder det fattige land

indem der nebeton auch für die senkung taugt.

Nach diesen einleitenden bemerkungen gehen wir zu den alten germanischen sprachen, zuerst zu der hochdeutschen über, indem wir sowol beim Deutschen wie beim Nordischen die accentuationsgesetze berücksichtigen, ehe wir vom metrum sprechen.

1) Die verdoppelung *tt* ist nur auf dem papiere da und dient zur bezeichnung der kürze des *a*; sie wird nämlich nicht wie die romanische und altgermanische verdoppelung, d. h. nicht wie die scheinbare verdreifachung, z. b. *bettuch*, ausgesprochen, macht also keine „position“ (ihr mass ist < 1).

Hochdeutsch.**Accentuationsgesetze,**

welche wir hier mit der nummer I bezeichnen, gelten für alle perioden der deutschen sprache:

- I 1. Die wurzelsilbe hat den hauptton.
- I 2. Mehrere ableitungssilben haben den nebeton, als *-ung, -niss, -sal, -lein, -inn*, u. a.
- I 3. Composita haben den hauptton auf der wurzelsilbe des ersten gliedes, den nebeton auf der des zweiten, z. b. *königskrone, königreich, königtum*.

Ausgenommen: in wirklich zusammengesetzten verben und von diesen abgeleiteten nominalwörtern hat das zweite glied den hauptton, und nicht das erste, als *ge-, be-, ent-, cr-, ver-, zer-, durch-, um-, über-, unter-, hinter-, wider-, voll-*; auch zum theil *miss-*. Dies ist bei *ge-* überhaupt durchaus der fall, selbst wo die composition nichts verbales hat. Auch *all-* und *un-* können den ton verlieren. Hierzu kommen noch composita der art wie *zurück, heran*, u. s. w.

I. 2 und I. 3 sind ihrem wesen und ursprunge nach ein gesetz, das wir hier nur aus rein practischen rücksichten in zwei paragraphen zerlegen. Jede ableitungsendung war ursprünglich ein wort. Derivation ist fossile composition. Die wörter unter I. 2 sind composita, die als solche nicht mehr lexicalisch, wol aber an der accentuation zu erkennen sind. Es gibt ableitungssilben, an denen auch das letztere kennzeichen schon im Althochdeutschen geschwunden war, ableitungssilben, die keinen eignen ton besaßen, sondern ihn nur nach den alten tongesetzen erhielten, die wir gleich unter der nummer II aufführen werden. Zwischen I. 2 und I. 3 kann eben so wenig eine feste grenze sein, wie zwischen derivation und composition; so kann man z. b. *königtum* jetzt ebensowol unter I. 2 bringen.

Althochdeutsch.**A c c e n t u a t i o n.**

Hier herrscht für nebensilben, die unter I. 2 gehörigen abgerechnet, folgendes gesetz, das wir hier unter die nummer II bringen:

- II Nebeton folgt auf lange silbe und auf tonlose silbe. Also hat
- II 1. nach langer wurzelsilbe die erste nebensilbe einen nebeton,
- II 2. nach kurzer wurzelsilbe die zweite nebensilbe einen nebeton, während die erste tonlos ist.

Für noch mehr silben gilt das gesetz ebenso weiter fort. Jeder folgende nebeton ist schwächer als der vorhergehende. Nebeton nach gesetz II ist schwächer als der nach gesetz I.

Somit ergibt gesetz II folgende betonungsformen:

II 1. a.	<i>brénnān</i>	(brennen)
II 1. b.	<i>blīndēmō</i>	(blindem)
	<i>lūtëndāz</i>	(läutendes)
II 1. c.	<i>īrdīskēmō</i>	(irdischem)
	<i>ītālēmō</i>	(eitelm) u. s. f.
II 2. a.	<i>hānō . sāgēn</i>	(hahn . sagen)
II 2. b.	<i>nērītā . sāgētā</i>	(nährte . sagte)
II 2. c.	<i>mānāgēmō</i>	(manchem) u. s. f.

Also hat kein wort zwei tonlose silben neben einander: keins enthält einen echten dactylus. Zwei tonlose silben beisammen (also im verse zweisilbige senkung) hat man, wo eine tonlose endsilbe vor tonlosem präfix steht, auch wo ein tonloses wörtchen (pronomen, partikel) mit tonloser endsilbe oder vorsilbe zusammentrifft. Um einiges werden solche fälle jedoch dadurch reduciert, dass von zwei zusammenstossenden vocalen der eine verstummen kann:

In den obigen beispielen *sāgēn*, *sāgētā* (wo über die länge des *e* kaum ein zweifel zulässig wäre), so wie in allen ähnlichen, kann der lange vocal unmöglich denselben grad der tonlosigkeit erreichen, wie ein kurzer. Es liessen sich demnach folgende fragen stellen: 1) haben wir hier einen nebenton, der zur hebung untauglich ist, und kann überhaupt ein langer vocal tonlos genannt werden? 2) müssen wir also dennoch behaupten, dass es ein wirklich metrisches gesetz sei, dass auf kurze silbe keine hebung folgt? Die letztere frage, meine ich, ist unbedingt zu verneinen (vgl. unten ganz besonders die stellen Otrid III, 15, 10 und Iwein 4862, wo ein nach gesetz I. 2 eintretender nebenton unmittelbar nach kurzer wurzelsilbe hebung macht. Vgl. auch oben das bei der dänischen halbzeile *er der atter en dag* bemerkte). In beziehung auf die erstere frage müssen wir bedenken, dass nicht allein in den sprachen überhaupt mit einander verglichen, sondern wol auch in jeder einzelnen, keine überall verfolgbare grenzlinie zwischen nebenton und tonlosigkeit existiert, dass also eine durchaus giltige antwort hier vielleicht nicht möglich wäre, dass es aber practisch ist, einen zur hebung untauglichen langen vocal tonlos zu nennen, obschon sich das ohr sogleich überzeugt, dass er den äussersten grad der tonlosigkeit bei weitem nicht erreicht.

Quantität. Da die gesetze II unter dem einflusse der quantität stehen, möchten wir hier an die (übrigens für die sprachen überhaupt giltigen) quantitätsbestimmungen erinnern: Kurzer vocal = 1. Kurzer unbe-
tonter vocal oft $\frac{1}{2}$ (so im Neudeutschen und Dänischen). Langer vocal

> 1 , und wol gewöhnlich (wenigstens im Germanischen) = 2.¹ Consonant normal = $\frac{1}{2}$. Consonantenhälfte (wie z. b. das halbe *m* in *stumm*,² wo wenigstens gewöhnlicherweise die zweite hälfte wegfällt) normal = $\frac{1}{4}$. Zwei vollständig articulierte consonanten nach einander normal = 1 („position“). Kurze silbe < 2 . Lange silbe = 2, und auch > 2 . — Wo, wie dies im Griechischen geschehen kann, ein langer vocal ohne folgenden consonanten kurze silbe bildet, ist er also zwar > 1 , aber doch < 2 . — Wo zwei consonanten keine position bilden, muss gewöhnlich entweder mindestens eine von den vier consonantenhälften fehlen, oder, falls der eine consonant mit der zunge, der andere mit den lippen articuliert wird, die articulation des zweiten anfangen, ehe die des ersten zu ende ist, so dass der gesamte zeitteil der beiden consonanten < 1 bleibt. — Continuä und weiche laute sind einer verlängerung fähig, die ihr zeitmass mehr oder weniger ausdehnen kann. So nimt *rr* in *herrlich* mehr zeit mit als in *herr*; ebenso das *n* im englischen worte *thin* mehr zeit als im deutschen *dünn*. Die bestimmung „consonant = $\frac{1}{2}$ “ ist also nur approximativ. Die consonanten unter einander verglichen möchten sich im Deutschen ziemlich ungleich stellen. So füllt das *mm* in *stumm*, obgleich es nur ein halber consonant ist, vielleicht nicht weniger zeit aus als das *tt* in *Blatt*, das doch beide hälften bewahrt.

Die gesetze des versbaues

sind im Altdutschen wesentlich dieselben wie im Neudeutschen; aber die sprache stellte zum theil andere bedingungen. Sie zwang zu so häufiger weglassung der senkung, dass feste zählung der senkungen fast eine unmöglichkeit wurde, dass also nur die hebungen regelmässige berechnung gestatten, was sich auch so ausdrücken lässt, dass eine längere reihe von trochäen oder jamben, geschweige denn von dactylen oder anapästien, schwer aufzutreiben war.

Zur hebung taugen (wie im Neudeutschen) der hauptton und der nebeton (der letztere war weit häufiger als im Neudeutschen). Beide bilden regelmässig hebungen, ausgenommen wo ihnen eine gewichtigere tonsilbe unmittelbar folgt, in welchem falle der eine wie der andere, wenigstens normaler weise, zur senkung herabgesetzt wird.

1) Im Dänischen ist ein gewöhnlicher langer vocal (wie im appellativum *kri-ger*) = 2; einer mit dem sogenannten „tonhalt“ („stosstön“) (wie im proprium *Kri-ger*) < 2 .

2) Ein gewaltiger irrthum J. Grimms war es, silben wie *stumm*, *blatt*, wegen der scheinbaren verdoppelung für lange silben zu halten; *tt* in *blatt* ist nur ein consonant, *mm* in *stumm* nur ein halber.

Jede silbe wird an ihren umgebungen, besonders an der folgenden¹ silbe gewogen: um eine hebung zu bilden, muss die silbe regelmässig schwerer als die folgende, braucht aber nicht so schwer wie die vorhergehende zu sein. Hieraus folgt, dass ein nebeton, wenn er in der hebung steht, regelmässig mittelst einer senkung von einem folgenden hauptton zu trennen wäre. Dennoch finden sich verse der art wie der oben besprochene dänische

tvædrägt grúmme fly fra vor strand

wo also eine deutliche pause die senkung ersetzen und die schwache hebung beschützen muss. Am ende des verses muss der nebeton notwendig eine hebung machen, weil ihn nur eine folgende schwerere silbe zur senkung herabdämpfen kann.²

Die senkung kann überall wegbleiben. Zufolge des gesetzes II geschieht dies fast nur nach langer silbe. Das gesetz I. 2 ergibt jedoch einige formen mit kurzer wurzelsilbe unmittelbar vor dem nebeton, wie *mǎnningà*, *gǫtinnà* (mahnung, göttin). Auch in wortfolgen wie *quǎð ér*, *mǎn áltér* stehen zwei hebungen neben einander, von welchen die erstere kurz ist.³

Die wortformen führen es mit sich, dass die senkung gewöhnlich einsilbig ist. Zweisilbige senkung⁴ entsteht vorzüglich in folgenden fällen:

1. tonlose endung und praeifix: *rótèmo gifángè*.
2. leichttonige wörter, allein, oder zusammen mit tonloser silbe: *sǎgen dir dǎg*.
3. tonlose silbe und folgender nebeton vor einem haupttone: *bétotun híar*.
4. bisweilen nebeton und folgende tonlose silbe vor einem haupttone, indem man sich schon damals erlauben konnte, diesen haupt-

1) Deutsche metriker sagen: „die senkung wird an der vorhergehenden hebung gemessen,“ in welchem satze die hauptsache vergessen ist.

2) Auch heute so: *reben trägt der weinstock* (ein von Simrock citiertes beispiel) enthält 4 hebungen.

3) *quad* ist unzweifelhaft, und *man* (obgleich ursprünglich *mann*) höchst wahrscheinlich kurz. — Es ist nicht, wie es deutsche metriker lehren, ein metrisches gesetz, dass nach kurzer silbe die senkung nicht fehlen dürfe; nur ist es eine folge der alten betonungsformen, dass sie in solchem fälle nur selten fehlt.

4) Deutsche metriker läugnen zweisilbige senkung, aber mit unrecht. Sie findet sich ein, so oft es die wortformen mit sich führen, was weit seltener der fall ist als heut zu tage. „Synalöphe,“ „anlehnung“ (wie *zur*, *am*), und kürzungen (wie *dar* = *dara*, *nan* = *inan*) sind bei weitem nicht hinlänglich, um die zweisilbigen senkungen zu beseitigen. Die vorstellung von der möglichkeit wesentlichen unterschiedes zwischen altem und neuem versbau ist ein irrlicht.

ton den nebeton trotz der dazwischen stehenden tonlosen silbe übertönen zu lassen (ganz wie *schneeweisse*, *goldgelbe* u. s. w. heutzutage als dactylen nicht verschmählt werden): *giati gitie*; *éineru mänungù* (I. 2).

Wie auch heutzutage ist dreisilbige senkung eine unregelmässigkeit und selten: *mánagemo séltsàne*.

Der auf tact (senkung vor der ersten hebung) kann einsilbig und zweisilbig, seltener dreisilbig sein; viersilbiger ist nicht beispellos.

Ab tact (senkung nach der letzten hebung; d. i. „klingender“ versschluss) ist in den allitterierenden versen immer gestattet.¹ In reimversen hingegen ist klingender versschluss äusserst selten; meines wissens sind nur 9 beispiele aufgefunden. Also vermeidet der reimvers fast immer einen versschluss mit den betonungsformen II. 2. a.; II. 2. c.; II. 1. b. erstes beispiel; II. 1. c. erstes beispiel.

Nur ein metrum ist in althochdeutschen gedichten aufgefunden worden, nämlich das viertactige (vierfüssige).² In reimversen werden immer alle vier hebungen mit silben ausgefüllt. In den allitterierenden versen hingegen ist es erlaubt eine, mitunter sogar zwei hebungen durch pause zu ersetzen; im letzteren falle sind also nur zwei hebungen verwirklicht (z. b. *noh úfhimil*).³ Natürlich ist es vorerst die vierte hebung, welche pausieren kann, und demnächst wol am ehesten die zweite, doch vielleicht auch die dritte. Man möchte also das gesetz so abfassen: das volle mass des allitterierenden verses sind 4 tacte (füsse), welche jedoch zu 3 oder bisweilen 2 herabsinken können, indem 1 oder 2 von den 3 letzten durch pause ersetzt werden können.

Die sprache führt es mit sich, dass die erste und die dritte hebung am häufigsten die schwersten werden: die erste muss von selbst immer eine wurzelsilbe, also ein hauptton, sein; die nebensilben fallen ferner von selbst häufiger auf die zweite und die vierte als auf die dritte. Ein metrisches gesetz ist dies nicht: der vers ist an keine bestimmte zahl und ordnung schwerer tonsilben gebunden. In zwei handschriften des Otfridschen reimwerkes sind, zur erleichterung beim hersagen, die schwereren hebungen⁴ (1, 2, 3 oder alle 4) mit einem accent versehen. Die

1) Deutsche metriker, vor allen Simrock, läugnen klingenden versschluss durchaus. Simrock behauptet sogar, dass z. b. *queman* im verschluss als *quemman* auszusprechen sei. Wir sehen hier die folgen des vorurteils, dass sich der versbau heutzutage verändert habe.

2) Ich folge der nordischen und englischen auffassung, wonach das; was die Deutschen gewöhnlich halbvers oder halbzeile nennen, vers (zeile) ist.

3) Dies scheinen die deutschen metriker nicht einräumen zu wollen.

4) „Hebung“ und „senkung“ sind misslungene ausdrücke; man muss von

„stäbe“ (d. h. die allitterierenden laute) fallen von selbst auf die schwereren hebungen, und sind dadurch sehr natürlich auf höchstens zwei in einer zeile beschränkt, indem ja die meisten verse gerade zwei schwere wurzelsilben enthalten.

Die reimverse reimen paarweise, eben wie auch die allitteration ein verspaar verbindet. In den allitterierenden versen ist ein unterschied zwischen den beiden zeilen des paares bemerkbar: die zweite zeile („halbzeile“) hat nicht mehr als einen stab (während die erste zwei stäbe haben kann); ferner sind pausen vielleicht etwas häufiger in der zweiten zeile als in der ersten. In den reimpaaren hingegen stehen beide zeilen einander völlig gleich.

In reimgedichten sind gewöhnlich zwei verspaare (also vier zeilen oder nach deutscher auffassung halbzeilen) durch wortfügung und sinn verbunden. In den wenigen resten allitterierender poesie möchte sich ähnliches, oder sogar weiter eine strophe von 8 zeilen, spüren lassen.¹

Die germanische allitteration besteht in gleichlautendem wurzelanlaut, doch so dass alle vocale unter einander allitterieren.

Der reim ist nur „stumpf“; oder besser ausgedrückt: nur die letzte silbe braucht zu reimen (*ginérjân : man*). Aber reim zum übermass, über 2, 3 silben sich erstreckend, wird nie verschmäht, wo er sich darbietet (*fúndân : gibúndân; firlóranè : gibóranè*). Der zweisilbige ist nicht im modernen sinne „klingend,“ indem er ja zwei hebungen enthält; klingender reim ist aber später aus solchem zweifüssigem reime hervorgegangen. Endigt der vers unregelmässig mit einer senkung, dann braucht dennoch nur die letzte silbe zu reimen (*góte : hímilè; áltfordöron : bérçòn*), so dass der reim also dennoch nicht klingend ist, obschon der vers ein klingender ist.

Wo ein auslautender und ein anlautender vocal zusammenstossen (*ze imo*), verstummt gewöhnlich der eine. Dies bezeichnen zwei Otfriedische handschriften durch einen punkt unter dem nicht auszusprechen. Dass eine wirkliche verstummung und nicht eine der romanischen ähnliche „verschleifung“ gemeint ist, ergibt sich daraus, dass eine handschrift dieselben vocale weglässt, welche jene beiden unterpunctieren.

schwerem tone, also auch von schwerer „hebung“ sprechen; das schwere sinkt aber. In meiner dänischen darstellung heisst hebung *nedslag*, senkung *opslag*.

1) Wahrscheinlich in den zauberformeln, und in den resten eines heidnischen gesanges, die im Muspil und im Weissenbrunner gebet vorliegen, nicht aber in den hinzudichtungen; auch nicht im Hildebrandslied.

Beispielsammlung aus althochdeutschen gedichten.

Am sichersten ersieht man die gesetze sowol der accentuation als des metrum aus den reimversen, weil die festen vier hebungen nur eine berechnungsart gestatten.

„St. Peter“ str. 1.

<i>únsar tróhtin hát farsált</i>	unser herr hat gegeben
<i>sáncte pétrè giwált</i>	(dem) St. Peter gewalt,
<i>dáz er mác ginerjàn</i>	dass er mag retten
<i>ze imo dingènten mán</i>	(den) zu ihm „dingenden“ mann. ¹

unsar, trohtin, sancte, petre, ginerjan : II. 1. a.; *imo* : II. 2. a.; *dingenten* II. 1. b. zweites beispiel. — Der nebeton in zweiter silbe von *unsar, trohtin, sancte* ist senkung, weil hauptton folgt; in *petre* ist er hebung, weil tonlos folgt; in der zweiten silbe von *dingenten* hebung, weil leichter nebeton folgt, in der dritten aber senkung, weil hauptton folgt; in der dritten von *ginerjan* hebung, weil nichts folgt. — *dáz er* oder *daz ér*.

Otfried. I 17, 49

<i>ih willu fáran bëton nán</i>	Ich will (hin) fahren ihn (anzu)beten;
<i>so riet mir fílu mánaġ mán</i>	so rieth mir viel mancher mann.

Hier haben wir 8 jamben; wol ein ziemlich seltener fall.

Beweise für gesetz I. 2:

III 1, 32	<i>gilokko mir thaz mīnaz muat</i>	<i>so miater kindilīne diat</i>
III 23, 38	<i>ni er blintilingon wernè</i>	<i>joh sēro firspurne</i>
III 20, 20	<i>in thēmo finstarnissè</i>	<i>thes sin sic io giwisse</i>
III 15, 39	<i>thar ward tho ih sāgen thir</i>	<i>mūrmulūnga mīchil²</i>
III 15, 10	<i>thēra sāmanungu</i>	<i>zi ēineru mánūngū</i>

Diese letzte stelle gibt auch ein beispiel für das fehlen der senkung nach kurzer silbe, ein verhältnis, dessen möglichkeit ferner aus folgenden stellen hervorgeht:

III 23, 50	<i>ih wille iu iz zellen quād ér</i>	<i>er ist lazarus bitābaner</i>
I 15, 1	<i>thar wás ein mán älter</i>	<i>zi sālīdon gizalter</i>
III 12, 25	<i>uns allen tház giwīs ist</i>	<i>thaz thu selbo krist bist</i>

Vers ohne senkungen:

I 2, 5	<i>thaz ih lob thīnaz</i>	<i>sí lātētāz</i>
I 5, 50	<i>fúazfällōntī</i>	<i>int īnan ērentī</i>
I 2, 3	<i>fīngàr thēnàn</i>	<i>dua ānan mund mīnan</i>

1) D. h. den mann, der sich unter den rechtlichen schutz Peters stellt (den heiligen Peter zu seinem patron erwählt).

2) Ungenauer reim.

In dem letzten beispiele ist in *fiŋgar* ein nebeton hebung, obgleich hauptton folgt; eine pause muss diese schwache hebung beschützen.

Beweise für zweisilbige (und dreisilbige) senkung:

IV 23, 5	<i>giang krist tho in thëmo gange</i>	<i>mit rôtëmo gifángè</i>
I 20, 22	<i>ni sáh man ió ih ságen thir tház</i>	<i>thësemo gilichaz</i>
IV 23, 39	<i>ant)wurtita lindo</i>	<i>ther kéisor éwîñigo thó</i>
II 14, 57	<i>unsere altfordöron</i>	<i>thie bëtotun hiar in bérçòn</i>
III 15, 10	<i>thëra sámanungu</i>	<i>zi éineru mánungù¹</i>
III 6, 7	<i>bi mánagëmo séltsànè</i>	<i>joh wíntöron zi wárè</i>

Salomoni Otfriðus, 3

allo) guati gidúe thío sín *thie biscofa er thar hābetin*

Ferner I 1, 1. 12, 5, 13. 15, 1. II 3, 11, 20. 16, 25. 22, 42.
III 13, 1. 15, 27. 19, 38. 20, 42. 23, 50 (2. hälfte). IV 23, 41.
25, 14. V 2, 1. u. s. w.

Beispiele „klingenden“ verschlusses:

I 4, 9 *únbëra wás thiu quëna* *kíndò² zéizèro*

Wäre die bezeichnung Grimms (Gram. I 722): *-ëra*, *-ëru*, *-ëro* richtig, dann würde die letzte hälfte *kíndò zéizèro* zu accentuieren sein. Der reim fehlt.

I 5, 3	<i>thó quam bôto fôna gôte</i>	<i>engil ir hîmîle</i>
II 9, 31	<i>drúhtin kós ŕmo éinan wîni</i>	<i>untar wöroltmëñigi</i>
II 12, 31	<i>nist thër in hîmilrîchi quëme</i>	<i>ther géist joh wázar nán nir- bëre</i>
II 14, 57	<i>únsere áltfordöron</i>	<i>thie bëtotun hiar in bergon</i>

Gedicht „Samariterin“

wéiz ih dáz du wár ségist *dáz du gómmèn ne hëbist*

Innerhalb der reimgedichte kenne ich nur diese 9 beispiele. In dem übrigen allitterierenden Muspil steht folgendes reimpaar:

dénne vārant éngla *ūper dio marha*

welches wol hier mitgelten darf.

In den allitterierenden gedichten sind die berechnungen unsicherer, weil die vier hebungen nicht alle verwirklicht zu sein brauchen, und weil somit der auftact mitunter von der ersten hebung schwer zu unterscheiden ist. — In diesen gedichten kann man in versen wie *herjo meista* oder *hwite skilti* (vgl. oben *fiŋgar thīnan* bei Otfried) nicht entscheiden, welche von den beiden möglichkeiten jedesmal anzunehmen sei: 1) 4 hebungen *hérjò méistà*, 2) 3 hebungen *hérjo méistá*, wo es denn entweder die vierte oder die zweite sein kann, welche pausiert.

2) Siehe denselben vers etwas weiter oben.

3) Vgl. *fiŋgar* oben, Otrf. I 2, 3.

(Im singenden vortrage möchte die erstere der beiden alternativen, nämlich 4 hebungen, die gewöhnlichere gewesen sein). Um mich nicht zu entscheiden, setze ich nach jedem solchem schwankenden nebetone einen punkt: *hérjo · méistà*, womit ich also bezeichnen will, dass die vorhergehende silbe allda sich sowol als hebung wie als senkung scandieren lasse. Ganz ebenso verhält sich z. b. *-ùn* in *dat sāgetun · mí*, wo wir entweder 3 oder 2 hebungen haben; ferner *dat ěro ni · wás*, ebenfalls 3 oder 2; u. s. w.

Die allitterierenden reste sind sehr übel niedergeschrieben. Wer mit der altnordischen und der altenglischen (angelsächsischen) poesie vertraut ist, wird es leicht fühlen, dass partikeln und artikel mehrfach auf sehr prosaische weise eingeschoben werden, so dass sie sogar nicht selten das metrum stören. Solche auswüchse klammere ich ein, auch da wo sie noch mit dem metrum vereinbar wären.

Zauberformel (Merseburg).

<i>phól ende wóðàn</i>	<i>[thu] bigúol en · wóðàn</i>
<i>viórùn zi hólzà</i>	<i>[so] he wóla cónðà¹</i>
<i>[du] wart [demo] bálðères vólon</i>	<i>sose bérnènkì</i>
<i>sin víoz birénkìt</i>	<i>sose blúotrènkì²</i>
<i>[thu] bigúol en · sínthgùnt</i>	<i>bén zi · bènà</i>
<i>súnna ěra swístèr</i>	<i>blúot zi · blúodà</i>
<i>[thu] bigúol en · frúà</i>	<i>líð zi · gelíden</i>
<i>vólla ěra swístèr</i>	<i>sose gíltmíða sín</i>

Tilgt man die worte der handschrift *sose lidirenki*, dann hat man zwei achtzeilige stropfen, ganz wie die altnordischen gebaut. Die andere Merseburger formel macht eine solche strophe aus. Die Wiener formel möchte aus zwei solchen stropfen entstellt sein (wie das auch schon von andern bemerkt worden ist, falls mein gedächtnis mich nicht trügt).

Aus dem Weissenbrunner gebete:

<i>dat ga)frégin ih mit fírahim</i>	das erfuhr ich unter (den) Leuten,
<i>fíriwizzo méistà</i>	(das) gröste (der) rätsel,
<i>dat ěro ni · wás</i>	dass erde nicht war,
<i>noh) úfhímil</i>	noch „aufhimmel.“

1) Im singen ist es möglich sogar eine tonlose silbe vor einer schwereren silbe zur hebung zu machen; im einfachen hersagen ist das immer unnatürlich, obgleich in neueren sprachen nicht unerhört; vgl. das früher über die dänischen verse *ved floden paa næs* und *er der atter en dag* gesagte. In solchem falle setze ich indessen nie den punkt; also nicht *he wóla · cónða*, indem die natürliche aussprache hier nur drei hebungen gestattet.

2) *sose lidirenki* ist offenbare interpolierung des schreibers, der nicht bemerkte, dass „bein und blut“ (d. h. knochen und ader) zusammen ein ausdruck für „glied“ ist, und sogleich im parallelen „glied zu gliede“ wiederholt wird.

Falls *ero* gar kein wort ist, sondern nur schreibfehler für *erda*, accentuieren wir *dat érdà ni wás* mit drei hebungen.

Aus dem Muspil:

[*der*] *wárch ist giwáfānit*

[*denne*] *wirdit [untar in] wíc arhǣpan*¹

.....
[*pidiu*] *scal er in [deru] wícstēti*

wínt pífallàn
enti in dēmo sindè
sígalòs wérdàn

Der „wolf“ ist gewaffnet;
dann wird unter ihnen kampf
erhoben.

Deshalb soll er auf der
kampfstätte
wund niederfallen,
und dieses (eine) mal (?)
sieglos werden.

Einige der entstellungen sind sehr barbarisch, wie *dar ni mǣc denne mǣk andremo helfan vora demo muspille*, wie natürlich kein dichter sprechen würde; man denke sich etwa:

mac ni) mǣk ándrēmo Nicht kann (ein) verwanter (dem) andern
vōra) múspille hēlfān vor dem Muspil helfen.

Die worte, wie sie in der handschrift stehen, bilden hier keine verse.

Aus dem Hildebrandsliede:²

dat sāgetun · mí
séolīdāntē
wéstar ūbar wéntilsēo
dat inan) wíc furnám

Das sagten mir
seefahrende (leute),
westlich über Wendelsee,
dass ihn (der) kampf wegnahm.

.....
héuwun hármlìcò
hwōtte · skūltì

(Sie) hieben zornig
weisse schilde

Eben so wenig in diesem liede wie im „Muspil“ möchte ich spuren des aus dem Angelsächsischen bekannten längeren metrum anerkennen. Die prosaisch erweiternde entstellung ist zu fühlbar. Man denke sich statt *spenis mih mit dinem wortun, wili mih dinu speru werpan* etwa:

spēnis mih wórtun
wīli) spēru mih wérpàn

statt *ih wallōta sumaro enti wintro sehstic ur lante*:

wállōt ih sūmarò oder *wállōt ih ur lántè*
séhstic ur lántè *wíntro · séhstic*

1) *wirdit* muss im auf tact stehen, um vierfache alliteration zu vermeiden, welche nur sehr selten anzunehmen ist.

2) Mag wol hier mitgenommen werden, obgleich demselben die hochdeutschen „lautverschiebungen“ noch zum theil fehlen. Gehörte vielleicht einer gegend an, wo dieselben erst im werden waren.

und, versteht sich, für *der si doh nu quad hittibrant argosto ostar liuto:*
der sí doh nu árgòstò
óstarliutò

indem *quad hittibrant* ja nur eine note ist.

Dass man das allitterierende und das reimende metrum als eins und dasselbe fühlte, ergibt sich daraus, dass sowol in reimwerken allitterierende paare ohne reim vorkommen, z. b.

Otfrid I 18, 9		I 4, 9
<i>thár ist líb ána tód</i>		<i>únbëra wás thiú quëna</i>
<i>lícht ána finstrì</i>		<i>kíndo · zéizëro</i>

als auch in allitterierenden gedichten reimpaare, z. b. im Muspil:

<i>diu márha ist farprúnnàn</i>		<i>ní wéiz mit wíu píozè</i>
<i>diu sêla stét pídwíngàn</i>		<i>sar vërit sí za wízè</i>

Reim und allitteration war etwas unwesentlicheres, das metrum hingegen die hauptsache. (Die scandinavischen metriker vergessen bei den ältern sprachen das metrum fast ganz über der allitteration und dem reime).

Mittelhochdeutsch. ¹

Accentuation.

Rücksichtlich der gesetze II bemerken wir, dass im vergleich mit dem Althochdeutschen das gewicht der nebensilben abgenommen hat, was sich auch darin zu erkennen gibt, dass fast sämtliche vocale derjenigen nebensilben, die unter gesetz II gehören, in ein (immer kurzes) *e* geschwächt sind.

Der nebeton (derjenige nach gesetz II) befindet sich auf dem wege zur tonlosigkeit, so jedoch, dass er im 12.—13. jahrhundert sich zum grossen theile behauptet, besonders wo er der erste von 2 oder mehreren im worte war (*liutëndez, itëlme*), aber auch schon so ermatten kann, dass er den namen eines nebetons nicht mehr verdient. Position dient ihm zum schutze (*ze Santèn genant*). Feste regeln sind kaum möglich, indem die schwächung immer fortschreitend war.²

Die tonlosen silben nehmen gleichfalls eine schwankende stellung ein, indem ihr vocal auf dem wege zur verstummung ist. Sie sind so geschwächt, dass sie im verse willkürlich zählen und nicht zählen, dass

1) 12.—15. jahrhundert.

2) Deutsche metriker sagen: „althochdeutscher nebeton ist tonlos geworden; tonlos kann hebung sein.“ Wie ist es aber möglich sich so auszudrücken? Wie beweist man, dass eine regelmässige hebung tonlos sei? In accentuierenden versen kann eine tonlose silbe regelmässig nur zwischen zwei andern tonlosen hebung machen.

sie also als silbe sowol gelten als nicht gelten können;¹ so zählt z. b. *sägen* willkürlich als zwei silben und als eine. — Nach *l*, *r*, oft nach *n*, *m* (sonst aber selten) ist in dem vorherrschenden dialect diese bewegung vollends zu ende gelaufen, so dass dies tonlose *e* gänzlich verstummt ist, und daher nicht mehr geschrieben wird; so heisst z. b. das althochdeutsche *nērita* im Mittelhochdeutschen zweisilbig *nerite*, indem das tonlose, halblautende *e*, welches das ältere tonlose *i* ersetzen sollte, ausgefallen ist.²

Die gesetze II wären demnach etwa so zu formulieren:

- II. Die nebensilbe, welche auf eine lange silbe oder auf eine ursprünglich (d. h. schon im Althochdeutschen) tonlose silbe folgt, enthält ein zwischen dem nebeton und der tonlosigkeit schwebendes *e*, jedoch so, dass (wenigstens im 12.--13. jahrhundert) gewöhnlich noch
- II 1. die nebensilbe unmittelbar nach langer wurzelsilbe schwachen nebeton hat;
- II 2. die zweite nebensilbe nach kurzer wurzelsilbe gleichfalls,
- während die ursprünglich tonlosen silben einen noch äusserlicheren grad der tonlosigkeit erreicht haben.

Somit ergibt gesetz II folgende formen der betonung:

- II 1. *brēnnèn* (*brēnnen*) } ebenso *nērtè* (*nērte*)
blīndēm (*blīndem*) }
lūtëndēg (*lūtëndeg*)
īrdīschēm (*īrdīschem*)
ītēlmè (*ītēlme*) u. s. f.
- II 2. *sāgen* (*hän*, als einsilbig. geht ab)
sāgetè (*sāgete*)
mānegēm (*mānegem*)

Also enthalten die wortformen insofern noch immer keine echten dactylen, als von zwei auf einander folgenden nebensilben fast immer die

1) Etwa wie in dänischen versen *søer*, *gaaet*, *staaet* (ohne merklichen unterschied der aussprache), und in englischen *risen*, *given*, *heaven* willkürlich als eine oder als zwei silben zählen.

2) Da deutsche metriker das zur hebung taugliche *e* der nebensilben „tonlos“ nennen, müssen sie für das zur hebung unbrauchbare (wie in *sāgen*) eine andere benennung wählen, und nennen es „das stumme“, obgleich es beweislich einen wirklichen laut bezeichnet; diese benennung habe ich nicht aufgenommen. Ferner behaupten sie, dies sogenannte „stumme“ *e* sei im verse gar nicht zu zählen (also weder hebung noch senkung). Die wahrheit lässt sich nur mittelst derjenigen verse finden, die auch die senkungen fest zählen (trochäen, jamben). Diese beweisen aber, dass dies *e* willkürlich zählen und nicht zählen kann.

eine ihren nebeton noch nicht entschieden aufgegeben hat, die andere nicht mehr entschieden als silbe zählt. — Formen wie *mānūngē* enthalten einen starken nebeton (nach gesetz I 2.) und einen schwachen (nach gesetz II).

Im verlaufe des 14. — 15. jahrhunderts verschwindet allmählich der nebeton des gesetzes II: jede hieher gehörige silbe wird tonlos.¹ Indem ferner die meisten² kurzen antepenultimaē verlängert worden sind (*sāgen*), und in der schriftsprache die übrig gebliebenen ursprünglich tonlosen vocale zu einem geringeren grade der tonlosigkeit zurückgekehrt sind (also einen etwas stärkeren laut wider erreicht haben), so dass sie notwendig im verse mitzählen, ist im Neuhochdeutschen das gesetz II verschwunden.

Die metrischen gesetze

sind wesentlich dieselben wie im Althochdeutschen.

Zur hebung taugt noch immer der nebeton des gesetzes II, sowol vor leichter silbe (*wērbēnden sāch; Sāntēn genānt; mīnnē den schāft*) als am schluss des verses (halbverses) (*māre : bāre; sāgenē : klāgenē*). Doch können schon im 12. — 13. jahrhundert, obgleich seltener, versschlüsse wie *māre : bāre* als nur eine hebung gelten, also den nebeton verlieren.

Die arten der zweisilbigen senkung bleiben; aber sehr beschränkt³ ist die zahl der fälle, wo beide silben zu denen gehören, die metrisch notwendig mitzählen (doch z. b. in *kōmen von Bēchelārēn*).

Dass die ursprünglich tonlosen, nun halbtönenden silben eine senkung bilden können (aber nicht immer mitzählen), ersieht man aus den trochäischen und jambischen gedichten, während gedichte ohne feste senkungen hierüber keine auskunft zu geben vermögen.

Reime wie *bāre : māre, sāgenē : klāgenē* erheischen nun das mitnehmen der wurzelhaften silbe; es ist nicht mehr genug, dass die letzte silbe reime; dennoch sind diese reime noch immer zweifüssige,

1) Die letzte nebensilbe ist jetzt ein wenig schwerer als die vorletzte (*lāutendes*), eben wie im Dänischen, was sich mit dem alten gesetz „nebeton nach tonloser silbe“ vergleichen lässt.

2) Nicht alle; denn die verdoppelung (z. b. in *blätter*) ist ja nur scheinbar.

3) Zufolge des neuen gesetzes II. — Dies zusammen mit „synalöphe“ und verkürzungen (z. b. *eloren* für *verloren*, *deist* für *daz ist*) hat deutsche metriker veranlasst es auch hier als ein metrisches gesetz darzustellen, dass senkung nur einsilbig sei. Wie wäre aber ein solches metrisches gesetz denkbar? So oft es die sprachform herbeiführt, ist die senkung zweisilbig; aber die mittelhochdeutsche sprachform führt es mit sich, dass die eine der beiden silben gewöhnlich (nicht immer) eine nur halbtönende ist.

ausgenommen die weniger häufigen fälle, wo sie als wirklich „klingende“ auftreten, indem der nebeton auf dem *e* entweicht. — Reime wie *klāgen* : *sāgen*, mit kurzer antepenultima, die das Althochdeutsche vermied, sind im Mittelhochdeutschen gewöhnlich; natürlich sind sie als „klingende“ aufzufassen, insofern das halbtönende *e* eine silbe bildet. Es folgt von selbst, dass es am versschluss (der gewöhnlichen metra unmöglich ist zu entscheiden, ob diese silbe zählt oder nicht.¹

Die allitteration ist nicht mehr gebräuchlich.

Das vorherrschende metrum ist noch das viertactige, welches in zwei hauptgestalten auftritt: 1) reimpaare ganz wie die althochdeutschen, alle vier hebungen immer ausgefüllt; 2) „Kürenbergs strophe,“ aus acht gliedern (versen, oder, wenn man es vorzieht, halbversen) bestehend, von denen das zweite, vierte und sechste (aber bei Kürenberg und im Nibelungenliede regelmässig nicht das achte) den vierten fuss durch eine pause zu ersetzen pflegen. Der reim in dieser strophe fällt regelmässig nur auf glied 2, 4, 6, 8 und ist da fast durchgängig ein einfüssiger, was im achten gliede, im gegensatz zu den sieben andern, die schwersten silben am häufigsten auf die zweite und vierte hebung wirft, statt auf die erste und dritte. — Die andern und neueren metra sind uns hier von geringerem interesse.

Auch trochäen und jamben (d. h. zählung der senkungen) sind gebräuchlich. Es gibt mehr wörter als im Neuhochdeutschen, die hierzu nicht genau passen, also entweder vermieden, oder ungenau betont werden müssen (oder auch den vorsbau unregelmässig machen).

Beispiele aus mittelhochdeutschen gedichten.

Klage (reimpaare).

v. 1—8.

*hie hēbet sich ein mārē
daz ist vil rélebārē
unt óuch vil gúot ze sāgenē
nīwan daz ēz ze klāgenē
den liuten állen só gezimt
swér ez zēinem mīl vernimt
der máoz ez jámerliche klāgen
unt immer jámer dávon sāgen*

Hier hebt an eine erzählung;
die ist sehr berühmt,
und auch zum hersagen passend,
wenngleich sie zu beweinen
allen leuten so geziemet,
dass wer sie einmal vernommen,
der muss sie jämmerlich beweinen
und immer jammer davon sagen.

1) Reime wie *sagen* : *klagen* beweisen, dass die letzte silbe keine hebung macht; keinesweges, wie es deutsche metriker (z. b. Schleicher d. spr. s. 308) behaupten, dass sie keine senkung mache.

v. 35 — 36.

*als úns daz bíoch geságet hât
ein kúníc hiez dúncrat*

Wir sehen hier, dass versschlüsse wie *mære* und *Dancrat* einander metrisch, nicht aber im reim, gleichstehen, indem der nebeton des gesetzes II noch ganz wie der des gesetzes I zur hebung taugt, während der erstere für den reim nicht mehr hinlänglich ist, wie er es doch im althochdeutschen war. Ferner, dass die reime der art wie *mære* : *bære* (*sägene* : *klägene*) sich den modernen „klingenden“ („weiblichen“) nicht genau vergleichen lassen, indem die nebensilbe metrisch noch nicht überschüssig ist, was dagegen in reimen wie *sägen* : *klägen* der fall ist, in denen aber die nebensilbe nur halbtönend ist.

Nibelungenlied ¹ (Kürenbergs strophe).

str. 409.

*ir sētle wól gestēint
ir fūrbūege smāl
si rāten hērlīchen
für Brūnhīlde sāl
dar an so hiengen schēllin
von līchtem gólde rōt
si kōmen zūo dem lāndē
als ēz ir ellen in gebōt*

Ihre sättele wol besteint,
ihre brustriemen schmal,
ritten sie stattlich
vor Brünhilds saal, —
daran hiengen schellen
von lichtigem golde rot; —
sie kamen in das land,
wie es ihnen ihr mut gebot.

Hier sind im achten gliede die zweite und die vierte hebung die schwersten, sonst ohne zwang die erste und dritte (nur im dritten gliede die erste und zweite). Dies verhältnis muss fast durchgängig einen nebeton auf die vierte hebung des ersten, dritten, fünften, siebenten gliedes werfen, und zwar gewöhnlich einen ohne vorhergehende senkung; eine solche ist indessen erlaubt, wie das von selbst folgt; z. b.:

119, 2.

*er mōhte Hāgenen swēstersūn**von Tronege vil wol sin*

2403, 1.

*do sprāch mēster Hildebrant**zwin ver)wizet ir mir daz*

Hauptton auf vierter hebung dieser vier glieder wird leicht übellautend, wie in:

1010, 2.

*si lēiten in uf einen schilt**der was von golde rot*

weil das ohr an schwere dritte hebung gewöhnt ist, und *einen* in natür-

1) Holtzmanns ausgabe 1857.

licher aussprache leichter ist als *schilt*.¹ — Selten wird die vierte hebung des zweiten, vierten, sechsten gliedes ausgefüllt:

798, 3.

des half mit grozen zuhten *Giselhër und Gérnòt*

Selten ist in diesen drei gliedern die dritte hebung ein nebeton:

1563, 1.

dag wazzer was engozzen *diu schif verbörgèn*

wo übrigens auch eine lücke statt der zweiten hebung denkbar wäre:

diu schif -- verbörgèn

wie ebenfalls in folgender zeile von Kürenberg:

dés --- geházze *got den dinen lip*²

Kürenberg liefert auch noch beispiele des im nicht singenden vortrage eigentlich kaum statthaften alten gebrauches eines nebetons, wo vor einem haupttone eine hebung stehen sollte:

der tünkel · stérnè *der birget · sích*

wovon früher gesprochen wurde. --- Dahingegen wird es schwerlich als eine unregelmässigkeit zu betrachten sein, wenn der nebeton vor leichter silbe hebung macht; im gegenteil ist das dem stand des Mittelhochdeutschen vollkommen gemäss:

46, 1.

swaz man nach ir minne *der wérbènden sích*

19, 4.

nídene bi dem Ríne *diu wás ze Sántèn genánt*

329, 4.

si schoz mit snellen dēgenen *imbe mīnnè den scháft*

Beispiele zweisilbiger senkung, wo von beiden silben keine nur halbtönig ist, sind:

1919, 3.

do kómen von Béchelárèn *die Rūedegeres man*

1910, 2.

het iemen geságet Ézèlen *diu rehten · mære*

Parzival (reimpaar) (Wackernagel 2. ausg. s. 401, 4. s. 429.)

swie si dá vor wære verzúgt *do sprach si sun wer hat gesagt*

Rücksichtlich des tongesetzes I 2, und als beweis, dass senkung nach kurzer silbe ausbleiben kann, bemerke man:

1) In der früher citierten dänischen zeile

jeg jager ud i vilden skov min gode ganger graa

ist kein solcher mislaut, indem *vilden* schwerer ist als *skov*.

2) Um je mehr pausen statthaft sind, um so weniger sicher erweist eine versart die tongesetze. So ergibt sich der nebeton in *mære*, *geházze* sicherer aus dem viertactigen reimpaare als aus Kürenbergs strophe.

Iwein (reimpaar) v. 4861 — 2.

man sagt daz in bedwunge *diu tiure mánungè* ¹

Vgl. Iwein 6444. Klage 17.

Wie trochäische und jambische verse ² das verhältnis der halbtönen silben erweisen, mögen folgende beispiele aus gedichten Walthers von der Vogelweide und anderer im 12.—13. jahrhundert darthun:

solche silbe gezählt:	ungezählt:
Wackern. 379 (398).	305 (313).
<i>do der sámer kómen was</i>	<i>mir ist kómen ein hügender wan</i>
383 (402).	705 (771).
<i>der keinez lēbet ane haz</i>	<i>ja lēbet er alters eine</i>
382 (400).	379 (396).
<i>öder ir sint toren</i>	<i>öder ich muoz an frōiden borgen</i>
626 (662).	626 (662).
<i>von mir und von dem bōten min ich und min bōte wir giengen dan</i>	

Übergang zum Neudeutschen.

Bisher sahen wir den nebeton des gesetzes II bewahrt und schwer genug um am ende des verses hebung zu machen. Sehen wir nun, wie er schwindet.

Versuche finden sich im 12.—13. jahrhundert dactylische verse zu machen, und zwar so, dass der nebeton mit folgender leichter silbe, nicht nur als ausnahme, sondern regelmässig in die senkung gestellt wird,³ was freilich ein ziemlich schlecht gelungener versuch bleibt. Z. b.:

Wackern. 306 (315).

leitliche blike und grozliche riuwe

637.

wil iemen nach uren die zit wol vertriben

ze sálden sich keren bi freuden beliben.

Die schlusssilbe der wörter mit betonung II 1. a fängt schon im 12.—13. jahrhundert fast bei allen dichtern an hie und da, und bei einigen häufig, „abtact“ zu sein, d. h. keine hebung zu bilden,⁴ z. b.:

Wackern. 416 (445).

ich wil in doch páz bediuten

von dísen jámerbáren lúten

1) Vgl. oben Otfried III 15, 10.

2) Solche haben freilich auch den versschluss II, 1. a, der, so lange er zwei hebungen ausmacht, den versbau hier zerbricht.

3) Vgl. oben unter dem Althochdeutschen: zweisilbige senkung no. 4.

4) Wackernagel (Litt.-gesch.) sagt, dies sei bei Gottfried von Strassburg und Konrad von Würzburg unerhört.

in welchem viertactigen reimpaare ein wahrhaft „klingender“ reim aus dem zweitactigen hervorgegangen ist; d. h. das alte gesetz, „auf lange silbe folgt hebungsfähiger nebenton,“ ist beseitigt. Im 14. jahrhundert wird dies häufiger, und im 15. mag wol der nebenton ganz verschwunden sein.

Auf den vers kann dies auf zweierlei weise wirken: er kann einen fuss wirklich einbüßen, oder ihn auf andere weise ausfüllen, so dass ein überschüssiger klingender versschluss (abtaet) entsteht.

Wird der fuss im viertactigen reimpaar nicht regelmässig nachgefüllt, dann kann dies ferner entweder nur die verse mit ausgang II 2. a oder alle verse mit sich ziehen. Im letzteren falle wechseln also dreifüssige und und vierfüssige verse ganz willkürlich.

1. Der fuss wird (immer oder gewöhnlich) nachgefüllt, so dass der vers vier hebungen behält, bei: Thomasin von Zirclar, Italiener von geburt, aus Friaul, schrieb um 1216 (z. b. *schallen und geude sint mir swære*; aber *schimpfen das stet wiplich* mit nebenton nach I 2, der auch hier hebung bildet). „Mariengrüsse“ (Haupt, zeitschr. VIII); 13. jahrhundert? Hugo von Trimberg; Ostfranken?; um 1300. Philip; Preussen?; 14. jahrhundert? Heinrich der Teichner; Oestreich; spät im 14. jahrhundert.¹ — Auch in vielen niederrheinischen² schriften, als „Marienlieder“ (Haupt X) um 1200. Hagens reimchronik 1270. u. a. — Solche verse sind also von denjenigen modernen, wo senkungen nicht regelmässig gezählt werden, in nichts verschieden (nur dass sie die halbtönigen silben in doppelter weise behandeln). In „Mariengrüsse,“ wo stumpfe und klingende reime genau kennbar sind, gelten diejenigen mit der form II. 2. a sowol als klingende (zweisilbige) wie als stumpfe (einsilbige). Trochäen wie

*wis gegruezet keisers ädel
weizengarben voller städel
wol mit liljen übersticket
da sint rosen in gezwicket*

sind von modernen trochäen nicht zu unterscheiden.

2. Der fuss wird nicht regelmässig nachgefüllt; ausgang II 2. a folgt; d. h. verse mit klingendem schluss haben willkürlich vier oder drei

1) Sein schüler Suchenwirt folgt dem alten gesetz.

2) Niederrheinisch ist ein mittelglied zwischen Hochdeutsch und Niederdeutsch; mag aber hier mitlaufen. — Das bruchstück Adolf von Nassau (Haupt III) folgt dem alten gesetz.

hebungen, die stumpfen vier. So bei Jeroschin; Preussen;¹ um 1340 (Pfeiffers beiträge, s. 8 und 9):

<i>diz buch durch sine bēte</i>		<i>dem ich diss dinstis bin ein leister</i>
<i>.</i>		<i>.</i>
<i>daz iz werd gezēme</i>		<i>nu sol ich ouch hie nennen mich</i>

3. Der fuss wird nicht regelmässig nachgefüllt; ausgang jeder art wird mitgezogen, so dass drei und vier hebungen ohne regel wechseln. So bei: Hugo von Langenstein, Schwaben, um 1293. Ottocar von Steiermark, 14. jahrhundert.

Fügen wir noch beispiele aus dem 15. jahrhundert hinzu aus gedichten, deren versification in nichts, auch nicht in der zählung der senkungen, von modernen trochäischen und jambischen abweicht.

Meistergesang (Pfeiffers Germania III. 316):

<i>es ist ein singer kumen her</i>		<i>man sol im bieten zucht und er</i>
<i>warmit wel wir im schenken ein</i>		<i>das dend mir hie bekunde</i>

Muscatblut (Wackern. 4. ausg. 1160):

<i>wol auf du arger winder</i>		<i>hon muost du winder haben</i>
<i>und heb dich bald hin hinder</i>		<i>dich aus dem lande traben</i>
<i>wan es ist an der zeit</i>		<i>freut euch ir jungen knaben</i>
<i>.</i>		<i>der lieben summerzeit</i>

(Wackern. 4. Ausg. 1173):

<i>woluff woluff du werder gast</i>		<i>dein trost dein trost und friuntlich</i>
<i>die fulken uff der stangen</i>		<i>wort</i>
<i>tuond schwingen nach des tages</i>		<i>durchdringet mein gelider</i>
<i>glast</i>		<i>doch bitt ich dich mein höchster hort</i>
<i>darnach sy tuot verlangen</i>		<i>fueg dich nun pald herwider</i>

(Wackern. 2. ausg. 961, 4. ausg. 1240):

<i>juick man hab got vor augen nicht</i>		<i>gar wenig bisz bereit</i>
<i>sprich übel reynen wyben</i>		<i>da man vil brisz und wirdikeit</i>
<i>die lug soltu zu hertzen schryben</i>		<i>herwerben sol nach guter art</i>

973 (1179). 976 (1182). 997 (1209).

Ferner ebenso im 16. jahrhundert: Wackern. (2. ausg.) 32. 36. 43. 107. 123. 179, verse ganz ähnlich denen der jetzigen poesie, und mit zählung der senkungen.

1) Die lifländische chronik, um 1290, folgt dem alten gesetzte. — Was ich unter den nummern 1, 2, 3 hier über den gebrauch einzelner dichter sage, gründet sich auf das was ich selbst in aller eile vor sechs jahren bei schneller durchsicht beobachtete, möchte aber doch vielleicht ziemlich zuverlässig sein. Ich kann die arbeit des durchsehens leider jetzt nicht wieder aufnehmen.

Wie man denn lehren kann, es sei Opitz, im 17. jahrhundert, der zuerst die neueren grundsätze der metrik eingeführt habe, ist mir ein rätsel. Regelmässige „füsse“ (mit regelmässigen senkungen), regelmässige trochäen und jamben, sind jahrhunderte älter, und schon in der besten mittelhochdeutschen zeit versucht worden. Die veränderung der tongesetze (die nur mittelbar veränderungen in der metrik mit sich führt) ist ebenfalls jahrhunderte älter als Opitzens zeit, und war ein ganz allmäliger, durch jahrhunderte sich hinziehender umschwung.

Niederdeutsch.

Die altsächsische allitterierenden verse (im Heljand) sind den althochdeutschen wesentlich ähnlich, z. b.

<i>mútsPELLi cǣmid</i>	Muspill kömmt
<i>an thiuSTRJA · náht</i>	in düstrer nacht,
<i>also thiof fĕRID</i>	wie (ein) dieb fährt
<i>dárno mid is dádjūn</i>	verborgen mit seinen thaten. •

nur dass grössere häufigkeit der pausen im zweiten gliede kaum deutlich hervortritt, und dass eine längere versart, ähnlich der angelsächsischen längern, sich spüren lässt (z. b. in Schmellers ausgabe s. 107, 2 f., Könes v. 6982 f.). Uebrigens ist das metrum im Heljand so schlecht behandelt, der tact oft so wenig fest, dass man das gedicht zum theil nur allitterierende prosa nennen möchte. — Die verse gruppieren sich nicht in feste strophen.¹

In den frisische gesetzen findet sich hie und da allitterierende prosa, die sich bisweilen in verse ordnet, wol nur zufällig, z. b.

setton tha selua
sundroge menota.

Die angelsächsische allitterierende poesie verhält sich ganz wie die altsächsische, nur dass die gedichte gewöhnlich metrisch viel besser sind.

Beowulf v. 432 — 35.

<i>gewát ða ofer wæghòlm</i>	Schritt da über (die) wogenmasse
<i>windè gefýsèd</i>	(vom) winde getrieben
<i>flōta fámigheàls</i>	das schiff, schaumhalsig,
<i>fúglè gelticòst</i>	(einem) vogel am ähnlichsten.

1) Die plattdeutschen und niederländischen gedichte aus dem spätern mittelalter folgen meines wissens nicht dem tongesetz II, weshalb wir sie hier nicht mitnehmen.

v. 2708 - 11.

*hie dýfel · lónd
wárjæt · wúlflēoðu
wíndlǵe náessàs
fréne · féngeláð*

Schatten-land
bewohnen sie, wolfes-halden,
stürmige vorgebirge,
wilde moorgegend.

Die längere versart möchte vielleicht eigentlich dieselbe sein, nur mit den drei (zwei) stäben auf vier statt auf zwei glieder verteilt, und so dass das vierte glied ausfallen kann? Vgl. *gesett hæfde he hie | swa gesællice æne hæfde he | swa switne geworhtne*, was viergliedrig sein möchte, wohingegen *stormas ðær | stanclifu bēotan ðær him stearn oncwæð* als um ein glied abgekürzt aufzufassen sein möchte.

Aus der „angelsächsischen“ periode haben wir freilich einige versuche, den reim zu gebrauchen, aber kaum reimpaare so regelmässig gebaut, dass sie die tongesetze mit hinlänglicher sicherheit darlegen könnten. Aus dem 13. jahrhundert lassen sich dagegen englische gedichte in reimpaaren ganz ähnlich den mittelhochdeutschen anführen.

Horn und Rimenhild (ed. Michel)

v. 1 — 10.

*alle béon he blīþe
þat to my sǵng lǵthð.
a sǵng ich schál you sǵngð
of Mǵrrý þe kǵngð.
kǵng he wás he wéstð
so lǵnge só hit lástð.
Góðhild hét his quén
fáirer ne mihte nǵn bén.
he háddð a sǵne þát het Hǵrn
fáirer ne mihte nǵn beo bǵrn.*

v. 21 — 24.

*twelf fǵren he háddð
þat he alle wíth him láddð.
alle rǵche mǵnnes sǵnes
and alle hi wǵre fáire gǵmes.*

v. 45 — 46.

*a páyn hit of hǵrdð
and him wel sǵne answǵredð*
wo der hauptton in *answǵredð* in
der senkung steht, ganz wie solches
bei der betonung ' in moderner
poesie geschehen kann.

v. 167 — 74.

*whánnes béo ye fáire gǵmen
þat hér to lǵnde beoþ icǵmen?
alle þrǵttènð
of bódie swǵþe kǵnð.*

*bi góð þát me mákedð
a swǵch fáir wǵradð
ne sǵw ic in nǵne stǵndð
be wéstene lǵndð.*

v. 203 · 4.

*sǵie me chǵld, what is þi náme.
ne schǵlthu háre bǵte gǵme.*

Hier sehen wir die altdutschen tongesetze genau beobachtet. Das gedicht, in der aufbewahrten bearbeitung, gehört in eine klasse mit denjenigen mittelhochdeutschen, die den nebenton des gesetzes II am verschluss bisweilen aufgeben, wie das aus folgenden beispielen hervorgeht:

v. 1241 — 12.
he wípede þat blíke of his swēre
and séde quén so sícete and dēre

v. 1349 — 50.
Hórn him gán to tǫke
and séde kníht awáke

und die beiden letzten zeilen bringen den text ausserdem in eine klasse mit dem Jeroschinschen (siehe oben).

In dem „Ormulum“ (ed. White), aus dem anfang des 13. jahrhunderts, haben wir reimfreie verspaare dieser form:

Þiss boc iss nemmedd Ormulum
forrþi þatt Orrm itt wrohhte

wo das zweite glied den versschluss II. 2 a fast durchaus vermeidet (doch löse v. 1445), ein beweis, dass Orm auch dies zweite glied als ein eigentlich viertactiges betrachtete.

Ähnlich verhalten sich 78¹ paare (39 strophen) in Hicques' Thesaurus I 222 f. (in schlechter aufzeichnung), mit demselben metrum wie das Ormulum, jedoch mit reimen, und ohne feste zählung der senkungen (d. h. nicht jamben):

<i>hevenę and erite and all ðat is</i>		<i>sende sum god bivoren him</i>
<i>biloken is on his honde</i>		<i>men ðe wile to hēvene</i>
<i>he deð all ðæt his wille is</i>		<i>for betere is on elmesse bivöre</i>
<i>on se and ec on loude.</i>		<i>danne ben efter sēvene.</i>

Zu Chaucers zeit (1400) war das gesetz II vollständig verschwunden, und die englische versification durchaus schon die moderne sämtlicher germanischen sprachen. Regelmässige jamben gebrauchte übrigens schon Orm, im anfang des 13. jahrhunderts.

Rücksichtlich des tongesetzes I. 2 bemerken wir, dass die participiale endung *-and* im ältern Englischen wol hieher gehörte. — Die ausnahmen von I. 3 sind zahlreicher als im Hochdeutschen (so *up-*, *out-*, *gain-*).

Nordisch.

Accentuation.

Die gesetze I sind dieselben wie im Deutschen, jedoch so dass die grenzen des gesetzes I. 2 nicht ganz dieselben mögen gewesen sein, und dass die ausnahmen des gesetzes I. 3 viel beschränkter waren als im Deutschen, ohne jedoch ganz zu fehlen. Der Eddalieder tonloses pleonastisches *um* vor verben (wenngleich als ein wort für sich geschrieben) ist dem deutschen tonlosen *um-* in verbaler composition zu vergleichen.

1) Da wortschluss II. 2. a in den germanischen sprachen bei weitem nicht der häufigste ist, muss man immer eine beträchtliche zahl verse vor sich haben, um das vermeiden desselben zu behaupten. 78 ist schon etwas.

Auch *for-* (*fyrir-*), bei verben (*fordæma*, *fyrirdæma*) war wol (wie jetzt im Dänischen und Schwedischen) zum theil tonlos, obschon es im heutigen Isländischen meines wissens immer den ton hat. Die deutschen tonlosen „untrennbaren partikeln“ (*ge-*, *be-* u. s. w.) fehlten, und sind erst in spätern jahrhunderten aus dem Deutschen ins Dänische und Schwedische wider eingedrungen.¹ — Ausnahmen der art, wie das heutige *uéndelig*, oder wie *Kahundbórg*, lassen sich fürs Altnordische vermuten.

Das gesetz II ist für das Altnordische niemals von den skandinavischen forschern anerkannt worden, was wider damit in verbindung steht, dass dieselben der altnordischen allitterierenden zeile („halbzeile“) nur zwei hebungen zuerkennen. Es gibt nun auch wirklich eine ganze menge zeilen, und sogar eine anzahl ganzer strophen,² die sich, wenn das gesetz II aus dem spiele bleibt, recht natürlich als zweifüssige lesen lassen. Diese haben die skandinavischen grammatiker als die normalen angesehen; und die gewaltige menge zeilen, die sich hierin durchaus nicht fügen wollen, haben sie mit der voreiligen annahme bei seite geschoben, dass die alliteration das wesentliche der alten poetischen form sei, und dass sich um die beiden schweren hebungen eine unbestimmte anzahl anderer silben anhäufen könne, so dass kein fester metrischer tactschlag nötig wäre, eine ansicht, die man mit fug als eine absurde bezeichnen kann; denn was ist ein vers als eben nur eine tactfolge? Es ergibt sich denn nun auch, und zwar auf den ersten blick, dass mit dem gesetz II die structur der altnordischen allitterierenden zeile mit derjenigen der altdeutschen völlig identisch wird,³ und den gehörigen tactschlag erhält, so dass die zeile ein wirklicher vers wird, und nicht eine polternde conglomeration von silben, nur durch alliteration von der prosa unterschieden. Die Dänen werden übrigens nicht aufhören, sich gegen diese wahrheit zu sträuben, die ihnen in mehr als einer beziehung nur unangenehm sein kann.

Ein zeugnis für die giltigkeit der gesetz II haben wir in dem bisher (meines wissens) unbeachteten umstande, dass mehrere reimende versarten, nämlich „*dróttkvæði*“, „*hrynhenda*“ und gewisse „*rimur*“ den versschluss II. 2. a regelmässig vermeiden. In *Ólafsríma*, *Skaldhelgarímur*, in der *Lálja* (800 verse); in *Harmsól*, *Líknarbraut* und *Lei-*

1) *and-*, *ör-* behielten wol immer den ton. -- Von dem *ge-* (*gu-*) hatte das Altnordische überreste, z. b. *g-reidu*, mit ausfall des vocals, so dass das praefix nichts mehr mit der betonung zu thun hatte.

2) Die *Hymisquida* fast durchaus.

3) Wol ein wenig ärmer an senkungen als die altdeutsche, wegen der vielen weggefallenen endungen.

ðarvisan (zusammen 1296 verse); in den 67 stropfen (536 versen) *dróttkvæði* und *hrynhenda*, die im *Háttatal* als beispiele der metrischen regeln dienen, würde sich kaum ein beispiel des verschlusses II. 2. a finden.¹ Dahingegen kann man wol in den sagas stropfen citiert finden wo das gesetz nicht, oder doch mit wenig strenge, beobachtet ist.² Das gesetz war für diese versarten kein erfordernis des reimes, was sich daraus ersehen lässt, dass es für das *krákumál* gilt, wo das metrum dasjenige der *dróttkvæði* ist, aber mit reimen nur im schlusspaare der strophe. — Umgekehrt besteht die nr. 17 im *Háttalykill Rögnvaldar jarls* aus 16 versen mit dem ausgang II. 2. a.³

Die auf Island niedergeschriebenen, aus Scandinavien und Dänemark (oder vielleicht nur aus Dänemark?) importierten „*Kæmpeviser*“ (*fornkvæði*, von S. Grundtvig und Sigurdsson herausgegeben) verhalten sich wie diejenigen mittelhochdeutschen gedichte, die das gesetz gewöhnlich, aber doch nicht immer, beobachten:

nr. 1.

*olafr reið með björgum fram
hitti fyrir ser alfa rann*

*þu munt ei sva heitan færa
að þu munir oss kossin spæra*

*þár kom út hin ónnur
helt a silfrkönnu*

*olafr laut um söðulböga
kysti hann fru með halfum löga*

nr. 16.

*hun leit undir hlötu
sinn kæra föðurinn ríðu*

*hun leit þa i fridja skæra
hun sa hvar sinn sjö magar færa*

nr. 34.

*drifur döggin kalda
konur klæðum halda*

*hver a þetta bloðuga höfuð
hangir við minn söðulböga*

nr. 51.

*hann vildi mig i moldu
en þig a grænni foldu*

*drottningin star undir loptsins síla
hlyddi hvað hennar kongr reð tala*

Die dänischen, schwedischen und norwegischen „*Kæmpeviser*“ in ihrer einheimischen aufzeichnung (und somit zum theil volksgesänge bis

1) Ein paar scheinbare ausnahmen beseitigen sich von selbst, so *utan*, wo die ursprüngliche aussprache *útan* zu behaupten ist. Ebenso *Lilja* 3, 88, 99 *vörum*, lies *vörrum*. — Man vergleiche die 67 ersten stropfen des *Háttatal* mit den folgenden (in andern versarten), wo ausgang II. 2. a wimmelt.

2) *Gylfaginning* 1 *höfuð*. *Krákumál* 2; *duga*. In solchem falle fehlt also eine hebung. (Vgl. jedoch *haupt. taugen*).

3) Speciellere litterarische verweisungen sind durch den bekannten *Catalogus des herrn Möbius* überflüssig geworden; in demselben wird der leser über die genannten schriften nöthige auskunft finden.

auf den heutigen tag) mögen wenigstens insofern nachwirkungen des gesetzes aufweisen, als sie im eigentlichen reimpaare drei- und vierfüssige klingende zeilen den vierfüssigen stumpfen untermischen. Ebenso schwedische reimwerke („*Eufemiaser*“) aus dem späteren mittelalter.

Metrisches.

Hebung, senkung, auftact wie im Altdeutschen.

Alliteration gleichfalls.

Reime (in gewissen versarten gebräuchlich, und zwar immer nur neben der alliteration) sind theils schlussreime (*runhend*), theils „zeilenreime“ (ein und derselben zeile angehörig), die entweder „vollreime“ (*adalhending*), oder „halbreime“ (d. h. consonantische reime, *skothending*) sind.

Die strophe (*erendi* oder *visa*) ist achtzeilig,¹ im *ljótahátt* (dialogischem verse) jedoch sechszeilig. Die strophe zerfällt in zwei hálften (*helmingr*), die je aus zwei verspaaren (*fjórðungr*) bestehen, jedoch im *ljótahátt* aus $1\frac{1}{2}$, indem ein vers wol als ausgefallen² zu betrachten ist (so dass sein zeitmass wahrscheinlich durch saitenspiel ausgefüllt zu denken wäre).

Die zeile (*orð*) hat in allen sehr alten versarten vier hebungen, von welchen jedoch in reimfreien gedichten eine und mitunter zwei ausfallen können, so dass eine pause das zeitmass eines wegbleibenden fusses ausfüllen muss. Die pausen fallen wol stärker auf die zweite zeile des paares als auf die erste. In der dritten zeile der halbstrophe des *ljótahátt* sind die pausen, obschon unbedingt zulässig, doch verhältnissmässig unhäufig. — Von dem achtzeiligen reimfreien metrum (*fornyrðalag*) giebt es eine jüngere, abgestumpfte abart (*galdralag* glaube ich ist ihr technischer name), wo die vierte hebung durchaus wegbleibt.³ Von den reimenden versarten (die von geringerem interesse sind) nenne ich nur den *dróttkvæðr hátt*, wo die vier hebungen alle immer ausgefüllt, und die drei ersten mittelst ausgefüllten senkungen getrennt wer-

1) In den *rimur*, die ja einer spätern zeit angehören, vierzeilig. Sie sind den Kämpfeiser metrisch vergleichbar, und wie diese theils eigentliche reimpaare, theils stropfen der Kärenbergischen ähnlich, jedoch (das „*Omkræð*“ abgerechnet) nur viergliedrig.

2) Der ihm zukommende stab kann der vorhergehenden dritten zeile der halbstrophe zufallen, so dass diese zeile entweder 3 oder 2 stäbe für sich hat.

3) Im *Háleygjatal* und im *Ynglingatal*. — In ein paar jüngeren heldenliedern der Edda, besonders im *Atlamal*, herrscht umgekehrt ein übelklingendes, nicht nur pausenarmes, sondern zum theil überfülltes metrum (*málahátt*), falls man es als ein metrum und nicht als alliterierende prosa betrachten will. (Es ist demjenigen des englischen Layamon nicht unvergleichbar).

den, während die vierte hebung (um den versschluss, also die gränze zwischen den zeilen, zu markiren) immer ein nebeton ohne vorhergehende senkung ist.¹

Beispiele.

Aus der *Völuspá* („*fornyrðulag*“):

<i>hljóðs búið ek allār</i>	Um stillheit bitte ich alle
<i>hélgar · kíndir</i>	heiligen geschlechter,
<i>mírri ok mínri</i>	die grössern und kleinern
<i>mögu heimdallār</i>	söhne Heimdalls.
<i>viltu át ek valföðr</i>	Willst du, dass ich, walvater,
<i>vél frámtölja</i>	wol (?) hersage
<i>fórnsþjöll firá</i>	der menschen ursagen,
<i>þau ek) frémst um mán</i>	die ich als die ältesten behielt.

Aus der *Völundarkviða* („*fornyrðalag*“):

<i>méyjar flágu sínnàn</i>	Mädchen flogen vom süden her
<i>mýrkvið igégnim</i>	durch den dunkelwald
<i>álvitr úngá</i>	— die junge Alwitr —
<i>órlög drýggá</i>	um das schicksal zu verwirklichen.
<i>þær a sævar strónd</i>	Auf den seestrand
<i>séttusk at hvílask</i>	setzten sie sich, zu ruhen.
<i>drósir súðrænār</i>	Die südländischen jungfrauen
<i>dýrt lín spinnu</i>	spannen theure leinwand.

Aus dem *Vafþrúðnismál* (*ljóðahátt*²):

<i>rátt þu mér nu frígg</i>	rathe du mir nun, Frigg,
<i>allz mik) fára tíðir</i>	da ich reisen muss,
<i>at vitja váfþrúðnis</i>	den Wafþrúðnir zu besuchen.
<i>fórvitni miklá</i>	Grosse neugierde,
<i>kvéð ek mér a fórnun stöfum</i>	gesteh ich, fühle ich in alterthümeru
<i>víð þánn inn álsvinna jötunn</i>	diesem alten Jotun gegenüber.

1) Die „*hrynhenda*“ hat eine hebung mehr. — Die reimenden metra arten oft in blosse silbenzählung aus. — Es gibt reimende strophen, die an die achtzahl nicht gebunden sind.

2) Es finden sich hin und wider zeilen im *ljóðahátt*, welche drohen über das maass hinauszuschreiten. z. b. *segðu þat it niunda*; es wäre aber möglich, dass der letzte von zwei nebetönen desselben wortes nicht notwendig eine hebung bildete. Uebrigens lassen sich mehrere der bezüglichen stellen durch annahme mehrsilbiger senkung beseitigen.

Aus dem *Skirnismál* („ljóðaháttir“):

<i>ségðu mér þat fréyr</i>	Sage du mir das, Freyr,
<i>fólkvældi góða</i>	herrscher der götter,
<i>ok ek) vilja · ríta</i>	und ich möchte es wissen:
<i>hvi þu) éinn sítr</i>	warum du alleine sitztest
<i>énallínga sáli</i>	in den weiten sälen,
<i>mínn dróttinn um daga</i>	mein fürst, zu tagen.

Aus dem *Ynglingatal* (abgestumpftes *fornyrðitalag*):¹

<i>þar er) fjólkjnt</i>	Da ist, weitberühmt,
<i>um fjlkis hrér</i>	um des fürsten grab,
<i>stéini mérkt</i>	mit dem steine bezeichnet,
<i>stráumeyjar nés</i>	das vorgebirge der Stromö.

<i>ok aístmarr</i>	Und das ostmeer
<i>jófri sænskum</i>	dem schwedischen fürsten
<i>gýmis ljót</i>	das Gymis-lied (den riesengesang)
<i>at gámmi kvæðr</i>	zur freude singt.

Für den „dróttkvæðr háttir“ begnügen wir uns mit dieser halbstrophe:

fjlkir lét en fljótu
fláust er léið at háusti
skaut i háf þar er héitir
hráfseyrr kónungr stáfn

Wie wir sehen, ist gewöhnlich kein auftact in dieser versart. In diesem beispiele haben zeile 1 und 3 der halbstrophe den „halbreim“ (*let : fljot-; skaut : heit-*), zeile 2 und 4 den „vollreim“ (*flaust : haust-; hrafn- : stafn-*). Es gibt verschiedene variationen dieses metrum.

Da ich oben aus den reimpaaren der auf Island aufgezeichneten „kæmperiser“ („fornkvæði“) beispiele gab, mögen hier auch einige beispiele des andern metrum dieser lieder, nämlich einer der Kürenbergischen ähnlichen form, als hinzugabe mitfolgen:

nr. 5.

<i>þar kómu úpp löppur</i>	<i>móðir tók ser gúllkamb</i>
<i>og þar) kómu úpp klár</i>	<i>og kénndi svéinsins hárr</i>
<i>állt upp úndir ólnböga</i>	<i>én með hverjum lókkinnum²</i>
<i>lóttnar voru þær</i>	<i>þa féllði frúin tár</i>

1) Im *Háleyggjatal* steht die zeile *mein vinnöndum*, welche freilich regelmässig 4 hebungen machen sollte. Hier ist aber ein hauptton in den auftact gestellt, wie dergleichen auch heute noch erlaubt ist.

2) Der vokal des artikels muss wol (nach I. 2 oder I. 3) stärkeren nebeton haben. — Unter I. 2 mögen auch biegungsendungen gehören, da diese ebenfalls ursprüngliche compositionsglieder sind (so am deutlichsten das *-du* des präteritums).

nr. 48.

<i>það ér hun frúin márgrét</i>	<i>só fälla hénni</i>
<i>sýstir mín</i>	<i>tárim a kinn</i>
<i>hún skénkir mjóðin¹</i>	<i>sém hun háfi éithvert sinn</i>
<i>óg það skira vin</i>	<i>vérit únnustan þín</i>

Überblick.

Geschichte der betonung.

Der hauptton der wurzelsilben (und des hauptgliedes der composita) besteht von alters her unveränderlich. In fernster vorzeit hat jedes suffix (als ursprüngliches wort) einen nebeton gehabt. In den ältesten germanischen sprachen hatte die mehrzahl der suffixe ihren nebeton unmittelbar nach kurzer wurzelsilbe aufgegeben. Die übrigen fälle des nebetons in suffixen schwanden im spätern „mittelalter,“ am spätesten wol im Hochdeutschen und im Isländischen. Einige suffixe jedoch (in welchen die art ihres ursprunges weniger verwischt war), behielten den nebeton, und zwar unabhängig von der quantität der wurzelsilbe, und behalten ihn zum theil auch noch, obgleich ihre anzahl sich im verlauf der zeiten verkleinert (freilich kommen neue hinzu, nämlich compositionsglieder, in welchen sich der ursprung verwischt, z. b. *-tum*.)

Geschichte des metrum.

Das „*fornyrðalag*“ ist das älteste und gemeinsame metrum der Germanen, in den ältesten germanischen sprachen ein alliterierendes vier-tactiges (vierfüßiges) metrum, dessen vier hebungen durch pausen zu drei, bisweilen sogar nur zwei, herabsinken können. Wahrscheinlich ist die stropfenform, nämlich vier verspaare durch wortsinn und melodie zusammengehalten, gemeinsam gewesen, obgleich sich bei den Deutschen mit voller gewisheit nur fortlaufende stropfenlose reihen alliterierter verspaare aufweisen lassen.

Aus diesem metrum entsprang sehr frühe

- 1) im Nordischen der „*ljóðahátt*“ durch pausierung des vierten und achten gliedes der strophe;
 - 2) im Deutschen „die längere zeile“ vielleicht durch vertheilung der drei stäbe auf zwei paare statt auf eins;
- und später, nach oder mit dem aufkommen des reims
- 3) im Nordischen (u. a. besonders) der „*dróttkvæðr hátt*“, mit „zeilenreim“ neben der alliteration, und ohne pausen statt hebungen;

1) Siehe anmerkung 2. s. 144.

- 4) im Deutschen und Nordischen das „reimpaar,“ wo der reim zwei viertactige glieder verbindet;
- 5) im Deutschen und Nordischen das reimende doppelpaar, wo der reim zwei paare (vier glieder) verbindet, d. i. die Kürenbergische strophe, und das entsprechende metrum in „*kæmpeviser*“ und in englischen liedern.

Ob das Nordische und das Deutsche von einander unabhängig die beiden letzten versarten (4 und 5) ausgebildet haben, oder ob (was mir wahrscheinlicher vorkömmt), dieselben ursprünglich nur im Deutschen entstanden und aus Norddeutschland in Dänemark und Scandinavien eingeführt sind (so dass die versarten der „*kæmpeviser*“ nicht ursprünglich nordisch wären), wird sich vielleicht nie mit sicherheit entscheiden lassen.

In gewissen jüngeren isländischen metren (wie dem *galdrulag* und der *hrynhenda*) ist freilich die altgermanische viertactigkeit aufgegeben worden, wol durch eine willkürliche spielerei der spätern skalden. Auch ist es wahr, dass sich das volk in dreitactige glieder finden kann, indem es die „klingenden“ als viertactige singt, und übrigens eine pause das vierte glied vertreten lässt. Aber abgesehen hiervon sind alle nicht viertactigen (vierfüssigen) metra im germanischen unvolkstümlich, späteren, künstlichen, gewöhnlich fremden ursprunges, und nicht im stande, sich bei der grossen „ungebildeten“ masse eingang zu verschaffen (so namentlich die fünffüssigen jamben und der hexameter. Die erstern kann der gemeine mann nur mit schwierigkeit und unbeholfen, den letztern gar nicht, hersagen.)

Der germanische versbau

war im altertum schon derselbe wie noch jetzt. Kein wesentlicher unterschied hat sich entwickeln können. Nur hat die schwierigkeit regelmässiger zählung der senkungen immer mehr abgenommen, doch nur zufolge der veränderungen in der betonung. Die betonung hat sich nämlich insofern verändert, als der nebeton ausserordentlich beschränkt worden ist. Wo er noch übrig ist (I. 2 und I. 3), macht er auch noch hebung, sowol am versschluss als vor leichter silbe; zusammen mit folgender leichter silbe kann er zwar in der senkung stehen; aber auch das war im altertum keinesweges unerhört (siehe oben: zweisilbige senkung nr. 4).

Durch diese eigenschaften des nebetons zusammen mit dem gesetzte II der betonung verschwindet der vermeintliche unterschied zwischen der deutschen und der nordischen alliterierenden zeile.

Dass die ursprüngliche zahl der hebungen nicht zwei sein konnte, folgt daraus, dass bei zwei hebungen die mehrzahl der verse (zufolge der tongesetze) in der germanischen grundsprache, und noch in den ein-

zeln altgermanischen sprachen, nur aus einem wort hätten bestehen können, und dass viele wörter obendrein aus den versen hätten wegbleiben müssen. Der viertactige vers gieng aus dem wesen der germanischen sprache hervor.

KOPENHAGEN.

E. JESSEN.

DIE AGS. BRECHUNG EA.

In den folgenden zeilen versuche ich entstehung und wesen des ags. *ea*, das Grimm mit dem namen brechung bezeichnet hat, zu erklären. Indem sich die darstellung auf dieses allein beschränkt, so sind andere *ea* auszuscheiden.

1) Hinter *g* ist *e* als aussprachezeichen eingeschoben und dieses bewirkt vor *a* scheinbar die brechung *ea*, s. Heyne, kurze laut- und flexionslehre der altgermanischen sprachstämme, s. 120. So entsteht ags. *geat* (öffnung, thor, pl. *gatu geatu*), *geat* (er hielt, *be-geat* B. 1147. *be-get* 2873. *an-geat* 1292. *on-geat* 14), *geap* (öffnung), *geaf* (gab), *â-gef* Luc. 9, 42. *â-geaf* B. 2930.). Die Nordhumbrischen evangelien (*Durham-Book*) haben: *gat* Mth. 7, 13. *ön-gat* 22, 18. *â-gaf* Marc. 15, 37. *for-geaf* Mth. 18, 27. Während im alts. *far-gat*, *gaf* und im Altn. *gat*, *gat*, *gap*, *gaf* bleibt, bezeugt das Altfriesische die weichere aussprache in *jet*, *gaf gef jef* und das Neuangelsächsische erweist sie in *gat*, *for-gat for-get for-gat*, *geaf gef gaf gaf* in Layamon. Die festeren formen *gate* neben *gate forr-gatt bi-gatt* bei Orm sind altnordischem einflusse zuzuschreiben. Auch im Ae. und Me. zeigt sich noch der weichere laut in *gat* RG. 540. *gate* PP. 12600. *yot* Morris, Early Engl. Poems 1, 10. *gaf gef yaf* etc., und erst im Ne. wird derselbe durch den härteren im Nordenglischen erhaltenen consonanten verdrängt.

2) Hinter *sc* und wahrscheinlich auch hinter *c* wird ebenfalls *e* eingeschoben, um die weichere aussprache der tenuis zu bezeichnen, so dass wiederum für *a* scheinbares *ea* entsteht, s. Grimm, gramm. I. s. 326. 356. Daher ags. *ceaflas* (rachen), *sceap* (fass, gefäss), *scepen* B. 2915. *sceapen* (geschaffen), *sceacan* B. 2743. *sceacen* 2307 (schütteln), *sceat* (geldstück), *scadu sceadu* (schatten) etc.; got. *skatt(a)s*, *skadu-s*; alts. *kustôs*, *skap*, *gi-skapen*, *skakan*, *skat*, *skado*; afries. *skep*, *skepen sche-pen*, *sket schet schat*; nags. *chaefles cheuele* Lag., *shapenn* Orm.; ae. *scheap shap*, *schapen*, *schat*, *schade schadue schadewe*. Dass hier *e* zu *c* oder *sc* gefügt ist zur bezeichnung der aussprache, beweist ausser der ent-

wicklung des lautes besonders der umstand, dass es nicht nur vor anderen vocalen steht (*scucca sceucca*, *ge-scôd ge-sceôd*, *scâdan sceâdan*), sondern auch noch dann vor *a*, wenn dieses nach *o* übergeht; ags. *scamu sceamu scomu sceomu* (schaam), *scamian secamian scomian sceomian* (sich schâmen), *scanca sceanca sconca seonca* (schenkel), *scand sceand seond seond* (schande); nags. *scame scome seome* Lag., *shame* O., *shamen* O., *sconke sonke* Lag., *schannk* O., *sconde sond* Lag., *shande* O.

Nach diesen ausscheidungen bleibt uns die brechung *ea*. Sie liegt ziemlich zahlreich vor und steht im Westsâchsischen allein, oder neben andern lauten schwankend, bald unterschieden, bald nicht unterschieden.

1) Ags. *ea* steht allein in *bearu bearo* (Hain, *ole-bearu* D. Mth. 26, 30: nags. *baru* Lag.), *spearwa spearwa* (sperling, *sparua* D. Mth. 10, 29. got. *spar-va-(n)*, ahd. *sparo*, altn. *spörr*: ae. *sparewe*, *sparwe*), *dearr* (wage, got. *dars*, alts. *gi-dar*: nags. *der* Lag., *darr* O.), *earm* (arm, *arm* Rushw., got. *arm(a)s* für *ard-ma-s*, alts. *arm*, ahd. *arm aram*, afries. *arm erm*: nags. *ærm* Lag., *arm* ON (= *Owl and Nightingale* = *ûle and nihtegale*), *earm* (arm, *arm* D. Rush., got. *arm(i)s*, alts. ahd. *arm*, afries. *arm erm*: nags. *ærm arm* Lag.), *bearm* (schoss, *barm* D. Luc. 6, 38. *baorm* Rush. Joh. 13, 23, *bearm* D. Joh. 1, 18. got. *barm(i)s*, alts. *barm*, ahd. *parm*, afries. *barm-* wahrscheinlich in *barm-bracco*, *braco parvus*, kleiner jagdhund), *wearm* (warm, alts. afries. *warm*, ahd. *waram*, skrt. *ghar-ma-s*: nags. *warm* O.), *earn* (adler, *earn* D. Matth. 24, 28, got. *ar-a*, ahd. *aro* Pl. *erni*. gr. *ἄρ-νι-ς*: *ærn* (*erne*) Lag., *ærn* O.), *fearn* (farnkraut, altndd. *farn*, ahd. *farn farn*: me. *fern*), *mearn* (trauerte, vergl. got. *maurnan*, ahd. *mornên*, lat. *moer-e-re*), *spearn* (trat, vgl. ahd. *far-spurnan* verletzen), *pearl* (heftig, Grein vergleicht ndd. *drall*), *spearca* (funke, ndl. *sparke*, *sperke*: *spare spare* Lag., ae. *spærk spark sperk*), *wearg wearg* (mark, afries. *merg*, altn. *merg-r*, ahd. *marg marc*: me. *marg mergh marugh merow*), *wearg wearg* (*wearg* pferd, ahd. *marah*) und daneben *mera* (mähre, ahd. *meriha merha*: ae. *mare mere*), *earh ear* (pfeil, got. *ar-razna*, zend *ishu-s*: *arewe* Lag., ae. *arewe carewe*), *bearg* (barg, alts. *gi-barg*; ae. *bargh*), *wearp* (warf, *ge-wearp* D., alts. *wearp*, afries. *weorp*, ahd. *warf*: *wearp* Lag. ON. O. ae. *wearp wearp*), *cearf* (schmitt, afries. *kerf*: *carf carf* Lag.), *pearf* (bedarf, got. *parf*, alts. *tharf*, ahd. *darf*, *darb*), *pearf* (bedarf, got. *parba*, alts. *tharf*, ahd. *darba*: *parfe* O.), *pearfa* (bettler, got. *parba*), *stearf* (starb, alts. *starb*, afries. *sterf sterf*, ahd. *starb*; ae. *sturf sterf*), *earfêdê* (schwer, altn. *erfêd-r* mühsam: *arfeþ* O. ae. *carreð arved erreð*), *earfêdê* (arbeit, altn. *erfidi*), *earfôd* (arbeit, alts. *arabed arbed*, afries. *arbeid arbed*, ahd. *arapeit*), *weart* (warze, ahd. *warza*, pl. *wurzin*, afries. *warte*: me. *werte warte*), *card* (boden, *card* D. Rush.

alts. *ard*, ahd. *art*, afries. *erde*, das sich in der bedeutung mit *erthe* irthe gemischt hat: *ærd* *carde* Lag. *ærd* O. *erde* ON.), *beard* (bart, afries. *berd* *bird*, altn. *bard*, ahd. *part*: *beard* *bærd* A. *beord* B. Lag.), *heard* (hart, got. *hardu-s*, alts. *hard*, afries. *herd*, ahd. *harti* *herti*: *heard* *herd* *hærd* *hard* Lag. *harrd* O.), *weard* (wächter, got. *vard(a)s*, alts. *ward*, ahd. *wart*: *warde* Lag.), *weardian* (bewachen, alts. *wardôn*, afries. *wardia*, ahd. *wartôn*: ae. *ward*), *wearð* (ward, *wærd* *wearð* D., got. *varþ*, alts. *ward*, afries. *warth*, ahd. *ward*; *wearð* *wærd* *ward* Lag. *warrþ* O.), *þreasc* (drasch, ahd. *drasc*). — Ferner: *þeah* (nahm), *feahht*, (focht, *gi-feht* Rush., ahd. *vaht*: *feahht* *fehht* *fehht* *faht* Lag.), *eaxl* (achsel, alts. *ahsla*, afries. *axle*, altn. *öxl*, ahd. *ahsula*; *exle* Lag.), *weaxan* (wachsen, *wæxð* D. Mth. 6, 28. Rush., *wexa* Cod. R., got. *vahsjan*, altn. *vexan*, ahd. *wahsan*, afries. *waxa*: *waxenn* O. ae. *wax* *wex*). — Ags. *weall* *weal* (wall, mauer, Rush., alts. afries. *wal*, lat. *vallum*; *wal* Lag. O.), *feallan* (fallen, alts. afries. *fallan*, ahd. *vallan*, altn. *fella*; *fallen* Lag.), *weallan* (wallen, Rush., alts. ahd. *wallan*, altn. *vella*: *wallenn* O.), *steallian* (statthaben: ae. *stallen*), *healm* (halm, alts. ahd. *halm*, lat. *calamus*, skrt. *kala-ma-s*: me. *halm*), *healp* (half, alts. *halp*, afries. *hulp*, wol *u* aus dem plur. vorgedrungen: *help* *halp* Lag. *hallp* O.), *dealf* (grub, alts. *bi-dalb*; ae. *dulf* RG.), *mealt* (schmolz, ahd. *s-malz*), *swealt* (starb, alts. *swalt*: *swelt* Lag. *swaltt* O.), *healt* (lahm, altn. *halt*, ahd. *halz*: *halt* O.), *wealcan* (hin und her bewegen, ahd. *walchan*; ae. *walken*), *mealc* (molk), *bealh* (zürnte, alts. ahd. *balg*; *bælh* *abalh* Lag.), *swealh* (schlang, ahd. *far-sualh*; *swalh* O.), *fealh* übergab, alts. *bi-falah*, afries. *bi-fel*, ahd. *pi-falh*). Während hier das Westsächsische überall *ea* hat, zeigt das Northumbrische öfter *a*: *sparua*, *arm*, *arm*, *þarf*, *þarfe*, *wall*, *walla*; seltener *ea*: *bearu*, *cearf*, *þearf*, *earn*; oder *æ* und *e*: *berg*, *ge-feht*, *wæxa*. Schwankungen: *barm* *bearm* *baorm*, *barn* *beorn*, *ge-warð* *wærd* *wearð*.

2) Ags. *a* und *ea* stehen neben einander: *waruð* *waroð* B. 234. *wearoð* Met. 8, 30. (ufer, *ward* *wearð* D., ahd. *warid* *werid* werder, insel: ae. *warþ*), *barn* Ex. 115, *bearn* (kind, *bearn* *beorn* Rush., got. *bar-n(a-m)*, alts. *barn*, afries. *barn* *bern* *birn*, altn. *barn*, ahd. *parn*: *bearn* *bærn* *bern* Lag. *barrn* O.), *warnian* *wearnian* (warnen, ahd. *warnôn*), *swart* *sweart* (schwarz, alts. afries. altn. *swart*, ahd. *swarz*: *swært* Lag. 10189. ae. *swart*). — Ags. *balu* *bealu* (schrecklich), *balu* *bealu* *bealo* (übel, alts. afries. *balu*, altn. *böl*, ahd. *palo*: *bale* Lag.), *swalewe* *swealwe* (schwalbe, altn. *svala*, ahd. *swalawa*; ae. *swalewe* *swalu* *swalo*), *half* *healf* (halb, *half* D., got. *halb(a)s*, alts. afries. *half*, altn. *half-r*, ahd. *halp*: *half* *hælf* Lag.), *salt* *sealt* (salzig, *salt* D., afries. *salt*; me. *salt*), *bald* *beald* (kühn, *bal-lice* Rush. 66, 2, got. *balþ(a)s*, alts. *bald*,

afries. adv. *balde*, ahd. *palt*: *bald* Lag. O.), *ald cald* (alt, *ald* D. *æld-o* Mth. 21, 23., alts. afries. *ald*, ahd. *alt*: *ald* Lag. O.), *wald*, *weald* (gewalt, alts. *wald*, afries. *walde wolde welde*, altn. *vald*, ahd. *valt*: *wald* O., ae. *wald wold*), *waldan wealdan* (walten, got. *valdan*, alts. *waldan*, altn. *velda*, ahd. *walta*; *welden wælden walden*. Lag.), *haldan healdan* (halten, *halda* D., got. alts. afries. *haldan*, ahd. *halten*, altn. *helda*; *halden hælden* Lag., *haldenn* O.), *aldor caldor* (alter, *aldor* D., alts. *aldar*, afries. *alder*, ahd. *altar*), *aldor caldor* (ältere, fürst, *aldor* D., alts. *aldir* *aldro*, afries. *alder eldera*, ahd. *altiro eltiro*: *ældre eldre* Lag.), *baldor bealdor* (fürst), *walca wealca* (rollende woge), *alh ealh* (tempel, got. *alh-s*, alts. ahd. *alah*), *ahla eahta*, *æhto* D. Luc. 2, 21. (acht, alts. *ahto*, afries. *achta achte acht*, ahd. *ahto*; *eahte ehte ehte* Lag.), *hals heals* (hals, got. *hal-s(a-s)*, vergl. *coll-u-m*, alts. afries. ahd. altn. *hals*: *hals* O.). — Ebenso *bado beadu* (kampf), *hafela heafola* (kopf), *nafela neafola* (nabel), *atol eatol* (furchtbar).

3) Ags. *ea* steht neben *e* oder *e* oder beiden: *snear snere* (schnur, altn. *snara*, ahd. *snare snær* saite; es kann auch sein ahd. *snora* für *snorja*, daher ags. *snere* und aus diesem *snear*, oder got. *snôr-jo* ein aus seilen geflochtener korb, ahd. *snôr snuor* und dann ags. *snére*; ae. *snare*), *meuru merwe* (zart, ahd. *maro marawi*: nags. *meruice* ON., ae. *merugh*), *hearm herm* (harm, *harm hearm* D., alts. ahd. *harm*, afries. *herm*: *harm hærm herm hearm* Lag.), *stær stern stern stearn* (staar), *star* (sperling) D. Mth. 10, 29. *stearas* Rush., ahd. *stara starn sternula*; ae. *ster star*), *hearfest harfest hærfest herfest* (herbst, ahd. *herp-ist*, afries. *herfst*; *hervest* Lag.), *hwearf hwerf* SC. 633 AG. (kehrte um, altn. *hvarf*, ahd. *hvarb*), *meurc merc* (ziel, gränze, got. alts. *marka*, afries. *merke*, ahd. *marcha*: *merrke* O. ae. *marche*), *hearg herg* B. 3073. *hærg* in *hærg-træf* B. 175. götter-zelt (die den göttern geweihte stätte, opferstätte, altn. *hörg-r*, ahd. *haruc*), *wearh wearg werg* (wolf, geächteter, alts. *warag*, altn. *varg-r*, ahd. *warg warch* und daneben ags. *werig* (bösaartig, *werig-nis malitia* D. Mth. 6, 24: *warien* (elende) Lag., ae. *weri wari*), *cars ærs ars* (arsch, ahd. altn. *ars*; ae. *ars ers*), *forberst for-bærst* Exon. 70, 3 (zerbrach, alts. altn. *brast*: *brast* O. *forberst -barst* Lag.). — Ags. *ge-feah ge-feh* B. 2299 (freute sich, ahd. *gi-fah*), *seah ge-seh* An. 849 (sah, *ge-seh* D. Mth. 8, 14., alts. *sah*, afries. *sag*: *sæh* Lag. *sahh* O.), *ge-neahhe ge-nehhe ge-neahhe ge-nehhe* (genug, adv. *ge-neahhie*, *-neahhige*, *-nehhige* Grn.; es erinnert an ahd. *ga-nah* [es genügt] und ist mit *i* gebildet, wie ahd. *ga-nôgi*), *acas æx eax* (axt, *acas* D. Mth. 3, 10. *acasa* Luc. 3, 9., got. *aqvizi*, altn. *öx öxi*, ahd. *achus acus akis*; *ax æx* Lag. *ax* O.), *feax fæx* (haar, *fæx* D., alts. *fuhs*, afries. altn. *fax*, ahd. *vahs vahsi*; *væx* Lag.), *leax*

lex Wr. 90 (lachs, altn. *lax*, ahd. *lahs*; ae. *lax*), *seax* *sex* *sie*x B. 2905 (messer, alts. ahd. *sahs*, afries. altn. *sax*: *sax* (*sex*) *sæxe* Lag., *sax* *sex* RG.), *wæx* *wex* *wex* (wachs, *wæx* D., afries. *wax*, altn. *vax*, ahd. *wahs*: *wex* Lag.), *caht* *ceht* *eht* (schätzung, afries. *achte* *acht*, ahd. *ahta*: *ah*t Lag.), *cahtian* *chtian* (achten, alts. *ah*tian, ahd. *ah*tôn, ? *ah*tian), *leahtor* *leahter* *lehter* An. 1218 (tadel, *lehter* Rush.). — Ags. *all* *eall* *eal* (all, got. *all(a)s*, alts. afries. *all* *al*, *all* D. Marc. 4, 34. *aall* Mth. 4, 9. *æl* R. Joh. 11, 50: *al*); *al-* *eal-* *æl-* *el-* (all-, got. *ala-* *all-*, alts. *ala-*, *alo-*, afries. *elle-* *el-*, ahd. *ala-* *al-*: *al-* Lag.), *ge-teal* *-tæl* *-tel* (zahl, *tal* D. Mth. 14, 21, alts. *tal* *gi-tal* n., *tala* f., afries. *tale* *tele*: *tale* Lag.), *steal* *stal* *stal* *stel* (stelle; es kann ahd. *stal* (ort) und *stelli* (stelle) sein: *stal* Lag. O. ON.). — Ags. *ge-sceaft* *-sceaft* *-sceft* (geschöpf, *sceaft*, *sceaft* *sceaft* D., got. *ga-skaft(i)s*, alts. *gi-skaft*: *shafft* O. ON. Plur. *scefte* *schefte*).

4) Ags. *ea* neben *e* und *y*, *i*: *earmian* *yrman* *ge-yrman* (elend machen, ahd. *armian*), *earming* *erming* *yrming* Grn. (armer, bettler, *erming* D. Luc. 4, 19., ahd. *arming*: *erming* Lag.), *earmā* *ermā* *yrmā* (armut, ahd. *ir-b-armidi*: *ermā* Lag.). — Ags. *meaht* *mæht* *meht* *miht* *mieht* *myht* (macht, D. *mæht*, got. *maht(i)s*, alts. ahd. *maht*, afries. *macht* *mecht*: *mæhte* *mihte* Lag. *mahht* *mihht* O.), *neaht* *neht* *niht* *nyht* (nacht, *neht* *neht* D., got. *naht(i)s*, skrt. *nak-ti-s*, alts. ahd. *naht*, afries. *nacht*: *nahht* *niht* O. *niht* Lag.). — Ags. *wealm* *wælm* *wylm* (wallen, wogen, ahd. *walm*: *walm* Lag. ae. *welm*), *feall* *fall* *fel* *fyl* (fall, *fæll* D. Mth. 7, 27., alts. *fal*, afries. *fal* *fel*, ahd. *val*: *fæl* *væl* Lag. *fal* *fall* O.).

Der name brechung, den Grimm nicht glücklich gewählt hat, darf zunächst nicht zu der annahme verleiten, dass ein einfacher laut in einen zwiefachen übergegangen sei. Auch darf man eben so wenig annehmen, dass die lautveränderung im wesen und in der natur des ursprünglichen *a* begründet sei. Grimm schon erkennt, dass *ea* unter der einwirkung der nachfolgenden consonanz eingetreten ist, vor *rm*, *rn*, *rp*, *rf*, *rw*, *rc*, *rg*, *rh*, *rt*, *rd*, *rs*; *lm*, *lp*, *lf*, *lw*, *lc*, *lg*, *lh*, *lt*, *ld*, *ls* und *h*, *ht*, *hs* oder *x*. Wenn er dagegen annimmt, dass *a* dem *ea* zu grunde liegt und letzteres dadurch entsteht, dass *i* dem *a* vorgeschoben wird und dadurch *ia*, *ea*, eigentlich *ëa* entsteht, so ist das eine annahme, die durch nichts erwiesen ist; denn dass *y* neben *ea* liegt und als dessen umlaut von Grimm aufgefasst wird, ist kein beweis. Für die notwendige vorschiebung des *i* oder *e* lässt sich auch gar kein grund denken, da ja gerade die dunkeln vocale sich leicht mit *r*, *h* und *l* verbinden und hellere sogar dunkel färben. Will man erkennen, was *ea* ist und wie es entstanden ist, so wird man zuerst untersuchen müssen, wel-

cher laut liegt demselben vor und wie wird dieser laut durch die nachfolgenden *r*, *h* und *l* zu *ea*.

I. Die ags. lautgesetze dürfen als bekannt vorausgesetzt werden. Nach denselben steht

1) ags. *ea* da, wo *e* als umlaut von (got.) ursprünglichem *a* zu erwarten ist. So in *earm* (arm), *bearm*, *car* *car-n* (adler), *ald eald* etc., denn got. *arm(i)s*, *barm(i)s*, *alp(ei)s*, ahd. *aro*, pl. *er-ni*. Bisweilen liegt noch *e* daneben oder das ähnlich klingende *æ*: ags. *erming* (*yrming*) *earming*, *ermā* (*yrmā*) *earmā*, *herfest* *hærfest* *hearfest* und sogar *harfest*, *neht* (*niht*) *meaht*, *neht* (*niht*) *neaht*, *fel* (*fyl*) *feall* *fall*; ahd. *armung* zwar, aber ags. *ing* zeugt bisweilen den umlaut s. HG. III a. 103, ahd. *armida* oder *armidī* in *ir-b-armidī*, ahd. *herpist*, got. *maht(i)s*, *naht(i)s*, ahd. *fal*, pl. *falli*, dat. *fallin*. Ja manche haben sogar nur *e* (*æ*) und dessen ausschreitung in *i*, *y*: ags. *erfe* *yrfe* und in Thorpes Anal. *erbe* ist got. *arbi*, alts. *erbi*, afries. *erwe*, das sich festsetzte vielleicht zur unterscheidung von einem verschwundenen *erfa* *earfa*, das gotischem *arbja* und altfriesischem *ereu* entsprechen würde. Letzteres wurde verdrängt durch *yrfe-nama*, *yrfe-weard*. Ags. *genewan* *ge-nyrwān* (beengen) ist mit *ja* abgeleitet und der umlaut unterscheidet dies verb von *nearwian* (eig. eng, enger werden, sich beengen, sich ängstigen). Ags. *hyrdan* *ā-hyrdan* *ge-hyrdan* für *herdian* (härten, alts. *herdian*, afries. *herdu* *hirda*) bleibt zur unterscheidung von *heardian* (hart werden, ahd. *hartēn* *hartōn*). Ags. *fellan* *fyllan* (fällen, alts. *fellian*, ahd. *vallian* *vellan*) ist die umlautform von *feallan*, alts. afries. *fallan*. In *ældran* *eldran* *ylðran* (ältern, alts. *aldiron* *eldiron*, afries. *alderen* *ielderēn*, ahd. *altiron* *eltiron*) kann *e* der umlaut sein in folge der comparativbildung, wenn man es nicht als gotischem *alpeis* entsprechend nehmen will. Für letzteres liesse sich *æld* neben *ald* in Durh. anführen. — Ags. *æld* *eld* *ylð* hat sich entwickelt aus got. *alp(i)s* und *ældu* *eldu* *ylðu* weist auf vermutliches got. *alp-ja*, alts. *eldī*, afries. *elde*, ahd. *eltī* alter. — Ags. *eldan* *ildan* *ylðan* (verzögern, eig. alt machen, ahd. *altian*) unterscheidet sich durch den umlaut von *aldian* *ealdian* (alt werden, ahd. *altēn*).

Hier steht also noch *e* oder *ea*, und weil jenes *ea* gegenüber zu wenig als umlaut sich geltend macht, so ist helleres *i* oder *y* daneben getreten oder sogar dafür eingetreten.

2) Ags. *æ* steht da, wo man *a* zu erwarten hat. Ags. *æ* steht nicht nur vor einfachem *r* und *l*, wie *bær* (trug), *ge-scær* (schor), *tær* (zerriss), *bær* (nackt), *fær* (fahrzeug), *wær* (vorsichtig), *ælan* (brennen), *dæl* (thal), *hælc* (mann), *hæled* (held), *hwæl* *hwæla* (wallfisch), *sæl* (hof), *wæl* (niederlage) etc., sondern auch vor mehrfacher conso-

nanz: *ærning* (lauf), *bærnan* (brennen), *hærn* (meer An. 531. altn. *hröm*), *færbu* (farbe), *wærc* (schmerz), *dærste* (bodensatz), *ælf* (elf), *bælc* (stolz), *bælc* (decke). Manchmal steht *e* (*e*) und *ea* neben einander: *ge-tæl ge-tel* (zahl), dat. *ge-teale* Men. 63. *hwærfeð* (es dreht sich, v. *hwearfan*) Met. 20, 211. *hwærfð* 20, 217. Am lehrreichsten zeigt sich got. *smal-s*, alts. ahd. *smal*, afries. *smel*. Ags. *smæl* entspricht gotischem *smuls*, im ags. *smalan* wird ursprüngliches *a* durch den dunkeln vocal zweiter silbe erhalten, aber in *smæl* Boeth. 29, 1 zeigte sich die dem ags. eigentümliche umgestaltung des *æ* zu *ea*. — Hierher gehören a) die wörter, die im gotischen mit *a* abgeleitet sind und die im ags. *ea* (bisweilen auch *a*) für got. *a* haben: *barn* *bearn*, *earm* (arm), *wearm*, *weard*, *healm*, *mealn*, *hals* *heals*, *waldan* *wealdan*, *haldan* *healdan*; got. *barn(a-m)*, *arm(a)s*, *vard(a)s*, *malma(n)*, *hals(a-s)*, skrt. *gharma-s*, alts. *warm*, skrt. *kalama-s*. Sogar *þearfa* (bettler), got. *þarba*; — b) die präterita starker verben, die sonst *e* und vor *r*, *h* und *l* mit nachfolgender consonanz *ea* haben; *mearn*, *spearn*, *bearh*, *wearp*, *cearf*, *þearf*, *hwearf*, *stearf*, *wearð*, *þreasc*, *for-bearst*; *healp*, *ðealf*, *mealt*, *swealt*, *mealc*, *bealh*, *swealh*. Als ursprünglichen ablaut weist hier gotisch und altsächsisch *a* nach, als ags. trübung des reinen lautes erscheint *æ* nicht nur in *bær tær ge-scær hæl stel*, sondern auch in *bærst* By. 284, *for-bærst* Exon. 70, 13. Manche zeigen sogar *e* neben *ea*: *seah ge-seh* An. 714. 849. 994. 1006. 1011. *ge-feah* B. 1624. *ge-feh* 827. 2298. Im Altnordhumbrischen *ge-seah ge-sægh* Mth. 2, 16. 3, 16. *ge-sæh* 8, 14. *ge-seh* 3, 6. Der gang des ablauts scheint demnach (*a*) *æ e ea* gewesen zu sein.

Liegt nun hier *e* oder *æ* zu grunde, oder richtiger, liegt hier *e* oder *æ* unmittelbar vor *ea*, so hat man den vorliegenden laut in *e* und nicht in *a* zu suchen; *e* ist nicht vorschlag von *a*, sondern der hauptlaut; *a* ist nicht hauptlaut, sondern der dunkle nachschlag, der durch die verbindung des hellen *e*-lautes mit *r*, *h* und *l* notwendig wird.

II. Betrachten wir die lautung dieser consonanten!

Über die aussprache des ags. *r* liegen keine angaben vor. Bedenkt man aber, dass es nach seinem ursprunge verschieden ist, entweder ursprünglich, oder aus got. *s* hervorgegangen (Heyne s. 115. HG. I, 118), und dass es im ags. theils beharrt, theils verklingt, so darf man wol annehmen, dass die aussprache verschieden war. Bedenkt man ferner, dass *r* und *h* den gleichen einfluss auf vorstehende helle vocale haben, dass *r* auch später seine verdunkelnde kraft übt, sogar an dem eindringenden romanischen stoffe und *sarui sarewi* neben *servi* (Lag.) stellt und *clark* (Wr. Potit. Songs) zu *clerk*, so lässt die gleiche wirkung auf die

gleiche ursache schliessen und man erkennt in *r* eine dem *h* ähnliche lautung, die man die gutturale nennen könnte — eine lautung, die man in manchen ortschaften Thüringens hört und die *darre* und *dache*, *narr* und *nach* ziemlich gleich erklingen lässt. Die aussprache des englischen *r* ist ebenfalls verschieden. Wenn aber Max Müller sich nicht getraut, die verschiedenen *r* auszusprechen (vorlesungen II. 3. s. 129), so kann ich es noch weniger und darf mich mit ihm auf eine der höchsten autoritäten auf diesem gebiete berufen. A. J. Ellis (Universal Writing and Printing, 1856) sagt: „In den flüssigen consonanten lässt man den athem mit hinlänglicher stärke hervorströmen, um die vibration nicht bloß einer membrane, sondern weit ausgedehnter weicher theile, wie des zäpfchens, der zunge oder der lippen hervorzubringen. In dem arabischen *grh* (*grhain*), welches dem *burr* in Nordhumberland (*burgrh*, *Hagrhiut* für *Harriot*) und dem französisch-provençalischen *r grasseyé* gleichkommt, liegt das zäpfchen längs des hinteren theiles der zunge, ist nach den zähnen hingerichtet und gerät sehr deutlich in schwingungen. Wenn die zunge höher gehoben und diese schwingung undeutlich oder sehr schwach wird, so ergibt sich daraus das englische *r* in *more*, *poor*, während eine noch bedeutendere hebung der zunge das *r* hervorbringt, wie es nach palatalen vocalen, z. b. in *hear*, *mare*, *ferre* gehört wird.“ Ellis bezeugt also eine dreifache aussprache des *r*. Wenn derselbe aber fortfährt: „diese zitterlaute sind so vocalischer natur, dass sie unabhängige silben, wie in *surf*, *serf*, *fur*, *fir*, *virtue*, *honour* bilden und sich nur mit mühe von den vocalen lostrennen lassen,“ so scheint der ausdruck nicht genau zu sein. Er will wol sagen, die eigentümliche einwirkung auf die vorstehenden vocale ist so stark, dass diese, obgleich sie an sich ganz verschieden lauten, wie *e*, *u*, *i*, *ou*, vor *r* zu gleicher lautung gelangen. Eher könnte von *hear*, *mare*, *ferre* behauptet werden, dass *r* eine besondere silbe bilde. Hat nun das ags. *r* jenen starken laut gehabt, wie noch jetzt in Nordhumbrien, so erklärt sich *ea* aus *e* oder *æ* vollständig. Mit den dunkeln vocalen lässt sich dies *r* bequem sprechen, mit den helleren dagegen (und *æ* wurde wol mehr nach *e* als nach *a* hin gesprochen) weniger leicht. Es schiebt sich deshalb vor *r* ein erleichterndes *a* ein. Ags. *erm* wird zu *e-arm*, ags. *wærd* zu (*wæard*) *wæard*, s. *wæ-adh*. Wir haben hier denselben lautlichen vorgang, der sich im spätern Englisch wiederholt: ags. *bræder* *brêr*, nags. *brêr* O. 9212, ae. *brere* RG. 6954, me. *brere* Ch. 1534, ne. *bri-ar*. — Rom. *freire* *frere*, ae. *frere* RG. 10403, me. *frere*, ne. *fri-ar*. Und in *fire* und *iron* klingt ein dunkler laut mit *r*, ohne dass er jetzt noch geschrieben wird; *fi-er* steht Seven Sages ed. Wright 2505. — Dass angelsächsischem *ea* der *e*-laut zu grunde liegt, dafür lässt sich über-

dies noch anführen, dass das nahestehende Altfrisische vor *r* gewöhnlich *e* hat, wie *ber* (nackt), *bern* (kind), *derve therve* (bedürfnis), *erve* (erbe), *gers gres* (gras), *herd* (hart), *herfst* (herbst), *herm* (harm), *ierde* (land), *merg merch* (mark), *merk merke merike* (marke), *merkia* (merken), *sterk* (stark), *sterf* (starb), *werdere* (wärter); bisweilen sogar *e* und *i*: *berd bird* (bart), *herda hirda* (härten). Selten dagegen steht *a* neben *e*: *barna berna*, *arg erg erch*, *arm erm* (arm), *ars ers*, *warna werna*. Nur hinter verdunkelndem *w* hat sich der dunkle laut erhalten: *sward*, *swart*, *wardia*, *warm*, *warte*, *warth*, und zu *werp* (warf) ist sogar *worp* getreten.

Was von ags. *r*, das gilt in höherem grade von ags. *h*. Es ist die aspirate der gutturale und mag gelautet haben wie das schweizerische *ch*. Mit *a* und *o* verbindet es sich leicht, *u* färbt es dunkler und die aussprache mit den hellen vocalen erleichtert ein eingeschobener dunkler laut: ags. *fihtan* wird *fi-ohtan fë-ohtan*. Hinter *e* ist dunkles *a* eingetreten: *sæh seh se-ah*, *ge-fæh ge-feh ge-fe-ah*, *fæht feht fæ-acht fe-acht*. Man braucht nicht anzunehmen, dass *æ* immer erst zu *e* werden musste, und dass dann erst der dunkle laut aus dem consonanten hervortrat. In späterer zeit ändert sich die aussprache, so dass sie der unseres mitteldeutschen *ch* gleicht. Dieses ist nämlich nicht an ein festes organ gebunden, sondern seine aussprache verbindet sich eng mit dem vocale: in *ach*, *och* klingt es aus der kehle, in *ech ich* vorn im munde. Auch das Nags. schon muss diese aussprache gehabt haben, weil hinter *e* ein *i* aus *h* hervortritt: *sæh* A. *seh* B. Lag. 13830, *isah* A. 21975. *iseh* 18644. *isæih* A. 1351. *iseih* A. *sege* B. 553. Diese lautminderung veranlasst das spätere verklingen.

Englisches *l* wird zwar anders hervorgebracht als *r* und *h*. Es entsteht dadurch, dass sich die zunge an die zahnreihen anlegt und die seitenränder derselben in schwingung geraten. Aber das hat *l* mit jenen lauten gemein, dass es hinter helleren vocalen mit einem dunkleren laut erklingt: ne. *will*, *well*, daher ags. *fell* (Durh. *fæll*) *fe-all*; *smalan* Boeth. 16, 2. *smæl* Raet. 4, 82. *sme-al* Boeth. 29, 1; *ge-tæl* *ge-tel*, dat. *ge-teale*. Men. 63. Hier liegt sogar ein beispiel vor, das uns zeigt, dass auch hinter *æ* das dunkle *a* auftritt. Von *wealh* (fremd) bringt Grein *Walas*, *Wealas* und *wæ-alh* Wr. s. 18.

Fassen wir das vorstehende zusammen, so ergibt sich: Liegt diesem *ea* wirklich *æ* oder *e* vor, so hat man dieses in dem ersten laute des *ea* zu suchen und der zweite ist der dunkle laut, der mit *r*, *h* und *l* hörbar wird.

III. Ist *e* der hauptlaut und *a* nur ein dunkler nachschlag, so muss auch die entwicklung des lautes dem entsprechen. Die beiden quel-

len des Neuangelsächsischen Lagamon und Orm sind nun freilich verschieden. Orm zeigt durchaus eine reine, feste, dunkle vocalisation, so dass in derselben der nordische einfluss unverkennbar ist, ein einfluss, der in gleichem masse nicht einmal bei den nordhumbrischen evangelien, beim Durham-Book anzunehmen ist. Lagamon dagegen zeigt uns die fortbildung im süden und westen Englands, die vielfachen lautschwankungen mögen ihren grund wol hauptsächlich in dem streben haben, dem laute gerecht zu werden und dieser lässt sich aus jenen herausfinden.

In den wörtern, in welchen man *e* als umlaut von *a* zu erwarten hat und in welchen dieser umlaut zu *ea* geworden ist, hat Lagamon *æ* in *bærm* 30261, *ærmde* 16143, *fæl* 635, *ald* (alter) 11546, *ærming* (sorge); selten *e*, wie in *hervest*; *æ* und *e* in *ærn erne*, *æ* und *a* in *ærm arm*; *a*, *æ* und *e* in *maht macht meht*, *aldren ældren eldren*, *fallen fellen fellen*. Hier scheint also der *e*-laut vorzuherrschen. Ein unleugbarer beweis aber für denselben ist *beard beord* 10735, 1672, denn nur verklingendes *a* und *o* können neben einander stehen. — Orm hat *elde* (alter), *eldenn*, *ellærne-mann* neben *allderrman* und *ald* (alt), *herrfeost*, *errfe*; *ærn*; *arm*, *schaffte*, *fal*, *mahht mihht*, *nahht nihht*.

In den nags. wörtern, in welchen man *ea* für *æ* anzunehmen hat, findet sich dasselbe schwanken. Lag. hat in den prät. starker verben: *cerf* A. *carf* B. 4012, *i-weard* A. 294. *iverd* A. *iward* B. 2040. *ward* A. 2927, *for-berst* A. *for-burst* B. 1912, *help* A. *halp* B. 9263, *feht* A. 1591. *feht* A. 11279. *feht* A. *fuht* B. 27747. *fuht* 4353, *sæh* A. *seh* B. 13830. *isah* A. 21975. *iseh* 18694. *iseih* A. *sege* B. 553. *isæih* A. 1351, *swælt* A. 26567, *an-bælh* A. *an-balh* B. 26359. Lag. A. hat also *æ* und *e*, seltener *a*, Lag. B. gewöhnlich *a*; Orm überall *a*; sogar in dem bei Lag. vielfach schwankenden *sahh*. Ebenso in andern wörtern: Lag. *welden walden walden*. *bearn bærn barn*, *ærm* (arm), *felle feole fealle*, *marke* etc. Orm *haldenn waldenn barrn* etc. Wenn Lag. neben *helden* und *halden* auch *holden* B. 5232. 21218. A. 2788 eintritt, so muss *â* vorliegen, denn ags. *â* pflegt nach nags. *ô* überzugehen.

IV. Ausser den oben angeführten wörtern, in denen *ea* vor *r*, *h* und *l* steht, kommt *ea* nur selten vor, wie in *beadu beado* (kampf, altn. *böð* Grn.), *cafora afora afæru afaru* (nachkomme, sohn, altn. *adaro*, wol von got. *afur* nachkommenschaft), *hafela heafola* (haupt, skrt. *kapála-s*, gr. *κεφαλή*), *nafela neafola* (nabel, skrt. *nabhi nabhi-la-s*, ahd. *nabil nabel nabele* weisen mit dem dat. pl. *nabalin*, wie altn. *nafli* auf ableitung mit *li*, und afries. *narla* auf *la*), *heafø* (meer, acc. pl.), *atol catol* (furchtbar). Wenn hier Grimm auf die consonanten hinter *ea* hin-

weist und in diesen den grund der brechung sucht, so liegt dazu auch nicht der mindeste grund vor. Vielmehr scheint es hier aus verschiedener ursache eingetreten zu sein. In *beadu*, das gemeinsame wurzel mit *bed* hat, ist die bildungssilbe *u* und vollständig *ju jo*, got. *jō*, skrt. *yā*. Das ausgefallene *j* mag den umlaut bewirkt haben; wie *wracu* neben *wraece* und *wrece* steht; s. Grein. Der dunkle vocal zweiter silbe wirkt zurück und veranlasst sowol die einschiebung als die rückkehr des dunkeln vocals: *beadu beado badu*, Für den umlaut spricht das von Grein angeführte altn. *bōð*. HG. III a. 77. -- Ags. *afora eafora* zeigt die gleiche, aber masculine bildungssilbe *ja*, s. HG. III a. 78; doch kann auch die schwächung des *or ar* zu *er* und *ir* den hellern laut bewirkt haben. Eben so erklären sich *hafela heafola*, *nafela neafola*; in *e* scheint ableitendes *i* zu liegen, das den umlaut bewirkt. — Für den acc. pl. *heafu* (meere) B. 2478 setzt Heyne den nominativ *heaf* an, Grein wol richtiger *hæf*, das unter der einwirkung des antretenden *o* zu *hæafo heafu* wird. — Ags. *atol catol* entsprechen altn. *atall* (Grein) und *ötul* (Ettm.). Die bildungssilbe *-ol* in adjectiven ist sehr zahlreich; der dunkle vocal aber ist nicht immer ursprünglich, wie man aus den andern deutschen sprachen sieht, s. HG. III a. 87, und aus *atelic* B. 784. Bed. 4, 32. Die schwächung des ableitungsvocals bewirkt auch hier wol erhellung des wurzellautes. Es liegt demnach dem *ea* auch hier *æ* oder *e* zu grunde und die einschiebung des *a* ist veranlasst durch den dunkeln vocal zweiter silbe ganz wie *o* bei *i*: *niman nioman* D. Mth. 26, 52. *nëoman* Bed. 4, 11.

V. Ist *e* der hauptlaut und *a* nur der dunkele nachschlag, dann erklärt es sich auch, dass in späterer zeit sich *ëo* und *ea* mischen. Beide laute *o* und *a* sind gleich, indem sie aus dem folgenden consonanten hervortreten oder selten durch den dunkeln vocal zweiter silbe veranlasst werden, *o* hinter *i*, *a* hinter *e* oder *æ*. Wird nun jenes *io* zu *ëo*, so hat es den gleich oder ähnlich klingenden laut des *e* in *ea* und hinter diesem *e* kann *a* leicht eintreten. Eine mischung findet sich im Ags. selbst, wie in *ëbur ëfor ëofur ëofer* und *eafur* (eber, ahd. *ëbar ëbur ëbir ëber*, pl. *ëberë*). — Got. *filu* (viel) lässt ags. *fëlo fëolo* als entsprechende formen erscheinen und *feala* als ausschreitung. — Ebenso *eador* neben *ëdor ëder ëodor ëodur* zaun, alts. *ëdor*, altn. *iaðar*, ahd. *ëtar*. — Ag. *fëorm fearm* (mahl) liegt mlat. *firma* DC. zu grunde, nags. *veorm* Lag. 14426. Man sollte hier überall, um ursprüngliches *i* anzudeuten, *ëa* schreiben. Aus demselben grunde erklärt sich auch der zahlreiche wechsel von *i*, *io*, *ëo* uad *ea* im Alt-Nordhumbrischen, wie *bifa beofa beafa* (beben), (*brinna*) *biorna bëorna bearna* brennen, *cëorfa cearfa* schneiden etc.

Resultat: 1) der brechung *ea* liegt *e* oder *a* zu grunde: *e* in *ea* ist daher der hauptlaut. — 2) *a* ist durch die nachfolgenden consonanten *r*, *h* und *l*, selten durch dunkle vocale zweiter silbe veranlasst: es fügt sich daher als leiser nachschlag zu *e*.

EISENACH.

C. FRIEDR. KOCH.

DIE PARTIKEL GA ALS HILFSMITTEL BEI DER GOTIISCHEN CONJUGATION.

Indem ich die partikel *ga* im zusammenhang mit der gotischen conjugation betrachte, also nachzuweisen suche, inwiefern *ga* die bedeutung der verschiedenen verbalformen bestimmt und modificiert, glaube ich nichts überflüssiges zu thun, da weder Grimms darstellung, so meisterhaft und bahnbrechend sie ist, in allen punkten ausreicht, noch sonst wo der gegenstand meines wissens erschöpfend behandelt worden ist, trotz der unleugbaren bedeutung, die er für die geschichte der deutschen sprache hat. Stellen wie Lc. XVI, 6 *nim þus bokos jah gasitands sprauto gamelei* (γράφον) *fimf tiguns* und ibid. 7 *nim þus bokos jah melei* (γράφον) *akhtautchund* waren mir schon längst aufgefallen und hatten mich zu einer eingehenden untersuchung herausgefordert, deren ergebnisse ich nunmehr vorlege.

Natürlich musste ich mein augenmerk dabei vorwiegend, wenn nicht ausschliesslich, auf die nicht geringe anzahl derjenigen zeitwörter richten, welche sich mit *ga* ohne wahrnehmbare qualitative veränderung des sinnes verbinden, also ob mit *ga* zusammengesetzt oder nicht, demselben oder einem gleichbedeutenden griechischen verbum entsprechen, wobei diejenigen nicht auszuschliessen waren, bei denen *ga*, wie bei *galaþon* (Lc. XV, 6 *galaþoþ frijonds συγκαλεῖ* und I. Cor. VII, 18 *galaþods cwþ ἐκλήθη*) oder *gastandan* (Jh. VIII, 31 *gastandiþ in vaurda meinaþma μείνυτε* und Lc. VI, 8 *urrcisands gastoþ ἔστυ*) in mehrfacher bedeutung vorkommt.

An den begriff der vereinigung, der der partikel *ga* ursprünglich zu grunde liegt und deutlich in vielen nominalen und verbalen zusammensetzungen hervortritt (*gasandjan προπέμπειν*, *garinþan συνέχεσθαι*, *galisan συνάγειν*, *gahaitan συγκαλεῖν*, *gahþan sis συνίθεσθαι* etc.), schliesst sich der nah verwante des zustandebringens an. So bezeichnet in *gahaban κατέχειν*, *kratein*, *gasmþon κατεργάζεσθαι*, *gabrikan συνιρίθειν*, *κατακλᾶν* die partikel die vollständige durchführung der handlung oder die erreichung des ziels. Für diese anwendung derselben

sind folgende stellen bezeichnend: Mc. X, 42: *gaþ du im vituþ þatei* (*þatei*) *þuggkjand reikinon þiudom gafraujinond* (*κατακυριεύουσιν*) *im, iþ þai mikilans ize gavalldand* (*κατεξουσιάζουσιν*) *im. iþ ni sva sijai in izvis etc.* *Fraujinon* und *valdan* erscheinen nur hier mit *ga*, und der sinn desselben kann nur der sein, dass es die herrschaft als eine vollständige und unbedingte bezeichne. Oft kann man den sinn dieses *ga* durch „wirklich“ ausdrücken, wie Lc. VIII, 10 *ei saihvandans ni gasaihvainu jah gahausjandans ni fraþjaina*, d. h. „damit sie, obwol sehend, nicht wirklich sehen, und obwol wirklich hörend, nicht verstehen.“ Hiermit vergleiche man Mc. IV, 12: *ei saihvandans saihvainu jah ni gamunjaina jah hausjandans hausjaina jah ni fraþjaina*, und man wird leicht fühlen, dass bei dieser wendung des gedankens *ga* nicht hätte zu *saihvainu* und *hausjaina* treten dürfen. In solchem sinne berührt sich *ga* öfters mit *us*, wie R. IX, 23: *ei gakannidedi gabein vulþaus seinis*, 22: *γνώσσαι uskannjan*, und Mt. XI, 5. Lc. VII, 22: *blindai ussaihvand, baulai gahausjand*. S. auch Mc. VII, 37. Lc. X, 24: *qifa auk izvis þatei managai þraufeteis jah þiudanos vildedun saihvan* (*ιδειν*) *þatei jus saihviþ* (*βλέπετε*) *jah ni gaschrun* (*ειδον*) *jah hausjan* (*ακούειν*) *þatei jus gahauseiþ* (*ακούετε*) *jah ni gahausidedun* (*ήκουσαν*). An dieser stelle, auf die wir unten noch einmal zurückkommen, heisst *ni gaschrun* — *ni gahausidedun* „sie haben es nicht dahin gebracht zu sehen und zu hören,“ *þatei jus gahauseiþ* „was ihr wirklich hört.“ Ebenso Mc. VIII, 18 *augona habandans ni gasaihviþ* (seht nicht wirklich), *jah ausona habandans ni gahauseiþ jah ni gamunuf*. Vgl. II Cor. XII, 6. Mt. XI, 4. Wie nahe die begriffe der vereinigung oder des zusammenbringens und des zustandebringens einander liegen, zeigt sich deutlich bei denjenigen verben, welche vermittelt der partikel *ga* aus einem nomen gebildet sind, z. b. Eph. VI, 14: *gapaidodui brunjon garaihteins* von *paidu χιτών*, II Cor. VIII, 19: *gateviþs miþgasinþa χειροτονηθεῖς συνέχθημος*, von *teva τάγμα* (I Cor. XV, 23), *unleds-gaunledidu sik επτώχευσεν*, *blinds-gablinuljan*, *fagrs-gafahrida*, *diups-gadiupida* cet. Noch bestimmter tritt der begriff der erreichung des ziele hervor in *gafrehun þatei* (*ήκούσθη ὅτι*), also „sie erfragten“ Mc. II, 1, in *gatilon τυγχάνειν τινός* von *til* (ziel, gelegenheit) und in *garinnan* I Cor. IX, 24: *sva runnaiþ ei garinnaiþ οὕτως τρέχετε ἵνα καταλάβητε*, also *garinnan* soviel als „erlaufen.“ Massmanns conjectur *ganimaiþ* ist vollkommen überflüssig.

Bezeichnet also *ga* den eintritt der handlung in die wirklichkeit oder die erreichung des ziele, so wird es in verbinding mit dem imperativ diesem einen inchoativen sinn oder eine intensive verstärkung geben. Mc. IV, 39 *urweisands gasok vinda jah gaþ du mucin gastawai* (*σιώπα*),

d. h. werde still oder „fange an zu schweigen,“ was Lc. VIII, 24 durch *ana* ausgedrückt ist (*gasok rinda jah pamma vega vatins jah anaslavai-dedun ἐπαύσατο*). Lc. IX, 60 (*let pans dauþans usfilhan seinans navins, iþ Ju gagg jah gaspillo* (διάγγελε) *þindangardja gwiþs*) bedeutet *gaspillo* „fange an zu verkünden.“ Lc. XVI, 6 (*nim þus bokos jah gasitands sprauto gamelei fimf tiguus*, vgl. 7 *nim þus bokos jah melei alhtaute-hand*) scheint der zusatz von *ga* zum ersten *melei* durch *sprauto* veranlasst; „fange an zu schreiben,“ d. h. „schreibe sofort.“ Dieser zusatz schien beim zweiten *melei* nicht mehr nötig. ebenso, wie im griechischen τὰχέως nicht wiederholt wurde. Dagegen ist das *ga* mehr intensiv zu fassen II Tim. IV, 2: *merci vaurd, stand uhteigo unuhteigo, gasak, gaþflaih, gahvrotei in allai usbeisnai jah laiscinai*, also „strafe, tröste, drohe wirklich,“ d. h. „mit aller kraft.“ Ebenso steht *gasak* Lc. XVII, 3. I Tim. V, 20.

In ähnlicher weise tritt *ga* vor den conjunctiv der aufforderung oder des wunsches. Inchoativ steht Lc. IX, 33: *gavaurkjaima hleiþros þrins* (ποιήσωμεν), intensiv *galuisjai sik μωθανέτω* I Tim. II, 11 (vgl. I Tim. V, 13 *laisjand sik μωθανοσιν*), I Cor. XI, 28 *gakiusai* (δογμαζέτω) *sik silban manna* (gerade so das simplex Gal. VI, 4), *gaþrafstjai* (παρακαλέσαι) *hairtona izraru* (das simplex z. b. I Th. IV, 18).

Die fähigkeit der partikel *ga*, den eintritt der handlung in die wirklichkeit, den beginn eines neuen zustandes zu bezeichnen, erklärt auch die erscheinung, dass es sich gern mit den passivischen zeitwörtern auf *nan* verbindet, wobei es sich von dem hier ebenfalls vorkommenden *in* nicht wesentlich unterscheidet (*gadrobman* und *indrobman ιαράττεσθαι*), das hier gleichfalls nur den eintritt in einen neuen zustand ausdrückt, und sich auch mit *af* berührt, das hier den begriff der veränderung enthält (vgl. *afdaubman* und *gabindnan*). Unter den 58 verbis auf *nan* sind nur 10 simplicia, 20 sind mit *ga*, 2 mit *in*, 7 mit *af* zusammengesetzt.

Es ist bekannt, dass *duginnan* an mehreren stellen dazu dient das griechische futur zu umschreiben, so Lc. VI, 25 *gaunnon jah gretan duginnid* πενθήσετε καὶ κλαίσετε, Phil. I, 18 *faginon duginna qarþisoumai*. Dies bietet willkommene erläuterung einer eigentümlichen verwendung von *ga* zu demselben zwecke. Lc. XVII, 8: *manrei hra du naht matjan jah -- andbahtei mis, unte matja jah drigka. jah biþe gamatjis jah gadrigkais þu* (φάγεσαι καὶ πίεσαι σί), eigentlich „dann tritt für dich das essen und trinken ein.“ *Gamatjan* kommt nur noch Mt. VIII, 8 *gamatidedun jah sadai rauwþun, gadrigkan* nur hier vor. Jh. XVI, 16 *leitil nauh jah ni saihviþ* (θεωρεῖτε) *mik jah aftra leitil jah gasaihviþ* (ὄψεσθε) *mik*, ebenso ibid. 17. 19. Ro. IX, 15 *gaurna* (ἐλεῖσω) *þanrei*

arma (ὄν ἄν ἐλεῶ) *jah gableifja* (οἰκτειρήσω). Von sonstigen, weniger schlagenden belegen, die sehr häufig vorkommen, gebe ich noch folgende: I Cor. XIII, 8 *friaþva aiv ni gadriusjþ* (ἐκπίπτει, aber It. *excidet*), *jþ jahþe praufetja, gataivanda* (καταργηθήσονται), *jahþe razdos, gahveiland* (παύσονται), *juþþe kunþi gataurniþ* (καταργηθήσεται). Lc. X, 15 *und halja gadrausjaza* (καταβιβασθήσῃ). Mt. VIII, 7 *ik gimands gahailja ina* (θεραπεύσω). Lc. III, 5 *all hlaine gahnaivjada* (ταπεινωθήσεται). In diesen stellen kehrt mehrmals das präsens des passivs wider; mit diesem vereinigt sich *ga* auch sonst gern, wie mit den verbis auf *nan*. Folgende verba erscheinen im activum mit und ohne *ga*, dagegen im präsens passivi ausschliesslich mit *ga*:

aiviskon, arman, bairan, bairhtjan, dailjan, dauþjan, fahan, fastun, fulljan, hmeirjan, hraijnjan, kiusan, lagjan, lausjan, marzjan, saihvan, valjan, vasjan, vaþjan.

Je nach dem zusammenhang kann es aber auch kommen, dass das präsens mit *ga* ein griechisches präteritum vertritt, wo dieses eine in der gegenwart fortdauernde oder fortwirkende handlung bezeichnet. So Ro. VII, 2 *jabai gasviltjþ aba*, (*gens*) *galausjada* (κατήργηται) *af þamma ritoda abins*, d. h. „es wird erreicht, dass sie gelöst wird.“ Jh. XIV, 7 *fram himma kunniþ* (γινώσχετε) *ina jah gasaihviþ* (ἑωράκατε) *ina*.¹ Lc. V, 26 *gasaihvan* (εἶδομεν) *vulþaga himma daga*. Phil. I, 30 *þo saimon haifst habandans þoei gasaihviþ* (εἶδετε) *in mis jah nu hauseiþ* (ἀκούετε) *in mis*. Eine ähnliche stelle aus späterer zeit wird in Müller und Zarncke I p. 491 angeführt: *alse du sat getrinkis, vil lutzil du gedenkis dag du etc*. Vgl. auch Wackernagel, Altd. Wörterbuch s. v. *ge*.

Zum conjunctiv präsens tritt *ga* sehr häufig zur deutlicheren bezeichnung der zukunft, wie Eph. VI, 22. Col. IV, 8 *ei gaþrafstjai* (παροκαλέσῃ) *hairtona izvara*. II Th. III, 3 *saei gatulgeiþ* (στηρίξει) *izvis jah galausjai* (φνλάξει). II Cor. IX, 10 *vahsjan gataivjai* (ἀξήσει) *akrana*. Mc. XI, 41 *saei gadragkjai izvis* (ὄς ἐὰν ποτίσῃ). II C. XIII, 1 *ana munþa tvaddje veitvodge gastandai* (*A gastandiþ*) (σταθήσεται) *all vaurde*.²

Besonders wichtig und ausgedehnt ist die verbindung von *ga* mit dem präteritum. Es gibt eine anzahl von zeitwörtern, deren präteritum

¹) An dieser stelle hat jedoch merkwürdigerweise auch der Brixianus (*f*) „*videtis*.“

²) Bei einer anzahl von stellen ist es mir zweifelhaft, ob nicht bei daneben stehendem *alls* oder einem ähnlichen worte in *ga* der ursprüngliche begriff des „zusammen“ enthalten sei. Mt. V, 29. 30. *jah ni allata leik þein gadriusai* (βληθή) *in gaiainnan*. Ro. XI, 32 *ei allans gaarmai* (ἐλεήσῃ). II Tim. II, 10 *inuh þis all gaþula* (ὑπομένω). Vgl. I Th. IV, 1. I Cor. XIII, 7. Col. IV, 7. 9. Mt. X, 30. Mc. IX, 12. Jh. XV, 15.

des indicativs ausschliesslich in verbindung mit *ga* erscheint, so *baidjan*, *bindan*, *dailjan*, *drobman*, *filhan*, *fulljan*, *fullnan*, *haftjan*, *hailjan*, *hauņjan*, *hilpan*, *horinon*, *kausjan*, *kannjan*, *laisjan*, *lausjan*, *nasjan*, *raidjan* (*raidida* in der *Skeircins*) *sigljan*, *steigan*, *taikņjan*, *pluhan*. Bei anderen ist die form des präteritum mit *ga* wenigstens überwiegend; so erscheint *lagida* 6mal, *galagida* 10mal, *melida* 3mal, *gamelida* 11mal, *sahr* 19mal, *gasahr* 39mal, *satida* 1mal, *gasatida* 12mal, *skoþ* 1mal, *gaskoþ* 3mal, *stoþ* 7mal, *gustoþ* 11mal, *tauþ* 1mal, *gatauþ* 5mal, *tavida* 13mal, *gatavida* 57mal, *vaurhta* 3mal, *gavaurhta* 15mal. Nicht mit unrecht hat man daher das *ga* mit dem griechischen augment verglichen. Es hat jedoch auch hier seine bestiinte bedeutung, und dient, das eintreten der handlung in die wirklichkeit, das erreichen des ziels zu bezeichnen. Jh. XVII, 12 *Jan vas miþ im in þamma fairhvau, ik fastaida* (ἐτήρουν) *ins in namin þeinamma, þanzei atgaft mis, gafastaida* (ἐτίλαξα). Nicht der unterschied zwischen *φύλασσειν* und *τηρεῖν* veranlasste den übersetzer *gafastaida* zu setzen (vgl. *ibid.* 6 *gafastaidedun* *τετίρησαν* und *Lc.* VIII, 29 *fastaiþs vas φύλασσόμενος*), sondern *gafastaida* heisst „es ist mir gelungen, sie zu bewahren,“ und so stehen die composita mit *ga* oft, um den gegensatz des strebens und des erreichten deutlich zu bezeichnen. Vgl. *Lc.* XVII, 10 *þatei skuldedum taujan* (ποιήσαι) *gatavidedum* (πεποιήκαμεν), „haben wir wirklich getan.“ *Lc.* X, 24 *giþa auk izvis þatei managai praufeteis jah þindamos videdum saihvan þatei jus saihriþ,¹ jah ni gaschvun, jah hausjan þatei jus gahauseiþ, jah ni gahausidedun*. Recht deutlich tritt der begriff der vollendeten handlung auch hervor *Jh.* XVII, 26 *jah gakannida* (ἐγνώρισα) *im namo þeinuda jah kunnja* (γνωρίσω). *Mt.* V, 28 *hcazuh saei saihriþ qinon du luston izos ju gahorinoda* (ἐμοίχενσεν) *izui*. *Mc.* VIII, 8 *gumatidedun jah sudai vaurþun*.

Auf solche weise konnte *ga* dem Goten zum willkommenen hilfsmittel werden, um der armut seiner conjugation im gegensatz zum reichthum des Griechischen einigermassen abzuhelfen; es konnte ihm dazu dienen, den aorist oder auch das perfect vom imperfect zu unterscheiden. So steht *timridedun* *Lc.* XVII, 28 für *ἠχοδόμουν* (*samuleiko jah see varþ in dagam Lodis: etun jah drugkun, bauhtedun jah frabauhtedun, satidedun, timridedun*), dagegen *Mt.* VII, 24. 26. *Mc.* XII, 1. *Lc.* VII, 5 *gatimrida* für *ἠχοδόμησεν*. Besonders deutlich tritt die aoristische bedeutung von *ga* bei den zeitwörtern hervor, welche eine ruhe oder einen zustand bezeichnen, mit *ga* zusammengesetzt aber die vorherge-

¹) Man sollte auch hier *gasaihriþ* erwarten. Indes ist der übersetzer in solchen dingen, welche ihm nicht durch seinen griechischen text vorgeschrieben wurden, vielfach inconsequent.

hende handlung. *Sitan* heisst „sitzen,“ *gasitan* „sich setzen.“ *Gasi-tan* kommt im präsens nicht vor, nur einmal im infinitiv für *καθήσθαι*. Mc. IV, 1 (*galesun sik du inma manageins filu, swasce ina galeifandan in skip gasitan in marcim*). wo jedoch der gotische ausdruck dem sinn besser entspricht. *Sat* also heisst *ἐκαθήμην*, *gasat* *ἐκάθισα*. Ebenso verhält es sich mit *gastandan*, wenn dies nicht *μένειν* bedeutet; *gastandan* heisst nämlich „bei oder auf etwas stehen,“ also „bleiben,“ vgl. Jh. VIII, 31 *jabai jus gastandip* (*μείνητε*) *in vaurda meinamma* und Luc. I, 56 *gastop* (*ἔμεινεν*) *Mariam mip izai*; daneben aber entspricht *gastop* dem griechischen *ἔστην* „ich stellte mich,“ wie Lc. VI, 8 *gaþ du þamma mann* — *urreis jah stand* (*στῆθι*) *in midjaim*. *þaruh is urreisands gastop* (*ἔστη*), vgl. Lc. VI, 17. VIII, 44. VII, 14. XVII, 12, während *stop* mit ausnahme von Mt. XXVII, 11 *stop* (*ἐστάθη*) *faura kindina* das griechische *εἰστήκειν* wiedergibt, vgl. Jh. VII, 37. XVIII, 5. 16. 18 und VI, 22. XII, 29. Wenn es aber Ro. XI, 20 heisst *þu galaubeinai gastost* (*ἔστησας*, Itala *stas*) und Jh. VIII, 44 *in sunjai ni gastop* (*ἔστηκεν*, aber Itala *stetit*), so beweisen diese stellen, dass dem übersetzer die ursprüngliche perfectbedeutung von *ἔστηκα* „ich habe mich gestellt“ gegenwärtig war; sonst wird *ἔστηκα* durch *standu* gegeben. Ein drittes zeitwort, das für die inchoativbedeutung der partikel *ga* deutliche belege gibt, ist *slepan*; *slepan* heisst *καθεύδειν* und einmal *κεκοιμησθαι*, *saislep* *ἐκάθευδεν* Mt. VIII, 24. *Gaslepan* ist nur I Cor. XI, 30 im präsens vorhanden: *in izvis managai siukai jah unhailai jag-gaslepan* (*κοιμῶνται* d. h. „schlafen ein“) *ganohai*; im präteritum heisst es „ich schlief ein,“ oder „ich bin eingeschlafen.“ Jh. XI, 11 *Lazarus frijonds unsar gasaizlep* (*κεκοιμήται*). *þaruh qeþun þai siponjos: jabai slepiþ* (*κεκοιμήται*) *hails vairþiþ*. I Cor. XV, 6 *þizeei þai managistans sind und hita, sumaiþ-þan gasaizlepun* (*ἐκοιμήθησαν*). Auch hier berührt sich *ga* mit *ana*, vgl. I Thess. IV, 14 *þans þaiei ana-saislepun* (*τοὺς κοιμηθέντας*).

Die aoristische bedeutung des *ga* erklärt nun auch zum theil, warum eine anzahl von verbis im präteritum immer oder vorwiegend mit *ga* verbunden erscheinen; in der einfachen sprache des Neuen Testaments ist überhaupt der aorist viel häufiger als das schildernde imperfectum. Freilich wird dadurch nicht erklärt, warum eine ganze anzahl selbst häufig vorkommender verba niemals *ga* haben, wie *bidjan*, *biudan*, *briggan*, *daupjan*, *dreiban*, *faginon*, *fraþjan*, *giban*, *giutan*, *gil-dan*, *graban*, *gretan*, *hafjan*, *haldan*, *letan*, *ligan*, *merjan*, *reisan*, *raisjan*, *saijan*, *rodjan*, *slahan*, *svaran*, *vahsjan*, *vairþan* u. a.

In verbindung mit dem conjunctiv des präteritum findet sich *ga* ziemlich oft in absichtssätzen nach vorausgehendem präteritum im haupt-

satz für den griechischen conjunctiv des aorist, und es bezeichnet vielleicht hier, wie beim präsens, die handlung als eine zukünftige. Mc. XVI, 1 *usbauhtedun aromata ei gasalbededeina (ἀλείψωσιν) ina*. Lc. XIX, 4 *usstaig ei gasehvi (ἴδῃ) ina*. Jh. VIII, 56 *Abraham sifaïdu ei gasehvi (ἴδῃ) dag meinana*. Jh. VII, 32 *insundidedun ei gafaifaheina (πίσωσιν) ina*, vgl. VII, 44 *fahan πιάσαι*. Mc. X, 48 *hrotidedun imma ei gaphahadedi (σιωπήσῃ)*, dagegen Lc. XVIII, 39 *andbitun ina ei phahadedi (σιγήσῃ)*. Jh. XI, 19 *gemun ei gaphrafstidedeina (παράμυθίσονται)*. Doch finden sich auch zahlreiche fälle, wo *ga* nicht steht, wie Lc. II, 27 *innattaikhun pata barn ei tavidedeina (τοῦ ποιῆσαι)*. Vgl. Jh. VI, 15. Ebenso verhält es sich wol in der sogenannten indirecten frage: Lc. XIX, 48 *ni bigetun hva gatavidedeina (ποιήσωσιν)*, aber VI, 11 *rodidedun du sis misso hva tavidedeina (τί ἂν ποιήσεις)*. Lc. V, 18 *sokidedun hraiva ina galagidedeina (θεῖναι)*. Anders ist jedoch Mc. VIII, 23 aufzufassen: *frak ina ga-u-hea-sehvi (εἴ τι βλέπει)*, d. h. „ob er wirklich“ oder „schon etwas sehe.“ Die vollendung der handlung ist durch *ga* bezeichnet Jh. XII, 18 *hausidedun ei gatavidedi (ἀντὸν πεποιημέναι) twikn*. Lc. XIV, 29 *niu frumist gasitands rahneif, manvifo habui-u du ustiuhan, ibai aufto, biþe gasatiledi (θέντος αὐτοῦ) grunduvaidju etc.* Lc. XIX, 15 *ei gakunnaidedi hra hvarjizuh gavaurhtedi (διεπραγματεύσατο)*.

In hypothetischen sätzen scheint der conjunctiv des præteritums mit *ga* dem griechischen aorist zu entsprechen, dagegen der conjunctiv ohne *ga* dem griechischen imperfect. Jh. XV, 24 *if þo vaurstou ni gutavidedjau (ἐπραξα)*, aber Jh. VIII, 39 *if veseif — tavidedeif (ἐποιεῖτε ἂν)*. Lc. X, 13 *if vaurþeina mahteis — airis þau gaütreigodedeina (ἂν μετενόησαν)*, Mt. XI, 21 freilich scheint nur *idreigodedeina* gestanden zu haben. Vielleicht ist auch Jh. XI, 32 *if veseis her ni þauh gasvulti* hierher zu rechnen, wongleich *sviltan* auch sonst fast stets (nur einmal *svalt*) mit *ga* verbunden ist. Unsicher ist auch Mc. XIII, 20 *jah ni frauja gamaurgidedi (ἐκολόβωσεν) þans dagans — akei in þize garalidane — gamaurgidu (ἐκολόβωσεν)*; *maurgjan* kommt nicht ohne *ga* vor.

Das participium der vergangenheit erscheint schon im gotischen bei denjenigen verbis, welche überhaupt das tempusbildende *ga* zulassen, überwiegend mit *ga* verbunden, und es vertreten solche participien selten das griechische particip præsens, wie *gagahaftiþ συμβιβάζομενον* Eph. IV. 16 und II Thess. I, 7 *izvis gaphraihanaim ἐμῖν τοῖς θλιβομένοις* (vgl. II Cor. IV, 8 *þraihanai θλιβόμενοι*), meist das griechische particip des aorists oder perfects oder in verbindung mit *visan* und *vairþan* den indicativ dieser zeiten. Dass aber *ga* auch hier oft den verbalbegriff nicht qualitativ verändert, sondern nur den im particip schon

enthaltenen begriff der vollendeten handlung verschärft, zeigen stellen, wie Jh. XII, 16 *bīpe gasveraiþs vas* (ἔδοξασθη) *Jesus* verglichen mit 23 *gam hveila ei sveraidau* (δοξασθη) *sunus mans*, und I C. X, 19 *patei galiugam saljada*, 20 *patei saljand* (θύουσιν) *þiudos* neben VIII, 10 *galiugagudam gasaliþ* (τὰ εἰδωλόθυστα) und X, 28 *pata galiugam gasaliþ ist* (τοῦτο ἱερόθυστόν ἐστιν). Ausschliesslich mi *ga* zusammengesetzt erscheint das particip folgender verba: *bairan*, *dailjan*, *domjan*, *filhan*, *arman*, *hailjan*, *hausjan*, *huljan*, *kiusan*, *lekinon*, *laisjan*, *lagjan*, *lausjan*, *marzjan*, *sigljan*, *supon*, *straujan*, *svinþjan*, *stojan*, *timrjan*, *taujan*, *trudan*, *saihvan*, *valjan*, *sakan*, *fullaveisjan*. In anderen fällen ist wenigstens das particip mit *ga* häufiger, wie bei *bindan*, *manvjan*, *satjan*, *tiuhan*, *vasjan*, *veihan*, *meljan* (einmal *melips*, über funfzigmal *gamelips*). Nur einmal finden sich *digans* und *gadigans*, *kanniþs* und *gakanmiþs*, *laþoþs* fünfmal, *galaþoþs* dreimal; dagegen nur *baidiþs*, *brukans*, *vagiþs* und *fastaiþs*, nicht *gabaidiþs*, *gabrukans*, *gavagiþs* und *gafastaiþs*.

Zum infinitiv tritt zweimal *ga* auf solche weise, dass dadurch der infinitiv eines griechischen perfects ersetzt zu werden scheint, II C. XI, 5 *man auk ni vaihtai mik minnizo gataujan* (ὑστερημένοι) *þaim ufar mikil visandam apaustaulum*, und Phil. III, 13 *ik mik silban ni þau man gafahan* (κατελημένοι); indes ist hier doch wol anders zu erklären; *gataujan* heisst „wirklich thun,“ „zu stande bringen,“ und in *gafahan* entspricht *ga* dem griechischen *κατα*. Vgl. Joh. XII, 29 *qefun þeihvon vairþan* (γεγονέναι).

Nicht zu verkennen ist die neigung des Goten, dem infinitiv nach *mag* ein *ga* zuzusetzen; wie es scheint, findet dieses besonders dann statt, wenn *mag* die negation bei sich hat; *ni mahta gabindan* heisst „er konnte es nicht dahin bringen zu binden.“ So heisst es Mc. III, 26 *ni mag gastandan* (σταθῆραι) (aber 24. 25 zweimal *ni mag standan* (σταθῆραι), bezeichnend für die geringe modification des sinnes, die *ga* hervorbringt und die daraus entspringende inconsequenz in der anwendung desselben), ferner *ni magt gataujan*, *ni magud gataujan*, *ni mahta gataujan*, *niu mahta gataujan*, *ni mag gasaihvan*, *ganiman ni magun*, *ni mahta gabindan*, *ni mahta galaugnjan*, *ni mahta guvagjan*, *nih gasviltan mag*, *ni mahtedun gafahan*. Ohne negation: dreimal *magt nik gahrainjan*, *magun gabauan*, *ei mageima gaþrafstjan*, *ei mageiþ gafahan*, *mahtedi galausjan*. Daneben stehen freilich: *hvaiva mag manna taujan*, *maguþ im vaila taujan*, *magjau taujan*, *mag tiuhan*, *magutsu drigkan*, *hvaiva magum kunnan* und mit negation: *ni maguþ taujan*, *ni mahtedi taujan*, *ni maguþ drigkan*, *ni mahtedun matjan*, *ni manna mag vaurkjan*. Bei der umschreibung des infinitivs passivi mit *mahts im* steht dreimal

ga: *hvaiva mahts ist manna gabairan, ni mahta vas guleikinon, ni maht ist gatairan þata gamelido*. dagegen auch *filhan ni mahta sind*.

Zum schlusse haben wir noch die verbindung von *ga* mit dem particip des activs einiger verba zu besprechen, wo es dazu diente das griechische particip des aorists oder perfects auszudrücken. So heisst es Mc. V. 26 *manag garfulandei* (καθοῦσα). aber Col. III, 13 *fulandans izvis misso* (ἀνεχόμενοι ἀλλήλων). Mc. VII, 13 *blauþjandans* (ἀκροῦντες) *vaurd gups* und Col. II, 15 *gablauiþjands* (θραμβείσας) *þo bairhtaba in sis*. Lc. VI. 36 *vairþaid bleiþjandans* (οἰκτιρμονες) und Mc. IX, 22 *gableiþjands* (σπλαγχνισθεῖς). Lc. I, 64 *þiuiþjands* (εἰλογόν) und Mc. VIII, 7 *garþiuiþjands* (εἰλογίσας), II C. X, 5 *tiuhandans* (ἄγοντες) und Lc. V, 11 *gatiuhandans* (καταγαγόντες). *Vairþands* steht zweimal für βάλων, und Mc. XII, 4 *stainam vairþandans* (λιθοβολήσαντες) *haubij vundau brahtedun* wäre das particip des præsens dem sinne angemessener. *garvairþands* steht einmal für ῥίψας. *Taujands* steht 17mal für das part. præs., 7mal für das part. aoristi an stellen wie Lc. X, 25 *hva taujands libainais aiveinons arþja vairþa*, (vgl. über diesen sprachgebrauch Krüger Gr. Spr. §. 53, 6 a. 8), nur einmal (Mc. V, 32) erwartet man ein particip der vergangenheit; dagegen steht *gataujands* zweimal für ein particip des aorists oder perfects. *Standands* steht 15mal für ἔστηκός. 2mal für στάς und σταθεῖς, *gastandands* 2mal für στάς und σταθεῖς. *Gastepands* heisst κοιμηθεῖς oder κεκοιμημένος, *slepands* καθέδων, *gasitands* 4mal καθίσας, *sitands* Mc. IX, 35 καθίσας, sehr oft καθήμενος, *gahaussjands* 37mal ἀκούσας, 4mal ἀκούων, *hausjands* 12mal ἀκούων, 8mal ἀκούσας. *Saihrands* endlich komt 7mal vor und steht nur Jh. XI. 45 für den aorist, *gasaihrands* dagegen steht 49mal für ἰδών und nur Luc. XIV, 29 für θεωροῦντες. Es ist also jedesfalls eine neigung des übersetzers vorhanden, bei gewissen verben dem mangel eines particips der activen vergangenheit durch die zusammensetzung mit *ga* abzuhelfen; *gasaihrands* konnte ihm bedeuten „zum sehen gelangend“ und war also von „gesehen habend“ nicht weit entfernt. In anderem sinne wurde *ga* mit dem particip verbunden in *ausona gahaussjandona*, wofür auch zweimal *hausjandona*, einmal *du hausjan* steht: es hiess hier „wirklich hörend.“ Mit unverkennbarem nachdruck steht *ga* Mc. XV. 29 *o sa gatairands* (καταλέων) *þo ath jah gatimrjands* (οἰκοδομῶν) *þo* („der du es so weit bringst dass“), und ähnlich, fast concessiv Ro. X, 20 *higitans* *vafþ þaim mik ni gasokjandam* (ζητοῦσιν), *svikunþs* *vafþ þaim mik ni gafraihnanam* (ἐπερωτῶσιν).

DIE INTENSIVEN DER DEUTSCHEN SPRACHEN.

Herr dr. Gerland hat vor kurzem eine schrift über die intensiva und iterativa und ihr verhältnis zu einander herausgegeben, deren inhalt ja allen beifall verdient, nur dass sie, wie uns scheint, zu eng gefasst ist; er findet die bildung der deutschen intensiven beruhend auf einer kürzung des wurzelvocal und auf einer verschärfung des die wurzel schliessenden consonanten, wie es z. b. der fall ist zwischen „raufen“ und „rupfen,“ zwischen „neigen“ und „nicken.“ Einfacher ausgedrückt steht aber die sache so, dass von den drei ablautstufen zweie dem präteritum anheim fallen und dass verbale ableitungen der zweiten ablautstufe, welche dem singul. präteriti zufällt, die factitiven, die der dritten ablautstufe, welche dem plur. präteriti zufällt, die intensiven gewähren, die allerdings, wenn sich noch andere consonantische anwüchse der ableitung ausschliessen, auch zuweilen noch iterative und andere nuanzierungen der bedeutung mit der intensiven bedeutung verbinden. Die intensität des sinnes besteht übrigens oft nur in einer stärkeren individualisierung und specialisierung — so wenigstens ist es ganz offenbar in der angelsächsischen und altnordischen mundart, höchstwahrscheinlich war es jedoch auch so in der altsächsischen, denn an einigen stämmen lässt es sich nachweisen durch beispiele, und dass wir es nicht bei noch mehreren können, liegt offenbar nur daran, dass die zahl der uns erhaltenen wörter eine verhältnismässig geringere ist, als die der angelsächsischen und altnordischen, und diese besonders nur in einem ernsten gedichte und wenigen anderen, aber auch durchaus ernsten aufzeichnungen enthalten sind, während intensiva hauptsächlich lebendigeren, namentlich auch subjectiveren stimmungen ausdrück gebenden äusserungen anzugehören pflegen. Im althochdeutschen steht die sache im wesentlichen dem angelsächsischen gleich — hingegen weiter hinauf im gotischen finden sich keine belege mehr dieser erscheinung. Es folgt übrigens ganz einfach und regelrecht aus diesem verhalten intensiver verbalbildung, dass sie nur statt haben kann bei den verbis, die den vier ablaufsreihen *i a u*, *i a â*, *î ei i*, und *iu au u* angehören, bei den von Grimm s. g. verbis der reduplication zweiter potenz aber eben so wenig eintreten kann, wie bei denen der ablaufsreihe *a, ô* — weil diese verba keine vocalisch unterschiedene ablaufsstufe für den pluralis präteriti besitzen. Wir wollen nun zunächst die sache an beispielen, und zwar zunächst, weil sie da am deutlichsten und vollständigsten hervortritt, an angelsächsischen beispielen näher betrachten:

1) *findan, fand, fundon* — *invenire; fundan, experiri* — also nicht bloss ein finden, sondern ein erfolgreiches vorwärtsgehen, stre-

ben. -- Dies beispiel ist eines der belege, die auch für das altsächsische gelten, da *fundôn* ebenfalls ein intensiv von *findan* im altsächsischen ist. *Fundjan*, *fundên* und *fundôn* scheinen auch althochdeutsche intensiva von *findan* zu sein.

2) *þringan*, *þrang*, *þrungon* -- *urgere*; *þryccan*, *premere*;¹ auch althochd. scheint *drukkian* die an die stelle von *drungian* getretene form des intensivs von *dringan* zu sein.

3) *stringan*, *strang*, *strungon*, scharf angezogen sein, starren, *rigere*; *strycan*, *mulgere*, melken; daher *strycel*, der euterstrich.

4) *stingan*, *stang*, *stungon*, stechen, stossen, *stimulare*; *stycian*, *styccan*, *þungere*; im ahd. *stungan* intensiv von *stingan*.

5) *drincan*, *dranc*, *druncon*, *bibere*; *druncian*, *dryncan*, *potare*.

6) *speornan*, *spearn*, *spurnon*, *calcitrare*; *spurnian*, *spurnan*, *calcaribus uti*, spornen; *spornetan*, öfter und plötzlich mit den fersen schlagen; alts. *spurnan*, zertreten. Auch ahd. *spurnan* intensiv von *spiran*.

7) *bëorgan*, *bearh*, *burgon*, *tueri*, *abscondere*; *borgian*, borgen, *sequestrare*, *burigan*, *byrgan*, *sepelire*. Auch ahd. *borgên* intensiv von *bërgan*.

8) *girran*, *gär*, *gurron*, *stridere*; *gurran*, *garire*, *gyretan*, öfter und plötzlich aufbrüllen, *rugire*.

9) *bërstan*, *bëorstan*, *bärst*, *burston*, *rumpi*; *burstian*, sich anstellen, als wenn man bersten wolle, daher sinnlich: vom sich aufrichtenden starrenden haar gebraucht (borste, bürste); sittlich: sich brüsten, sich aufblasen. alts. *brustian*, aufbrechen wollen, sprossen.

10) *brëgdan*, *brëdan*, *brägd*, *brugdon*, *invertere*, *subvertere*; *bryddan* (aus *brugdian* entstanden), *illaquicare*, *nectere*; *brodetan*, *omnino subuersum esse*, *tremere*, *convulsus esse*.

11) *gipan*, *gäp*, *gæpon*, *ore patulo stare*; *gâpan*, *gæpan*, *deridere*, *gâfelan*, *deridere*.

12) *hniþan*, *hnäp*, *hnæpon*, *caput inclinare*, *procumbere*, *cadere*; *hnâþian*, *hnæþan*, *dormire*, ahd. *nâfizan*, *dormitare*.

13) *bidðan*, *häd*, *bædon*, *ad genua alicujus procumbere*, *rogare*; *bæðan*, *precibus aliquem molestare*.

14) *sittan*, *süt*, *sæton*, *sedere*; *sætun*, *in insidiis subsidere*.

1) Diese wandelung des *ng* oder *nk* in *cc*, die im altnordischen weit häufiger ist. begegnet doch auch im angelsächsischen öfter, z. b. von *stringan* ist das factitiv *streccan* neben *strengan* für *strangjan*; neben *fangan* findet sich als factitiv *feccan*; — mit *lung* ist offenbar verwant *läccan*, fassen, ergreifen, herbeilangen.

15) *scrēpan*, *scrāp*, *scræpon*, *scalpere*, *radere*, schröpfen; *scræpan*, *strigillare*.

16) *rēcan*, *rāc*, *ræcon*, *constituere*, *in ordinem redigere*, *regere*; *ræcan*, *fortiter rem ad finem perducere*.

17) *sprēcan*, *sprāc*, *spræcon*, *loqui*; *spræcan*, *continuo alicui interloqui*, *dialogum habere cum aliquo*. Auch ahd. *sprāchan*, *sprāchēn* und *sprāchôn* intensiv von *sprēhhan*.

18) *vēgan*, *vāg*, *vægon*, *agitari*, *moveri*; *vāgian*, *vægan*, *vacillare*. Auch ahd. *wāgôn* intensiv von *wēgan*.

19) *ētan*, *ūt*, *æton*, *edere*; *ætan*, *educem esse*. Auch ahd. *āzig edax*.

20) *mētan*, *māt*, *mæton*, *metiri*; *mætian*, *alicui fines ponere*, *aliquid cohibere*, *temperare*; ahd. *māzôn* intensiv von *mēzan*.

21) *lēsan*, *lās*, *læson*, *colligere*, *legere*; *læsan*, *docere*, *aliquem eligere*, *ut sequatur*; ahd. *lêran* und *lêrēn* intensiv von *lesan*.

22) *bēran*, *bār*, *bæron*, *ferre*; *ge-bæran*, *se gerere*, *sich gebären*; auch ahd. *gabāran* und *gabārôn* intensiv von *bēran*.

23) *sēohan*, *seah*, *sāvon* (ältere form: *sægon*), *videre*; *for-sævan*, *contemnere*, *consulto negligere*.

24) *fēohan*, *feah*, *fægon*, *lætari*; *fāgetan*, *lætitia colorem mutare*, *erubescere*; auch ahd. *fāginôn* *exultare*, intensiv zu *fēhan*.

25) *vītan* *animadvertere*, *noscere* (daher *vitan*, *novisse*, *vāt*, *novi*, *viton*) — *vitian*, *vitan*, *animadvertere in aliquem*, *imputare*, *punire*.

26) *blican*, *blāc*, *blicon*, *album esse*, *splendere*; *blican*, *pallidum fieri*, *stupefieri*, *attonitum esse*; *blicsan*, *corruscare*, *fulgurare*. Auch ahd. *blichan* intensiv zu *blichan*.

27) *clīfan*, *clāf*, *clifon*, *adhærere*, *conjungi*; *clibbian*, *clibban*, *adhæsitare*.

28) *hīvan*, *hāv*, *hivon*, *formari*, *creari*, *formam*, *colorem adipisci*, *pingi*; *hivian*, *simulare*, *fingere*, *mentiri*.

29) *spīvan*, *spāv*, *spivon* oder *spigon*, *spuere*; *spivan*, *sputare*, *spigetan*, *plötzlich und heftig anspucken*, *spützen*.

30) *smītan*, *smāt*, *smiton*, *adiposum*, *lutosum*, *lubricum fieri*; *smitian*, *cacare*. Das ahd. hat zu *smīzan* *maculari*, *contaminari* ebenfalls das intensiv *smizzan* in dem compositum *bismizzan*, *delibuerere*, *illinere*.

31) *snīvan*, *snāv*, *snivon*, *ningere*; *snivan*, *continuo et spisse ningere*.

32) *rīhan*, *rāh*, *ricon*, *jungere*, *seriem constituere*; *ricetan*, *sæpe et firme jungere*, *viriliter continere*, *regere*.

33) *lîfan*, *lâf*, *lifon*, *relinqui*, *remanere*; *lifjan*, *libban*, *continuo remanere*, *vivere*; ebenso alts.: *lîban*, *manere*, *libbian*, *vivere*. Geradeso ahd. das verhältnis zwischen *lîban* (*bilîban*) und *lebên*, *vivere*.

34) *beôgan*, *beâh*, *bogan*, *inclinari*, *vergere*; *bogan* (aus *bugian*) *curvari*, *bogetan*, *pluries curvari*, *amfractus habere*. Ebenso ahd. *biogan* und dessen intensiv *bogên*. (*byegan* ist denominativ von *beâh*, *annulus*, *byg*, *amfractus*; die ältesten münzen der germanischen welt waren ringe: daher *bycgan*, *annulos*, *nummos dare*, *pendere*, *emere*, auch alts. *buggean*, *pendere*, zahlen, kaufen).

35) *beôdan*, *beâd*, *budon*, *offerre*, *irrogare*; *bodian*, *enuntiare*.

36) *fleôgan*, *fleâh*, *flugon*, *volare*; *flocgan*, *agminatim volare*, *flogetan*, *volitare*. Ebenso ahd. *fliogan*, *volare* und *flogarôn* oder *flogazjan*, *volitare*.

37) *cleôfan*, *cleâf*, *clufon*, *findi*, *dissecari* (auch transitiv, *findere*, *dissecare*); *clyppan* (aus *cluffian*) *ambabus manibus*, *brachiisprehendere*; *clâum biclyppan*, *unquibusprehendere*).

38) *deôfan*, *deâf*, *dufon*, *mergi*; *dufan*, *totaliter mersum esse*, *dementem esse*, toben; *doppetan*, *intermittendo mergi*, dann und wann plötzlich untertauchen, wie wasservögel. Ahd. entsprechen hier die wörter: *tiufan*, *mergere*; *tobên*, *insanire*, *mente excidere*.

39) *dreôsan*, *dreâs*, *druson*, *ferri*, *cadere*; *drusian*, *labi*, *excidere*.

40) *preôtan*, *preât*, *pruton*, *tædio affici*, *prudian*, *tædio esse*; ahd. *driozan*, *tædere*, *drozjan*, *protrahere*, *detinere*.

41) *spreôtan*, *spreât*, *spruton*, *excrescere*, spriessen; *spryttan* für *spruttian*, *pullulare*, sprossen.

42) *sleôpan*, *sléâp*, *slupon*, *silenter intrare vel abire*, *reperere*, schliefen, *induere*; *slupian*, schlüpfen; ahd. *sluifan*, *reperere* und *sluphên*, *induere*, *exuere*.

43) *reôfan*, *reâf*, *rufon*, *frangere*, *dirumpere*, *solvere*; *ryfian*, *lacerare*, *dissecare*.

44) *reôcan*, *reâc*, *rucon*, *fumare*; *rocetan*, rülpsen.

45) *leôfan*, *leâf*, *lufon*, *tueri*, *diligere*; *lufian*, *lofian*, *amare*, *laudare*, *lyffetan blandiri*; alts. *lobôn*, ahd. *liuban* und *lobôn*.

46) *lûtan*, *leât*, *luton*, *humilem esse*, *parrum esse*, *procumbere*, *latere*; *lutian*, *delitescere*, *torpere*.

Betrachten wir nun ebenso eine reihe beispiele der altnordischen mundart; es tritt übrigens schon aus dem angeführten deutlich heraus, dass nicht überall das intensiv auf kürzung des stammvocalen beruht, sondern bei der ablautsreihe *i a ú* im gegenteil auf verlängerung.

- 1) *svella*, *svall*, *sullum*, *turgere*; *syla*, *constipari*, *concreescere*, *gelare*.
- 2) *vella*, *vall*, *ullum*, *ebullire*, *fervere*; *gliu*, *calefacere*.
- 3) *brenna*, *brann*, *brunnum*, *ardere*, *uri*; *brynnu*, *reficere*.
- 4) *spirna*, *sparn*, *spurnum*, *calcitrare*; *spornu*, *terram calcare*, *contra calcitrare*, *resistere*, *sistere*, *cohibere*.
- 5) *snerta*, *snart*, *snurtum*, *tangere*; *snyrta*, *abstergere*, *purgare*.
- 6) *sitia*, *sat*, *sátum*, *sedere*; *sæta*, *subsidere in insidiis*.
- 7) *reka*, *rak*, *râkum*, *pellere*; *rækja*, *expellere*.
- 8) *biarga*, *barg*, *burgum*, *tueri*; *byrga*, *necessaria subministrare*, *bürge sein*, *geld darbieten*, *borgen*.
- 9) *gîna*, *gein*, *ginum*, *hiare*; *ginna*, *stultum agere*, *decipere alium se stultum simulando*, *inescare*, *seducere*.
- 10) *hrîna*, *hrein*, *hrinum*, *clamare*; *hrinna*, *fremere*, *crepare*.
- 11) *sîga*, *seig*, *sigum*, *lente decidere*, *deorsum ferri*; *siga*, *incitare*.
- 12) *svîpa*, *sveip*, *svipum*, *vibrare*, *celerare*; *svipa*, *celeriter movere und moveri*, *festinare*.
- 13) *klîfa*, *kleif*, *klifum*, *scandere*, *klimmen*; *klifa*, *mühsam in die höhe steigen*, *tædiöse loquendo repetere*.
- 14) *rîfa*, *reif*, *rifum*, *lacerare*, *rumpere*; *rifja*, *vertere*, *evolare*, *explicare*.
- 15) *hnîta*, *hneit*, *hnitum*, *confringi*; *hnita*, *concutere*, *compingere*, *nieten*.
- 16) *blîka*, *bleik*, *blikum*, *album esse*, *splendere*; *blikja*, *fulgurare*, *splendere*.
- 17) *svîka*, *sveik*, *svikum*, *proposito non stare*, *fallere*; *svikja*, *falsare*.
- 18) *vikja*, *veik*, *vikum*, *cedere*; *vikja*, *moveri*, *misceri*, *miscendo perire*.
- 19) *kliúfa*, *klauf*, *klufum*, *findere*; *klyfja*, *dirumpere*.
- 20) *liúka*, *lauk*, *lukum*, *claudere*; *lykja*, *circumcludere*, *occludere*.
- 21) *briota*, *braut*, *brutum*, *frangi*; *brytia*, *frustatim concidere*.
- 22) *fliota*, *flaut*, *flutum*, *fluere*; *flytja*, *deportare*, *evehere*.
- 23) *hniota*, *hnaut*, *hnutum*, *nectere*; *hnyta*, *ligare*.
- 24) *niota*, *naut*, *nutum*, *uti*, *adhibere*; *nyta*, *in usum convertere*.
- 25) *hriodða*, *hraud*, *hrudum*, *nudare*, *evacuare*; *hryðja*, *devastare*.

26) *riōða, raud, ruðum, cruentare, rubefacere; ryðja, rubrum reddere* (ist, wie es scheint, denominativ).

27) *hniosa, hnaus, hnusum, sternutare; hnosa, niti sine studio et energia.*

28) *kiosa, kaus, kusum* (oder *kurum*) *eligere, optare; kyssa, osculari.*

Ob nun das gotische schon ähnliche intensiva, wie wir sie eben in sächsischen, altnordischen und hochdeutschen mundarten gefunden haben, gehabt hat, und sie nur noch weniger zum vorschein kommen als in der altsächsischen mundart und aus denselben gründen, oder ob die gotische mundart diese verwendung des dritten ablautsvocales zu ableitungen noch gar nicht gebraucht hat, mag zuletzt ganz unentschieden bleiben; es scheint indessen doch das wahrscheinlichere, dass zugleich mit den ablautgesetzen überhaupt in unserer sprache auch diese art ableitungen ebenso wie die der factitiven mit dem zweiten ablautsvocal in gang gekommen seien, für welche ansicht das auffinden eines auf demselben ableitungsgesetz ruhenden intensivum im gotischen, wenn ein solches entweder in ganz unentdecktem sprachmaterial oder durch noch sinnigere durchleuchtung des schon vorhandenen sich erfinden liesse, den vollgiltigen beweis führen würde.

Diese einfachere zugleich und allgemeinere fassung der deutschen intensivbildung hat referent übrigens bereits 1861 in einem artikel des staats- und gesellschaftslexicons von Wagener (band VI. s. 184 ff.) darzulegen gehabt.

HALLE.

DR. LEO.

FREIDANKS GRABMAL IN TREVISO.

Schon in seiner ersten ausgabe von Vridankes bescheidenheit (1834) hatte Wilhelm Grimm die ansicht aufgestellt, dass unter dem verfassernamen Vridanc sich Walther von der Vogelweide verborgen habe, dass also Vridanc und Walther identisch seien. Zugestimmt hat dieser mit unablässigem fleisse, gelehrsamkeit und scharfsinn lebenslänglich von ihm gepflegten Lieblingshypothese Wilhelm Wackernagel (Geschichte der deutschen litteratur. Basel 1853. §. 79. s. 279). Ernstlich bekämpft haben die älteren germanisten sie eben so wenig wie Jacob Grimms gleichwertige und gleicherweise gepflegte Lieblingshypothese von der identität der Goten und Geten. Wussten sie doch, dass diese beiden Lieblingshypothesen keinen ernstlichen schaden stiften würden, und dass auch die irrthümer bedeutender forscher indirect der wissenschaft erheblichen und bleibenden gewinn bringen. Jacob Grimm begnügte sich in einigen

gelegentlichen sätzen (1844) seine abweichende ansicht auszusprechen. (Gedichte des mittellalters auf könig Friedrich I. den Staufer. S. 10), und Lachmann beschränkte sich (1843, zu Walther 14, 38) auf die wenigen meisterhaften zeilen, die ein muster feiner und zarter und doch zugleich wahrer und aufrichtiger kritik bleiben: „dass Freidanks gedicht davon [von überwundener trüber sehnsucht] nichts hat, und überhaupt nichts lyrisches, auch nicht ganz Walthers strenge in der politischen gesinnung und in der sittlichen, macht mir W. Grimms meinung, Freydank sei Walther, unwahrscheinlich, indem ich beider gedichte lese: ich zweifle wider, wenn ich in seiner feinen beweisführung die menge des treffenden betrachte.“ Eine ausführliche widerlegung schrieb noch bei W. Grimms lebzeiten Franz Pfeiffer (Zur deutschen litteraturgeschichte. Stuttg. 1855. s. 37—87), auf welche W. Grimm (1855, im zweiten nachtrage zu seiner akademischen abhandlung über Freidank) in würdigster weise antwortete.

Der schwierigkeiten, die seiner ansicht entgegentraten, war sich W. Grimm gar wol bewusst, und ist ihnen auch keineswegs ausgewichen; im gegenteil hat er selbst redlich beigetragen, sie ans licht zu ziehen. Zu ihnen gehört namentlich auch der umstand, dass noch zwei personen des gleichen namens auftauchen, von denen zu ermitteln und zu erweisen blieb, ob sie von dem verfasser der bescheidenheit verschieden seien oder nicht.

In den 1844 im vierten bande der Hauptschen zeitschrift für deutsches altertum durch Th. von Karajan veröffentlichten, zwischen 1295 und 1298 verfassten gedichten des Österreichers Seifrid Helbeling erschien ein Bernhard Freidanc, von welchem Helbeling eine anzahl sprüche in seine gedichte aufgenommen hatte, die sich zum theil auch in der Bescheidenheit vorfinden.

Für identisch mit dem verfasser der Bescheidenheit erachtete diesen Bernhard Freidanc Jacob Grimm (Gedichte auf Friedrich I, s. 10), jedoch ohne einen beigefügten beweis. Derselben ansicht schien Franz Pfeiffer beizupflichten (Zur deutschen litteraturgeschichte s. 66), doch ohne sich näher und bestimmter darüber auszusprechen. Dagegen erklärten ihn von Karajan (Haupts zeitschr. 4, 246), Haupt (W. Grimm, über Freidanc s. 22), Wackernagel (Litteraturgeschichte §. 79 s. 281) und Wilhelm Grimm selbst (über Freidanc s. 22 fgg.) mit guten gründen für einen zeitgenossen und einen österreichischen oder tirolischen landsmann Helbelings, der die Bescheidenheit des älteren Freidanc ungeschickt und plündernd nachgeahmt, oder in roher weise verderbend überarbeitet habe.

Schon 1841, im ersten bande der *Hauptschen zeitschrift*, hat Wilhelm Grimm selbst eine deutsche grabschrift eines deutschen dichters Freydanck mitgeteilt, die der Nürnberger bürger Hartmann Schedel um das jahr 1466 in Treviso gefunden und abgeschrieben hatte. Diesen zu Treviso begrabenen Freydanck halten Wackernagel (*Litteraturgeschichte* §. 79 s. 281) und Wilhelm Grimm (*Haupts zeitschrift* 1, 31. *Über Freidank* s. 25 und *Über Freidank*, zweiter nachtrag s. 4) für einen weit späteren, von dem verfasser der *Bescheidenheit* durchaus verschiedenen mann. „Ein Freidank der art [wie der rohe reimer Bernhard Freidanc bei Helbeling erscheint] mag nach Treviso berufen und dort begraben sein,“ sagte Wilhelm Grimm (*Über Freidank* s. 25), und belegte sein urteil mit triftigen gründen. Jacob Grimm (*Gedichte auf Friedrich I.* p. 10) war nicht abgeneigt die grabschrift auf den verfasser der *Bescheidenheit* zu beziehen, doch ohne sich bestimmt darüber auszusprechen. Franz Pfeiffer dagegen (*Zur deutschen litteraturgeschichte* s. 68 fgg.) bekämpfte auch diese ansicht Wilhelm Grimms, und suchte zu erweisen, dass die trevisaner grabschrift wirklich dem dichter der *Bescheidenheit* gegolten habe.

So stehen sich also über Freidanc noch mehrere einander widersprechende ansichten und aufstellungen gegenüber, und je höher wir den wert der *Bescheidenheit* zu schätzen haben, desto willkommener und wertvoller wird uns auch jeder beitrug zu endgiltiger erledigung dieser streitfragen erscheinen müssen. Zu bequemerer würdigung der nachstehenden abhandlung, welche uns endgiltig beweist, dass wir in dem zu Treviso begrabenen Freydanck nicht den verfasser der *Bescheidenheit*, auch nicht den Bernhard Freidank Helbelings, auch keinen lyriker der guten mittelhochdeutschen zeit, sondern einen spruchsprecher (vgl. Wackernagels *litteraturgeschichte* §. 95 s. 397 fg.) aus der zweiten hälfte des vierzehnten jahrhundert zu erblicken haben, lasse ich noch den wortlaut des Schedelschen berichtes folgen, wie ihn Wilhelm Grimm aus der Münchener handschrift cod. lat. 716. bl. 204 in *Haupts zeitschrift* 1, 30 fg. mitgeteilt hat.

„De Tarvisio.

Inter opuscula mea bonarum literarum opus Fridunci Rithmorum autoris extabat: quem mercatores ob sua lepida dicta ad urbem Venetorum vocarunt, in urbe Patavina mortem obiisse referebant. qua re moti eius sepulchrum in ea perquisivimus. tandem in muro primariae ecclesiae ab extra eius imaginem depictam reperimus, et eius epigramma telis araneorum per Georium Pfintzing praefatum [er war Schedels begleiter], mihi omni benevolentia coniunctissimum, plene

mundatum talem scripturam literis ac sermone theotonico exaratam perscripimus. sui quoque rithmi latina ac theotonica litera perscripti sunt.

Epitaphium Fridanci sepulti in Tarvisio.

Hye leit Freydanck

gar on all sein danck

der alweg sprach und nie sanck: —“

Zacher.

Der in Treviso begrabene deutsche dichter **Freydanck** ist daselbst in den jahren 1384—88 gestorben und ist demnach mit dem verfasser der Bescheidenheit und mit Helblings Bernhard nicht zu verwechseln. Schedel berichtet ja, dass die kaufleute den dichter nach Treviso berufen hatten, als die stadt den Venezianern gehörte (*ad urbem Venetorum vocarunt*), und dass sie im jahre 1466, 80 jahre nach Freydancks tode, aussagten, der dichter sei in der stadt gestorben, als diese den Paduanern gehörte (*in urbe Patavina obiisse referebant*). In Treviso haben die Paduaner ein einziges mal geherrscht, und zwar vom 2. februar 1384, an welchem tage Franz von Carrara in die dem österreichischen hause abgekaufte stadt einzog, bis zum 14. december 1388, wo sich Treviso der venezianischen republik unterwarf, die dasselbe schon früher einmal vom jahre 1339 bis 1381 besessen hatte. *S. Verei's storia della marca trivigiana.*

Der ein jahrhundert nach Schedel lebende trevisaner litterat Bartholomæus Burchelati hat im jahre 1616, bereits 68 jahre alt, ein *commentariorum memorabilium historiae tarvisinae locuples promptuarium* veröffentlicht, aber leider darin nur die vorzüglichern marmornen grabmäler beschrieben; p. 37 steht das verzeichnis derselben. Derselbe Burchelati hat 1583 (die jahreszahl p. 336, und findet p. 47 des *Promptuarium* bestätigung) unter dem titel *Epitaphiorum dialogi septem* in Venedig ein anderes werk herausgegeben mit dem vorwurfe, *quaecumque modo existunt in antiqua ac magnifica Patrum Minoritarum Basilica hic Tarvisii constituta in muris sepulchrisve monumenta mentione digna latinis characteribus exarata in unum codicem acervare* (pag. 2). Er beschränkte sich leider auf die lateinisch geschriebenen denkmäler, weil er kein sterbenswort deutsch lesen konnte, wie er selbst pag. 228 zu der unter den *Germanorum monumentis* aufgeführten grabschrift, *Hic jacet Antonius Bissinger de Weschendorff*, bemerkt: *quis hic fuerit, et quomodo verba eiusmodi valeant pronuntiarı, certe ignoro*. Deshalb hätte er auch Freydancks inschrift *literis ac sermone theotonico exaratam* vernachlässigen müssen, falls sie bei dieser kirche zum h. Franciscus zu

lesen war. Denn in dieser hatten die Deutschen ihre grabmäler, da Burchelati sagt, dass das *altare*, bei dem Bissingers denkmal stand, *satis constat quod a Theutonicis hic Tarvisii frequentius maiorique in copia antiquitus commorantibus erectum atque dotatum fuit, qui deinde ad inhumanda cadavera quatuor sibi suisque posteris sepulturas, duas extra templum in sepulchreto sub dio, duas istas pariter hic ante aram ædificarunt.* Hier würde darum auch Freydancks grab zu suchen sein, wenn Schedels worte es nicht absolut verwehren.

In Burchelatis Promptuarium p. 134 ist bei der erwähnung der herlichkeiten der domkirche zu lesen: *quid dicam de sepulchretis ac cimeterijs hinc inde, intus et extra, sub fornicibus, sub dio? nisi quod grandia omnia et sibi invicem respondentia.* Wenn dies letztere keine rhetorische figur ist, so würde das an der wand gemalte denkmal des deutschen dichters bei derselben kirche sicherlich keinen ganz entsprechenden platz finden können. Die façade der trevisaner domkirche wird gegenwärtig von einer in jüngster zeit ausgeweissten vorhalle im römischen stil gebildet, wo man keine inschriften zu sehen bekömmet. Von den zwei seitenmauern ist nur eine nicht angebaut, und in dieser ist ausser ein paar lateinischen steinen weder eine inschrift noch überhaupt ein anwurf zu sehen, worauf eine malerei gestanden haben mochte. Auch die aussenseite des presbyteriums ist ohne anwurf; nur in einem eck findet sich in beträchtlicher höhe ein gemaltes heiligenbild.

Ich will damit nicht behaupten, dass hier Freydancks verse, unter andern verhältnissen, nicht dennoch mochten gestanden haben. Gegenwärtig ist von den grab- und ruhestätten der domkirche nichts zu erblicken, obwol deren vor dritthalb jahrhunderten sich nach der aussage des Trevisaners eine ganze herlichkeit vorfand. Nur möchte ich mich überreden, dass unter Schedels worten *in muro primariae ecclesiae ab extra* nicht ohne weiteres die domkirche als die unstreitig vorzüglichste und älteste kirche der stadt zu verstehen sei, sondern dass Schedel damit möglicherweise auch die Franziskanerkirche gemeint haben kann, welche in ihrem bau zum theil uralt ist, und wegen ihrer vielen und besonders wegen der deutschen denkmäler für einen deutschen reisenden als die merkwürdigste und sehenswerteste um so eher gelten konnte. als ja selbst ein Trevisaner sie vor allen andern kirchen der stadt mit einer eigenen beschreibung ihrer sehenswürdigkeiten auszeichnen zu müssen glaubte. Bei ihrer hauptpforte von aussen war das grabmal des fürsten Gherardo da Camino bis in den anfang des gegenwärtigen jahrhunderts zu sehen.

Stand Freydancks denkmal in der mauer des domes, so ist es nicht mehr zu finden; stand es aber bei der 1300 den Minoriten übergebenen kirche, so könnte es möglicherweise noch entdeckt werden. Die Minoriten sind seit 1810, als Napoleon die klöster aufhob, nicht wider in ihren alten wohnsitz eingezogen; bis 1866 diente die kirche als artilleriesmagazin. Die façade und eine seite schauen auf einen platz, das presbyterium stand mit dem wohngebäude der mönche in verbindung; die andere längenmauer bildete die eine seite des viereckigen friedhofs. Spätere jahrhunderte, das 16., 17., 18. hatten an den vier einschliessungsmauern des friedhofs geräumige hallen angebracht, die zur bestattung der wohlhabenden dienten. Diese hallen wurden im september 1858 niedergehauen und die grabsteine mit inschriften schonungslos zertrümmert. An der seitenmauer der kirche, wo ein schwibbogen der halle abgerissen war, sah ich unter der überkleidung des mörtels einen mit schreiend roten und gelben farben gemalten spitzbogen hervortreten, welcher der obere theil einer gemalten nische gewesen sein wird. Würde man den mörtelanwurf, der die malereien durch jahrhunderte vor der ungunst der witterung geschützt hat, von dieser mauer abnehmen, die frische der von mir gesehnen farben bürgt dafür, dass auch eine bloss gemalte schrift leicht noch zu lesen wäre; und vielleicht könnte Freydancks grabschrift, könnten einige seiner — freilich unwichtigen — verse noch immer entdeckt werden.

VERONA, 8. JANUAR 1869.

JUSTUS GRION.

NEUGRIECHISCHE SAGEN.

In einer von dem metropoliten von Malvasia, Dorotheos, verfassten allgemeinen weltgeschichte, die im jahre 1763 zu Venedig in „vermehrter und verbesserter“ auflage erschien, befindet sich eine anzahl sagen eingeflochten, welche ich aus dem übrigen wuste der sechstehalb-hundert quartseiten herauszusuchen mir die mühe genommen und hier deshalb mittheile, weil sie manches nicht uninteressante bieten und gelegentlich auch für germanistische studien einigen wert haben möchten. Das buch selbst, dessen freundliche mittheilung ich Kausler verdanke, trägt folgenden titel: „Βιβλίον Ἱστορικῶν περιέχον ἐν συνόψει διαφόρων καὶ ἀξιοκρίστους ἱστορίας. Ἀρχόμενον ἀπὸ κτίσεως Κόσμου μέχρι τῆς ἀλώσεως Κωνσταντινιπόλεως, καὶ ἐπέκεινα. Συλλεχθέν . . . παρὰ τοῦ Ἱερωτάτου Μητροπολίτου Μονεμβασίας κυρίου Λωροθέου . . . Ἐν μετατυπωθέν, ἀξήθην, καὶ μετὰ πλείστης ἐπιμελείας διορθωθέν. Ἐνε-

τίησι . ραΐξγ'." Seine quellen hat der verfasser nirgends angeführt und nur in einem einzigen falle bin ich im stande gewesen, diesem mangel abhilfe zu leisten; dagegen habe ich sonst hie und da einige nachweise hinzufügen können.

I. Kain.

Obwol im alter erblindet lässt Lamech trotzdem von seinem lieblingsvergnügen, der jagd, nicht ab, auf der ihn dann stets jemand begleiten und ihm den bogen richten muss. So geschieht es denn eines tages, dass er durch ein versehen seines führers den Kain mit einem pfeile tötet und sich darüber sehr grämt. Der leichnam Kains blieb jedoch im walde unbegraben liegen und aus seinem kopfe entsprang eine stinkende quelle, aus der sich eine art bis dahin unbekannter würmer erzeugte; sie hatten vier füsse, kopf und ohren aber waren so gross wie die der grossen thiere (*μεγάλα ὡσάν ζώου*); und glauben einige leute, dass von jenen würmern (*σχοιλίηια*) die hunde (*σχιῆλοι*) herkommen. — Man sieht, dass der gleichklang der letztern beiden worte so wie überhaupt der von *Κάιν* und *ζών* anlass zu dem entstehen dieser sage gegeben.

II. Der bekehrte geizhals.

Einem hartherzigen geizhalse wird einst von einem schriftgelehrten in der Weisheit Salomonis der spruch gezeigt: „Wer barmherzig ist wider den armen, der leiht gott.“ Da verteilt er alsobald seine ganze habe unter die bedürftigen und behält nur zwei geldstücke übrig, so dass er von der zeit ab sehr kümmerlich leben muss. Endlich wird seine not so gross, dass er voll bitterkeit des herzens nach Jerusalem zu gehen und gott darüber vorwürfe zu machen beschliesst, weil sein wort ihn in so tiefes elend gestürzt. Unterwegs begegnet er zweien männern, die zusammen einen edelstein gefunden hatten und darüber stritten, wem er gehören solle. Als jener die ursache des zwistes vernommen, kauft er ihnen den stein für die zwei noch in seinem besitz befindlichen geldstücke ab, welche sie nun friedlich unter einander theilen können, während er selbst seinen weg fortsetzt. In Jerusalem angelangt zeigt er den edelstein einem goldschmidt, der denselben alsobald als den nämlichen erkennt, welchen vor längerer zeit schon der oberpriester von seinem leibrocke verloren hatte, so dass die ganze stadt darüber in die grösste bestürzung versenkt war; er rät deshalb dem derzeitigen besitzer des edelsteins, ihn ohne verzug dem oberpriester wider zu bringen, da er des reichsten finderlohnes sicher sein könne. Jener folgt dem rate, der sich auch als ein ganz vortrefflicher erweist: denn ein engel des herrn hatte bereits den oberpriester von dem vorgefallenen in kenntnis gesetzt und ihm befohlen, den widerbringer des steines mit jeglichem reichthum

zu überhäufen, zugleich aber auch ihn wegen seines geringen vertrauens auf gott und die heilige schrift zurechtzuweisen, was denn auch geschieht; so dass der nun wider reich gewordene zwar voll freude, aber auch mit erneutem glauben den tempel verlässt.

III. Jeremias.

Auf befehl gottes zieht Jeremias mit dem ganzen jüdischen volke bei nacht und nebel aus der babylonischen gefangenschaft fort und nach Jerusalem zurück (?), woselbst er eines tages während des gebetes tot niederfällt. Als man sich nun anschickt ihn zu begraben, erschallt vom himmel eine stimme, welche dies untersagt, da Jeremias noch lebe. Man bewacht ihn also drei tage lang, worauf er auch wirklich wider lebendig wird und gott den vater so wie seinen sohn Jesus Christus, den widererwecker der toten, laut zu lobpreisen beginnt. Als das volk dies vernimmt und sich erinnert, dass um der nämlichen verkündigungen willen der prophet Jesaias von ihren vätern mit hölzerner säge durchsägt worden war, so will es auch Jeremias zu tode steinigen. Er aber fleht zu gott, dass ein von seinen jüngern Baruch und Abimelech auf sein begehren herbeigebrachter stein, der ungefähr eben so gross ist wie er selbst, so lange seine gestalt annehme und die ihm zugedachte strafe erdulde, bis er alles, was er im himmel gesehen und gehört, laut verkündet habe. Sein gebet wird erhört und das volk kommt erst dann von seiner verblendung zurück, als Jeremias selbst nach beendigung seiner rede freiwillig aus seiner unsichtbarkeit austritt, worauf er den steinigungstod erleidet. Seine beiden jünger begraben ihn alsdann und setzen auf sein grab jenen stein, der seine gestalt angenommen, mit der inschrift: „*Οὗτος εἶναι ὁ λίθος ὁ βοηθὸς Ἰερεμίου.*“

IV. Augustus.

Der römische kaiser Augustus war der buhlerei sehr ergeben und namentlich zwang er ehemänner ihm ihre schönen frauen in den palast zu bringen. Sein weiser lehrer Athenodoros hatte ihm oft schon vorstellungen über dieses laster gemacht, stets aber vergeblich; da begegnete er eines tages einem vornehmen manne, der bittere thränen vergoss und welcher ihm auf befragen mittheilte, dass der kaiser ihm befohlen, sein weib in eine kiste eingeschlossen in den palast zu senden. Athenodoros heisst den klagenden gutes mutes sein; er wolle selbst statt der frau in die kiste steigen und es so einrichten, dass jenem daraus keine üblen folgen erwüchsen. Das anerbieten wird angenommen und die den Athenodoros enthaltende kiste dem kaiser überbracht, welcher, allein geblieben, dieselbe voll lüsterner erwartung öffnet; da mit einem

male springt sein lehrmeister mit gezücktem schwerte aus der kiste hervor und überhäuft Augustus mit den heftigsten vorwürfen wegen seines thuns. Voll todesfurcht wirft sich dieser ihm zu füssen und schwört einen feierlichen eid nimmer wider die ehre fremder ehefrauen antasten zu wollen, welchem gelöbnis er denn auch wirklich treu bleibt, indem er „von jener zeit an dem teufelswerk des ehebruchs entsagt.“

V. Titus.

Als Titus einst im sommer an der spitze seines heeres den ganzen tag hindurch marschiert war, bekam er in folge der anstrengung und der brennenden sonnenhitze so heftiges nasenbluten, dass er darob dem tode nahe kam. Als nun sein bruder Domitian sah, dass er durch den grossen blutverlust und den übermässigen sonnenbrand so schwer litt, liess er eine hölzerne kiste mit schnee anfüllen und ihn hineinlegen. Aber umsonst, denn Titus starb trotzdem.

VI. Die standhafte jungfrau.

Bei der allgemeinen christenverfolgung zur zeit Diocletians widerstand auch eine jungfrau allen lockungen und martern, durch die man sie zum abfall von ihrer religion verleiten wollte, so dass man sie endlich einem soldaten überlieferte, damit dieser sie zur unkeuschheit verführe. In dem hause desselben angelangt, versprach sie ihm, wenn er sie unangetastet liesse, eine salbe, die ihn gegen jede waffe unverwundbar machen sollte und welche sie denn auch alsobald aus wachs und öl bereitete; zum beweis aber, dass diese salbe die ihr zugeschriebene eigenschaft besässe, bestrich sie damit ihren hals und hiess nun den soldaten mit seinem schwerte aus allen kräften einen streich gegen denselben führen. Dies geschah; das ergebnis aber entsprach keineswegs der erwartung jenes, wenn auch vollkommen dem wunsche der jungfrau; denn ihr kopf flog ohne verzug vom rumpfe. so dass sie den doppelten zweck erreichte, ihre unbefleckte reinheit bewahrt und die krone des märtyrertums erworben zu haben. - - Diese legende findet sich auch im Orient wider, aus welchem sie vielleicht herstammt: denn die arabischen christen erzählen einen ganz gleichen vorfall, wonach eine ägyptische nonne sich durch die nämliche list vor den angriffen des khalifen Marvan schützte und dabei zur märtyrin der keuschheit wurde. S. Herbelot s. v. Marvan (Deutsche übers. 3, 325 b).

VII. Eine seltsame sitte.

In Rom herrschte ehemals die sitte, dass man jede ehebrecherin in das öffentliche bordell brachte und ihr zur schande dort mit pauken und

andern instrumenten musik machte. Kaiser Theodosios schaffte jedoch diese sitte ab. — Genaueres über dieselbe berichtet Socrates Hist. Eccles. 5, 18, wonach die schuldigen ehfrauen sich in einer kleinen zelle jedem, der da kam, preiszugeben gezwungen waren und dabei mit glöckchen geschellt werden musste, damit ihre schande offenbar würde. Auch Socrates nennt Theodosios als den, der diese seltsame strafe aufhob.¹

VIII. Zauberspiegel.

In der kaiserburg zu Constantinopel befand sich ein von kaiser Leo dem philosophen verfertigter zauberspiegel, worin man alles, was in der welt vorhanden ist oder vorgeht oder beabsichtigt wird, auf das deutlichste sehen konnte. Als nun jemand dem in wollüsten lebenden kaiser Michael, dem sohne der Theodora (also dem dritten dieses namens, der aber vor kaiser Leo dem philosophen regierte) eines tages die nachricht hinterbrachte, er habe in dem spiegel die kriegsrüstungen der Türken gegen Constantinopel gesehen und Michael, der eben an der tafel schwelgte, sich nicht stören lassen wollte, so liess letzterer den spiegel durch einen abgesanten diener in kleine stücke zertrümmern. — Diese so wie die folgenden sagen stammen vielleicht aus Glykas. Über zauberspiegel im allgemeinen vergleiche meine bemerkung in Benfey's Or. u. Occid. 3, 360 und in Pfeiffers Germ. 10, 410; ferner Bayle Dict. Crit. s. v. Pythagore 3, 746 ^{a. b.} (ed. 1730). Dass die im Or. u. Occ. erwähnte spiegelburg auch bei Mouskés (nicht Monoket) vorkommt, habe ich in den Gött. Gel. Anz. 1866 s. 1926 angeführt; was aber die *Tor de' specchi* betrifft, so bemerkt Comparetti in seiner schönen abhandlung über Virgil im mittelalter und den zauberer Virgilius (Nuova Antologia. Firenze 1866. heft I. 1867 heft IV und VIII) folgendes: „*Che il nome Tor de' specchi portato tuttora da una via di Roma si riferisca allo specchio maraviglioso di Virgilio è un' idea falsa di Keller, Hagen, Massmann ed altri. Gregorovius (Die Stadt Rom im Mittelalter IV pag. 629) ha ragione di credere che il nome di quella via provenga dalla famiglia De Speculo o De' Specchi che ivi ebbe la sua torre. Vero è però che chi visitava Roma avendo in mente le legende virgiliane*

1) *Εἰ ἦλω ἐπὶ μοιχείᾳ γυνῆ, οὐ διορθώσει, ἀλλὰ προσθήκη τῆς ἀμαρτίας ἐπιμωροῦντο τὴν πταίσασαν. Ἐν γὰρ πορνείῳ στενῶ κατάκλειστον ποιήσαντες, ἀναιδῶς ἐποιοῦν πορνείεσθαι, κώδωνάς τε σείεσθαι κατὰ τὸν καιρὸν τῆς ἀκαθάρτου πράξεως ἐποιοῦν, ὅπως ἂν μὴ λανθάνη τοὺς παρόντας [1. παρίοντας] τὸ γινόμενον· ἀλλ' ἔκ τοῦ ἤχου τῶν σειομένων κωδῶνων ἡ ἐρύβριστος τιμωρὰ τοῖς πᾶσιν ἐγρωρίζετο. Ταῦτα οὐκ ἤνεγκεν ὁ βασιλεὺς, πυθόμενος τὴν ἀναιδῆ συνήθειαν· ἀλλὰ κατέλυσε τὰ σεῖστρα (οὔτω γὰρ ἐνομαζέτο τὰ τοιαῦτα πορνεία) τοῖς ἄλλοις ὑποπίπτειν νόμοις τὰς ἀλούσας ἐπὶ μοιχείᾳ κελεύσας.*

poteva credere di trovare in queste la spiegazione del nome portato da quella località, e forse la Spiegelburg, a cui una versione tedesca del Mirabilia riferisce il racconto virgiliano, non è realmente altra che Tor de' specchi. Cf. Massmann, Kaiserchronik III pag. 454. In bezug auf die deutschen Mirabilia ist jedoch zu bemerken, dass sie die virgilianische erzählung nicht eigentlich auf die Spiegelburg selbst, sondern auf ein neben derselben stehendes gemäuer beziehen, s. Massmann a. a. o.

IX. Die marmorne schildkröte.

Kaiser Leo der philosoph verfertigte auch eine, oder nach andern angaben zwei marmorne schildkröten, welche in der ganzen stadt umherkriechend alle unreinigkeiten in den strassen wegfressen. Und immer, wann sie voll waren, begaben sie sich ans meeresufer und spieen das gefressene hinein, worauf sie ihren umzug von neuem begannen, so dass in der stadt jederzeit die grösste reinlichkeit herrschte. Diese schildkröten befinden sich zur zeit noch in dem kaiserlichen stall zu Constantinopel.

X. Die richterhand.

Derselbe kaiser Leo verfertigte ferner eine tafel aus rotem marmor (ἓνα μάραρον πορφυρόν) und befestigte daran eine rothe hand, die er den „gerechten richter“ (δικαιοχρῆτης) nannte und zu folgendem zwecke bestimmte. Immer nämlich, wenn bei einem handel käufer und verkäufer über den preis nicht einig werden konten, so begaben sie sich zu jener hand und ersterer legte dann so lange geldstücke in dieselbe, bis sie sich schloss, was ein zeichen war, dass die summe, ob gross oder klein, als kaufpreis hinreiche und der verkäufer musste damit zufrieden sein. So geschah es auch eines tages, dass zwei leute, die um den preis eines sehr wertvollen rosses nicht einig werden konnten, vor die hand hintraten und diese sich schon schloss, als der käufer erst ein einziges goldstück hineingelegt hatte. Indes es war nichts zu thun, widerrede nicht zulässig und der verkäufer begnügte sich also mit dem goldstück, obwol alle umstehenden sich über den so geringen preis eines so herrlichen pferdes wunderten. Allein dies starb in der nämlichen nacht im stalle des käufers, der für die abgezogene haut desselben gerade ein goldstück erhielt, so dass die tadellose gerechtigkeit der hand sich aufs neue glänzend bewährte. Auch dieses zauberwerk befindet sich noch jetzt zu Constantinopel im stalle des sultans, allein die halbe hand mit der handfläche und den fingern fehlt daran. was an das bekannte Lichtenbergsche messer ohne klinge erinnert.

XL. Die rache des genarrten kaisers.

Endlich wird von dem nämlichen kaiser noch berichtet, dass eine vornehme dame, in die er sehr verliebt war, ihn einst dazu beredete, sich des nachts in einem korbe zu ihr emporziehen zu lassen, wobei sie ihn aber auf halber höhe bis zum andern morgen schwebend erhielt, so dass er von allen leuten auf dem öffentlichen platze gesehen und ausgelacht wurde. Für diesen schimpf rächte der kaiser sich durch auslöschung alles feuers in der stadt, welches dann von jedem einwohner, der neues haben wollte, zwischen den schenkeln der nackt auf dem markte hingestellten dame geholt werden musste. — Man erkennt hier alsobald eine genau übereinstimmende episode aus der geschichte des zaubersers Virgilius, mit welcher letztern auch andere der oben erwähnten wunderwerke übereinstimmen; so z. b. der zauberspiegel, über welchen s. Val. Schmidt, Beiträge zur Gesch. der romant. Poesie s. 137. Rom. des Sept. Sages ed. Keller v. 3972 — 93; mit der marmornen schildkröte vergleiche man den die strassen von Rom des nachts auf kupfernem pferde durchreitenden mann von gleichem metall, der dieselben von allem schlechten gesindel reinigt; s. Simrock, Volksbücher 6, 345 ff.; die richterhand endlich ist eine *bocca della verità* in ihrer art. Wie dem aber auch sei, es zeigt sich eine offenbare verwantschaft zwischen diesen den zauberkundigen Leo und den zauberer Virgilius betreffenden sagen, die höchst wahrscheinlich östlichen ursprungs sind, wie ich namentlich in bezug auf die sage vom ausgelöschten feuer in Pfeiffers German. 10, 414 ff. nachgewiesen habe.

Die übrigen in dem oben genannten buche enthaltenen sagen bieten nur bekantes oder unbedeutendes, was ich übergehe.

LÜTTICH.

FELIX LIEBRECHT.

SETMUNT IN GOTTFRIEDS TRISTAN.

Die herausgeber des Tristan sind von Groote bis auf Bechstein (1, s. XXVII) über Gottfrieds worte 307, 22 *sô wirt mîn herze sâ zestunt græzer danne Setmunt* in zweifel gewesen: s. Pfeiffers Germ. 12, 321. Offenbar ist nicht das Siebengebirge gemeint, sondern der Septimer, über den man im mittelalter häufig aus dem südwestlichen Deutschland nach Italien zog. In den Stader annalen M. G. 16, 340 heisst es: *qui sunt de Suevia et hujusmodi regionibus, lacum Cumanum transeunt et vadunt per Sete Munt in suas regiones*. Lappenberg citiert dazu zwei stellen aus Ekkehards casus s. Galli, M. G. 2, 82. 102; in der ersten wird gesagt: *per Iovis itaque montem transiens ibat, per*

Septimum autem rediens, und ebenso nennen die glossen zu *Heinrici summarium* (Germ. 9, 24) neben einander *Mons iouis munt iob. Septem montes septimont*. Die deutschen kaiser und fürsten zogen zwar gewöhnlich über den Brenner nach Italien, doch zuweilen auch die strasse über Chur,¹ z. b. Otto I. im jahre 966 (Giesebrecht 1³, 492), Otto III. 996 (ebend. 674), Konrad von Zäringen 1127 (Otto von Freisingen 7, 17), Heinrich VI. 1194 (Th. v. Mohr, cod. dipl. Cur-Rätians 1, 232).² Auch Friedrich II. zog vielleicht 1212 über den Septimer, da er die gewöhnliche strasse bei Trient verlassen musste und sich nach Chur wante, dessen bischof sich ihm sofort anschloss (Schirmmacher 1, 82).

Die erste bestimmte erwähnung (vgl. Tac. hist. 3, 8) des weges über den Septimer scheint im *Itinerarium Antonini* (Vetera Rom. Itineraria ed. Wesseling p. 277) zu sein: *a Brigantia per lacum Mediolanum usque M. P. CXXXVIII. Sic. Curia M. P. L. Tinnetione* (Tinzen) *M. P. XX. Muro* (Castelmur im Bregeller thal) *M. P. XV. summo lacu* (la Riva am Comer see) *M. P. XX.* — In Th. v. Mohrs cod. dipl. wird öfter die *ecclesia beati Petri montis Septimi* genannt, zuerst 1, 32 als *senodochium sancti Petri* in einer urkunde Ludwigs des Frommen von 825 (die falsche ortsbestimmung der anmerkung wird im register s. 447 berichtigt). Schenkungen an dieses hospiz kommen wiederholt vor bis zum jahre 1337; hernach muss es verfallen sein. Tschudi, Grundtliche vnd warhafft beschreibung der vralten Alpischen Rhetie u. s. w. Basel 1538, nennt es nicht, obwol er öfter den weg über den Septimer beschreibt, z. b. Lij, rw., wo er auch das „wanderbüchlin“ des Antoninus erwähnt und Lij, rw.: *Vber disen Elbelen ist die gmein strass von Chur in Engadin zû wandern. Der Settmer ligt zerûrß am Julien, das dorff Stalla zû oberst in wildinen gelegen, vor zyten Binium, vnd noch in Churwälsch Beuio genannt, von wegen das sich daselbs die weg teylend über die Alpen, gat der ein zur lincken über den Julien, der ander zur rechten über den Settmer. Der Julien ist nit alweg wandelbar, von wegen siner höhe vnd wilde.* — Noch ein wichtiges zeugnis dafür, dass man im mittelalter von Chur aus lieber über den Septimer gieng als über den Splügen (im itin. Anton. wird dieser weg auch schon beschrieben), bietet Mohrs cod. dipl. 1, 397: zwischen 1272 und 1275 bittet der bischof Konrad II. von Chur das provinzialcapitel des predigerordens zu Regensburg angelegentlich ein haus in Chur zu errichten

1) Die urkunde, welche den übergang des erzbischofs Hatto von Mainz über den Septimer berichtet (im jahre 913, v. Mohr 1, 58). ist unecht: Giesebrecht 1³, 808.

2) Töche, Heinrich VI. s. 331 sagt zwar „über den Splügen;“ die regesten s. 668 geben: 22. Mai Chur, 26. Mai Chiavenna.

und fügt hinzu: *preterea cum civitas nostra in pede montis Septimi sita sit, domum ordinis vestri pro fratribus alpes in Lombardiam transituris necessariam haberetis, ut fratres transituri montana confortationem ad futurum laborem ibidem reciperent, reuertentes autem propter laborem recreatione necessaria eis et valitudine fouerent, nec oportet probos et honestos fratres confringi de cetero sicut hactenus per montes.*

Indem Gottfried den Septimer erwähnte, war er seinen Zuhörern und Lesern verständlich, zumal in Strassburg. Dass er selbst über die Alpen gezogen, lässt sich natürlich aus seinen Worten nicht sicher schliessen; mir kommt es aber wahrscheinlicher vor als dass er den Berg nur nach dem Hörensagen sollte genannt haben. Die urkundliche Nachweisung E. H. Meyers, Walther von der Vogelweide usw. S. 5, passt sehr wohl dazu.

Noch eine Bemerkung über die Form. Im Lateinischen ist der stehende Name *mons Septimus*, ein paar Abweichungen davon zeigen die im Eingang angeführten Stellen. Im Habsburgisch-österreich. Urbarbuch S. 140 werden die Grenzen der Grafschaft Lacs angegeben: *diu selbiu grâfschaft . . . vâhet an an dem wasser das heisset Langwar unde gât unz uf den Sepmen ze sant Pêter* usw., Pfeiffers irrthümliche Deutung des S. Peter berichtigt v. Mohr, *cod. dipl.* 2, 179. Die Form Septemer begegnet wohl zuerst in den Drachenkämpfen Str. 155 (v. d. Hagen), K. v. d. Rön Str. 51 hat Seitmen, s. *Haupts Zeitschr.* 12, 510. Wackernagel, die Umdeutschung fremder Wörter, 2. Ausg. S. 19, führt ausser Setmunt, Settimunt, auch Seftimont und Seftemunt an: sefremunt, wie in der Heidelberger Hdschr. des Tristan stehen soll, ist gewiss verlesen für seftemunt. Die Verderbnisse der Hss. BOR erklären sich leicht aus setmunt, Massmanns septimunt ist ohne Handschrift gesetzt.

WRIEZEN, 17. APRIL 1869.

OSKAR JÄNICKE.

EINE ALTE BEARBEITUNG DER „BÜRGERSCHAFT.“

Die Sage, die Schiller in seinem Gedichte behandelt, scheint im Mittelalter sehr bekannt gewesen zu sein. Vermutlich lernte man sie aus Valerius Maximus kennen, der einer der verbreitetsten und gelesenen römischen Schriftsteller in damaliger Zeit war. In die *Gesta Romanorum* c. 108 ist sie bereits aufgenommen (Keller p. 164. Grässe p. 212), und in den *Fiori di virtù*, einem um das Jahr 1320 geschriebenen Werke, welches dem Tomaso Leoni zugeschrieben wird (*Haupts Zeitschr.* X, 259),

begegnet sie uns in folgender gestalt:¹ *Della virtù d'amore si legge nelle storie Romane che volendo lo re Dionisio tagliare la testa a una, che avea nome Pitia, ella andò a domandare termine otto dì per andare a casa sua a ordinare sue cose, e 'l re rispose per beffe che lo farebbe, s' ella desse uno per sua sicurtà, che s' obbligasse di perdere il capo, s' ella non tornasse. Allora Pitia mandò per uno, che avea nome Damone, il quale l' amava sopra tutte le cose del mondo, e a lui disse il fatto. Incontanente Damone andò al re, e obbligossi per Pitia a tagliare la testa, se ella non tornasse; e Pitia si andò a ordinare le sue cose; ed essendo presso al termine, ogni persona si faceva beffe di costui per la matta obbligazione, ch' egli avea fatta, e egli non temea niente, tanto era la fede e lo amore della sua amica; sicchè alla fine del termine Pitia torno, secondo ch' ella avea promesso. Lo re, veggendo il perfetto amore, ch' avevano costoro insieme, si le perdonò la morte, acciochè così leale amore giammai non si partisse da loro. — Aus dem italienischen originale nahm Hans Vindler² diese erzählung in seine „*pluemen der tugent*“ herüber und gibt si in folgender weise:*

Von der tugent der lieb liest man das,
 850 *das ze Rom ain chunig was,*
der Dionisi was genant.
fur den pracht man zehant
ain weib: die hiez Physoia.
der selben frauen wolt man da
das haubt haben ab geslagen.
si sprach: „her chunig, nu lat euch sagen,
wann ich beger an ewer gnad,
das ich mir acht tag zil hab,
so wil ich hin haim in mein haus
 860 *und wil da mein dink richten aus.“*
der chunig sprach in schimpf also,
er wolt es tuen, mocht si in do
ain guet sicherhait gegeben,
ob si also nit gar eben
auf das selb zil chäm,
das man dem purgen dan das haupt nüm.

1) Ich theile dieselbe nach der ausgabe von Agenoro Gelli, Firenze 1855, p. 19 mit.

2) Hans, und nicht Conrad, wie ich auf den schluss der Innsbrucker hdschr. und die tradition gestützt früher annahm (s. Haupts zeitschr. X, 257), verfertigte wenigstens grösstenteils dies gedicht.

- Physoia die schickt do alzehant
nach ainem, der was Amore genant.
den selben het si aus erlesen*
- 870 *fur alle welt in irem wesen.
si sprach: „ich pit, Amore, dich,
das du dich hie stallest fur mich,
wann ich mus ee richten mein ding.“
der chunig sprach do zu dem iungeling:
„Amore, ich wil dir das hie sagen,
chumpt Physoia nicht in acht tagen,
so wirt dir zwar dein haupt genomen,
und sol Physoia nicht auf das zil wider chomen.“
iedoch versprach Amore der rain.*
- 880 *Physoia die gieng haim
und richtet aus alles ir ding.
iederman spottet des iungeling,
das er als närrisch het getan,
Physoia die wurd in lassen verstan.
aber Amore der wag es gar ring,
wann er west wol, das sein freundin
in nicht liess in solher not,
wann si läg ee tausent tode tot.
und do das zil her zu nu cham,*
- 890 *do cham Physoia und liez Amore gan,
als si vor verhaissen het.
das sach der chunig an der stet,
das die ganze lieb was in in.
da lies er erwaichen seinen sin,
das er ir alle schuld vergab
darumb, das ain soleich lieb nicht ab
solt also von trewen verderben,
und also wendet Amore Physoia ir sterben.*

Meines wissens ist dies die älteste deutsche bearbeitung dieses stoffes und deshalb wol einer veröffentlichung wert.

INSBRUCK.

ZINGERLE.

ZU SCHILLERS TELL.

Nachtrag zu bd. 1 s. 353 dieser zeitschrift.

Die zwei übersetzungsfehler Schillers, die Jänicke da endlich zur sprache gebracht hat, sind nicht die einzigen. Eben in den von Jänicke angeführten worten ist noch einer:

bis dass wir vor die felsplatte kämen.

Tschudis worte *biss man fur dieselb blatten käme* sind zu übersetzen: bis man über die platte hinaus, an ihr vorbei käme, genauer: gekommen wäre; d. h. der vorspringende fels wird von Tell als die schlimmste gefahr des scheiterns dargestellt, nicht als ort der rettung. Die schiffknechte sollen nur bis dahin noch sich anstrengen, von da an wäre es nicht mehr so nötig. Bei Schillers auffassung der worte hätte aber Tell fürchten können, seine wahre absicht zu verraten.

Übrigens sind wir wol dabei Schillern die erklärung schuldig, dass wir von ihm eine richtige übersetzung des Altdeutschen zu verlangen gar nicht das recht haben. Denn wie noch Jänicken das *vor* gleich *für* entschlüpft ist, so ist es, den gedruckten zeugnissen nach, noch gar nicht lange bekannt, dass *ziehen* auch kurzweg und förmlich *rudern* bedeutete, ja so entschieden ist das noch gar nicht gedruckt ausgesprochen. Im mhd. wörterbuche sind die beiden da angeführten stellen, die es beweisen konnten, ohne erklärung gelassen und auseinandergerissen (3, 921^b, 36. 923^b, 28), und die nur durch „rudern“ verständlichen stellen in Hartmanns Greg. 787. 804 fehlen. Dass sich die bedeutung aber bis ins Nhd. frisch erhielt, dafür sind vielleicht ein paar belege willkommen. Von dem gescheiterten Odysseus heisst es:

*mit schwimmen er kreffiglich zug
zum flosz und wider darauf sas* (setzte sich)

H. Sachs 1, 149^d (1558)

vom rudern mit den armen, wie wir ja noch reden. Ebenso von einem, der in der see badet und von einem meerweibe verscheucht wird:

*ich keret umb und zoch
zu land mit allen kreften.*

ders. 1, 290^a, auch 291^e.

in dem grossen schiff sol er (der gemeindeferge) haben dri rasten (ablösung im rudern), und welhen er heiszt ziehen, der sol es tuon. Weisth. 4, 353; kompt ein wind aus dem mer uns entgegen, also wir das segl streichen und die marinari an (d. i. an'n) rudern fort ziehen muesten

das wir mit rudern fortzogen. Die reisen des Sam. Kiechel (bibl. des litt. vereins in Stuttgart bd. 86) s. 181. — Ob man die fehler in Schillers übersetzung jetzt noch berichtigen dürfte? Er selbst, könnte man ihn fragen, würde es sicher guthessen und dafür danken.

LEIPZIG.

R. HILDEBRAND.

EINE ERGÄNZUNG ZUM BRIEFWECHSEL ZWISCHEN GÖTHER UND DEM HERZOG CARL AUGUST.

Vor langen jahren ward mir eine kleine autographensammlung geschenkt, in welcher sich auch ein eigenhändiges briefchen Goethes nebst der zugehörigen eigenhändigen antwort des herzoges Carl August befand. Beide briefchen beziehen sich auf ein gastspiel des tenoristen Antonio Brizzi, damals kammersängers in München. Sie reihen sich an die übrigen auf denselben Brizzi bezüglichen in dem von dr. Vogel herausgegebenen „Briefwechsel des Grossherzogs Carl August mit Goethe. Weimar 1863.“ no. 273. 274. 276. 277. 278. 280. 285. 286. 288, und zwar würden sie band 2 s. 30 zwischen no. 274 und 276 einzuschalten sein.

Beyliegend erhalten Ew. Durchl. einen unerfreulichen Brief von Brizzi, unser Engagement war freylich sehr förmlich und er kann anführen dass er seine Zeit nicht anders habe nützen können. Vielleicht findet Ew. Durchl. Einsicht dieser verwundeten Sache ein Mittel.

G.

22. 10. 10.

(den 22. October 1810.)

Wenn man die Moralität der Religion der Italienischen Künstler kennt, so kan man nicht läugnen dass Brizzi zu folge seiner Mor. Relig. Grundsätze recht hat. Ein Luther. moralisirter Künstler, der eben darum nicht auf 10 Monathl. Urlaub engagirt ist, hätte vielleicht anderst gehandelt. Jezt, da wir im Unrechte gegen einen Ital. uns befinden wäre es wohl am rathsamsten, für unser zu bezahlen nöthiges Geld, doch wenigstens etwas, sey es auch vorübergehende Töne zu haben, und Brizzi herkommen zu lassen: ihm aber dabey zu schreiben dass aus dem Sturme auf Lacerta schwerl. etwas werden würde, man aber gerne ihn sehen und hören, auch das Wohlgefallen an seinem Talent und Person ihm hier bezeugen würde.

C. A.

Der gütigen vermittlung des herrn buchhändlers dr. S. Hirzöl in Leipzig verdanke ich hierzu die nachfolgende sehr erwünschte erläuterung des herrn geheimen hofrathes und oberbibliothekars dr. Schöll in Weimar:

„Diese oper hab' ich nicht gleich constatieren können, vermuthe aber, dass sie der Sturm auf Lacerda hiess, und den sieg der Spanier über die Franzosen daselbst im j. 1793 zum inhalt hatte. Dann begreift sich, dass 1810 in dem damals dem Rheinbunde Napoleons annectirten, von den französischen behörden zu Erfurt mit mistrauen überwachten Weimar ihre aufführung hätte übel vermerkt werden können. Vielleicht war das vorausgegangene „sehr förmliche Engagement“ des damals in München als kammersänger blühenden Brizzi, auf welches Goethes anfrage zurück weist, im zusammenhang mit dem project, diese oper in Weimar zu montiren, auf ein mehrmonatliches gastspiel abgeschlossen worden, und hatte man, als in Weimar die vorbereitungen begannen, diese oper bei näherer kenntnis bedenklich gefunden und unter der nothwendigkeit, ein anderes repertoire zu entwerfen, Brizzis berufung zurückgenommen. Brizzi kam mit 2 söhnen und einem diener am 17. November nach Weimar und sang den Achill (in Paërs oper) am 28. November und am 1. 8. 15. und 19. December 1810. Er hatte wohnung, tisch, bedienung und wagen vom hof und erhielt eine tüchtige summe ducaten zum honorar (wie viel, weiss ich nicht mehr; erinnere mich aber, dass ich sie im hoffurierbuch notirt sah und sehr beträchtlich fand.)“

HALLE.

J. ZACHER.

EINIGE BEMERKUNGEN ÜBER HILDEBRANDS RHEINISCHEN ACCUSATIV.

Nachdem herr prof. Hildebrand auf der Würzburger versammlung der germanistischen section einige mittheilungen über den von ihm so bezeichneten „rheinischen accusativ“ gemacht hatte, fand der unterzeichnete noch im vorigen jahre gelegenheit an ort und stelle selbst diesem merkwürdigen gebrauche nachzuforschen und erkundigungen über denselben einzuziehen. In wie weit die resultate dieser nachforschungen mit den Hildebrandsehen mittheilungen, die nun auch ausführlicher im 1. bande dieser zeitschrift niedergelegt worden sind, übereinstimmen, mögen die folgenden zeilen darthun, die vielleicht um so mehr von interesse sein werden, weil sie gerade den dunkelsten theil der bisherigen untersuchungen, den Mittelrhein betreffen. In bezug auf Darmstadt (vergl. a. a. o.

s. 446) will ich zwar nicht in abrede stellen, dass dort durch dienstboten aus dem Odenwalde und von der Bergstrasse, vielleicht auch durch solche aus Oberhessen, ein accusativ *de* statt *den* eingeführt ist; allein weiter angestellte beobachtungen lassen es mir doch glaublicher erscheinen, dass man in diesem *de* nicht den nominativ, sondern den accusativ erkennen muss. Es ist nämlich eine vielfach widerkehrende und allgemein bekante nachlässigkeit der sprache des volkes, das *n* am ende unbetonter silben wegzulassen, wie z. b. im infinitiv der zeitwörter (man hört in jener gegend immer: *gebe, finde, nehme, hänge* u. a. für *geben, finden, nehmen, hängen*). In Würzburg hat de Vries diese nachlässigkeit als erklärung für das niederländische *de* (nominativ und accusativ) gelten lassen wollen, und nach meiner ansicht hat das *de* in Darmstadt die nämliche entstehung. Gerade im Odenwalde und an der Bergstrasse wird das *n* am ende unbetonter silben so allgemein weggelassen, dass es nicht befremden kann, wenn in Darmstadt nicht allein die kinder gebildeter häuser, sondern auch deren eltern, von den unteren klassen der bevölkerung gar nicht zu sprechen, sich im verkehr mit den bewohnern der benachbarten orte des Odenwaldes diese nachlässigkeit der aussprache angeeignet haben.

Etwas anderes ist es im bairischen Unterfranken und namentlich im Spessart. Dort wird nämlich der nominativ *der* (im dortigen dialekte *dar*) sehr häufig anstatt des accusativs *den* gebraucht, namentlich aber wenn der artikel ohne substantiv steht und betont ist. Hier lässt sich denn das oberhessische *uf dér tisch* öfters wider finden, und das von Hildebrand mitgeteilte „*kenscht dér da*“ kann hier in analogen beispielen nachgewiesen werden. Vielleicht würde nun zu erörtern sein, ob nicht die betonung auf den gebrauch von *der* statt *den* einen wesentlichen einfluss ausübt, und es wäre dann gerade darin der ausgangspunkt für eine spätere gründlichere untersuchung zu finden.

GERA, DEN 17. OCTOBER 1869.

DR. LUDWIG BOSSLER.

NIBELUNGENL. 1405, 4. (L.)

ich wæne niht, daz (Hagene) iuch noch vergiselt hât (AB).

Diese vielfach erklärte stelle erhält licht durch eine stelle aus der chronik des franciscaner lesemeisters Detmar (herausgegeben von Grautoff, Hamburg 1829), bd. 1, s. 103.

In der tyd wart de koningh van Denemarken lofe laten unde fin sone umme viftich dusent mark des satte he ghizele dre fine sone unde finer besten manne vele.

Nu merket rechte wrake over den koningh! Also he den olden greven arle vengh unte eme nam sin gud unde van em glüzele nam, also wart em mit derfulven mate weder meten: he warde vanghen unde beschattet unde vorghizelet.

Hier ist es ganz deutlich, dass *vorghizelen* heisst: jemand dazu nötigen, dass er geiseln stelle, wie auch in Eikes von Repgow Zeitbuch (herausgegeben von Massmann, Stuttgart 1857) s. 470: *he wart vorgiselt* im lateinischen texte heisst: *obsides ponere coactus est.* — So ist auch vielleicht im Nibelungenliede die stelle so zu deuten: „Folget Hagens rat, der immer gut gewesen ist; er hat euch nie in unglück gestürzt und in die lage gebracht geiseln stellen zu müssen.“ Unbequem ist nur, ich gestehe es, der activische ausdruck; das *vergiseln* ist sache des siegers und nicht dessen, der ursache der niederlage gewesen ist; passivisch gewendet *ich wane niht daz durch Hagene ir noch vergiselt sît* wäre der ausdruck klar und unzweideutig. Es ist indes zu bemerken, dass eine solche prägnanz des ausdruckes, wonach das, was jemand bewirkt, woran er schuld oder veranlassung ist, so dargestellt wird, als habe er es selber getan, weder den alten noch den neueren sprachen fremd ist.

USIK (MHD. UNSICH).

Die form des accus. plur. des pron. der ersten person *unsich*, die mhd. im 13. jahrhundert nur noch selten begegnet (s. Gr. Gr. 1, 782. Mhd. WB. 3, 190) findet sich im Mittelniederd. noch im 14. jahrhundert, z. b.:

vor osek unde vor alle dhegene, de dor ofek don unde laten willet. . . . vor osek unde vor alle rfe erren . . . Urk. v. 1315. Sudend. Braunsch. Lüneb. Urkb. I, s. 148, 18 u. 31.

wi betughet . . . dat wi osek forbunden hebbet usw. Urk. v. 1324. Das. I, 222, 27.

se scholen rfe unde dat fulwe stychte vordegedingen weder aller- malken. Urk. v. 1338. Das. I, 318, 22.

Al duffe vorfereuen stücke loue ik Gheuerd unde Her Segeband vor ufik unde rfen eruen usw. Urk. v. 1368. Lüneb. Urkb. 15. abth. s. 124.

BRIEFWECHSEL ÜBER DAS NIBELUNGENLIED

VON

C. LACHMANN UND WILHELM GRIMM.

Der güte des herrn Herman Grimm in Berlin verdanke ich die mittheilung eines briefwechsels, den sein vater Wilhelm Grimm mit Lachmann über das Nibelungenlied geführt hat. Es sind acht briefe, reichend vom 13. märz 1820 bis zum 20. sept. 1821, und zwar fünf briefe Lachmanns im original und drei briefe W. Grimms in sorgsam geschriebenen concepte. Welchen wert W. Grimm selbst auf diese briefe gelegt hat, geht daraus hervor, dass er sie nicht nur hat in buchform sauber einbinden lassen, sondern dass er auch auf hinter ihnen eingehafteten blättern sich ein register über ihren inhalt angelegt hat. Und in der that erregen und verdienen diese briefe noch heute unser lebendiges interesse. Wir erblicken in ihnen die beiden meister, denen wir hauptsächlich die grundlage für die echte wissenschaftliche erkenntnis und behandlung der deutschen heldensage überhaupt und des Nibelungenliedes insonderheit verdanken, in ihrer werkstatt, und begleiten sie bei ihrer arbeit des entdeckens und schaffens. Wir sehen, wie sie eifrig und redlich streben, sich aus dem banne damals gangbarer irriger ansichten zu befreien, und aus dem dunkel und dem irrtum die richtigen wege zu klarer und wahrer erkenntnis zu finden. Wir erkennen die keime und die ersten entwicklungsstufen dessen, was sie später als gereifte früchte in ihren gedruckten werken dargeboten haben. Wir stossen dabei zuweilen auch auf äusserungen, die sie später in ihren gedruckten werken entweder wesentlich verändert ausgesprochen oder auch ganz zurückgehalten haben; von diesen aber gilt dann was Wilh. Grimm im siebenten briefe so hübsch bemerkt: „Ich will Ihnen so bestimt und kurz als möglich meine Ansicht, aber nur aus freier Hand, niederschreiben, wie es sich grade fügen will. Ich thue dies sehr gern, weil ich Ihrem Scharfsinn und glücklichen Taet viel verdanken möchte, und auch ungern, weil ich gezwungen bin, was zum Theil nur Vermuthungen und schwankende Ideen sind, die ich absichtlich noch nicht festsetzen will, auszusprechen; doch ein Brief ist kein Buch, und sollten Sie in diesem einmal etwas anderes finden, so dürfen Sie mich nicht aus jenem widerlegen.“

Es war eine höchst schwierige und mühsame arbeit, welche diese beiden männer unternommen, und welche sie mit seltenem talent und ernstem einsichtigem fleisse derart gefördert haben, dass sie eine gediegene grundlage schufen, von so bleibendem werte, dass jede spätere forschung immer wider auf sie zurückgehen und an sie anknüpfen muss. Wir, die wir uns im vollgenuss des von ihnen erarbeiteten befinden, unterschätzen nur allzuleicht die schwierigkeiten, welche sie zu überwinden hatten. Das material, zum grossen theil durch die eifrige aber unkritische thätigkeit von der Hagens zusammengebracht, war noch sehr unvollständig und überdies höchst unzuverlässig, die beurteilung desselben aber noch sehr unreif, unklar und

schwankend. Abgesehen von Lachmann und den brüdern Grimm selbst hatte bis dahin bei weitem das beste über die Nibelungen A. W. Schlegel gesagt, schon 1803 in seinen zu Berlin gehaltenen aber ungedruckt gebliebenen vorlesungen,¹ und weiter in einigen 1812 im Deutschen Museum seines bruders veröffentlichten abhandlungen. Umfassende litteraturkenntnis, feiner sinn für poetische form und eigene dichterische begabung befähigte ihn, auch in der auffassung und beurteilung des Nibelungenliedes seine zeitgenossen zu überflügeln, und überdies seine ansicht in fesselnder und bestechender darstellung auszusprechen. Kein wunder also, dass auch so kundige und selbständige forser, wie Lachmann und Grimm, seinen bedeutenden einfluss empfanden und einige mühe hatten, das blendende und irrige in seiner darstellung vollständig als solches zu erkennen und von dem wahren und bleibenden abzusondern. Seiner natürlichen beanlagung gemäss sehen wir Lachmann auch hier ausgehen von der thatsächlich vorhandenen überlieferung, diese mit scharf und tief eindringendem kritischem blicke und sicherer methode prüfen, und von da aus seine schlüsse ziehen. W. Grimms ebenfalls in seiner naturanlage wurzelnde stärke erblicken wir aber grade in dem, worin eine hauptschwäche A. W. Schlegels lag. Die sage, ihr wesen und ihr leben, waren für den reflectirenden kunstrichter und kunstdichter Schlegel noch so gut wie unerkannte und unbegriffene dinge; Wilhelm Grimm dagegen lauscht mit der unbefangeneit und hingebung eines kindesgemütes dem wehen und weben des volksgeistes, und zum lohne dafür offenbart und vertraut ihm dieser seine geheimnisse, so dass W. Grimm der erste wurde, der uns eine würdige und richtige vorstellung vom wesen und leben der sage vermittelte.

Diese briefe bieten aber zugleich ein ebenso ehrenvolles wie liebenswürdiges zeugnis für den geist, der die beiden forser, wie überhaupt unsere grossen altmeister beseelte. Lachmann und W. Grimm, zwei so verschieden angelegte naturen, suchen einander gegenseitig; mit liebevollster theilnahme strebt jeder den andern zu begreifen und ihm gerecht zu werden. aber keiner verhehlt auch dem andern seine bedenken und zweifel, keiner verschweigt seine abweichende oder widersprechende ansicht. Das aber, was sie dennoch vereinigt und keinen miston aufkommen lässt, was sie ihr ganzes leben lang in ungetrübtter freundschaftlicher einigkeit erhalten hat, ist die in einem gediegenen und edeln character wurzelnde höhere einheit desselben neidlosen und uninteressierten strebens nach der wahrheit und nur nach der wahrheit.

Der wortlaut der briefe ist mit sorgsamere treue widergegeben worden; doch bin ich überzeugt durchaus im geiste der schreiber gehandelt zu haben. wenn ich eine auf einen noch lebenden bezügliche äusserung derselben zurückgehalten habe. Da aber die ausgaben und bücher, auf welche sich diese briefe fortwährend beziehen, grossenteils fast verschollen sind und sich nur selten noch im besitz eines privatmannes zusammenfinden, habe ich zur erleichterung für den leser den citaten die umschrift in die bezifferung der jetzt gangbaren ausgaben in eckigen klammern beigefügt, auch in anmerkungen unter der seite die titel der betreffenden bücher, abhandlungen und recensionen vollständig angegeben, so wie auch den wortlaut der angezogenen stellen mitgeteilt, und in dieser beziehung lieber etwas zu viel als zu

1) Gedruckt ist davon meines wissens nur der eine abschnitt „Über das Mittelalter“ in Friedr. Schlegels Deutschem Museum 2, 432 — 462. Die nähere kenntnis des übrigen verdanke ich der güte eines herrn collegen, welcher mir die handschrift der vorlesungen freundlichst mitgeteilt hat.

wenig thun wollen.² Alle meine zusätze aber in den anmerkungen habe ich durch ein beigeseztes Z. von dem inhalte der briefe selbst unterschieden.

HALLE, OCTOBER 1869.

J. ZACHER.

I.

LACHMANN AN WILHELM GRIMM.

An Herrn S. T. Wilh. Grimm.

Königsberg 13 Merz 1820.

Sehr grosse Freude hat mir Ihr neulicher lieber Brief gemacht. Ich hoffe, wir werden uns wohl verständigen, und mir ist es lieb die alten fast vergessenen Untersuchungen wieder aufzunehmen. Längst schon hätt' ich geschrieben; aber erst heut ist es mir gelungen die Leipziger Litteratur-Zeitung aufzutreiben. Die Haupt- einwendung gegen Ihre Recension¹ hab' ich doch neulich ganz recht angegeben; aber eben des Hauptnissverständnisses wegen konnten Sie meine Paar Worte in meinem Briefe an Ihren Herrn Bruder nicht verstehn. Das Einzelne ganz abgerechnet, geb' ich zweierlei zu: 1) An allem, was Sie nicht in meinem Sinn aufgefasst haben, will ich mich ohne Beweis schuldig bekennen. Ich hatte niemand, mit dem ich die Sache durchsprechen konnte, und hütete mich also nicht so vor Undeutlichkeit. 2) Manches hatte ich wohl selbst nicht klar durchgedacht, und ich leugne nicht, die damahligen Äusserungen Schlegels² hatten mich etwas bethört, so dass

2) Bei der beschäftigung mit dieser litteratur regte sich wider recht lebendig der wunsch nach einer Samlung der kleinen Schriften Wilhelm Grimms. Wie gegenwärtige briefe und die recension des buches Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth zu dem besten und bedeutendsten gehören was Lachmann gegenüber geltend gemacht worden ist, so enthalten überhaupt die vielfach verstreuten und oft der namensunterschrift entbehrenden abhandlungen und recensionen Wilhelm Grimms eine solche fülle von gelehrsamkeit und einen solchen schatz feiner und anregender gedanken, dass es im interesse der wissenschaft sehr zu beklagen wäre, wenn sie in solcher zersplitterung und theilweisen verborgenheit verkommen sollten. Dass eine Samlung der kleinen Schriften Lachmanns nicht minder ein längst gefühltes bedürfnis ist, bedarf kaum der erinnerung.

1) Wilhelm Grimms recension von „Carl Lachmann über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth. Berlin 1816.“ Anonym gedruckt in der Leipziger Literatur-Zeitung. 9. april 1817. no. 94. 95. sp. 745—760. Z.

2) Dies bezieht sich wol zunächst auf die (in die Böckingsche ausgabe der werke nicht aufgenommenen) abhandlungen A. W. Schlegels „Aus einer noch ungedruckten historischen untersuchung über das lied der Nibelungen,“ welche 1812 in beiden bänden des von Fr. Schlegel herausgegebenen Deutschen Museums erschienen waren. Dort heisst es z. b. 1, 531: „Ich glaube es einleuchtend machen zu können, dass die stärksten anachronismen in den Nibelungen zuerst wissentlich und mit vollem vorbedachte begangen worden, entweder um die dichtung durch sonst schon gefeyerte namen noch mehr zu verherrlichen, oder um einem mitlebenden fürsten zu willfahren.“ 2, 19: „Die thaten Rüdigers . . . waren durch die überlieferung gegeben: aber in der schilderung seiner gemüthsart und seines häuslichen lebens konnte manches hinzugefügt, manches lobpreisend ausgeschmückt werden; und der dichter that es mit einer unverkennbaren, ja ich möchte sagen, rührenden zärtlichkeit.“ u. s. w. In demselben sinne

ich vieles zu materiell genommen hatte. In den Worten wird sich das selten äussern, mehr im Schweigen, aber doch auch positiv in diesem Einen Puncte: Manches einzelne, was sich nach und nach gemacht hat, hab' ich der Absicht einzelner zugeschrieben.

Ich setze die ganze Hypothese hier vollständiger, wie ich sie jetzt ausgebildet habe, noch einmahl auseinander, ohne ins Einzelne zu gehen.

Die ursprüngliche Gestalt der Sage und ihre weitere Ausbildung geht uns nicht an für jetzt (— Hagen weiss freilich alles aufs Haar —) bis auf den Punct hin, wo sie sich so gestaltet,³ wie sie in allen deutschen Quellen enthalten ist, [Über d. ursprüngl. gestalt usw.] S. 87: „Kriemhilt's Rache an Siegfried's Ermordung durch Hagen und ihren Bruder geknüpft.“ So Nibelungen, Klage, Weltchronik⁴ (A. Wäld. 2, 130.), Rosengartenlied usw. — im Anhang des Heldenbuches sind wohl bloss Misverständnisse neuer Epitomatoren —. Einzelne Abweichungen sind dabei genug denkbar. Wenn ich den Urheber dieser Gestalt der Sage [Üb. d. urspr. gest. usw.] S. 87 den Dichter des deutschen Epos nenne, so meinte ich schon damals keinen Schlegelischen Selbstlügner, sondern der Dichter sind eben alle, welche die Sage so aufgefasst haben, man kann sagen, das Volk. Im Sinne dieser Fabel nun sind Lieder dagewesen, sie sind verändert, es ist hinzugedichtet, immer weiter in demselben Sinne fort, vieles in ganz verschiedenen Liedern und auf verschiedene, ja widersprechende Art, wie nun eben jeder das einzelne aufgefasst hatte oder sich selbst es unwillkürlich weiter ausbildete. Dass hier aber einzelne auch wieder Personen, um sie zu verherrlichen, und Örter und Sachen absichtlich hineingedichtet haben, ist mir keineswegs unwahrscheinlich. Ja die ganze Unterscheidung von Absichtlich und Unabsichtlich taugt hier nicht; denn wer weiss, wo der Selbstbetrug aufhört?

Nun erst kommen die Diaskenasten. Die Sammlung der Lieder in ein Corpus ist doch ein gelehrtes Werk. Sie haben alle Achtung genug vor den uraltheiligsten Liedern. Darum ändern sie nicht leicht. Aber sie nehmen Geändertes auf. So sind Wien, der Kapellan usw. gewiss in den Liedern gewesen, eh sie gesammelt wurden. Die Sprache mögen sie hie und da geändert haben, zugesetzt Beschreibungen der Kleider usw., die Einführung der Helden, die vergessen schienen, Mittelreime, Übergänge usw. Weggelassen mögen sie öfter haben. Warum ist alles vom Hort und den Nibelungen so dunkel? Sollten nicht, in diesen Liedern auch, Siegfried und die Nibelungen ehemals Riesen gewesen sein? Für Rie-

hatte sich A. W. Schlegel auch in der 1815 in den Heidelberger jahrbh. erschienenen recension der Grimmschen „Altdeutschen Wälder“ geäußert (Werke 12, 386): „Aber schon Pindarus glaubte, Odysseus habe wol nicht so viel erduldet, als der süßerzählende Homerus berichte, der seinen Lügen durch geflügelte kunst eine gewisse würde zu geben gewusst habe. Die dichter, welche absichtlich, um zu verschönern, erfanden, konnten nicht umhin, hiebei ihre eignen vertrauten zu sein.“ Z.

3) Am rande nachgetragen: in der Sage; ob auch im Gesange ganz ausgeführt bis ins Kleinste, ist einerlei. [Unter Sage oder Fabel versteh ich mehr als Erzählung und Gesang: den Gedanken und die Hauptpunkte der Dichtung, wie sie gedacht werden und in der Fantasie leben, nicht wie sie für Zuhörer in Worten ausgesprochen und ausgeschmückt sind.]

4) D. i. die fortsetzung von Rudolfs weltchronik durch Heinrich von München, aus dem anfang des 14. jahrhunderts. Vgl. W. Grimm, Deutsche Heldensage, no. 84. s. 205. Z.

sen konnte man sich im 13. Jahrhundert nicht mehr interessieren. Vielmehr hielt man all diese Sagen, zumahl sie nicht gehörig schriftlich gemacht waren, für lügenhaft. [Beiläufig. In der Stelle im Parcival kann ich gar nicht finden, dass Wolfram sich über die deutsche Sage lustig macht. Erst im Wilh. 172^b [= 384, 23. vgl. HS. no. 42. s. 64 fg.] hält er Witigs Thaten für übertrieben, *diu mære* von ihm für *krump*, unwahr;⁵ aber ohne Spott und ernsthaft; der Eine Punet, meint er wohl nur, sei entstellt; und nach dieser Stelle macht der Verfasser das Titurel sein: *So singent uns die blinden*, nämlich die Strassensänger.]⁶

Soleher Ordner nun nahm ich drei an, nur dass es mir selbst nicht ganz klar war: daher Sie es auch anders gefasst haben. Der erste, dessen Sammlung der Verfasser der Klage hatte. Diese, mein' ich, enthielt dem Inhalt nach unsern zweiten Theil nebst dem Anhang von der Klage, an Liedern und einzelnen Strofen manches das wir noch haben, meist aber anders lautende, auch in der Fabel abweichende Lieder. Nur diese Sammlung allein hatte der Verfasser der Klage, und keine andre Lieder oder Sammlung dazu. Ich nenne diese Sammlung [Üb. d. urspr. gest. usw.] S. 66: „eine andere Reihe theils derselben theils anderer Lieder.“

Die zweite Sammlung ist die noch jetzt erhaltene zweite Hälfte unserer Sammlung, ganz in ihrer jetzigen Gestalt. Dass der Ordner dieses Theils anders verfuhr als der des ersten, ist offenbar. Dieser hat alles weit enger verbunden und mehr ausgeglichen. Ein Plagiat braucht er eben nirgend am ersten begangen zu haben; wer sagt uns, dass er ihn kannte? Der zweite Ordner, der des zweiten Theils.

Der dritte Sammler, dessen Werk das unsrige ist, nahm ganz die zweite Sammlung auf — mit wenig oder keinen Veränderungen; ob er etwa eine Einleitung wegliess, wissen wir nicht — und fügte die Lieder des ersten Theils, die er im Volk aufgriff, hinzu. Von dieser dritten Sammlung behauptete ich, sie sei neuer als der Parcival. Denn woher kämen doch sonst *Azagouc* und *Zazamank*? Auch manche französische Wörter hat Hartmann noch nicht, sondern sie erscheinen erst in den Nibelungen nach Wolframs Vorgang — *kövertiure*, *garzûn*, *pfelle von Arabi*, *von Ninnivê* usw.⁷ Hierüber müssen wir einmahl die drei Dichter genau vergleichen: bewiesen scheint mir die Sache schon durch *Azagouc* und *Zazamank*.

Das Verhältniss des ersten und zweiten Ordners erhellt aus den Untersuchungen über das Verhältniss der Klage zu unserem zweiten Theil. Der zweite und dritte unterscheiden sich selbst durch die Sprache, in den Reimen. Gemeinschaftlich haben sie zwar manche Reimfreiheit: 1) *Ûtên*, *degenê* und *andere*, was ich in dem Briefe an Ihren Herrn Bruder aufgezählt habe, als männliche

5) Wh. 385, 1. *Man sol dem strîte tuon sîn reht:*
dû von diu mære werdent sleht.

Z.

6) Tit. str. 3312 ed. Hahn = cap. 24 str. 255 oder str. 3401 des alten drucks. vgl. W. Grimm, HS. no. 79. s. 175. Diese beiläufige bemerkung Lachmanns bezieht sich widerlegend auf Schlegels äusserungen, Deutsch. Mus. 1, 511 fg. vgl. 2, 7. Z.

7) *Azagouc* 417, 6 u. anm. Parz. 234, 5.

Zazamanc 353, 2 u. anm. Parz. 16, 2 u. ö.

covertiure 1819, 2. Parz. 145, 21 u. ö.

garzûn 222, 1. Parz. 18, 23 u. ö.

pfelle ûz Arabi 535, 3. vgl. 776, 2. Parz. 71, 25 u. ö.

sîde von Ninnivê 793, 1. *phell von Ninnivê* Parz. 235, 11. 306, 13.

Z.

Reime auf *en* und *e*. 2) Sie reimen *ÂN* auf *AN*, und *ËGE*, *ËGEN* auf *EGE*, *EGEN*. 3) Beide haben Participia auf *ôt*, und *sin* für *sun*. Beides verschmähnen die meisten dichter. 4) Beide haben *milt* für *milte*. Aber nur der zweite hat 1) noch andre, falsche Reime: *Giselher*. *Volkêr* 6913 [Hgn.] (6630 [Myll.]) [= 1662, 1], *hër*: *Rüedegêr* 8827 [= 2117, 3], *hër*: *mêr* 8524 (geändert in *E*, 8524). *hër*: *mêr* 6403, nur SGall.⁸ *naht*: *brâht*, *bedâht* 5813 [Hgn.] (5534 [Myll.]) [= 390, 1], 6647 [Hgn.] (verändert in *E* [= C] 6364 [Myll.]) = [1598, 3]; mit veränderter Form, *gesit*, welches *gesite* heissen sollte, auf *git* 6229 [Hgn.] (5950 [Myll.]) [= 1494, 1 AD], *Gêrnôt*: *tût* 8431 [d. i. 8481 Hgn. = 2033, 1] in *E* [= C] geändert 8178 [Myll.], *Marschalk*: *bevalch* 6961 [Hgn.] (6674 [Myll.]) [= 1674, 1], *verch*: *werk* 8947 [Hgn.] (8640 [Myll.]) [= 2147, 3]. 2) Die Formen *vorderôst*, und *dû* für *dô*. — Hingegen nur der dritte hat: 1) *mit*, *ich bit* usw. statt *mîc*, *bitê* usw. im Reim auf *Sifrit*. 2) Die Sprachfreiheiten *trût* und *Ortwin* im Dativ — ohne *e*. [von *Huonenlant*, in *Ôsterlant* ist regelrecht.] 3) wirkliche Sprachfehler: *pflegen* schwach decliniert statt *pfeye* 16 [= 4, 4]; denn sollt' es Infinitiv sein, so müsste *in ir pflegene* stehn. *frun* für *frumen* 507 [Hgn.] (491 [Myll.]) [= 123, 3], wie *Eneit* 10149. (*Der sehârn* statt *schar* 2063 [= 481, 3 B] ist bloss ein Schreibfehler in SG. [= B]). Das *er lit erflagene* in der zweiten Sammlung 6917 [Hgn.] (6635 [Myll.]) [= 1663, 2] ist kein Fehler; es ist die Adverbialendung.

Auf die drei Ordner folgen die Kritiker. In B [= A] nämlich (nach Hagens Bezeichnung der hdss.⁹) ist, wie ich glaube, bis auf Schreiber-Willkühr und Versohn die dritte Sammlung echt enthalten. Die beiden späteren Kritiker, der San-Galler, d. h. der Urheber der Quelle der San-Galler Handschrift [= B], und der Hohenemser in E [= C], sind nicht zu verkennen. Woher nahmen sie Veränderungen und Zusätze? Theils ohne Frage aus sich selbst — theils aber auch aus dem lebendigen Volksgesange. Vom Hohenemser ist das letzte aus manchen der neuen Strofen klar; ob eben aus denen, die von Lorse handeln und von Otenhein möcht' ich bezweifeln — hier könnte er Sagen selbst versificiert haben, der Klage zu Lieb —; weniger möchte es von dem San-Galler zu beweisen sein, wenn nicht etwa aus dem *geswârû* [421, 6 BCD] (Grammat. S. 518), welches ein Dichter der Zeit schwerlich selbst gewagt hätte. [Doch wer weiss? Sollte nicht in Wolframs Wilh. 207 a *erhaben* statt *erheben* stehn?] ¹⁰ Manche der eingeschalteten Strofen sind freilich gut und sagenmässig.

Meinte Eschenbach im *Parcival* eine Sammlung, so ist es nicht die erste gewesen, wenn Rumolds Rath nicht darin vorkam, welches aber doch der Fall gewesen zu sein scheint, Kl. 4225 [Hgn. (1810) = 4090 Myll. = 2009 Lehm.] [*ûz jime râte*, seiner Fürsorge entzogen?]: nur ist auffallend, dass Eschenbach [Parz. 421, 7]

8) Ist verschrieben! Es soll heissen: „*hër*: *Rüedegêr* 8827 [= 2117, 3] (geändert in E, [= C, bei Myller] 8524), *hër*: *mêr* 6403 nur SGall [= 1537, 3 B].“ Ausserdem ist die aufführung des reimes *hër*: *mêr* ein auch schon von W. Grimm bemerkter und im siebenten briefe berichtigter irrthum; denn derselbe reim begegnet auch in der ersten hälfte des Nibelungenliedes 1697 Hgn. = 400, 1. Z.

9) In v. d. Hagens ausg. von 1810. s. III. der „Vergleichung der Handschriften.“ Z.

10) Casparson, nach der Casseler hds.:

wir sôh si werdâkliche irhaben

Lachmann 462, 24, nach den übrigen:

wir sôh si werdêlicher habn.

Z.

gerade die kühnen Nibelunge nennt, wie sie doch in der Klage nie heissen. Dass Eschenbach die zweite gekannt hätte, dagegen wäre nichts einzuwenden. Dass es nicht die dritte war, folgt aus dem obigen. Leicht hat er aber auch gar nichts von einer Nibelungen-Sammlung gewusst.

Mit der Vermutung bei Anm. 12. (Volker) [Üb. d. urspr. gest. usw. s. 21 fg.] meinte ich den zweiten Sammler. Mit dem ritterlichen Diaskeuasten [ebdas. s. 21] aber (die griechischen Namen klingen zwar hier toll genug, passen aber gut, damit man sichs auch beim Homer recht denke) steht es wohl zweifelhaft; es mag eher ein kampfgewandter Fahrender gewesen sein.

Es war mir bequemer, meine Ansicht auseinander zu setzen, als Ihre Einwendungen einzeln durchzugehen. Ich denke, es ist so auch alles deutlicher geworden, und Sie werden ja leicht herausfinden, wo Sie mir nicht beistimmen können. Ich erwarte begierig Ihre Antwort; über einzelnes zu reden, wird sich dann auch Gelegenheit finden. Schreiben möcht' ich nichts wieder über die Nibelungen. Hagen hat sie nun Einmahl gepachtet, er gilt für ihren Pfleger und Hüter, wenn er sie auch abwürgt. Ich hatte in aller Unschuld und Freude mit nicht geringem Fleiss untersucht, Ihr Bruder hatte sich freundlich dafür erklärt, Sie auch (wiewohl freilich am Ende der Zweifel so viel werden, dass man nicht mehr weiss was stehn bleibt, auf jeden Fall war aber deutlich, dass Ihnen die Sache nicht Wind schien), und doch meinte Hagen, einige Schimpfworte und ein vornehmes, „Einem ist eingefallen,“ sei genug mich todzuschlagen.¹¹ Nun gut; ich will todt sein und, sowen-

11) Fr. Hr. von der Hagen, Die Nibelungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer. Breslau 1819. s. 184 fg.: „Dennoch halten einige die Nibelungen auch für ein bänkelsängerisches Volkslied, wie etwa die kurzen Lieder vom Hörnen Siegfried, von Hildebrand und seinem Sohn. Anderen dagegen sind sie bloss ein schriftgelehrtes Rittergedicht, wie die aus dem Wälschen übertragenen. Zuletzt ist einem eingefallen, beides gewissormassen zu verbinden, und nachdem die alte Vorstellung von der rhapsodischen Entstehung Homers schon auf die Bibel, ja sogar auf das Evangelium, angewandt worden, solches auch für die Nibelungen zu versuchen: aus vielen einzelnen Romanzen sind sie wild aufgeschossen, bis einer sie auf den Faden gezogen, geordnet und verbunden, besonders den vordern Theil an den hintern, die eigentliche Nibelungen Noth gefügt, und endlich einer und mehre das Ganze noch geglättet und ausgebügelt haben; wobei man aber die einzelnen Lieder, in ihren verschiedenen Manieren, so wie die Einschiebsel, Ansätze und Nähe noch deutlich spüren, und durch die Scheere alles noch ziemlich herstellen kann. -- Aber auch auf diesem Wege können wir nicht zu einem Homer kommen, noch weniger, als die Griechen, wo diese scheinbar natürliche, doch eigentlich ganz künstliche Hypothese noch eher Sinn hat, bei der Endlosigkeit des Homerischen Epos. Dieses hyperkritische Wittern, welches mit zweischneidigem Messer jetzo in der Litteratur, besonders in der klassischen, gespenstisch umgeht, vermisst sich nicht weniger, als dem alten Schriftsteller über die Schulter ins Buch zu schauen, wie er geschrieben hat oder eigentlich hätte schreiben sollen, ja was er für Urkunden vor sich gehabt, und wie er sie benutzt oder missverstanden hat, — und verliert so allen Sinn für grossartige Persönlichkeit. Es hat noch eher Bedeutung bei solchen, die, durch lange vorliebende Beschäftigung mit ihrem Autor fast eins geworden, sich wol etwas gegen ihn herausnehmen dürfen: die aber so frisch vor der Faust weg in alles hineinschneiden, und sogleich allen am Zeuge flicken wollen, sollten sich doch erst noch etwas besser besinnen. Auf solche leichtfertige Weise liesse sich darthun,

nig ich es sonst gethan, auch künftig nicht „allen am Zeuge flicken.“ Aber lieb wäre mirs, wenn wir durch freundliche Mittheilungen nach und nach etwas tüchtiges herausbrächten. — Was macht Ihr Reinhard Fuchs? — Leben Sie wohl. Achtungsvoll der Ihrige

C. Lachmann.

2.

WILHELM GRIMM AN LACHMANN.

[Cassel 31.] Mai 1820.

Wenn ich Ihren Brief vom 13. März erst heute an letzten Mai beantworte, so müssen Sie nicht glauben, dass ich ihn mit geringer Theilnahme gelesen bei Seite gelegt und jetzt erst hervorgesucht habe. Im Gegentheil er war mir sehr werth und lieb, ich wollte ihn aber nicht eher beantworten, als bis ich eine Arbeit über deutsche Runen, in die ich mehr durch einen Zufall, als durch Neigung gerathen war und die mir mehr Mühe gemacht hat, als sie wahrscheinlich werth ist, beendigt hätte,¹ damit ich zu den Betrachtungen über unsern Gegenstand, an den ich durch Bearbeitung des Rosengarten noch näher geknüpft werde, ungestört zurückkehren könnte.²

Wir fangen also beide damit an, dass wir das Dasein der Sage selbst voraussetzen und zwar, wie Sie richtig anmerken, wenigstens verstehe ich Sie so, nicht in einer fest bestimmten Form, sondern als eine lebendige Idee. Wenn hier von einem Dichter die Rede ist, so wird das Volk darunter verstanden, unter Volk aber nicht etwa der Demos sondern der höchste Inbegriff des geistigen Lebens. Es ruht im Ganzen, muss aber repräsentirt werden: dies könnte durch einen einzelnen geschehen, dessen Idee dem Homer, Ossian zu Grund liegt; am natürlichsten wird es geschehen durch einen besondern Stand. Dies sind die Sänger, sie mögen nun politisch anerkannt seyn oder nicht, so wie ja auch die Skalden, ohne eine Zunft zu bilden, ein Amt bekleideten und aus gewissen Familien hervortreten pfliegten, und etwas erbliches dabei nicht zu verkennen ist. Die Sage befindet sich hier in einem schwebenden Zustand, jeder nämlich fasst sie nach seiner Eigenthümlichkeit auf, da er aber zugleich damit in der Eigenthümlichkeit seines Volkes steht, so wird das Ganze sowohl dem Inhalt als der Farbe und dem Ton der Darstellung nach, auch eine feste Manier und etwas übereinstimmendes haben. Indessen bilden sich Widersprüche im Einzelnen, das Abgerissene, Unverständliche, kurz alles, was Sie in Ihrer Abhandlung als Beweis von Entstehung des Lieds auseinandergesetzt haben. Neuere Personen und Örter werden hineingelichtet, meinetwegen absichtlich, wenn Sie darunter nicht die holden Lügen Schlegels verstehen: man kann nicht sagen, wo der Selbstbetrug anfängt oder aufhört. Aber das meine ich: es sind Erweiterungen der schuldlosen, ungelehrten und gläubigen Phantasie oder bildenden Kraft, nicht aber des nachsinnenden Verstandes. Es wird kein Wasser zur Quelle zugetragen, aber aus den Wolken und dem Thau fällt es zu dem aus der Tiefe hervordringenden und mischt sich damit.

dass Goethe's Herrmann und Dorothea von verschiedenen Dichtern, ja wirklich von den neun Musen herrühren, so wie die neun Bücher des Herodot.“

Z.

1) Über deutsche Runen. Von Wilhelm Carl Grimm. Göttingen 1821. (326 s. 8.)

Z.

2) Der Rosengarte. Von Wilhelm Grimm. Erschien erst 1816 zu Göttingen.

Z.

Sie sagen im Sinne dieser Fabel sind Lieder dagewesen, näher erklären Sie sich nicht. Lieder zwar nehme ich an, aber auch daneben schon ein grosses Gedicht und einen Cyclus von Liedern, die einzelne Situationen hervorheben und die, ohne sich so zu sagen persönlich zu kennen, in einem Kreiss und Zusammenhang stehen. Diese verschiedenen Darstellungen der Sage hängen zusammen mit den verschiedenen Stufen der Bildung, und eine Volkspoesie hat es gegeben im Gegensatz zu einer ausgebildeten, so lange es Mundarten und eine höhere darüber aufgestiegene Sprache gab. Ein sprechendes Beispiel sind die eddischen Lieder, die entweder bloss einzelne Theile allein, oder auch mit Angabe des ganzen Inhalts die Sage darstellen und endlich auch in Ringen von verschiedener Grösse als ein Ganzes neben einander gereiht werden können. Das Nibelungen Lied ist also weder bloss aus einzelnen Liedern zusammengeflossen noch auch umgekehrt ein so rundes Ganzes, dass nicht einzelne Theile ihre Besonderheit sollten merken lassen. Kurz, es ist in ihm jene Mischung des Nothwendigen und Freien, welche allen Werken der epischen Poesie eigen ist und etwas unauflösbares in sich enthält.

Sie lassen auf die Lieder die Diaskeuasten folgen und behaupten: „Die Sammlung der Lieder in ein corpus ist doch ein gelehrtes Werk.“ Ich habe schon vorhin behauptet, dass nicht jetzt erst d. h. zur Zeit, wo das Nibelungen Lied aufgezeichnet wurde, ein Ganzes entstanden sey, es war bereits früher da. Sodann läugne ich gänzlich, dass das Auffassen ein gelehrtes Werk sey, es bezeichnet bloss die Zeit, wo es nöthig wurde, es festzuhalten, weil man in Gefahr kam, es zu verlieren. Das Aufzeichnen der eddischen Lieder durch Sämund ist gewisslich kein gelehrtes Werk.

Irgend einen Diaskeuasten kann ich auch nicht zugeben. Ich weiss eigentlich nicht, was Sie in unserm Falle für einen Begriff damit verbinden. Es muss jemand seyn, der alle die im Lied bemerkten Unvollkommenheiten, Widersprüche usw. nicht einsieht, mithin stehen lässt, und wie kann das einer, der es (nicht zu gelehrten Zwecken, sondern des poetischen Genusses wegen) liest und davon durchdrungen wird. Sie sagen der erste und zweite Ordner brauchen einander nicht gekannt zu haben, es findet daher kein Plagiat statt, aber wie es zwei verschiedene, von einander unabhängige Menschen geben könne, denen wir beide viel poetischen Geist zutrauen, welche in manchem (wörtlich und genau, ist doch anzunehmen) übereinstimmen, in „dem meisten“ abweichen, dennoch aber ein an Geist und Colorit usw. so ähnliches Gedicht hervorbringen, begreife ich durchaus nicht. Ebenso nicht, wie ein dritter Ordner nun einen so passenden ersten Theil dazu liefern kann. Wollen Sie antworten, diese Übereinstimmung war in dem epischen Ton des Liedes selbst begründet, so darf man einem solchen Ordner gar keinen selbsteignen Geist zuschreiben; hätte er den gehabt, so müsste sein Werk nothwendig Zeichen und Spuren davon getragen haben. Die einzelnen Lieder, aus welchen Sie das Nibelungen Lied zusammenfliessen lassen, denke ich mir durchaus nicht in dem Grad ausgebildet, sondern etwa wie die dänischen Kämpfe Viser, und dass ein Ordner Lieder dieser (rohen) Art zu Grunde gelegt und alle in gleichem Geist auf eine solche Stufe emporgehoben hätte, scheint mir eine baare Unmöglichkeit.

Ich glaube also, es hat bloss Aufzeichner des Lieds gegeben; wollen Sie diese unter den Diaskeuasten verstehen, so habe ich dann nichts dagegen. Diese haben das Ganze, wie sie es gehört (oder sollten es die Sänger selbst gewesen seyn, wie sie es gesungen) aufgezeichnet; hiezu hat sie die überhaupt eindringende Herrschaft der Schrift, die auf der andern Seite ein Vergessen und ein Zurücksetzen des überlieferten mit sich führt, bewogen. Ich zweifle nicht, dass dies in einzelnen

Fällen schon früher geschehen war, das Hildebrandslied ist ein Beweis, auch sind es die *libri teutonici*;³ aber weil damals das Bedürfniss der Schrift nur für einzelne Fälle eintreten konnte, nicht in der Zeit selbst begründet war, so waren es nur Ausnahmen, und eben deswegen, da keine weitere Abschriften statt fanden, giengen jene Aufzeichnungen wieder verloren.

Alle ursprüngliche Verschiedenheit des Nibelungenliedes sehe ich daher als eine verschiedene Aufzeichnung der Sage an, welche alle, weil sie uns verschiedene Thüren zu dem Innern der Sage selbst öffnen, die grösste Rücksicht verdienen. Eine solche doppelte Recension war die, welche Sie einem ersten und zweiten Diakonasten zuschreiben, und über deren Daseyn kein Zweifel ist. Die Wilkina Saga, offenbar ein ungelehrtes Werk, ist ein klarer Beweis; sie fasst die Nilf. S. nach mündlichen Überlieferungen eines, der nur mittelmässige Kenntniss hatte, auf, sie hat die Sage genommen, wie etwa ein Kaufmann oder Bürger, und darum fehlt ihr jene höhere Ausbildung, die sie in der Seele eines Sängers haben musste. Es ist natürlich sehr wichtig, die verschiedenen Aufzeichnungen auszuforschen, und hierzu wird eine genaue Untersuchung des Inhalts der Sage leiten.

Wie ich über die Kritiker, die Sie auf die Ordner folgen lassen, denke, werden Sie schon aus dem gesagten abnehmen. Sobald einmal das Lied durch Schrift fixiert ist, sind sehr verschiedene Verhältnisse möglich. Es können ursprünglich verschiedenartige Aufzeichnungen verbunden werden, doch dies wird bald zu erkennen seyn; durch nachlässige Abschreiber kann die Hs. verderbt werden, dagegen aber auch kann es wirklich solche geben, die sich bemühen kritisch (wenigstens nach ihrem Sinn) zu verfahren: die alten Ausdrücke durch gangbare ersetzen, die Sprache ändern, vielleicht auch die Sätze gewandter und zierlicher umstellen, reichere Ausdrücke wählen. Hier ist Ihre Bemerkung richtig, dass *Azagouc* und *Zuzamank* erst nach dem Pareifal können eingeführt seyn. Hier werden sich auch Untersuchungen über Eigentümlichkeiten in den Reimen nützlich zeigen. Mir bleibt nur ein Hauptsatz: diese Critiker änderten nichts in der Sage, sie griffen den Gehalt selbst nicht an, theils aus grosser, natürlicher Achtung, theils aus Mangel an Geschick. Selbst dass sie aus den etwa noch lebenden Volksliedern eins oder das andere eingezogen hätten, ist mir eben nicht wahrscheinlich. Freilich, es lässt sich das nicht mit vollkommener Gewissheit behaupten, aber ich glaube, dass einer, der eingreifend überarbeitet hätte, zu eitel gewesen wäre, dies nicht auch anzumerken.

Vollkommen sprachrein ist keine Recension des Liedes gewesen, man wird also der modernen Critik gestatten dürfen, nur auf eine solche Richtigkeit hinzuarbeiten; gewisse Unrichtigkeiten oder unorganische Abweichungen werden durch das volksmässige Element des Gedichts bedingt. Überhaupt ja wird das Ideal, auf das die historische Grammatik hinweist, kaum in einem, auch dem vorzüglichsten Denkmal, wirklich sich darstellen.

Sie haben, wo ich nicht irre, schon mehrmals darauf hingedeutet, dass Sie geneigt sind, Untersuchungen über die Fabel selbst als unfruchtbar abzuweisen. Sie wissen, wie ich über Mone denke, den ich in der Leipziger Literatur-

3) „Subjecti etiam [Fulco, archiepiscopus Remensis] ex libris teutonicis de rege quodam Hermenrico nomine, qui omnem progeniem suam morti destinaverit impiis consiliis ejusquam conciliarii sui.“ Flodoardi historia ecclesiae Remensis (um 996). vgl. Hs. no. 17. s. 31.

Zeitung bestritten habe;⁴ gleichwohl halte ich den Inhalt und Kern des Lieds für mythisch und glaube, das Geschichtliche darin ist nur ein Anflug oder der der abgestorbenen Idee nöthig gewordene Ausdruck. Unsre Pflicht ist, ohne vorgefasste Hypothese, zu erforschen, was von jenem Mythischen sich noch unbewusst erhalten hat, frei von der Anmassung alles danach auflösen zu wollen.

Manches hoffe ich soll klar werden, wenn ich bei einer noch nicht edierten Recension des Rosengarten zeigen kann, dass dieses Gedicht ursprünglich in gewissem Sinne eins mit dem Nibelungenliede ist, und, zwar in der Form ungleich roher, uns die frühere Gestaltung der Idee näher vor die Augen rückt. In dem Nibelungenliede wurde diese episch oder geschichtlich ausgebildet und entspricht den höher gerückten poetischen Forderungen, denn eine lebendige Zeit verlangt eine ganz nah liegende, sinnlich ansprechende, und die Gegenwart anregende Poesie. In dem Rosengarten ist gewiss auch kein Bewusstsein der alten Bedeutung, allein es ist darin die Idee als Spiel der Phantasie, an dem sich der unschuldigste Sinn, der in einem Volke wohnt, ergötzt, beibehalten worden: er ist märchenhaft. Das Märchen wird aber der Ansicht, für welche das Nibelungenlied Ausdruck ist, wenig zugesagen, weshalb auch alles übernatürliche im Nibelungenliede so unvollständig und undeutlich ist und sichtbar zurückgesetzt, so wie es im Homer auch überall gemildert erscheint.

3.

LACHMANN AN WILHELM GRIMM.

Herrn usw. W. Grimm.

Ihr Brief vom 31. Mai hat mir um so mehr Freude gemacht, als ich seit lange darauf begierig war. Ich antworte schneller, weil ich der Sache gern auf den Grund kommen möchte, nicht weil ich eben auf meiner Ansicht bestehe. Ehrlich bin ich in Gefahr Ihnen zu bald beizustimmen, sobald ich Ihre Meinung völlig verstanden habe. Aber daran fehlt noch viel. Wir setzen vermutlich beide manches als ausgemacht voraus, was dem andern nicht einleuchtet.

Über den Anfang, die Sage in schwebendem Zustand, den Dichter = das Volk, sind wir, soviel ich sehe, Einer Meinung. Nun, wie sie im Gesange verbreitet wird. Sie sagen, durch zweierlei Lieder: eins, das den ganzen Cyclus umfasst; andere nur Theile, wieder von verschiedenem Verhältniss des Umfangs. Ich behaupte bloss die letzteren; ein Lied von der ganzen Sage anzunehmen, dessen mögliche Existenz kein Mensch läugnen kann, sehe ich noch keinen zwingenden Grund. Oder meinen Sie, dass ein Herder des 15. oder 16. Jahrhunderts die Romanzen vom Cid, ohne das *poema del Cid* zur Hand zu nehmen, nicht hätte ordnen können, und, was Herder nicht einmahl gethan hat, zusammenkütten? Es ist wahr, Grimilds Hevn begreift wenigstens die ganze zweite Hälfte, und eben so gut könnte ein Lied die ganze Sage enthalten haben: ich würde darum noch nicht annehmen, dass unsere Sammler das Lied gekannt haben. Die Wilkina- und Nifunga-S. gibt nicht Ein Gedicht als Quelle an: natürlich wurde die ganze Geschichte erzählt als Märchen, einzelne Theile hörte man singen, wer darauf aus war konnte nach und nach die ganze Sage singen hören. Hätten viele, welche die Lieder achteten, schreiben können, so wären sie vielleicht weit eher, als es zur Erhaltung derselben nöthig war, aufgezeichnet. Wer

4) W. Grimms recension von „Einleitung in das Nibelungenlied; zum Schul- und Selbstgebrauch bearbeitet von D. F. J. Mone. Heidelberg 1818,“ anonym gedruckt in der Leipziger Literatur-Zeitung, 17. Sept. 1818. no. 233. sp. 1857 — 1864. Z.

sagt uns denn, dass es nun im 13. Jahrhundert nöthig war? An ein Aufhören des Gesanges war noch nicht zu denken: aber einem Theil der Zeitgenossen, der auf Schriftgelehrsamkeit hielt, mussten sie vielleicht wieder durch Schwarz auf Weiss empfohlen und ehrwürdig gemacht werden.

Die Aufzeichner nun (unserer Nib.) halten Sie für blosse Aufzeichner des Gehörten? Zeichneten sie nun das ursprüngliche umfassende Lied auf? oder einzelne, die sie höchstens durch Übergänge verknüpften? Mir scheint, Sie nehmen beides zugleich an, also, wenn ich Sie recht verstehe, so: unsre Nibelungen enthalten das cyclische Lied ganz, mit eingeschalteten Abschnitten aus einzelnen. Freilich versteht sich fast von selbst, dass schon längst, falls es ein cycl. Lied gab, bei der wachsenden Menge einzelner Lieder aus diesen in jenes viel aufgenommen war. Dann aber entsteht gleich eine Schwierigkeit, sobald Sie mir nur (auf dreien Ordnern will ich für diesen Fall nicht einmahl bestehen) ausser dem Aufzeichner unsrer Nibelungen noch einen früheren zugeben, meinen ersten, dem die Klage folgt. Denn das, meine ich, ist doch bewiesen, dass dessen Werk den ersten Theil der Sage wenigstens nicht ausgeführt enthielt. Wenigstens müssen Sie also annehmen, entweder, dass es von dem cyclischen Liede eine (mündliche) Recension gab, bei der der Anfang fehlte, oder dass in der ersten Sammlung der Anfang — nun nicht mehr bloss erwähnt und meist als bekannt vorausgesetzt wurde, sondern — ungehörlich kurz erzählt, während sich im zweiten Theil der Sage die Erzählung ausbreitete. Dass beides möglich sei, gebe ich zu; ein solches unvollkommenes Aufschreiben nimmt auch Wolf proleg. p. CXLII an, wiewohl er sich nicht bestimmt darüber erklärt; und in Beziehung auf diese Stelle schrieb ich [Üb. d. urspr. gest. usw.] S. 87, darüber sei nicht zu entscheiden. Für mich bin ich der entgegengesetzten Meinung, dass die Ordner kein cyclisches Lied gekannt haben (dieser Ausdruck ist übrigens nicht viel werth), — nach dem Grundsätze der Sparsamkeit, weil ich alles glaube erklären zu können, wenn ich neben den einzelnen Liedern mündliche prosaische Erzählung annehme. Gezwungen aber sollen wir zu der Annahme Eines ursprünglichen allumfassenden Gedichts werden durch den gleichen Ton des Ganzen, das wie aus Einem Gusse zu sein scheint? Grade wie Homer unendlich verschieden von Hesiodus und den Homerischen Hymnen ist. Oder so wie man leicht Herders Cid für das Werk von Einem hält, da doch Herder nichts dran gethan hat, als übersetzen, und (wenigstens weiss ich nicht anders) hin und wieder weglassen. Die Arbeit unsrer Ordner nenne ich, ohne viel auf den Ausdruck zu geben, ein gelehrtes Werk, weil sie die eben erst abkommende Assonanz wegschaffen, der dritte sogar fast nur die allerstrengsten Reime gebrauchte, weil sie das Mythische — ich denke absichtlich — verdunkelten, weil sie Beschreibungen im Geschmack vornehmer Zuhörer zusetzten, weil sie die einzelnen Lieder in Verbindung brachten, weil sie endlich die Absicht hatten den Liedern durch die Schrift Eingang und Ansehn zu verschaffen. Ihre Geisteskraft zu beurtheilen werden wir wenig Data haben; der zweite scheint mir die Sache mit weit mehr Liebe und Geschick betrieben zu haben, der dritte schon mehr als Handwerk. Dass sie ihre Individualität nicht haben vorspielen lassen, ist dankenswerth: es waren Leute aus dem Volk, von der Vortrefflichkeit (mehr als von dem Sinn) der alten Sage und Lieder durchdrungen; darum tasten sie nichts von der Sage an (Kleinigkeiten vielleicht; etwa wenn irgendwo Gibich vorkam oder dergl.). Grade wie man gleich in der ersten Rhapsodie der Ilias den daben Widerspruch hat stehen lassen: Athene kommt, von Hera gesandt, und geht auch wieder zum Olymp [1, 222], *ἦκουσ' ἔκ ἀργιόχοιο Πάρις, μετὰ δαιμόνας ἄλλους* und wenige Stunden drauf erzählt Thetis, gestern sei Zeus zum Okeanos zu den untad-

ligen Äthiopen gegangen [1. 425], *θεοὶ δ' ἅμιν πάντες ἔποντο* (zum Beweis, dass auf 348 statt *αὐτὰρ Ἀχιλλεύς* gleich 430 *αὐτὰρ Ὀδυσσεύς* folgte. Die folgende Erzählung V. 490, den man gleich an 429 anknüpfen könnte, stimmt wieder zu dem eingeschalteten.). Wer sollte glauben dass so etwas zu übersehen wäre? Im Titurel etwas ähnliches. Gleich nach den Münchener Bruchstücken gehn Schionatulander und Sigune zurück nach Kanfoleiz; Rüstung; Abschied mit vielen Umständen: Schionatulander reitet wieder hinaus und sucht [str. 1256 Hahn — str. 1305, oder cap. 10 str. 125 des alten Druckes] *uf des bracken flâ*; er fragt den jäger, ob er heute oder gestern einen Bracken gesehen habe. Ich meine, im Original ging Schionatulander gleich aus dem Walde auf des Bracken Fährte zu Artus: Wolfram liess ihn zurückkehren, um ihn erst zu rüsten, und brachte da — aus einer späteren Stelle — das Entblößen der Brust an. Der spätere Dichter des Titurel, der überall sklavisch dem Original folgt und sogar die Citate von der Aventure nimmt, konnte sich nicht darein finden, und brachte daher auch das Entblößen noch einmahl, wo es in der Urschrift stand.

Dass die Kritiker nicht die Sage angreifen, meine ich auch. Wohl aber setzen sie zu: ist die Strophe von Otenhein nicht aus dem Volksgesange aufgenommen, so hat sie der Kritiker selbst gemacht und den Inhalt aus Überlieferung genommen. Das *gefvarn* in einer Strophe [421, 6], die erst in der San-Galler Handschrift erscheint, hat doch schwerlich jemand gesetzt, der wusste wie der Gebrauch in den ritterlichen Gedichten war: wohl aber liess sichs beibehalten, wenn die Strophe so gesungen ward. Übrigens mag die Form so selten nicht sein. Zufällig hab' ich sie gefunden in Raim. Duellii excerpt. geneal. hist. p. 183 n. 31 *die gefvarnen*.

Wie viel von den Veränderungen auf die Abschreiber falle, ich meine die welche nicht absichtlich änderten, ist jetzt noch nicht herauszubringen. Wenn nur Hagen die Lesarten diesmal besser und vollständiger angiebt, als vormahls die aus der Münchener Handschrift! Seine abgöttische Verehrung der San-Galler Handschrift lässt für den Text wenig hoffen; und ich fürchte, meine Wünsche in der Vorrede zur Chrestomathie¹ bleiben die Stimme eines Predigers in der Wüste. Die für weise ausgegebene, eigentlich aber träge Beschränkung auf die Nibelungen wird ihn wohl bewahren allzugrosse Sprachreinheit einzuführen, es werden aber viel Schreibfehler mit stehn bleiben. Wenn ich ihn träge nenne, so meine ich nur, im Grammatischen und überhaupt Sprachlichen: übrigens ist ers nicht — Büsching überall faul wie Galgenholz.

Untersuchungen über die Fabel selbst weise ich gar nicht ab: ich stelle sie viel höher als die anderen. Aber ich möchte gern vorsichtig darin sein und mir nichts weiss machen. Ihr Herr Bruder sagt ganz recht, die Sagen müssen historisch zusammengestellt werden, wie die Sprachformen. Tragen wir aber mit Creuzer gleich philosophemata hinein, so ist der alte Heynische Spuk wieder da, die mythologischen Briefe sind umsonst geschrieben, und die verständigere Nachwelt wirft unser Geschmier über Träume unwillig ins Feuer, mit Recht zürnend, dass die ganze Arbeit noch einmahl von vorn beginnen muss. Was sich bescheiden als Vermutung giebt, wie die bei den Kindermärchen, oder Ihres Bruders sprachliche, — nun, davon wird einiges, was jetzo plausibel scheint, künftig stillschweigend als falsch gerathen bei Seite gelegt, anderes, das ausgebreitete Untersuchung bestätigt, dankbar angenommen: sie bewundern dann, in illa luce litterarum, den einzeln treffenden Scharfsinn in unserer wenig gerüsteten Zeit. Aber wir sollen ihnen vorarbeiten. Ihre Sammlung

1) K. Lachmann, Auswahl aus den Hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts. Berlin 1820. s. VIII fgg.

der Zeugnisse² ist ein trefflicher Anfang. Ich wünschte, dass Sie alles mehr ausführten und genau zusammenstellten;³ verarbeitet müssten die Zeugnisse noch nicht werden. Ist alles historisch zusammengestellt, so können wir dann sehen, wie weit wir zurückblicken können: mit der deutschen Fabellehre allein ist nichts anzufangen. Es thut nichts, wenn die Sammlungen auch anfangs leblos ansehen: das Stadium ist nicht todt, wenn der Mensch nicht ist. Ich glaube auch, dass der Grund der Nibelungen mythisch ist, oder vielmehr Lebensansicht und Geschichte zugleich aus einer Zeit wo beides nicht getrennt ist, dass aber der Sinn längst verloren ist und die Erzählung sich immer an neue und neue Historien angefügt hat. Siegfried ist ohne Zweifel der dermalige Anfangspunkt der Sage: darum gelingt es auch nicht, ihn historisch nachzuweisen. — Ich habe übrigens den beständigen Mahner bei mir, der mich warnt vor Ansichten (so nennt ers) in mythologischen Sachen. Das ist Lobeck: ich weiss nicht, ob seine Programme zu Ihnen kommen, seit Ostern sind es Stücke aus einem Werke über das Orfische Wesen, jetzo zunächst über Mysterien. Von hier nach Deutschland etwas zu schicken, ist schwer: bei dem jetzigen Programmenverlohr könnten Sie sie aber von Göttingen oder Marburg bekommen. Ein Paar Beispiele, wie er einem liebe Meinungen zu Schanden macht. Wer spricht nicht von Griechischen Priestern, Priesterkaste, Priestereinfluss und Regiment? In Homer kommen noch gar keine Griechischen Priester vor, nur Opferer und Wahrsager. Mir schien es glaublich was Creuzer (an Hermann) sagt: in der Odyssee, wenn sich Odysseus und andere verstellen und sich falsche Namen geben, sind sie immer von Kreta, um anzudeuten „Kretische Lügen.“⁴ Lobeck sagt: damals kam jeder Weitgereiste von Kreta, wie bald darauf von den Hyperboreern: Kreta stand nicht in schlechtem Ruf, denn die Minoische Verfassung erhielt sich lange; erst um die Zeit des Achäischen Bundes und seit der Römerherrschaft, in Kallimachus berühmter Stelle zuerst,⁵ gelten die Kreter für Lügner. Und Anspielung und Feinheit ist zum Teufel. Überall wird uns als Einerlei vorgestellt, was im Zusammenhang angesehen sich als durchaus verschieden zeigt. Dass emsige Arbeit nicht zu so glänzenden und erstaunlichen Resultaten führt, ist freilich wahr, nicht einmahl zu so viel (abgeschriebenen und verbrauchten) Citaten. Ich weise die Deutung der Mythen von mir ab, weil ich recht gut weiss dass ich sie nicht studiert habe. Bunsen, der mich zuletzt förmlich verachtet hat, weil ich immer im Kleinen treu zu sein bemüht war, — ich spreche von ihm, weil Ihr Bruder in Göttingen wieder von ihm gehört hat — setzte immer seinen hohen Verstand oben an; geistreich und scharfsinnig, wie er war, hatte ers

2) Zeugnisse über die deutsche Heldensage, in den Altdeutschen Wäldern herausgegeben durch die Brüder Grimm. Bd. I. (Fkf. 1813.) s. 195—323. Nachträge dazu, Bd. 3 (1816) s. 252—277. Z.

3) Dieser Wunsch ist erfüllt in: Die deutsche Heldensage von Wilhelm Grimm. Göttingen 1829. (VI, 425 s. 8.). 2. verm. u. verb. ausg. Berlin 1867. (X, 428 s. gr. 8.) Z.

4) „In demselben sinne ist es gedacht, dass, wenn der held eine erdichtete person spielt, oder ein ersonnenes abenteuer erzählt, alsdann jedesmal ohne ausnahme die scene nach Kreta verlegt wird. (XIII, 256. XIV, 190, 382. XIX, 172 ff) — Das sind geschichten von Kreta her, aus dem lügenlande: mochte alsdann der befriedigte und unterrichtete zuhörer sagen.“ Briefe über Homer und Hesiodus vorzüglich über die Theogonie von Gottfried Hermann und Friedrich Creuzer. Heidelberg 1818. Vierter brief. Creuzer an Hermann s. 52 fg. Z.

5) Callim. h. Jov. 8: Κρητῆς εἰς ψεύματα. Z.

immer gleich weg, Mythen, Geschichte und Sprache: griff man zaudernd und zweifelnd ein Ende an, so zeigte sich alles unhaltbar und seicht. So war er ganz toll darauf das Genus aus dem puren Begriff der ganzen fertigen Wörter zu erkennen: alle Einreden, alle mislungenen Versuche schreckten ihn nicht; da musste immer der Buchstabe dem Geist (nämlich seinem) gehorsamen. Wir haben lange eine Art Liebenschaft mit einander geübt, und ich habe ihm manches zu danken: aber zuletzt wollte es nicht mehr gehn, und wir sind zu beiderseitiger Zufriedenheit auseinander gekommen.

Wo bin ich hingerathen im Schwatzen? Auf Ihre Einwürfe ist, glaub' ich, geantwortet: ob hinlänglich, werden Sie entscheiden; ich bestehe, wie gesagt, auf nichts hartnäckig als auf dem Finden der Wahrheit.

Eins ist noch übrig. Sie finden in dem angenommenen Liede, das den ganzen Fabelkreis begreift, schon eine Art von Kunstpoesie. Ich meine: da doch Einmahl die ganze Sage bekannt ist und erzählt wird, so kann man eben so gut, mag die Idee noch erkannt werden oder nicht, den ganzen Inhalt, als einen Theil singen, ja das erstere wird leichter sein. Auch sehe ich noch nicht ein, warum, sobald sich Mundarten scheiden, auch Kunstpoesie entstehen müsse. Doch darüber haben Sie mehr und länger nachgedacht, und ich frage bloss ganz bescheiden, wie Sie sich das vorstellen.

Sein Sie herzlich gegrüsst, theurer Freund, und erfreuen Sie mich bald mit Antwort und Einwendungen.

Königsberg, 17. Juni 1820.

Der Ihrige.

C. Lachmann.

4.

WILHELM GRIMM AN LACHMANN.

[Cassel] 3. Julius 1820.

Diesmal soll die Antwort rascher erfolgen. Ihr Brief war mir sehr werth, nicht nur weil ich darin gefunden, dass wir in manchem übereinstimmen, sondern auch weil ich sehe, dass sich gut mit Ihnen streiten lässt. Sie suchen erst die Wahrheit, ehe Sie daran denken, die früher behaupteten Sätze zu vertheidigen, bei dieser Gesinnung irrt man nicht auf Nebenwegen, sondern geht immer auf die Hauptsache los; ich will nur wünschen, dass Sie etwas ähnliches an mir zu loben haben.

Ich lasse also liegen, was für uns beide abgethan ist. Wir sind aber auseinander in der Ansicht über die Weise, worin die einmal vorhandene Sage ist verbreitet worden, oder über die Formen, in welchen sie sich äusserte. Wir nehmen beide an, das Nibelungenlied wie es vor uns liegt zeige deutliche Spuren der Zusammenfügung und gestatte einzelne, für sich bestehende Theile zu unterscheiden.

Nun aber trennen wir uns. Sie glauben, dass lediglich diese einzelnen Theile, übrigens von der mannigfaltigsten Verschiedenheit, vorher bestanden hätten. Ich dagegen glaube: zugleich auch ein das Ganze umfassendes Gedicht (wir reden einstweilen bloss von dem Nibelungenliede). Die Möglichkeit von dieser doppelten Existenz läugnen Sie nicht ab, wissen aber keinen hinlänglichen Grund zu einer solchen Annahme. Diesen also zu finden, darauf kommt es zunächst an.

Sie werden mir ohne Streit zugeben, dass die einzelnen Theile des Nibelungenliedes, wie wir beide sie voraussetzen, sich gegenseitig bedingen; manche Thatsache stützt sich auf etwas, das in einem der historischen Folge nach weit abliegenden vorkommt. Hieraus ergibt sich, dass in der Idee ein Ganzes nothwendig

vorhanden seyn musste neben und vor diesen einzelnen Liedern. Mit diesem Satz habe ich eigentlich genug und es ist mir einerlei, ob diese Idee je völlig ist ausgesprochen worden; ich behalte immer das Recht, die Folgen zu behaupten, die aus dem Daseyn eines Ganzen fließen. Sonst gebe ich wohl zu, dass in der That selbst keine Äusserung ohne Lücken war, oder, um es practisch auszudrücken, dass wenn man alle in der blühendsten Zeit des Epos bestehende Darstellungen nebeneinander gehabt, erst hieraus etwas vollständiges hätte können zusammengebracht werden; gleichwohl würde, was der Widersprüche wegen ausfallen musste, an sich Werth gehabt und dadurch gezeigt haben, dass die Aufgabe menschlicher Weise doch nicht vollkommen zu lösen war. Betrachten Sie nur die eddischen Lieder, wie sie sichtbar die Neigung haben das Ganze zu umfassen, es aber aus Unvermögen nicht mehr können; die prosaischen Zwischensätze darin erkläre ich mir nicht anders, als durch das Verschwinden der Überlieferung. Ich betrachte diese theilweisen Darstellungen wie Bäume, die nicht nach allen Seiten mehr gleichkräftig die Äste ausstrecken können und nach einer Seite nur noch schwach ausschlagen oder gar abdorren. Auch hieraus bestätigt sich mein Hauptsatz, dass eine gesunde, kräftige, vollständige, der Idee am nächsten liegende Darstellung die früheste ist. Als den letzten Trieb sehe ich die einzelnen für sich bestehenden oder das Ganze nur kurz befassenden Lieder oder Romanzen an, sie sind in den Motiven noch herrlich, in der Form und im Ausdruck oft roh, wie die Mundarten an Wurzeln noch reich, im Grammatikalischen aber unbehilflich sind.

Dies alles will nicht missverstanden seyn, und deshalb setze ich noch dazu: 1) eine jede dieser Perioden in dieser Umwandlung, selbst wenn wir über die Verschlechterung darin nicht im Zweifel wären, hat etwas ihr allein zugehöriges, das lobenswerth, ja vortrefflich ist. So erzeugt der Übertritt aus dem mythischen in das epische einen eigenen Reiz, und entschädigt durch das sinnlich ansprechende für das verlorene bedeutende. 2) Diese drei Perioden folgen, im Ganzen betrachtet, ohne Zweifel aufeinander, gleichwohl muss man annehmen, dass in Übergangszeiten die verschiedenen Stufen neben einander bestanden haben.

Von diesen allgemeinen, in einem Brief ohnehin nicht bequem auszudrückenden Grundsätzen gehe ich lieber schnell zur Anwendung auf das Nibelungenlied über, um unsern Streit da besser fortzuführen. Ich sehe also darin 1) ein Ganzes, das in seinen Grundzügen sich noch zusammenhält. Sie werden mir nicht ablängnen, dass dies Gefühl durch das Lied hingelt; es würde nimmermehr, wenn es bloss aus einzelnen Theilen zusammengesetzt wäre, eine solche Einheit der Fabel, ein solches Gleichmaass und ebenmässige Ausdehnung erlangt haben. Welcher nahmhafter Dichter des 13. Jahrhunderts zeigt solches Geschick? sie treiben sich nach Willkür in der Fabel herum, ohne an äussere Anordnung, Symmetrie usw. zu denken. 2) Es ist sichtbar, wie es an vielen Orten in einzelne grössere Stücke zerfallen ist. Diese Stücke lassen zwar den Zusammenhang mit dem nächsten, aber auch die Lücken, eine gewisse Öde oder dürftige Leere erkennen. Sie streben zugleich, wie alles in sich lebendige, nach eigenem Daseyn. Hier sind wir sehr verschieden, wo ich Verfall erblicke, sehen Sie ein Streben nach Verbindung und Zusammensetzung des Einzelnen.

Sie wollen nach dem Gesetz der Sparsamkeit neben den einzelnen Liedern noch prosaische Erzählungen annehmen, die mithin den Kütt zu der Composition des Ganzen sollen geliefert haben. Eigentlich wird dadurch nichts gespart, sondern nur etwas anderes vorausgesetzt, das ich noch dazu ableugnen muss. Die poetische Prosa, d. h. die Darstellung eines Gedichts in ungebundener Rede, ist eine spätere

Geburt, eine schwächere Generation, die sich durch künstliche Mittel forthat, da die Füße den alten gemassen Dienst versagen. Ich verweise Sie wieder an die prosaischen Zwischensätze der Edda: wie dürftig und mager! wer könnte etwas lebendiges daraus schöpfen! Wie trocken ist noch die jüngere prosaische Edda, die gleichwohl von einer schon geübten Hand abgefasst ist. Man wusste die Prosa nicht zu handhaben. Ich zweifle, dass im 12. und 13. Jahrhundert schon prosaische Märchen von den Nibelungen vorhanden waren; erst das gesunkene 14. oder 15. in der Wilkina Saga musste sich damit begnügen. So lange es Sänger gibt, wagt sich niemand anders an die Poesie, die einzelnen Lieder sind Folge der Vertheilung des Strahls durch die Masse, wodurch er zugleich geschwächt und von seinem Mittelpunkt entfernt wird. Es ist gerade so mit der Sprache: erst durch Schrift und Kunstbildung erzeugt sich ein bestehender Gegensatz, welcher auf der andern Seite die mit jenen Liedern verglichenen Mundarten, d. h. einen bairischen Dialect hervorbringt. In früherer Zeit sprachen nur, d. h. verkündigten den Geist diejenigen, in deren Händen der geistige Besitz lag; was zum täglichen Verkehr gebraucht wurde, hat damit so wenig Gemeinschaft, als die Geschichte des Volks mit den Begebenheiten eines einzelnen Haushaltes. Sie sehen, ich lasse alles von oben kommen und sich nach unten verbreiten; bei entgegengesetzter Ansicht lässt man das Epos aus einzelnen Strahlen von einem dünnen Keim zu grossen Massen aufschliessen, aber die historische Betrachtung ist dagegen und zeigt uns überall, so gut als bei der Sprache, ein Herabsinken.

Nöthig war es erst im 13. Jahrhundert das Nibelungenlied aufzuschreiben, weil ich den Satz behaupte, dass jede Überlieferung, von welcher Art sie sey, nicht eher aufgezeichnet wird, als bis Gefahr da ist, sie zu vergessen. Früherhin denkt niemand daran, so wie das Corpus juris erst nach dem Verfall des Rechts aufgestellt wurde, oder wir Gulathingslag nur in einer spätern Recension besitzen. Es ist gar nicht auffallend, dass bei den Druiden ausdrücklich ein Verbot bestand, ihre Geheimlehren nicht aufzuschreiben. Wäre es früherhin geschehen, wie es in einzelnen Fällen mag geschehen seyn, das beweist das Hildebrandslied und die *libri teutonici* bei Frodoardus, so hatte es doch keinen Bestand gehabt. Die Gefahr ward herbeigeführt durch eine Gesinnung, die sich in der Ritter- und Kunstpoesie der Minnesänger äusserte, deren feinere Betrachtungsweise und Abwendung von dem Volksmässigen einen besondern Reitz, etwas Vornehmes hatte und das alte Epos aus seiner Stelle verdrängte. Es kam damals ganz gewiss die Zeit, wo man aufhörte es den Rittern vorzutragen. Eine durch Schrift verbreitete Poesie zeigt schon eine Überfüllung des Geistes oder ein Aufsteigen desselben aus den natürlichen Schranken; das blosse menschliche Gedächtniss kann sie nicht mehr fassen. Den Gewinn höherer Einsicht bei solchem einseitigen Aufsteigen begleitet auch ein Verlust oder Verkennen des Einfachsten und Natürlichsten.

Der Augenblick des frischesten Daseyns ist jedesmal vortiber, wenn eine Tradition aufgezeichnet wird, sie beginnt bereits abzuwelken. Nirgends also vom Homer an haben wir eine Recension, die nicht eine bessere, verlorene Grundlage durchblicken liesse. Dagegen darf man zum Trost annehmen, dass zur Zeit der Aufzeichnung noch Gefühl genug da ist, das beste und dieses in der besten Form aufzunehmen. Soviel verschiedene Recensionen sich ausmachen lassen, so viel und zwar ursprünglich verschiedene Aufzeichnungen nehme ich an und glaube gar wohl, dass in einem Falle das Lied nur den zweiten Theil der Sage umfasste und den Anfang entweder gar nicht oder nur in kurzen Andeutungen auf-

nahm. Ich zweifle nicht, dass im 13. Jahrhundert noch viel mannichfachere Combinationen oder Betrachtungspunkte sich vorfanden, so wie etwa ein Mahler den Auffassungspunct in einer Landschaft sehr verändern kann, so dass einzelne Theile immer stehen bleiben, dagegen andere zurückgestellt werden und jedesmal die Zusammenstellung verschieden wird. Ich kann noch im Gleichnis bleiben, wenn ich behaupte, dass die früheren Dichter höher standen, also einen gleichförmigern Überblick hatten, während die spätern herabstiegen, wodurch die Theilung des Ganzen verschieden wurde, vieles sich aus den Augen verlor, aber auch das Detail gewann.

Ich nehme jetzt das Lied, wie wir es besitzen. Denen, die es auffassten, will ich keine näher bezeichnenden Namen geben, wir sind beide mit den vorgeschlagenen nicht zufrieden. Ich bin der Meinung, sie haben nichts gethan, als aus dem Mund des Sängers (der ihr eigner sein konnte) aufgeschrieben. Die vollständigste Recension wurde ausgewählt, an irgend ein Überarbeiten, an ein Zurückstellen des Mythischen aus Absicht, kurz an ein gelehrtes oder kritisches Verfahren ward nicht gedacht. Dagegen ist mir sehr wahrscheinlich, dass die Sänger zwar nicht vorsätzlich, aber mit einigem Bewusstseyn das Mythische zurücksetzten, wie nämlich einer gern über das hinausgeht oder flüchtig und ungenau berührt, was er nicht versteht, und zwar jemehr er gebildet ist, desto lieber; tiefer hinab geht es wohl wieder, wie im Volkslied, dass man das Unverständliche mit einem gewissen Vergnügen daran treu hersagt. Dass zwei solcher von verschiedenen Puncten aufgefasster Recensionen im 13. Jahrhundert existierten, zeigt sich aus der Klage. Bei dem Aufschreiben des Gedichts folgte man in einzelnen Theilen den vorhandenen einzelnen Liedern, wo ihr Detail vielleicht vollständiger oder poetischer war, hieraus entstanden die Widersprüche im Einzelnen u. s. w., kurz alles, was dem Ganzen das Ansehn von Zusammensetzung gibt. War nicht die geringste Critik in diesem Verfahren, so war doch viel poetisches Gefühl dabei und viel natürlicher Tact neben der unserm modernen, critischen Verstande unbegreiflichen Nachlässigkeit. Schon deshalb ist an keinen bekannten Dichter des Mittelalters zu denken, die zu viel gebildeten Verstand hatten, um solche Widersprüche usw. stehen zu lassen.

Ohne einen solchen unschuldigen Sinn hätte nothwendig der Sammler seine Individualität durchblicken lassen. Durch das Compliment, das Sie ihm machen, es sey dankenswerth, dass er es nicht gethan, wird der Umstand selbst nicht erklärt, denn dass es jenem um ein solches Lob zu thun gewesen, behaupten Sie gewiss nicht. Alles was ein einzelner Mensch in seine Gewalt stellt, lässt er auch seine Farbe tragen, das andere wäre gegen die Natur und es gelingt auch auf den höchsten Anhöhen der Bildung niemand, sich seiner Eigenthümlichkeit ganz zu entschlagen.

Sobald das Nibelungenlied fixiert war, konnten, wie ich schon vorhin bemerkt habe, die verschiedenartigsten Verhältnisse eintreten: Zusammensetzungen der verschiedenen Recensionen usw. Doch uns interessiert fürs erste nur, was wir davon wirklich nachweisen können. Ich glaube, dass im Nibelungenliede eine jedoch mäßige Anzahl von Strophen sich befindet, die weder von Dichtern, denn sie sind ohne poetischen Geist, noch von blossen Abschreibern, da sie mit mehr Geschick gemacht sind, als diese zu haben brauchen, herrühren, sondern von jenen gewöhnlichen Liebhabern, die ihre dumme Hand auch an die Werke bekannter Dichter des Mittelalters legten, wie wir an dem Strassburger Armen Heinrich ein Beispiel haben; ja welches Gedicht zeigte nicht, selbst in guten Handschriften, ein paar eingemischte Zeilen

oder ganze Stellen. Damit ich auch etwas speciell mittheile, so will ich einige jener Strophen anzeigen.

Es ist leicht zu bemerken, dass dem Bau der Strophe im Nibelungenliede eine bestimmte Idee zu Grunde liegt, der man sich zwar nur mehr oder weniger nähert, die aber aus dem Ganzen hervorleuchtet. Die eine Hebung mehr in der letzten Halbzeile entspricht dem bei einem Ton aushaltenden, ihn noch einmal umkreisenden Schluss einer Melodie, wie man vor dem Niedersitzen sich noch einmal umschaute. Die Nibelungenstrophe beschliesst daher einen Sinn völlig, und wenn er aus der einen in die andere übergeht, so ist dies ein krankhafter Zustand. Wo die Hagensche Ausgabe keinen Punkt setzt ist der Fall nicht immer vorhanden, wo aber wirklich jenes Übergreifen stattfindet, kann es aus doppeltem Grunde entstanden seyn: 1) aus einem Zusammenziehen verschiedener Strophen, wenn man sie nämlich nicht mehr vollkommen wusste und doch der Sinn leidlich zu Stande kam, wovon sich ein paar mal deutliche Spuren zeigen, zumal bei schwerem oder mythischem Inhalt; 2) aus Einfügungen, wovon ich ein Paar Beispiele hier anführen will:

(fehlen)¹

Sie sehen daraus, dass ich bei Behandlung des Textes 1) eine Trennung der verschiedenen Geschlechter verlange, die beiden Hohen Emser [A und C] scheinen nicht vermischt werden zu dürfen. Sie verdienen an Originalität den Vorzug vor der St. Galler [B]. Diese ist in anderer Hinsicht sorgfältiger. 2) Eine Kritik in Beziehung auf die eingeschobenen Strophen, die man im Abdruck obelisieren müsste. 3) Die höchste Kritik wäre die, welche den Weg betritt, den Ihre Abhandlung zuerst eingeschlagen und, nach meiner Ansicht, den Zerfall des ursprünglich vollkommenen Zustands darlegen würde.

Ich übersehe Ihren Brief und finde, dass ich noch etwas über Herders Cid bemerken muss, den Sie einigemal zur Stütze genommen haben. Erstens hat Herder, soviel ich weiss, ziemlich frei übersetzt, dabei den critisch gebildeten Verstand gehabt, vorsichtig zu verfahren und an sich zu halten, auch für einen gleichen Ton zu sorgen. Gleichwohl sind die Stücke doch sehr verschieden, einige bloss historisch, andere betrachtend und dramatisch. Zweitens, diese Gedichte gehören einer Romanzenzeit an, und beruhen auf dem historischen Princip, von dem schönen poetischen Gefühl jener Zeit gefärbt, und haben keinen mythischen Anfang und Mittelpunkt.

1) Die Beispiele gebrechen leider in dem Grimmschen Concepte, es ist dort, ganz wie hier im Drucke nachgeahmt ist, von Grimms eigener Hand hinzugefügt: fehlen. Aus dem nächstfolgenden Briefe Lachmanns geht hervor, dass auch Lachmann bereits auf denselben Schluss gekommen war, aber auch bereits seine allgemeine Gültigkeit beanstandete. In den Anmerkungen zu den Nibelungen (1836) bezeichnete Lachmann (z. 32, 4) diesen Satz als eine „Bemerkung W. Grimms;“ seine Anwendbarkeit auf das zwanzigste Lied beschränkte er jedoch, und sprach sich darüber aus in der dem zwanzigsten Liede vorausgeschickten Erörterung (vor str. 2023. s. 255).

Z.

5.

LACHMANN AN WILHELM GRIMM.

Herrn W. C. Grimm.

(Ohne Datierung.)

Ich muss zu meiner eignen Beschämung nur eingestehn, dass Ihr lieber Brief vom 3. Julius ist. Sie müssen mir schon verzeihen, dass ich vor manchen Arbeiten immer nicht zum Antworten gekommen bin.

Ich finde in Ihrem Briefe vieles, das mir sehr zusagt, das mir überaus wahrscheinlich ist: und ich gebe die Hoffnung nicht auf, es werde sich künftig historisch strenger beweisen lassen. Dass es ein oder mehrere alte cyclische Nibelungenlieder gegeben, habe ich Ihnen als möglich zugestanden. Was Sie über Gesang, prosaische Erzählung und Schrift sagen, halte ich für wahr, und nehme mit Dank die Aufklärung an. Nur sind die Zeitbestimmungen noch mangelhaft, und es fragt sich, ob das 13. Jahrhundert, falls Ihre Perioden richtig sind, nicht in eine spätere oder frühere falle als Sie meinen. Vielleicht beides. Denn man hat doch wohl lange nach Aufzeichnung des Nibelungenliedes die Geschichten desselben gesungen: die Lieder des Heldenbuches sind ja viel später erst aufgezeichnet. Hingegen dass von einem so alten Gedichte als Sie meinen in dem unsrigen noch Spuren seien, kann ich nicht glauben. Dies ist jetzt unser Streitpunkt. Nämlich, es scheint mir, wie Ihnen, nun nothwendig, dass in den ältesten Gedichten die Idee weit reiner ausgesprochen sei und die Erzählung in allen Haupttheilen gegeben. Aber es scheint mir unmöglich, dass der Aufzeichner eins dieser ältesten Gedichte aufgeschrieben und mit den Einzelheiten kleinerer Lieder ausgeschmückt habe. Hier wären viel einzelne Fragen zu berichtigen. Warum liess der erste Aufzeichner eine Hälfte weg? oder wenigstens, warum führte er nur Eine Hälfte aus? (Warum Wolfram im Parcial eben das that, lässt sich recht wohl sagen). Welche Rolle spielte Dankwart in dem Gedichte, und Volker? Fehlte Siegfrieds Jugendgeschichte? usw. Vor allem aber: wiewohl immerfort und noch später gewiss viel Lieder, die den ganzen Umkreis der Fabel begriffen, gedichtet sind, — war es denn möglich, dass sich neben den neuen ausgeführteren Liedern ein nur einigermaßen älteres cykliches erhielt? Es widersprach natürlich im einzelnen überall den einzelnen ausführlicheren Liedern: und da diese an sich Werth hatten, die Idee aber immer dunkler ward, so mussten die alten in Verachtung oder wenigstens in Vergessenheit gerathen. Darum haben das alte und das neue Hildebrandslied keine Spur von Ähnlichkeit. Und nöthig hatten doch die Ordner gewiss auch kein altes cykliches Gedicht. Seit Sie mir meine prosaische Erzählung unglaublich gemacht haben, scheint es mir, wir brauchen keine Art von Nothbehelf. Ich will einmahl annehmen, unsere N. N. bestehe etwa aus 60 Liedern: so konnte doch in gesangreicher Zeit und Gegend jedermann 40 davon gehört haben: ein Wunder, wenn er dann nicht den ganzen Gang der Erzählung kannte (die unbedeutenderen Widersprüche achtete man nicht, weil es einzelne Lieder waren). Wie sollte nun ein Sänger, oder mehrere, die alle 60 Lieder (wenigstens die Hälfte davon) gehört hatten und auswendig wussten und selbst sangen, noch einer Anleitung bedurft haben beim Aneinanderreihen der einzelnen Lieder? In der That, die Lieder ordnen und, durch ein Paar Zeilen verknüpfen,¹ konnte wohl jeder von den Blinden, die sangen, dass Seifried hören war. Was

1) Anmerkung Wilhelm Grimms: Gewis nicht, wegen der vielfachen Widersprüche im Einzelnen, wie sie ähnlicherweise in den Eddaliedern vorkommen.

aber nicht jeder konnte, war, wie ich noch immer glaube, erstens, das Einführen der strengen Reime. Freilich sind sie wohl auch um jene Zeit in die Volkspoesie eingedrungen, aber doch nicht so regelmässig. Wie wäre sonst erklärlich, dass im Morolf nur Assonanzen sind, in der umgearbeiteten Wernherischen Maria ebenfalls, und in Gudrun die weiblichen Strofenschlüsse so wenig streng gehalten? Auch das kann ich nicht aufgeben, dass das Mythische absichtlich zurückgestellt sei. Ein neuer Beweis dafür: 386 [= 95, 2] wird für *daz starke risen wären* in der Umarbeitung [in CD] gesetzt *die stark als risen wären* — in der achten Aventure [str. 451 fgg.], wo die Nibelungen öfter *risen* heissen, ist es stehn geblieben. Dass etwa Gibichs Name verändert sein könnte, war nur Beispiel einer Möglichkeit; ein besseres: vor 9001 [= 2160, 1] möchte ich nicht mit Ihnen eine Lücke annehmen,² sondern lieber glauben, das Lied 8965—9116 [2152, 1—2188, 4] gehöre in den Fabelkreis, in dem Gernot und Hagen Brüder sind (cf. den Hünen-Abschnitt im Rosengartenlied).³ Warum aber die Ordner nicht mehr änderten und wegräumten? Ich denke, einmahl durften sie nicht. Denn es ist wohl kein Zweifel, dass das altklug gewordene Zeitalter an den Liedern nur negative Anstellungen machte: es sei viel unglücklich (s. Klage⁴ und Wolframs Äusserung [Wl. 384, 23] über Witting), vielleicht auch war die Form nicht gebildet genug, so sehr auch schon die neue Galanterie eingedrungen war: aber dabei hingen sie doch mit der zärtlichsten Liebe an den alten Liedern, wie an einer Frucht, die sie sich selbst verboten. Bei solcher Gesinnung war zu wesentlichen Änderungen weder die Versuchung gross bei den

2) In der recension von Lachmanns schrift „Über die ursprüngliche gestalt des gedichts von der Nibelungen Noth“ in der Leipziger Litteratur-Zeitung 1817. 9. April no. 94 sp. 751 hatte W. Grimm nach bemängelung und ablehnung von Lachmanns damaliger auffassung und erklärang der 2160. strophe seine eigene abweichende, aber noch unbestimte und schwankende ansicht folgendermassen ausgesprochen: „Will man diese strophe dem Hagen zuschreiben, wie sie ihm nach unserom texte zugehören scheint, so müste man annehmen, bruder bezeichne hier allgemein geselle, stallbruder, und so nenne Hagen den Gernot; oder es sey eine dann merkwürdige spur von jener gestalt, wornach Hagen wirklich ein bruder des Gernot ist, wie in der Wilkina-Saga und Edda. Allein viel wahrscheinlicher ist eine andere dem rec. mitgeteilte meinung, wornach jene strophe ursprünglich dem Günther zugehört und zwischen ihr und Hagens klage (8993—96 [= str. 2159]) eine lücke sich befindet, in welche jetzt die Hohen-Emsser handschrift zu Wien [= C] eine ohnehin wenig passende strophe einrückt . . . und worin der name Günthers und der zusammenhang enthalten war.“ — Später („Zu den Nibelungen und zur Klage. Anmerkungen.“ 1836) hat Lachmann eine einfachere Erklärung aufgestellt, indem er (in der anmerkung zu str. 2160), den zusammenhang der 2160. str. mit der nächstfolgenden betonend, sie dem Giselher zuschreibt, so dass also der klagende nicht Hagen, sondern Giselher ist.

Z.

3) Diese vorweisung ist mir unklar. „König Gibich zu Worms hat [im lied von Siegfried] drei söhne . . . Günther (173, 4), Girnot (176, 1) und Hagen (175, 1. 177, 4). Der letztere als bruder der Kriemhild komt nur noch in der Wilkina saga, in dänischen liedern und der nordischen dichtung vor.“ W. Grimm, Heldensage no. 96 s. 258.

Z.

4) 2145 *Von Pasowce der bischof Pülgérin
hieß schriben disiu mare,
mit Latínischen buochstaben,*

*durch liebe der neven sin
wie ez ergangen wære,
daz manz für wære solde
haben.*

Z.

Ordern, noch hätten sie willkommen sein können. Und dann ist auch in allen guten Volksliedern etwas Ewiges und Unvergängliches, das sie nicht verderben lässt. Durch die schlechtesten Übersetzungen, Parafrazen und Nachbildungen gehn sie nicht ganz zu Schanden. Dass das Gedicht wirklich ein Ganzes ist, ein lebendiger gegliederter Körper, das rechne ich nicht den Ordern als Verdienst an, sondern dem Volke.

Gern gebe ich zu, dass eben so oft Lücken als Einschübsel zu finden sind: ich habe selbst sonst schon einige angeführt. Aber wir müssen doch auch hier vorsichtig sein. Z. B. 3901 [= 913, 1] wollen sie ohne weiteres *dannen zu der linden breit*, die vorher 3895 [= 911, 3] noch nicht genannt ist: die Linde war aber, wie die ganze Sage, schon allgemein bekannt. Es heisst: zu der Linde, an der, wie jedermann weiss, Siegfried erschlagen ward.

Ich war auch schon längst darauf gekommen, dass, wo der Sinn aus einer Strofe in die andere übergeht, zugesetzt oder verändert wäre. Doch liess ich die Untersuchung liegen, weil fast in keiner Stelle das Resultat sicher schien. Viel ganz müssige und oft schlechte Zusätze (die noch abgerechnet, die EM [= A] noch nicht hat) kann man ohne weiteres streichen, wie 389. 697. 1093. 2453. 3345. 4793 (von Hagen unrichtig interpungirt und erklärt).⁵ (5029?). 5189. 5217. 5345. 5411 (wo sogar vorkommt *der markgräve daz* — im Reim! *Hete wol geschaffen*). 7025. 8457; von wem sie aber herrühren, wird oft schwer zu sagen sein.⁶ Zuweilen müssen mehrere Strofen wegfallen wie 940 [= str. 231] (vom Ordner, s. [, Über die urspr. gestalt“ usw.] meine Note 60 S. 106), 1065 [= str. 262] in den Übergangstrofen, 6393 [= str. 1535] (s. urspr. Gest. S. 20), 7232 [= str. 1741] im Übergang, (s. S. 43 oben).⁷ Bei den meisten Stellen muss man aber Änderungen annehmen, aus denen das Echte durchaus nicht zu errathen ist 1961. 1977. 2717. 2804. 3297. 3552. 3945. 5021. 5168. 5737. 5845. 6272. 9249. [= str. 456. 460. 624. 643. 764. 828. 924. 1192. 1304. 1371. 1398. 1505. 2222.]“ Und besonders haben mich endlich einige Stel-

5) Die zahlen 3345 und und 4793 nebst der auf Hagen bezüglichen bemerkung hat Lachmann am rande des briefes nachgetragen. Hagen hatte hinter str. 1134, 4 einen doppel punkt, hinter 1135, 1 und 2 je ein komma, hinter 1135, 3 widerum einen doppel punkt gesetzt, und im wörterbuche zur ausgabe von 1820, s. 542, s. v. Heleche, erklärt: Heleche erzeit sieben königs- und viele fürsten-töchter an ihrem hofe. (Die selbe erklärang hat er dann später, in seinen 1824 erschienenen „Anmerkungen zu der Nibelungen Noth“ s. 151 dahin erweitert, dass es ein beweis von Etzels staatsklugheit gewesen sei, die kinder der ihm unterworfenen fürsten an seinem hofe erziehen zu lassen, was Napoleon habe widerholen wollen). Z.

6) Von den hier aufgezählten 13 strophen hat Lachmann auch später in seiner ausgabe die ersten 12, nämlich str. 96. 170. 269. 564. 776. 1135. 1194. 1234. 1241. 1273. 1297. 1689 verworfen, und die gründe der verworfung jedesmal in der zugehörigen anmerkung angegeben. Dagegen hat er die dreizehnte hier aufgezählte strophe, nämlich 2027, beibehalten, und durch veränderte interpunction von der unmittelbaren syntaktischen verknüpfung mit der nächstvorhergehenden (mit 2026) abgelöst. Z.

7) Die strophen 231. 262. 1535. 1741 hat Lachmann auch in seiner ausgabe verworfen, und die verworfung in den anmerkungen begründet. Z.

8) Von diesen 13 strophen hat Lachmann später in seiner ausgabe sieben (456. 460. 624. 643. 1304. 1371. 1505) ganz, und die achte (1192) zur hälfte verworfen (zugleich mit der hälfte von 1191). Die übrigen fünf hat er beibehalten, und zwar str. 924 mit verworfung von str. 923, str. 1398 indem er sie durch verbesserte interpunction von

len im zweiten Theil wie 6793. 8637. 8657. 8677. 8693 [= str. 1634. 2071. 2076. 2081. 2085] (vier in Rüdigers Aventure),⁹ auf die Meinung gebracht, man möge auch in Volksliedern zuweilen so zwei Strofen verknüpft haben. Im Titulrel ist dergleichen häufig, und doch ist er bestimmt für solche, die ihn lesen oder in dem *dōne singen* [40, 234]. Dennoch wäre es schön, wenn Sie die Untersuchung durchführen wollten: Sie werden gewiss manches wichtige finden.

Indem ich das Geschriebene wiederum überlese, finde ich, dass ich mich fast schämen muss, auf Ihren wohlgeordneten und sorgfältig ausgeführten Brief so *αἰτιο-σχεσιαστί* zu antworten. Sie müssen bei einem, dem es schwer wird erträglich zu schreiben, schon so vorlieb nehmen. Die Meinung wird hoffentlich deutlich sein. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mir mein langes Säumen nicht nachtrügen, und mir recht bald wieder schrieben. Herzlich grüsst Sie

Ihr

C. Lachmann.

Ich erinnere mich nicht im Druck des Wilh. v. Or. 2 Th., den ich jetzt nicht in Händen habe, S. 57^a gelesen zu haben, dass auch in diesem Gedichte Christians (von Troyes?) Erzählung getadelt wird. Im Cod. Pal. 404 steht dort: . . . *Als was ouch drobe daz kursit. Cristjans einen alden tymit Im hat zo Mollium (ze Monliün) an geleget. Dâ mite er sin tumpheit reget, Swer sprichet fô nâch wâne.*¹⁰

str. 1397 syntaktisch ablöste, str. 828 indem er sie durch eine conjectur emendierte (deren notwendigkeit Wilhelm Grimm „Zur Geschichte des Reims“ Berlin 1852 s. 70 bestätigte). Die stropfen 764 und 2222 durften unbeanstandet bleiben. Die gründe sowol für die verwerfung als für die beibehaltung der stropfen hat er in den betreffenden anmerkungen einzeln dargelegt. Z.

9) In seiner ausgabe hat Lachmann die stropfen 1634 und 2071 verworfen, die anderen drei beibehalten, und die gründe in den anmerkungen zu str. 1634 und vor dem XX. liede, vor str. 2023, angegeben. Z.

10) In Casparsons ausgabe lautet die stelle 57^a:

*Also was ouch darobene daz kursit
Cristians eynen allen tymit
Im hat zu monleune ane gelegit
Damit her sine tumpheit reget
Swer sprichit so nach wane.*

in Lachmanns ausgabe 125, 19:

*als was ouch drob daz kursit.
Cristjans ein allen tymit
im hat ze Munleün an gelegit;
dâ mit er sine tumpheit reget,
swer sprichet sô nâch wâne.*

Z.

(Fortsetzung folgt.)

BERICHT
ÜBER DIE
VERHANDLUNGEN DER GERMANISTISCHEN SECTION
AUF DER XXVII. VERSAMMLUNG DEUTSCHER PHILOLOGEN
UND SCHULMÄNNER ZU KIEL.

(AM 27. — 30. SEPTEMBER 1869.)

Nachdem die allgemeine versammlung durch ihren präsidenten prof. dr. P. W. Forchhammer in dem sale der Harmonie eröffnet worden war, constituirte sich den 27. septbr. um 10¹/₂ uhr die germanistische section in der kleinen aula der universität. Es haben sich 66 mitglieder in ihr album eingezeichnet.

- | | |
|------------------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------|
| <i>Bartsch, K.</i> , prof. dr., aus Rostock. | <i>Kohl, O.</i> , dr., aus Barmen. |
| <i>Bech, F.</i> , dr., aus Zeitz. | <i>Kuhn, Adalb.</i> , prof. dr., aus Berlin. |
| <i>Bülow, Franz Ad.</i> , dr., aus Hamburg. | <i>Kuhn, Ernst</i> , dr., aus Berlin. |
| <i>Burchardi</i> , dr., ob. appell. ger. rat. aus Kiel. | <i>Kürschner, J.</i> , dr., aus Eutin. |
| <i>Calebour</i> , gymnasiallehrer, aus Stettin. | <i>Lemcke, H.</i> , dr., aus Stettin. |
| <i>Caro</i> , prof. dr., aus Breslau. | <i>Lübben, A.</i> , dr., oberlehrer, aus Oldenburg. |
| <i>Creizenach, Th.</i> , prof. dr., aus Frankfurt a. M. | <i>Maack, van</i> , dr. med., aus Kiel. |
| <i>Diestel, G.</i> , dr., aus Dresden. | <i>Mahn, C. A. F.</i> , dr., aus Berlin. |
| <i>Döring</i> , rector dr., aus Sonderburg. | <i>Menzer, O.</i> , dr., aus Freienwalde. |
| <i>Dunger, H.</i> , dr., aus Dresden. | <i>Merschberger, G.</i> , dr., aus Güstrow. |
| <i>Flügel, Felix</i> , dr., aus Leipzig. | <i>Meiger, C. H.</i> , dr., aus Flensburg. |
| <i>Förstemann, E.</i> , dr., oberbibliothekar, aus Dresden. | <i>Meusel, H.</i> , gymnasiallehrer, aus Berlin. |
| <i>Francke</i> , dr., oberlehrer aus Torgau. | <i>Meyer, K. W.</i> , candid., aus Meldorf. |
| <i>Freybe, A.</i> , dr., aus Parchim. | <i>Meyer</i> , dr., aus Stettin. |
| <i>Garlipp</i> , dr., aus Magdeburg. | <i>Michelsen</i> , dr., geh. justizrat, aus Schleswig. |
| <i>Gesky, Th.</i> , gymnasiallehrer aus Eutin. | <i>Möbius, Theodor</i> , prof., aus Kiel. |
| <i>Grimm, Hermann</i> , aus Berlin. | <i>Müller, A.</i> , dr., aus Planen. |
| <i>Grosch</i> , dr., oberlehrer, aus Wernigerode. | <i>Pansch</i> , dr., gymnas. director, aus Eutin. |
| <i>Grotfend</i> , dr., archivrat, aus Hannover. | <i>Petersen, Chr.</i> , prof. dr., aus Hamburg. |
| <i>Groth, Klaus</i> , prof., aus Kiel. | <i>Petters, J.</i> , gymnas. prof., aus Leitmeritz. |
| <i>Hartung, G.</i> , dr., aus Wittstock. | <i>Pfundheller</i> , dr., aus Stettin. |
| <i>Hempel</i> , dr., aus Salzwedel. | <i>Procksch, A.</i> , dr., aus Bauzen. |
| <i>Hermann, Fr. C.</i> , aus Berlin. | <i>Rachel, M.</i> , dr., aus Freiberg i. S. |
| <i>Hildebrand, Rud.</i> , prof., aus Leipzig. | <i>Reimann, Ed.</i> , dr., oberlehrer, aus Breslau. |
| <i>Höfer</i> , dr., aus Magdeburg. | <i>Rödiger, Richard</i> , dr., aus Berlin. |
| <i>Hölscher, B.</i> , dr., gymnas.-director, aus Recklinghausen. | <i>Röpe, Georg</i> , dr., aus Hamburg. |
| <i>Hüffer, J.</i> , dr., aus Berlin. | <i>Sanneg</i> , dr., aus Magdeburg. |
| <i>Jessen, Chr.</i> , conrector dr., aus Hadersleben. | <i>Schirmer, J.</i> , dr., aus Berlin. |
| <i>Imelmann, J.</i> , dr., aus Berlin. | <i>Stachle</i> , dr., aus Parchim. |
| <i>Jungclaussen, W.</i> , conrector, aus Flensburg. | <i>Usinger, R.</i> , prof. dr., aus Kiel. |
| <i>Kern, G.</i> , dr., aus Stettin. | <i>Weinhold, K.</i> , prof., aus Kiel. |
| <i>Knorr, W.</i> , collaborator, aus Eutin. | <i>Wilmanns, W.</i> , dr., aus Berlin. |
| | <i>Zingerle, J.</i> , prof. dr., aus Insbruck. |
| | <i>Zschech</i> , dr., aus Magdeburg. |

Das präsidium führten die professoren K. Weinhold und Th. Möbius, als schriftführer wurden bestellt dr. H. Dunger aus Dresden und dr. A. Freybe aus Parchim.

Die erste sitzung den 28. septbr. 9 uhr früh, eröffnete der präsidient der section, prof. Weinhold, durch einen vortrag, in dem er nach begrüssung der anwesenden und nachdem er der seit 1862 geschiedenen fachgenossen gedacht, eine übersicht über das seit bildung der germanistischen section im jahre 1862 in der deutschen philologie geschehene gab.

Der vorsitzende theilte hierauf mit, dass der in Halle 1867 gefasste beschluss, den norddeutschen bundesrat um unterstützung des Grimmschen wörterbuchs anzufragen, durch die eingabe des beauftragten prof. dr. Zacher vom 20. decbr. 1867 erfüllt worden sei, worauf durch hohen bundesrat unter dem 29. juni 1869 auf die fünf jahre 1869—1873 geldmittel zur verfügung gestellt wurden, über deren verwendung der verleger, die gegenwärtigen mitarbeiter und prof. Zacher vorschläge zu macheu hatten, die von dem h. bundesrat bereits genehmigt sind. Die erste rate, 2100 thlr. für 1869, wurde schon ausgezahlt. Auf antrag des vorsitzenden ward ein schriftlicher dank der section an die oberste bundesbehörde beschlossen.

Nach kurzen anderweitigen mitteilungen hielt hierauf prof. K. Bartsch aus Rostock einen vortrag über die ergebnisse seiner forschungen in italienischen bibliotheken während des letzten winters, welche hauptsächlich den provençalischen lyrikern zu gute kommen, und die mitteilungen Grützmachers, der im auftrage der Berliner gesellschaft für das studium der neueren sprachen Italien bereiste, berichtigen und vervollständigen. In der bibliothek des fürsten Chigi zu Rom, welche sich für prof. Bartsch öffnete, entdeckte derselbe auch das einzige bisher bekannte provençalische geistliche schauspiel, Sancta Agnes, das er so eben herausgab. Für die deutsche ältere poesie ergab nur die vergleichung der vatikanischen handschrift von Hartmanns Gregor nennenswertes.

Nach einer kurzen pause sprach der vicepräsident der section, prof. Theod. Möbius über die dänische sprache in Dänemark und in Norwegen. Er führte aus, wie der einfluss des deutschen auf das dänische nicht blos durch die geographische lage, sondern auch durch geschichtliche verhältnisse bedingt ward. Nachdem die Hansa von mitte des 13. jahrhunderts ab deutsche einwanderer in menge nach Dänemark und Schonen gebracht hatte, wirkten die könige aus dem Oldenburgischen hause und der deutsche adel auf die einföhrung der deutschen sprache und sitte. Mit der reformation (1536) kamen neue deutsche elemente. Die deutsche litteratur des 16.—18. jahrhunderts ward in Dänemark nachgeahmt und nachgebildet. Auf den höchsten grad des deutschen einflusses (unter Struensee) folgte freilich auch die entschiedene abnahme durch die reagierende kraft des nationalen geistes. Öhlenschläger wies zuerst auf den belebenden quell der vorzeit, und das mit grossem eifer betriebene studium der dänischen grammatik und litteratur und der nordischen altertümer, so wie die politischen ereignisse der neuesten zeit haben den kampf gegen die deutschen elemente im Dänischen gewaltig belebt. Aber wie das verhältnis des dänischen zum deutschen bestande nun einmal ist (N. M. Petersen schätzte die hälfte der dänischen worte als deutsch), so gelingt es auch den eifrigsten danomanen nicht, dänisch ohne deutsche worte zu schreiben. — Dänisch und norwegisch stehen sich anders gegenüber, weil sie beide dem nordischen sprachstamme angehören. Die norwegische volkssprache, durch das schwedische, dann durch das dänische aus dem gebildeten verkehr verdrängt, hat erst in unserem jahrhundert wider pflege erfahren.

Vor allem ist Ivar Aasen in Kristiania bemüht, sie gegen das dänische zur geltung zu bringen, und er wirkt durch seine grammatischen und lexikalen arbeiten mit besonderem erfolge.

Die zweite sitzung, den 29., begann um 9 uhr früh mit einer mitteilung des oberlehrer dr. Lübben aus Oldenburg über das von ihm und dr. Schiller in Schwerin bearbeitete mittelniederdeutsche wörterbuch. Das erste heft ist im druck. Da die herausgeber das unternehmen auf ihre gefahr wagen, ist die unterstützung des wichtigen werkes durch fachgenossen und bibliotheken dringend nötig.

Hierauf sprach geh. justizrat Michelsen aus Schleswig über gewisse merkmale auf runensteinen. Er verstund darunter die ausser den runen vorkommenden zeichen und bilder und brachte sie zu den hausmarken in beziehung, die nicht bloss juristische bedeutung hätten, sondern auch im genetischen verhältnis zu den wappen, monogrammen und steinmetzzeichen stünden. Er führte dies im besondern an der marke des Asfridsteines, d. i. eines der beiden runensteine zu Luisenlund a. d. Schlei aus.

Es folgte nun der vortrag von prof. Rud. Hildebrand aus Leipzig, der in sehr lebendiger und anziehender weise beiträge zur Geschichte des Sprachgefühls bei den Deutschen und Römern gab. Der vortragende gieng davon aus, dass das sprachbewusstsein, von dem man jetzt oft rede, sprachgefühl sei, oder ein instinct für die sprachlichen erscheinungen, der, wenn man ihn für die früheren zeiten genau ergründen könnte, bedeutende aufklärungen über sprachliche rätsel geben müste. Bei dem beweis durch beispiele war der vortragende zwar durch das vergessene manuscript gehemmt, indessen gelang es ihm doch interessante belege für das, was er meinte, beizubringen. Aus der lautlehre wies er auf das süddeutsche verschlingen eines *t*-lautes vor *p* und *k*-laut: *pakost* aus *badgust*, *kukschläfe* gutgeschlafen, *gobbewäre* gottbeware; auf die verschmelzung von *d* und *f* zu *pf*: *pfür* die flur, *pfuen* die fohn. Das sprachgefühl tritt deutlich hervor, wenn für das schriftmässige empfehlen, empfinden heute noch in gebildetem munde oft genug das alte *entfelen*, *entfinden* ertönt. Prof. Hildebrand zog hieraus eine emendation des verses Heinrichs von Morungen (MF. 127, 35) *Ez ist site der nahtegal swan si ir liet volendet, sô geswiyet sic*, indem er das unrichtige *liet* in *liep* änderte, und das *t* für *p* aus dialectlichem gefühl des schreibers, der sich corrigieren zu müssen glaubte, deutete. — Auch bei dem verkehr deutscher aus verschiedenen stämmen äussere sich das sprachgefühl, so wenn süddeutsche reisebeschreiber älterer zeit das thüringische *Naumburg* als *Neuenburg* oder *Nüwenburg*, die niedersächsischen *Möln* und *Oldenburg* als *Mühlen* und *Altenburg*, die insel *Helgoland* als das heilige land aufführen.

In der Syntax arbeite das sprachgefühl nicht minder. Stellen, wo ein wort in doppelter casusfunction aufträte, wie *valke* bei Dietmar von Aist (MF. 37, 8) als nominativ und vocativ, *τῆξωδερ* bei Äschylus Sieben von Theben 201 als nominativ und accusativ, die gleichförmigkeit des lateinischen dativ und ablativ im plural und zum theil im singular, beweisen, dass das sprachgefühl die casusformen gleich macht, die formen zerbröckelt. Aus Cäsar, Horaz, Sueton liessen sich für diesen process ebenfalls belege aufbringen.

Die zeit war bereits so kurz geworden, dass prof. dr. Christ. Petersen aus Hamburg nur einen kleinen theil seiner mitteilungen über die antiquarische ausstellung auf dem jüngsten internationalen archäologencongress in Kopenhagen machen konnte. Er benutzte die übrige zeit hauptsächlich dazu, auf bilder aus der Sigurdsage hinzuweisen, die prof. Säve aus Upsala in Kopenhagen nach Origi-

nalen auf zwei runensteinen ausgestellt hatte. Ergänzungen seines vortrages gab prof. Petersen bei besichtigung einiger prachstücke aus der ehemals Flensburger altertümersammlung, die für die philologen im gelben saale des Kieler schlosses ausgestellt waren. Leider konnte die ganze höchst wertvolle samlung, die bekanntlich grösstentheils aus dem Süderbraruper und Nydamer Morfund hervorgieng, noch nicht zur anschauung gebracht werden, da sie erst in nächster zeit aus den kisten, wohinein sie die Dänen bei der flucht aus Flensburg gepackt hatten, befreit werden kann.

Die dritte sitzung ward den 30. um 8 $\frac{1}{2}$ uhr früh von dem vorsitzenden mit der bitte um möglichste gedrängtheit der vorträge eröffnet. Prof. Th. Creizenach aus Frankfurt a.M. begann mit interessanten erörterungen über die streitfrage, ob Goethe und Klinger in demselben hause geboren seien. Er wies nach, dass die hauptsächlich auf die beiden epigramme Goethes [47, 195] „An diesem brunnen hast auch du gespielt“ und „Eine schwelle hiess ins leben“ gestützte behauptung ganz unzutreffend sei, da Goethe dieselben nicht bloss an Klinger, sondern auch an andere personen, denen er das bildchen vom hofe seines vaterhauses, in erinnerung, dass sie einmal in seinem vaterhause vorübergehend gewohnt hatten, schenkte, geschrieben hat. Als zeit, wo Goethe und Klinger sich zuerst kennen lernten, stellte prof. Creizenach den winter vor Goethes abgang nach Strassburg auf.

Hierauf sprach prof. Ign. Zingerle aus Insbruck über die deutschen sprachinseln in Südtirol. Nach den starken verlusten des deutschen elementes im tridentischen, woran clerus und regierung schuld seien, rege sich neuerdings das deutsche auf verlorren posten. Es gelte, diese ausgesetzten gemeinen (Luserna, Palu, Altrei, Curtinig, Margreit, Unser Frau im Wald, St. Felix, Laureng, Proveis) in ihrem kampf gegen das wälsche durch erhaltung deutscher schulen zu unterstützen. Der vortragende gab rührende züge von der liebe halbverwelschter leute jener orte zu Deutschland und bat um hilfe in seinen und seiner freunde bemühungen, die durch erziehung von knaben aus jenen orten in Insbruck und durch spendung zweckmässiger geschenke das deutsche in Südtirol zu kräftigen suchen.

Prof. Weinhold verliess die sitzung, um in der allgemeinen versammlung über die arbeiten der section zu berichten, prof. Möbius übernahm den vorsitz. Es hielt nun dr. F. A. Bühlau aus Hamburg einen vortrag über zwei vergessene dichter des 18. jahrhunderts, W. A. Paully und Uhlich, herausgeber einer Hamburger wochenschrift. Die vorlesung musste indessen sehr gekürzt werden und dr. Dunger auf seinen angekündigten vortrag über das volkslied im sächsischen Voigtlande verzichten, da um 11 $\frac{1}{2}$ uhr bereits der von der stadt Kiel gestellte extrazug nach Eutin abgieng.

Prof. Möbius schloss deshalb die versammlung, indem er zugleich mittheilte, dass für nächstes jahr Leipzig zum versammlungsort erwählt ward. Präsident der germanistischen section werde darnach prof. dr. Zarncke sein.

Nachdem prof. Bartsch dem präsidium und den schriftführern für ihre mühwaltung im namen der section gedankt hatte, trennten sich die versammelten. Wir hoffen, dass sie aus diesen Kieler tagen reiche anregung und angenehme erinnerungen heim bringen.

Dem vorstehenden berichte ist hinzuzufügen, dass die Germanisten in Kiel durch zwei gehaltvolle festschriften ihrer präsidenten begrüsst und erfreut worden sind:

Die deutschen monatnamen. Von dr. Karl Weinhold, ord. professor an der universität zu Kiel. Halle, verlag der buchhandlung des waisenhauses, 1869. Der germanistischen abtheilung der XXVII. versammlung deutscher philologen und schulmänner zur begrüßung in Kiel am 27. september 1869. 68 s. 8.

Are's Isländerbuch im isländischen text mit deutscher übersetzung, namen- und wörterverzeichnis und einer karte. Zur begrüßung der Germanisten bei der XXVII. deutschen philologenversammlung in Kiel 27/30. september 1869 herausgegeben von dr. Theodor Möbius, professor an der universität in Kiel. Leipzig, druck und verlag von B. G. Teubner, 1869. XXIV, 88 s. 8.

Die Germanen wie die Slaven sind erst verhältnismässig spät, erst nachdem ihre nähere verbindung bereits aufgehoben war, und erst nach der bekanntschaft mit dem römischen kalender zur bildung fester monatnamen veranlasst worden. Dies wird für die Germanen bewiesen durch die abweichung der nord- und südgermanischen monatnamen, durch ihre grosse mannigfaltigkeit, durch das schwanken zwischen allgemeineren zeitangaben und besonderen monatsbezeichnungen, und endlich durch die leichte verdrängung der deutschen monatnamen durch die römischen.

In der ersten abteilung seiner festschrift (s. 1—23) behandelt Weinhold die „geschichte der deutschen monatnamen,“ und zwar bespricht er zunächst die gotischen, die angelsächsischen, die karolingischen und die durch das mittelalter bis auf die gegenwart vorherrschenden gemeindeutschen; darnach erörtert er die landschaftlichen bezeichnungen, die bairischen, alemannischen, fränkisch-thüringischen und niederländischen, die sächsischen, friesischen und skandinavischen: all das auf grund eines ungemein reichen und selbst aus den entlegensten quellen gesammelten materiales. Darauf folgt (s. 24—28) eine übersicht des „inhaltes der monatnamen,“ je nachdem sie aus dem religiösen leben, von zeit und wetter, von pflanzen und thieren, von geschäften in feld und haus sich herleiten. Den beschluss bildet (s. 29—64) ein alphabetisches verzeichnis sämtlicher deutscher monatbenennungen, in welchem die einzelnen nach ihrer etymologie und bedeutung erwogen werden. Angehängt ist (s. 65—68) ein „verzeichnis der abkürzungen,“ welches zugleich als verzeichnis der benutzten quellen gelten darf, und eine vorstellung gewährt nicht nur von ihrer grossen menge, sondern auch von ihrer versplitterung und theilweisen verstecktheit und seltenheit.

Überall gewahrt man, wie der verfasser seinen stoff in langer arbeit gesammelt und mit liebe gepflegt hat, wie er ihn vollkommen beherrscht und mit eindringender kenntnis und massvollem urtheile gefällig darzustellen weiss; daher er denn auch fast durchgängig auf allgemeine zustimmung wird rechnen dürfen. Unerledigt oder zweifelhaft sind nur einzelne besonders schwierige punkte noch geblieben, und etwaige bedenken über einzelne andere wird man um so lieber zurückhalten und weiterer erwägung aufsparen, je mehr der verfasser selbst, allem prunken mit unfruchtbarer gelehrsamkeit und geistreichen einfällen abhold, mit grossem bedachte und weiser beschränkung verfahren ist. So hat er eine reiche und gediegene grundlage von bleibendem werte geschaffen, an welche jede weitere forschung und entdeckung wird anknüpfen können und müssen.

Das Isländerbuch (die *Íslendingabók*) des priesters Are des (geschichtskundigen (1067—1148), das älteste isländische geschichtswerk, enthält in 10 kapi-

teln einen nach der zeitfolge geordneten bericht über die wichtigsten begebenheiten der geschichte Islands von seiner besiedlung im anfang der siebziger jahre des neunten jahrhunderts bis zum jahre 1120, zeichnet sich namentlich aus durch seine sorgsam, auf ein gewissenhaftes zeugenverhör gebauten chronologischen bestimmungen, und ist die grundlage der beglaubigten isländischen geschichtschreibung geworden. Nach form und inhalt bietet es selbst für den kenner isländischer sprache und litteratur die erheblichsten schwierigkeiten eines eindringenden verständnisses, und überdies war es bisher nur zugänglich in den alten fast verschollenen ausgaben von 1688, 1716 und 1733 oder in den samlungen der *Íslendinga sögur* von 1829 und 1843. Um so dankenswerter ist die nun von Möbius gelieferte handausgabe, welche diesen Übelständen in der trefflichsten weise abhilft.

Sie bietet zunächst (s. I—XXII) eine gründliche erörterung über Ares leben und schriftstellerische thätigkeit, insonderheit über das allein auf uns gekommene Isländerbuch desselben. Darnach folgt (s. 1—14) der text, im wesentlichen auf grundlage der tüchtigen leistung des letzten herausgebers Jón Sigurdsson, im ersten theile der *Íslendinga-sögur* (Kjöbh. 1843), aber mit verschiedenen verbesserungen, über welche im vorworte (s. XIX fgg.) rechenschaft gegeben ist. An den text schliesst sich (s. 15—28) eine sehr genaue übersetzung, die zugleich an sich bequem lesbar und verständlich ist, aber auch dem mit der isländischen sprache weniger vertrauten ein treffliches hilfsmittel zum verständnis des originalen darbietet. Einen fortlaufenden commentar hat der herausgeber zwar nicht liefern wollen, wol aber hat er (s. 29—34) eine reihe von anmerkungen beigefügt, welche über wichtigere oder schwierigere stellen theils von ihm selbst, theils von Konrad Maurer herrührende auskunft gewähren, wie nur die vertrauteste und gründlichste kenntnis der isländischen sprache, litteratur, geschichte und rechtsverhältnisse sie zu liefern vermochte. — Eine sehr sorgsam ausgearbeitete zeittafel über die jahre 860 bis 1148 reicht von s. 35—38. Auf den beiden nächsten seiten sind die abweichungen der in dieser ausgabe eingehaltenen schreibweise von der normalen verzeichnet. Weiter folgt auf s. 41—53 ein genaues verzeichnis der personen- und ortsnamen, mit beigegebenen erklärungen und reichen verweisungen auf anderweites vorkommen derselben; dann auf s. 54—81 unter der bescheidenen überschrift „Wörterverzeichnis“ ein mit höchster genauigkeit und sauberkeit gearbeitetes glossar von erschöpfender vollständigkeit, dem sich anhangsweise (s. 82—84) noch ein verzeichnis der zweiten bestandtheile der im texte vorkommenden ortsnamen und composita anschliesst. Den beschluss bildet eine saubere kartenskizze Islands nebst (s. 85—88) beigegebenen erörterungen.

HALLE.

J. ZACHER.

Den gotiske sprogklassens indflydelse på den finske. En sproghistorisk undersøgelse af Vilh. Thomsen. København. 1869.

Wir haben allen grund in der vorliegenden abhandlung einen ebenso gründlichen als auch elegant geschriebenen versuch über das verhältnis der germanischen sprachen zu den finnischen mit freude zu begrüßen. Der wenn auch jugendliche verfasser hat sich auf den betreffenden sprachgebieten so orientiert und beurkundet bei seinen untersuchungen eine solche besonnenheit, dass wir ihm als einem erfahrenen führer auf dem früher nicht eben sehr gründlich behandelten gebiete folgen dürfen.

Vor nun gerade hundert jahren hat zuerst Joh. Joh. Jhre in dem vorwort zu seinem *Glossarium sviogothicum* eine anzahl von wörtern, die sich im Gotischen, Altnordischen oder in den schwedischen mundarten finden, als finnische erkennen

wollen und die entlehnung in die zeit gesetzt, da die Finnen in Scandinavien gewohnt haben sollten. Später hat er in der vorrede zu Lindahls und Öhrlings *Lexicon lapponicum* die lappischen wörter hervorgehoben, welche, nach seiner ansicht, ins Schwedische aufgenommen worden sind. Später hat Rask, dem man die erste energische anregung zu einem umfassenden studium der finnischen sprachen verdankt, ebenfalls mit einer gewissen voreingenommenheit solche entlehnungen aus den finnischen sprachen nachzuweisen gesucht. Während F. Dietrich in Hoefers zeitschrift für die wissenschaft der sprache „Zeugnisse eines vorhistorischen standes des Schwedischen und einer gotischen gestalt des Altnordischen aus dem Lappischen und Finnischen“ beizubringen versucht hat, dabei aber, nach Thomsens ansicht, insofern nicht ganz glücklich gewesen ist, als ihm nicht hinlängliches material für das Lappische zu gebote stand und er so gut wie gar keine rücksicht auf das Finnische genommen hat, haben Jacob Grimm und L. Diefenbach eine gegenseitige einwirkung der germanischen und finnischen sprachen auf einander angenommen. Ausserdem haben Munch, Lindström und namentlich Ahlquist (professor in Helsingfors) diese frage vom culturhistorischen standpunct aus zu behandeln versucht.

Thomsens aufgabe ist es nun gewesen, auf grundlage eines reichlicheren und zuverlässigeren materials eine strengere, rein sprachliche untersuchung anzustellen.

Zuvörderst orientiert der verfasser seine leser über die finnischen völker, deren sprachen er in den bereich seiner forschung gezogen hat: über die Lappen, die verschiedenen stämme der Finnen (im engeren sinne), die Wepsen oder Nord-Tschuden, die Woten oder Watländer, die Ehsten und die Liven, und knüpft hieran bemerkungen über die in Finnland und an den küsten Ehistlands sesshaften Schweden und deren eigenthümliche mundarten. Zweitens schickt der verfasser (von s. 18—38) grundsätze über die lautverhältnisse der finnischen sprachklasse voraus und räumt hierbei dem Finnischen die erste stelle ein, da sich die laute in dieser sprache auf der ältesten stufe erhalten haben und ausserdem auch das sprachliche material bisher am zuverlässigsten bearbeitet ist, das Lappische dagegen schon bedeutendere umgestaltungen der älteren laute darbietet, wie dies aus der auf s. 30 ff. gegebenen vergleihung der finnischen und lappischen vocale deutlichst hervorgeht.

Von s. 39 an behandelt der verfasser seine eigentliche aufgabe: „den einfluss der gotischen sprachklasse auf die finnische“ und leitet seine untersuchung mit folgenden worten ein: „Während man früher im allgemeinen geneigt war, alle oder auf jeden fall einen grossen theil der wörter, welche man für die finnisch-lappischen und gotischen, besonders die nordischen sprachen als gemeinsam nachweisen konnte, für ein lehngut aus den ersteren anzusehen, mag es nun mit den mitteln, welche die neuere entwicklung der sprachwissenschaft und ein weit reicherer stoff zu gebote stellen, für ausgemacht angesehen werden, dass in wirklichkeit nur wenige diesen weg gegangen sind; fast alle die wörter, deren übereinstimmung und unmittelbarer zusammenhang in den beiden sprachklassen keinem zweifel unterworfen sein kann, gehören ursprünglich den gotischen sprachen und sind aus diesen in die finnischen übergegangen, eine bewegung, die auch am natürlichsten zu den historischen verhältnissen stimmt.“ Einen einfluss der finnischen sprachen sieht der verfasser nur in den zunächst an die Finnen gränzenden schwedischen und norwegischen mundarten, jedoch ist die zahl der von letzteren aufgenommenen finnischen wörter sehr gering. „Weit reicher und merklicher ist dagegen der einfluss, den die gotischen sprachen auf die finnischen ausgeübt haben. Das eigenthümlichste hierbei im vergleih mit andern ähnlichen erscheinungen, z. b. der sehr starken einwirkung der gotischen sprachen auf die

romanischen, ist der ausserordentlich lange zeitraum, durch welchen der einfluss verfolgt werden kann, und demnächst die treue, mit der die ursprünglichen formen erhalten worden sind. Dieser einfluss kann im ganzen auf zwei hauptperioden zurückgeführt werden, eine jüngere, wenn man will, historische, und eine ältere, so zu sagen vorhistorische. In der ersteren derselben, deren einfluss natürlicher weise am augenfälligsten ist, ist er von den nordischen sprachen in deren jetziger oder historisch überlieferten älteren gestalt, in einigen stücken auch von dem Deutschen (dem Plattdeutschen) ausgegangen; die zur anderen gruppe gehörenden lehnwörter aber, welche hinsichtlich ihrer zahl ungefähr eben so stark über die ganze sprachklasse verteilt sind, setzen dagegen eine weit ältere sprachform voraus, welche zunächst mit dem Gotischen verglichen werden kann. Es sind namentlich die letztgenannten entlehnungen, welche unsere aufmerksamkeit verdienen wegen der so alten und zugleich so klaren und harmonischen form, in der sie noch heutzutage vorliegen, und zwar sowol rücksichtlich der einzelnen laute, als auch der endungen; es ist sicherlich nicht mit unrecht, dass schon Dietrich hierin eine der ältesten quellen für die kunde der geschichte der gotischen sprache gesehen hat.

Von s. 43 an sucht der verfasser nachzuweisen, wie in den finnischen sprachen theils die einzelnen laute der lehnwörter ausserhalb der endungen (bis s. 69), theils die endungen in übereinstimmung mit den lautgesetzen der finnischen sprachen behandelt werden und auf welche formen in den gotischen sprachen sie hiebei zurückweisen.

In dem auf s. 99 beginnenden rückblick interessiert uns namentlich das in bezug auf die ältere gruppe der lehnwörter gesagte. Der verfasser bemerkt, dass diese auf eine sprachform zurückführe, die auf einer eben so alten stufe, als das gotische, zum theil noch auf einer älteren gestanden habe. Diese sprachform unterscheidet die quantität der vocale, hat diphthonge in der ältesten gestalt, nämlich *ai*, *au*, *iu*, den ersten auch *da*, wo er im Altnordischen zu *á* geworden ist, sie kennt keine vocalbrechung und keinen umlaut, bewahrt *j* und *v*, so wie auch *b*, *h*, *lp*, *ns*, *s* im inlaut überall u. s. w. Demnächst wird eine einwirkung dieser quelle fast gleichartig in der ganzen finnischen sprachklasse vom Onega bis zur ostküste Norwegens, von Kurland bis zum Weissen Meere verspürt.

Was nun im besondern die im Lappischen befindlichen altgermanischen bestandteile anbetrifft, so findet der verfasser deren quelle in einer nordischen sprachform, die, wie es bereits prof. Dietrich ausgesprochen, auf einer bedeutend älteren stufe als das allgemein sogenannte Altnordische gestanden haben mag. Eine solche sprache ist gerade die, welche uns in den ältesten Runendenkmälern aus dem 3. und den nächstfolgenden jahrhunderten erhalten ist und welche zu der zeit über den ganzen norden herrschend gewesen sein dürfte. Auch die sprachform, die sich im Finnischen abspiegelt, stimmt fast ganz mit der beim Lappischen vorausgesetzten überein und ist auf jeden fall eher älter als jünger. Da nun nach des verfassers ansicht die Ehsten und Liven erst ungefähr im 8. jahrhundert in ihre jetzigen wohnsitze an den küsten der Ostsee gelangt und die Finnen kaum viel früher gekommen zu sein scheinen, so hält er dafür, dass vor der zeit sich die genannten völkerschaften in der gegend um und jenseits des Ladoga und Onega aufgehalten haben, wo man auch jetzt noch eine karelische bevölkerung und am östlichsten die Wepsen findet. Was die einzelnen lehnwörter anbetrifft, so ist deren verbreitung und verteilung unter diesen völkerschaften höchst ungleich, allein nach des verfassers ansicht kommt ausserhalb des Finnischen schwerlich etwas vor, was nicht auch im Finnischen zu treffen wäre. Dies habe indessen nicht viel zu bedenten; denn

theils liege uns der wortvorrat einzelner sprachen, namentlich des Wepsischen und Wotischen unvollständig vor, theils könne auch manches wort früher im gebrauch gewesen sein, das jetzt nicht mehr angetroffen werde. So viel sei auf jeden fall gewiss, dass die wörter, die in mehreren sprachen vorkommen, in der regel von derselben grundform ausgehen, nur mit den abweichungen, welche aus den gewöhnlichen übergangsgesetzen folgen. Die sprachen, deren lautverhältnisse auf der ältesten stufe stehen, haben auch die lehnwörter in der ältesten form aufbewahrt, namentlich gelte dies von dem Wepsischen. Hieraus könne man schliessen, dass die völker des finnischen stammes zu der zeit, als sie der hier besprochenen einwirkung ausgesetzt waren, was ungefähr in die ersten jahrhunderte vor unserer zeitrechnung gesetzt werden könne, sich entweder noch nicht verzweigt hatten oder auf jeden fall in weit engerer verbindung unter einander gelebt haben, als dies in ihren gegenwärtigen wohnsitzen denkbar gewesen wäre und dies hauptsächlich in den östlich von dem finnischen meerbusen belegenen gegenden stattgefunden zu haben scheine.

Betrachtet man die lehnwörter ein wenig genauer, so erweist es sich, dass sie sich auf alle möglichen gegenstände und verhältnisse erstrecken, auf staats- und rechtswesen, waffen, kleidung, gerätschaften, behausung, menschen (namentlich von der weniger guten seite), körperteile, thiere, pflanzen, ackerbau, mineralien und andern naturgegenstände, sogar abstracte verhältnisse und eigenschaften. Eine solche mannigfaltigkeit kann unmöglich einem zufälligen besuch des landes etwa in commercieller oder feindlicher hinsicht zugeschrieben werden; sie kann nur eine folge eines langwierigen und beständigen zusammenlebens mit einem mächtigeren und gebildeteren volke sein, dessen sprache, wie es namentlich aus der genauen erhaltung der lehnwörter erhellt, wol auch allgemein von den Finnen verstanden worden sein dürfte. Kurz, wir werden mit notwendigkeit zu der annahme geführt, dass das volk oder die völker der gotischen klasse, von deren sprache sich so viele erinnerungen in dem finnischen stamme finden, in Mittelrussland oder in den jetzigen Ostsee-provinzen in unmittelbarer nähe der Finnen gewohnt haben müssen.

Wenden wir uns nun, zur näheren bestimmung dieser völker, zuerst zu den historischen zeugnissen, so weisen diese sofort auf die Goten (in engerer bedeutung) hin, welche schon frühzeitig als anwohner der ostseeküsten, östlich von der Weichsel genannt werden, zuletzt von Ptolemaios (in der zweiten hälfte des zweiten jahrhunderts); ungefähr um dieselbe zeit dürften sie indessen südwärts zum Schwarzen Meere gewandert sein, von wo die sage sie jedoch wiederum mit den nördlichen gegenden in berührung kommen lässt durch die halbmythischen eroberungen des Ostgoten Ermanarik. Ausser den Goten wird man indessen auch an die Nordmannen denken können, denn wie es sich auch in betreff ihrer einwanderung verhalten mag, wird es doch kaum geläugnet werden können, dass sie bereits vor dem 9. jahrhundert in besonderer verbindung mit Gardariki gestanden haben, was das vorhandensein einer verwanten bevölkerung voraussetzt. Da die meisten formen der lehnwörter auf etwas sehr altes, was einmal dem Gotischen und Nordischen gemeinsam gewesen sein dürfte, hinweisen, ist es schwer zu bestimmen, aus welcher von den beiden sprachen die einzelnen wörter stammen. Es führt der verfasser jedoch eine reihe von wörtern und formen an, die dem Gotischen im gegensatz zu dem Nordischen näher stehen, und darauf andere, welche mehr auf das Nordische hinweisen. Doch glaubt der verfasser selbst, dass man nicht allzuviel auf den wortvorrat bauen dürfe, da wir nicht wissen, wie sehr sich derselbe verändert habe; auch sei es denkbar, dass die mundart, welche die Goten in Russland gesprochen haben, in mancher hinsicht auf einer älteren stufe als die sprache des Vulfila gestanden habe.

Endlich hebt der verfassrer die wichtigkeit soleher untersuchungen für die finnischen sprachen selbst hervor und lässt uns hoffen, dass er auch die beziehungen des Littauischen und der damit verwanten sprachen zu der finnischen sprachklasse auf ähnliche weise behandeln werde. Gelegentlich hat er auf s. 5 und 33 einzelne ältere formen angeführt, z. b. *ai* -- litt. *ė* (in f. *paimen* -- litt. *pėmė* hirt, f. *laiha*, mager = litt. *lėsas*). Einen einfluss der slavischen sprachen auf den finnischen stamm sehe man zwar auch mehr oder minder in allen den einzelnen sprachen, theils sogar in einem ausserordentlich hohen grade, allein die spuren eines solchen einflusses, der auf eine gleich alte periode als die gotischen und littauischen lehnwörter zurückweisen könnte, seien durchaus verschwindend.

Nach dieser auseinandersetzung gibt der verfassrer von s. 110—161 ein reichhaltiges wörterverzeichnis, in welchem er bei den einzelnen wörtern auf die stellen seiner abhandlung, wo er dieselben zuvor besprochen hat, zurückverweist. Seiner aufgabe streng nachkommend hat er aus diesem verzeichnisse alle culturwörter nichtgermanischen ursprungs, welche durch die germanische cultur den Finnen zugekommen und mehr oder minder umgestaltet worden sind, ausgeschlossen. Was für schicksale solche wörter erleben können, ersieht man z. b. aus dem ehstnischen *sau't*, schlecht, elend, bettler, welches aus dem lat. *sanctus* stamt; *sau'di-Mar'did* (auch *Mar'di-sau'did*) heissen die bursche, welche am Martini-abend verkleidet umhergehen und gaben einsammeln, *Kadrina-sau'did* ebenso verkleidete weiber am Katharinenabend. Wie es verlautet, wird die vorliegende abhandlung des verfassers auch in deutscher sprache erscheinen. Da müssen wir im interesse der sache den wunsch aussprechen, dass er das überaus reichliche material, welches das so eben erschienene ehstnisch-deutsche wörterbuch von F. J. Wiedemann (St. Petersburg 1869. 4.) für die verschiedenen ehstnischen mundarten darbietet, für seine zwecke ausbeute. Sicherlich wird er noch manches finden, was das Finnische im laufe der zeit eingebüsst hat. Beispielsweise führe ich nur *raibe* und *raibakas* an, welche in der bedeutung *aas* vorkommen und an das gotische *hraiŕ* erinnern; auffallend ist die form *klaip* neben *klaibakas*, ein grosses stück (brot). Manche wörter, die das Ehatnische darbietet, werden dem handel verdankt, z. b. *kalew*, tuch, das nur eine corruption von *skarlaken* ist, wie man aus *kalewi-töbi*, scharlach (jetzt auch *Sarlaki-töbi*) ersieht. So ist auch das von Thomsen s. 123 besprochene f. *kaupunki* nicht so sehr mit dem altnordischen *kaupungr*, als mit dem im Gutalag vorkommenden *kaupungr* zusammenzustellen.

Wenn der verfassrer in der einleitung s. 2 zu den wörtern, welche die von ihm japhetische genannten sprachen mit den finnischen auf grund einer urverwantschaft gemein haben könnten, auch finn. *nimi* name, lapp. *nabma*, mordw. *lem*, tschechem. *lim*, *lym*, syrjänisch *nim*, ostjakisch *nem*, wogulisch *näm*, ungarisch *név* rechnet, so glaube ich, dass dieser begriff schwerlich in so uralter zeit seinen ursprung gehabt hat, sondern hier eben auch nur ein lehnwort aus dem Indogermanischen vorliegt. Bei einer genaueren durchmusterung des wortschatzes der sprachen der ostfinnischen völker, welche der verfassrer diesmal so gut wie ganz von seiner untersuchung ausgeschlossen hat, dürfte wol noch so manches wort zu tage kommen, das auf ältere oder neuere berührungen mit germanischen völkern zurückweisen könnte. Ist doch der name des donnergottes der Germanen in der form *Torum* bis zu den Ostjaken gedrungen!

Eine weitere aufgabe wäre es nun noch, nicht bloss die lehnwörter, sondern auch die entlehnten begriffe einer prüfung zu unterwerfen. Nehmen wir z. b. das ehstnische wort *peni-körem*, meile, so heisst dieses nun buchstäblich hunde-fuder,

ist aber, wie schon das finnische *penikulma* (neben *penikuorma*) andeuten könnte, die bezeichnung einer strecke, bis wohin man den hund hört, ein hundeblaß, wie man in Mecklenburg zu sagen pflegt; in den Lappendistricten des nördlichen Finnlands findet man noch heut zu tage eine solche bestimmung der entfernung, welche sich auf etwa fünf werst (also $\frac{5}{7}$ meile) beläuft.

ET. PETERSBURG.

SCHIEPNER.

Die gothische sprache. Ihre lautgestaltung insbesondere im verhältnis zum altindischen, griechischen und lateinischen von **Leo Meyer**. Berlin, Weidmannsche buchhandlung. 1869. XVI, 780 z. 8. 4 thlr.

Zweck und begrenzung des werkes deutet der titel an. Der verfasser will den gesamten erhaltenen bestand der gothischen sprache nach seiner lautgestaltung methodisch sprachvergleichend untersuchen, d. h. er will die gothischen wörter und wortformen nach massgabe ihrer lautgestalt prüfen und die wandlungen dieser lautgestalten aufwärts bis zu ihren ältesten erreichbaren formen zu ergründen und darzulegen suchen. Er beschränkt sich also, wie das die vergleichende sprachwissenschaft bisher überwiegend, ja fast ausschliesslich gethan hat, auf die materielle seite der sprache. Ihm daraus einen vorwurf zu machen, wäre unbillig, weil eindringendere linguistische untersuchungen über die mit den einzelnen sprachformen ursprünglich verknüpften bedeutungen und den wandel dieser bedeutungen — worin das eigentliche leben der sprache beruht, und worin auch der satz und das satzgefüge ihren ursprung und erklärungsgrund finden — kaum erst vereinzelt begonnen haben, und weil, ähnlich wie anatomie der physiologie vorausgeht, die erforschung der bedeutungen erst dann befriedigend gelingen kann, wenn die ergründung der formen im wesentlichen als erledigt gelten darf. Freilich aber greifen beiderlei untersuchungen derart in einander, dass auch schon die erforschung der lautgestalt, um volle und sichere ergebnisse zu erreichen, oft genug eines tieferen eingehens auf die bedeutung nicht entzehen kann.

Die vollständige und verlässige grundlage für methodische durchmusterung des gesamten gothischen sprachbestandes war gegeben, seit Andreas Uppström nach sorgsamster prüfung aller erhaltenen gothischen handschriften (1854—68) neue ausgaben aller gothischen litteraturreste mit peinlichster genauigkeit geliefert hatte. Leo Meyer aber war für ein so umfängliches und schwieriges werk gerüstet wie wenige, durch genaue und feine kenntnis der gothischen sprache, durch langjährige vertrautheit mit den gothischen texten und ihrer überlieferung, und durch ausgebreitete und gründliche auch auf den gebieten der verwanten sprachen bereits reichlich erprobte linguistische gelehrsamkeit und scharfsinnige forschung. Daher denn auch sein buch an fülle der thatsachen und erörterungen so reich geworden ist, dass man kaum etwas erwähnenswertes vermissen wird, und dass eine eingehende besprechung desselben sehr breiten raum und die sichere hand eines meisters der linguistik erfordern würde. Deshalb muss ich mich hier auf wenige und zumeist das methodische betreffende bemerkungen beschränken.

Den beherrschenden einteilungsgrund des gesamten buches bilden die lautelemente: die consonanten (*k, q* § 2—22; *g* § 23—37; *h, hv* § 38—53 usw.) und die vocale (*a* § 340—381; *i* § 382—409 usw. bis *au* § 504—510), denen alle sprachgebilde, die wortstämme, die ableitungs- und flexionssuffixe usw. sich ein- und unterordnen. So ist z. b. das wort *brôþar*, bruder, erwähnt und besprochen in § 60 (unter *b*),

262 (unter *r*), 456 (unter *ó*), 155 (unter *þ*), 358 (unter *a*), 274 (unter *r*), 431 (unter *u*, wegen der pluralcasus), und noch in mehreren anderen paragraphen. Diese anordnungsweise hat ja auch manches für sich, und der verfassers hat gewis seine guten gründe gehabt, grade sie zu wählen, aber wie sie hier ausgeführt erscheint, zieht sie doch auch erhebliche übelstände nach sich. Zwar registriert ein „wörterbuch“ (s. 713 — 780) sämtliche wörter oder wortstämme (aber auch nur diese, nicht die suffixe) nebst allen paragraphen, in welchen die einzelnen erwähnt werden; aber wenn z. b. unter *bérušja-* (*bérušjós*, die eltern) nicht weniger als 10 paragraphen aufgezählt werden (60. 442. 264. 426. 183. 301. 361. 337. 409. 410), wer kann sicher im voraus wissen, dass die eigentliche erklärung dieser sonderbaren bildung sich in § 183 unter *s* findet? wer kann sicher sein, des verfassers ansicht und erklärung vollständig zu kennen, bevor er sämtliche citierte paragraphen durchgesehen hat? ganz abgesehen noch von möglichen druckfehlern in den ziffern! Da nun die paragraphen glatt hintereinander fortlaufen, ohne überschritten oder beigesezte inhaltsangaben, da auch am oberen rande der seiten weder paragraphenzahlen noch colummentitel stehen, die einzelnen paragraphen aber oft mehrere seiten füllen, und überdies dieselben erklärungen sich nicht selten, und zuweilen fast wörtlich, in mehreren paragraphen wiederholen, muss man unvermeidlich mit dem vielfältigen, immer wiederkehrenden nachschlagen und durchsehen ganz unverhältnismässig viel zeit und mühe verschwenden. Wie sehr wünscht man da immer wider, dass wenigstens die zahlen derjenigen paragraphen, welche die entscheidenden haupterklärungen enthalten, im „wörterbuche“ irgendwie durch den druck hervorgehoben, und dass ein gutes und übersichtliches sachregister beigegeben wäre.

Der verfassers gibt auch in diesem buche, ganz wie er sonst es liebt, überall fast ausschliesslich nur seine eigene ansicht, gedenkt anderer forschers nur in ganz seltenen ausnahmefällen. Aber heutige verfassers leben nicht mehr in der zeit, sind nicht mehr in der lage Jacob Grimms, der vorgänger nicht anführen konnte, weil er keine hatte, jüngerer forschers geschweigen durfte, weil sie seine eigenen schüler waren. Und heutige leser, wenn sie tiefer eindringen wollen, müssen ganz notwendig auch die ansichten anderer forschers kennen lernen, berücksichtigen und prüfen. So hoch man auch mit bestem fuge des verfassers kenntnisse und talent stellen und schätzen mag, so wird doch niemand, wird auch er selbst nicht meinen können, dass er überall das richtige getroffen, und vollständig getroffen habe. Ja man darf sogar bescheidenlich vermuten, hätte er stets auch die nennenswerten ansichten anderer mitgeteilt und besprochen, dass er dann doch wol hie und da selbst die eigene ansicht geändert haben würde. So z. b. trennt er § 290 und widerum § 423 *ju* (von Ulfilas verwendet für *ἦδη, καί, δὴ, ju ni* für *οὐδέτε*) ausdrücklich von *jabai, jau, jah, ja, jains*, also von dem pronominalstamme *ja*, und sagt, ohne eine begründung hinzuzufügen, dass es „höchst wahrscheinlich“ sich eng anschliesse an altindisch *djú-*, *div-*: eine ansicht, die freilich auch andere, wie z. b. Corssen, geäußert haben, die aber doch auch ernstliche bekämpfung erfahren hat, wie z. b. schon durch Bopp (vergl. gr. 2. 201. § 384) mit beachtenswerten, zum theil aus der bedeutung und der syntax geschöpften gründen, und neuerdings wider durch Curtius, der (griech. etym. 2 a. s. 560 flg.) die ganze frage unter anführung der verschiedenen ansichten eingehend erörtert, und so triftige gründe gegen die ableitung von *div* und für die vom pronominalstamme *ja* geltend gemacht hat, dass es doch ziemlich schwer sein dürfte, dagegen aufzukommen. Überhaupt gereicht es dem werke von Curtius zu nicht geringem vorteil, und erhöht seine brauchbarkeit und seinen nutzen gar wesentlich, dass er überall auch auf andere forschers verweist, und ihre ansichten nach bedürfnis kurz mitteilt,

und, so weit nötig, beleuchtet. Für ein ähnliches verfahren würde sich auch in dem vorliegenden werke der nötige raum bei veränderter öconomie doch wol haben gewinnen lassen.

Trotz dieser auf das methodische bezüglichen ausstellungen, die ich nicht meinte zurückhalten zu dürfen, hat das buch Leo Meyers durch seine vollständigkeit und seine gediegenheit einen so hohen wert und eine so tiefgreifende bedeutung, dass niemand, der sich eingehender mit der gothischen sprache beschäftigt, seiner entbehren kann, und dass es als eine höchstschätzbare förderung der gothischen studien gerühmt und empfohlen werden muss.

HAILE.

J. ZACHER.

Kritische Beiträge zu Gottfrieds von Strassburg Tristan, Inauguraldissertation (Göttingen) von **Theodor von Hagen**. Mühlhausen 1868 in Comm. bei Heinrichshofen. 53 s. 8.

Dem lange über gebühr vernachlässigten Tristan beginnt sich jetzt die thätigkeit der Germanisten mehr zuzuwenden. Sehr willkommen ist die vorliegende schrift, deren verfasser die handschriften untersucht, um ihren wert für die kritik festzustellen. Diese arbeit, mit umsicht und sorgfalt ausgeführt, holt nach was die herausgeber unterlassen haben. Wenn die ausgaben des Tristan, die entweder eine handschrift abdruckten oder aus mehreren willkürlich auswählten, im ganzen einen lesbaren text gaben, so war dies der sehr guten überlieferung zu danken. — Zunächst weist herr von Hagen s. 17—24 nach, dass B eine abschrift von M, später auch von F ist und also jeder bedeutung für die kritik entbehrt. Die übrigen handschriften werden in zwei klassen geteilt: die eine (X) bilden HM, zur zweiten (Y) gehören alle übrigen handschriften. Für HM wird dieselbe vorlage angenommen; dass M sehr geringen wert hat, ergibt sich aus s. 27—32, und man wird zusehen müssen, ob M sich nicht geradezu als willkürlich ändernde und abkürzende abschrift von H herausstellt. Sämtliche handschriften sind s. 30 in einer übersicht zusammengestellt, für die nur geringe modificationen sich ergeben werden. Von O sagt der verfasser s. 14, „will es nicht gelingen, derselben eine stellung näher bei x (d. i. der vorlage von FNDS) oder bei der vorlage von W anzuweisen;“ aber O hat wol mit N dieselbe vorlage, sie stimmen ausser den s. 13 angeführten stellen noch so vielfach zusammen, z. b. 30, 22, 61, 12, 66, 25, 294, 5, 334, 11, 350, 10, 386, 38, dass die abweichungen dagegen verschwinden.

Dankenswert ist die vervollständigung des apparatus durch den excurs s. 47 bis 54, der die lesarten von S, der in Oberlins glossar benutzten handschrift zusammenstellt. Ein bruchstück des Tristan scheint herrn von Hagen entgangen zu sein: Zingerle in den sitzungsberichten der Wiener akademie 1867. LV, 617 f. theilt ein paar pergamentblätter mit, die von ihm in die erste hälfte des 13. jahrhunderts gesetzt werden und 60, 29—64, 28, 88, 14—92, 13 enthalten; sie stimmen mit wenigen ausnahmen genau zu H und man wird sie mit h bezeichnen können. Ausserdem wird, wenn auch die handschriften des Tristan sehr gut sind, die frage zu erwägen sein, ob nicht die zahlreichen nachahmer Gottfrieds, die ganze versreihen aus dem Tristan entlehnen, für die textkritik berücksichtigung verdienen. Ich verweise auf Haupts zeitschr. 12, 493 f., wo E. H. Meyer die aus dem Parzival entnommenen stellen des Pleiers bespricht. — Das resultat der untersuchung scheint der verfasser zu allgemein hinzustellen, wenn er s. 33 sagt, dass „stets derjenigen familie der vorzug zu ertheilen sei, deren lesart durch ein glied der anderen unterstützt wird.“ Dadurch würde M zu hoch gestellt. HY stimmen vielfach überein und richtig weist

herr von Hagen in diesen fällen die lesart von M zurück, die Massmann in den text nahm. Der umgekehrte fall, dass MY und H sich gegenüber stehen, wird selten sein: s. 37 wird nur 118, 18 genannt, wo das fehlen des *iu* in H ein geringes versehen ist. Dass aber da, wo die handschriften von Y unter sich abweichen, immer H oder M den ausschlag geben soll, scheint uns zu eklektisch verfahren: ob MH oder Y die bessere überlieferung gewährt, ist die hauptfrage, nach deren entscheidung sich alles leicht ergibt. Über Y wird man sich durch eine neue vergleichung von F, die auch der verfasser s. 3 verlangt, eine genauere vorstellung machen müssen; hier sei nur erwähnt, dass s. 11 einige lesarten von Y als falsch hingestellt sind, wo doch die richtigkeit von MH keinesweges evident ist, z. b. 150, 24 *vil vermezzen*, 72, 16 *kan*, das der verfasser s. 39 selbst dem *weiz* MH vorzieht, 30, 22 *tôtsiechen*, wo doch Massmanns *tôtslêchen*, frei nach HM, unverständlich ist.

Von den stellen, die s. 33—47 besprochen werden, sind einige gut berichtet: öfter wird von der Hagens text gegen Massmanns änderung geschützt. Über *ihl niht* s. 43, *iemer niemer* s. 34 bedurfte es eigentlich keines wortes; dass 273, 31 *und schouweten besunder* statt *beschouweten* „des wolklanges wegen“ gelesen werden soll s. 42, klingt übel und ist wol nur ein versehen, vgl. was der verfasser, der zwar sehr wenig auf metrik eingeht, s. 35 über den auftract sagt. S. 40 wird für 311, 27. 28 W. Müllers conjectur im mhd. wörterb. 1, 142 angenommen, die metrisch unzulässig ist, da bei Gottfried *sit daz si sich enbarnt und danne in schame varnt* nicht vierhebig gelesen werden kann; Lucae de nonnullis locis Wolfr. 1862 emendierte *enbarten: ir sch. warten*. Bei der erklärang von *himelriche* 36, 12, wo sich Tr. 271, 14 zufügen liess, wird der gedanke durch zu grosse abstraction (h. „zustand der seligkeit“) farblos: dies zeigt schon der gegensatz *wertwunne* z. 9.

Die arbeit erweckt den wunsch, dass der verfasser seine Tristanstudien rüstig fortsetze und nicht zu lange auf neue beweise davon warten lasse.

WRIEZEN.

OSKAR JÄNICKE.

Mönckeberg, Matthias Claudius. Ein Beitrag zur Kirchen- und Litterargeschichte seiner Zeit. Hamburg, Nolte. 1869. XI, 427 s. 2 thlr. (Gallerie hamburgischer Theologen. Sechster band).

Über vierzig jahre ruhte der Wandsbecker bote schon auf dem kirchhofe seines geliebten fleckens, ehe der versuch gemacht wurde, den zahlreichen freunden seiner werke sein einfaches leben zu erzählen. Der verstorbene hatte selbst dazu beigetragen, künftige biographen abzuschrecken: seine ganze litterarische correspondenz war auf seine anordnung vernichtet worden, seine eigenen briefe schienen bis auf wenige verschwunden. War es unter diesen umständen schon schwierig, nur die äussere lebensgeschichte des dichters festzustellen, so musste die aufgabe, seine innere entwicklung zu schildern, fast unlösbar erscheinen. Wilhelm Herbst hat 1857 die lösung derselben mit grossem geschick unternommen, und sein buch hat so viele leser gefunden, dass es 1863 schon in dritter auflage erscheinen konnte, gereinigt von manchen irrthümern des ersten versuchs, bereichert durch vielerlei neu aufgefundenes, ein wohlabgerundetes lebensbild, dem man ansieht, dass der verfasser mit demselben warmen interesse, mit dem er seine arbeit begonnen, bemüht gewesen ist, sie immer vollendeter auszugestalten. Auf Herbsts biographie des Wandsbecker boten sind für leser, die sich vor dem umfangreicheren buche scheuen, noch drei kleinere arbeiten gefolgt, von Lübker in seinen Lebensbildern aus dem letztverflossenen jahrhundert, 1862 s. 113—173, von W. Baur in seinen Geschichts- und Lebensbildern,

1865 II s. 177—208, und von Ehrenfeuchter in Pipers evangelischem kalender 1865 s. 215—225. So schien die lücke in unserer biographischen litteratur genügend ausgefüllt, und das erscheinen einer neuen lebensbeschreibung des Boten mag manchen überrascht haben. Aber man lese den haupttitel des buches. Es gehört die neue biographie einer gallerie hamburgischer theologen an, und wenn es erlaubt ist, den begriff des theologen auf solche laien auszudehnen, die zu der erneuerung des religiösen lebens im anfang unseres jahrhunderts beigetragen haben, dann gebührt allerdings dem laienbruder, der eindringlicher als die meisten zünftigen theologen seiner zeit dem deutschen volk, und unter diesem wiederum zunächst den Hamburgern, gepredigt hat, ein platz in dieser gallerie.

Herr p. Mönckeberg, der schon durch eine lange reihe von schriften seine vertrautheit mit der geschichte, insbesondere der kirchlichen, seiner vaterstadt bewiesen, hat die untersuchung über Claudius leben selbständig wider aufgenommen. Eine sorgfältige durchforschung der Hamburger zeitung und des Wandsbecker Boten hat zur auffindung mancher gedichte und aufsätze geführt, die Herbst ganz entgegen waren (z. b. der beiträge von Claudius zu den Adresscomtoirnachrichten), oder die von diesem nicht benutzt sind. Das 6. capitel bringt eine vollständige geschichte des kampfes zwischen Goeze und Alberti und seines einflusses auf Claudius theologische entwicklung, gegen welche referent nur bemerken muss, dass ihm Bode bei der confiscation des berüchtigten Goezeschen predigttextes nicht so schuldig erscheint, wie der verfasser ihn darstellt (s. 96 f.), dass Bodes vertheidigung im W. B. den unvorsichtigen behauptungen des von Goeze inspirierten redacteurs des Reichspostreuters gegenüber einen sehr guten eindruck macht, und dass das s. 97 angezogene epigramm von Cl. mit der ganzen sache nichts zu thun hat. Zwei kleine anonyme druckschriften aus dem jahre 1788, unter dem namen des küsters Christen Arendt von Cl. herausgegeben, lernen wir durch Mönckeberg (s. 244 ff.) zuerst kennen. Aus den in München befindlichen briefen von Cl. an Voss werden dankenswerte mitteilungen gemacht. Im 13. capitel sind die streitigkeiten mit Hennings, über die Herbst kurz hinweggeht, gründlicher dargestellt. Das letzte lied, das der alte Bote zum 30. juni 1814 gesungen, hat erst jetzt seine rechte erklärung gefunden (s. 393 f.). Ausführliche register, das erste mit vervollständigter nachweisung der ersten drucke von Cl. poetischen und prosaischen werken, erleichtern die benutzung des buches sehr.

Es ist zu bedauern, dass der verfasser sein reicheres material nicht so übersichtlich wie sein vorgänger bearbeitet hat. Besonders vermisst referent zusammenfassende capitel, wie Herbst sie über Cl. dichtung und glaubenleben gegeben hat; denn das fehlen derselben zwingt den leser oft, sich erst bei Herbst zu orientieren, wenn er das neue in des verfassers darstellung herausfinden will. Es mag übrigens seine besonders schwierigkeiten haben, nach einem anderen, der im wesentlichen das rechte getroffen hat und nur in einzelheiten zu berichtigen ist, das leben eines mannes zu beschreiben, welcher der biographischen betrachtung nur eine seite darbietet. Der wunsch neue erklärungen aufzufinden verleitet da leicht zu gewagten vermutungen und unhaltbaren annahmen: eine gefahr, welcher der verfasser nicht überall entgangen zu sein scheint. Dahin rechnet referent das anzweifeln von Cl. verfasser-schaft der leichenpredigt für seinen bruder (s. 5 n. a. 1) und die motivierung der Nicolaischen recension von Cl. Tändeleien (s. 13), die mit einer rivalität der Litteraturbriefe und des Nordischen Aufsehers nichts zu thun haben kann, weil die moralische wochenschrift Cramers, die übrigens schon im januar 1761 eingieng, mit der kritischen Nicolais überhaupt nie in dem sinne des verfassers rivalisiert hat. Dagegen bemerkt

der verfassers gewiss richtig, dass Cl. um dieser recension willen das angeblich aus Weisse gestohlene gedicht in seine werke aufgenommen habe.

Bei der Beurteilung von Cl. beziehungen zu anderen dichtern, die zu seinem Bothen beitragen könnten (s. 36. 39. 63. 110), ist nie rücksicht darauf genommen, dass Cl. häufig anderweitig publiciertes nach der in dieser hinsicht gar nicht ängstlichen sitte der zeit in seiner zeitung wider abgedruckt hat. Weder die Karschin, noch Engel, noch — was am auffallendsten ist — Klopstock hat Cl. eine zeile gegeben; die Klopstocksche ode 1771 no. 120 hat sich aus Bodes druckerei in den W. B. verirrt. Daher stellt auch die vermutung (s. 16), Klopstock habe Cl. an Leisching als redacteur empfohlen, nur auf schwachen füßen. Die bemerkung, dass Dumpf an den Bremer beiträgen theilgenommen, scheint sie stützen zu sollen, thut es aber nicht, da Dumpfs mitarbeiterschaft, die nur durch eine notiz im nekrolog gewährleistet ist, sich höchstens auf die von Dreyer herausgegebenen letzten beiden bände erstrecken kann, mit denen die alten beiträger bekanntlich nichts zu thun hatten.

Auch des verfassers ansicht über Cl. verhältnis zu Bode als eigentümer des W. B. und den abbruch desselben kann referent nicht theilen. Gegen den vorwurf (s. 83), Cl. habe nach seiner hochzeit das eigene arbeiten langsamer angehen lassen, muss derselbe entschieden in schutz genommen werden. An gedichten finden sich in dieser zeit freilich nur ein kleines epigramm, Hinz und Menno (1772 no. 49) und zwei scherzhafte verschen auf ein neugeborenes kind, das schon längst erwartet war (1772 no. 64, wahrscheinlich auf Bodes am 8. april geborenen sohn sich beziehend), aber dafür ausführliche prosaartikel, z. b. Er schuf sie ein männlein und fräulein (no. 50), Über Albertis anleitung (no. 51), Über Zimmermanns operation (no. 57), Über Emilia Galotti (no. 58. 60. 61), Über eine dem referenten unbekannte schrift eines predigers, wahrscheinlich gegen Bernstorf (no. 62), Über Jochims anleitung über die religion vernünftig zu denken (no. 65), Über das grab Homers (no. 72). Den s. 109 theilweise angeführten artikel sieht referent für ein ehrlich gemeintes lob der freimaurer an, der also Bode nicht verletzen konnte. Die kündigung Cl. erscheint dagegen als natürliche folge der im jahre 1775 auch im gelehrten artikel der zeitung — um den politischen hat referent sich nicht gekümmert — nur allzu deutlich hervortretenden nachlässigkeit des redacteurs, der selbst nur wenige recensionen, auch nicht in theologischer beziehung für Bode bedenkliche, gedichte fast gar nicht lieferte, und der von fremden dichtern neben Herderschen denksprüchen und Horazübersetzungen, denen das publikum unmöglich geschmack abgewinnen konnte, nur einige Vossische bardengeschmacklosigkeiten oder ladenhüter von 1769 und gymnasiastenpoesien von Curio und d'Arien seinen lesern aufzutischen wuste. Dass Bode die empfehlung des W. B. im Humphrey Klinker (zuerst 1772, wiederholt 1775) später leid getan, ist nicht in dem inhalt der zeitung, sondern in seiner abneigung gegen jedes selbstlob begründet.

Die besprechung dieses verhältnisses ist mehrfach mit citaten aus den von Düntzer (Aus Herders nachlass I. s. 363—439) edierten briefen von Cl. an Herder durchflochten. Es ist aber dem verfassers wie Herbst entgangen, dass diese briefe vom herausgeber oft falsch datiert sind, und sich daher grade in beziehung auf ihre äusserungen über den W. B. nicht leicht benutzen lassen. So ist die datierung von no. 2 (bei M. s. 69 f.) mehr als zweifelhaft; der schluss weist auf eine fabel, die im W. B. erst 1773 no. 71 vom 4. mai abgedruckt ist. In diesem briefe ist der baron sicherlich nicht Bode, sondern Schimmelmann, der das eingehen des Wanda-becker Merkurs und die gründung des W. B. unter vermittlung des pastor Hahn

veranlasst hatte (s. Briefe angesehener gelehrten an dr. K. F. Bahrdt I s. 118), und dessen gönnerschaft für Cl. anderweitig genugsam bezeugt ist. No. 3 ist frühestens ende februar 1772 geschrieben; no. 4 kann nicht aus 1771 stammen, da Cl. damals noch gar nicht 10 bogen kleinigkeiten zu sammeln im stande war; no. 5 ist vom 10. april 1772, no. 7 aus februar 1774, zwischen no. 8 und 9 zu setzen. No. 24, der den verfasser zweimal (s. 148 und 162) irre geführt, ist frühestens im mai 1778 geschrieben, denn die von Cl. darin beantworteten vorwürfe Herders haben sich nicht auf die recensionen im W. B., sondern auf deren veränderten abdruck im dritten theil von Asmus schriften bezogen, wie eine vergleichung der ursprünglichen fassung mit den im brief citierten stellen zeigt. No. 54 (M. s. 233) ist den letzten juni 1775 geschrieben, no. 55 im januar 1780; beide daten ergeben sich aus den briefen von Voss (I s. 271 und II s. 265), das erste ausserdem aus einem ungedruckten briefe von Cl. an Voss. Möge hier noch eine anmerkung zu no. 47 (M. s. 227) platz finden, da M. Düntzers falsche note zur erklärung eines gedichtes benutzt hat. Ein brief Rebeccas an Ernestine Voss vom 13. novbr. 1778 über die vereitelte hoffnung, ihrem manne zum frühling einen sohn zu bringen, erklärt, was Cl. mit seinem „mit dem fünften umgeworfen“ meint; am 2. sept. 1779 ist Auguste Claudius geboren. In demselben briefe ist „Carolina“ für „Christiane“ verschrieben, oder man muss interjugieren: „Coax, Carolina. Die zweite n. s. w.“

Ungenan ist s. 319 über Urian und die Antixenien berichtet, und die anmerkung 49 bessert den fehler nicht. Urian ist 1796 gedichtet (so sagt Voss richtig, bestätigung s. 62) und mit den Kleinigkeiten von Perthes, der erst im frühjahr 1797 sich mit Caroline Cl. verlobte, ende 1796 gedruckt. Diesen druck, der nach buchhändlersitte schon die jahreszahl 1797 trägt, nennt Cl. am 24. juni 1797 die erste ausgabe, und wir haben nach keiner anderen zu suchen. In distichen hat sich Cl. darin nicht verzucht, wie s. 316 gesagt wird; das citierte ist nur abdruck eines Goethischen, mit veränderung von „Schüller“ in „Schiller.“ Auch der Goethische vers „Lass den Witzling uns besticheln“ ist irrig s. 317 Cl. zugeschrieben worden, obgleich die Kleinigkeiten ausdrücklich auf den Almanach s. 70 verweisen. Der s. 318 unten angeführte vers hat mit dem schriftchen gar nichts zu thun; der „kritische poet“ ist auch nicht Voss, sondern Kant.

In beziehung auf die Cl. zugeschriebenen gedichte und recensionen bemerkt referent, dass das epigramm s. 18 nicht von Cl. sein kann, der am 15. novbr. 1770 an den Adressecomtoirnachrichten nicht mehr mitarbeitete. Wollte verfasser aus diesem jahrgang noch etwas anführen, so hätte er den nenjahrswunsch aus st. 1, das pasquill aufs geld aus st. 10 (abgedruckt Alm. d. d. M. 1771 s. 93), und die parodie auf Horaz Odd. 3, 1 aus st. 28 wählen können. Von den recensionen im W. B. gehören Cl. schwerlich die über Lavaters lieder (M. s. 80, W. B. 1771 no. 98, nicht januar), über Münters geistliche lieder (M. s. 81), über die Infernal conference or Dialogues of devils (M. s. 106) und die Recherches philosophiques (M. s. 167). Die letzte ist wol von Herder. Dagegen ist die anzeige des Lübecker catechismus (M. s. 155) entschieden von Cl. und der vom verfasser geäußerte zweifel unerklärlich. Das epigramm gegen Wittenberg (s. 126) ist nur dem verständlich, der die lange, vom Goeze-Albertischen streit beginnende fehde des Boten mit dem redacteur des Reichspostreuters verfolgt. Ebenso erhält der vers „Meine Mutter hat Gäuse“ (M. s. 51) seine erklärung erst aus der Neuen Zeitung, die ihren jahrgang 1772 mit einem schwülstigen bardenerguss unter der überschrift „Eine Erscheinung“ eröffnet hatte.

Referent erlaubt sich noch einige berichtigungen. Der s. 18 mitgeteilte vers ist nicht, wie man zu glauben versucht wäre, der anfang des Mailiedes, sondern der im Vossischen M. A. fehlende vers. Der s. 75 f. abgedruckte artikel gibt weder die ursprüngliche fassung noch die spätere, sondern eine mischung aus beiden. Das facsimile s. 129, das übrigens nicht gut geraten ist, bezieht sich nicht auf das ganze haus, das Cl. anfänglich für Voss und Hölty gemiethet hatte, sondern soll ein bild der Wilmschen wohnung sein, in der Voss später wirklich gehaust hat, und zwar ohne Hölty, der ende juli 1775 auf acht tage zum besuch kam, aus dessen übersiedlung nach Wandsbeck aber nichts geworden ist. Dass aus dem brieftafel an Voss s. 176 eine genialische derbheit ohne weitere anzeige ausgemerzt ist, kann referent eben so wenig billigen, als den flüchtigen abdruck des gedichtes s. 323, in welchem v. 1 Philosophy, weht frank und frei. Monden-Licht, v. 4 Denn Leben, v. 7 Der diese Einheit, v. 8 grundauss, mache selbst zu lesen ist. Der fehler s. 314, unvergesslich st. unverweslich ist aus Herbst wiederholt (s. Überflüssiges Taschenbuch 1800 s. 148). Nebenher sei hier erwähnt, dass Herbst s. 607 irrigerweise einen druckfehler in Tod und Mädchen vermutet. In dem mir vorliegenden brieftafel von Cl. an Voss vom 21. august 1774, der dies gedicht mit einigen anderen enthält, steht deutlich von Cl. eigener hand „geh, lieber!“ mit dem komma. M. hat dies gedicht s. 68 irrthümlich in das jahr 1771 gesetzt. Die bedeutung der briefstelle von Elise Reimarus s. 163 ist schwerlich zu erraten. Der schluss lautet nach einer mittheilung Wattenbachs: „wie Jener dem Herzog von Orleans.“ Cl. scheint also auf die unbekanntanträge geantwortet zu haben, er gehe nicht in so schlechte gesellschaft und bedaure seinen herrn darin zu sehen. Die vignette des W. B. ist s. 38 unrichtig beschrieben; sie enthält nicht einen teller mit den drei fröschen, sondern ein schild mit der jahreszahl, dem obern mit der nummer entsprechend, und auf demselben vier frösche.

Zu a. 27—29 ist hinzuzufügen, dass der glaube an eine ausgabe „Wandsbeck 1774“ veranlasst ist durch die bezeichnung, die Perthes in der ersten gesamttausgabe nach des dichters tode vom jahre 1819 den einzelnen theilen nach dem datum der subscriptionsanzeige gegeben hat, also nach unsern begriffen jeden theil ein jahr zu früh datierend. Übrigens stimmen die seitenzahlen dieser ausgabe keineswegs mit denen der früheren. Die grille, den ersten band als 1. und 2. zu bezeichnen, erklärt ein freund mit dem wunsch des dichters, nichts unvollständiges drucken zu lassen; dem ersten theil habe ein zweiter folgen müssen, dem ersten und zweiten kein dritter zu folgen brauchen. Dass der W. B. nicht über den october 1775 hinaus fortgesetzt ist, lässt sich aus dem Reichspostreuter beweisen, in dem am 3. novbr. 1775 eine „nunmehr entschlafene Zeitung“ genannt wird, mit der erweislich nur der W. B. gemeint sein kann. Die Kreuze der Mutter Rebecca, die sich nur im ersten jahrgang häufiger finden, zeichnen nicht alle arbeiten von Cl., sondern einige Lieblingsstücke aus. Die romanze Wandsbeck hat nie im W. B. gestanden, wie s. 128 und 419 gesagt wird, sondern nur eine probe von 10 versen; als erster druck ist der einzeldruck zu notieren, den M. selbst kennt (a. 26).

So weit; was Cl. angeht. In beziehung auf andere schriftsteller liesse sich noch manches erinnern, z. b. für Goethe, dass er nicht verfasser der schrift Von deutscher Art und Kunst (s. 119), dass er dagegen verfasser der s. 134 citierten Nachrede zu den Frankfurter Gelehrten Anzeigen ist (s. Goethe an Kestner s. 118), dass er sich nie der beiden theologischen schriftchen geschämt, vielmehr sie zur aufnahme in die vollständige ausgabe seiner werke selbst bestimmt habe (Werke XXII s. 78), dass er seine erklärung über Wagners autorschaft des Prometheus auf einem

einzelnen blatt an Klopstock geschickt hat, ehe sie in die zeitungen kam (s. Lappenberg, Briefe an Klopstock s. 259), und dies blatt an Cl. geschickt haben würde, wenn dessen recension ihm zu dieser erklärung bewogen hätte (s. 138); dass Goethe seine alchymistischen studien 1774 längst aufgegeben hatte (s. 140); dass Jacobi von Goethe nicht erst 1794, sondern 20 jahre früher ganz eingenommen war (s. 307). Auf derselben seite wird, wahrscheinlich nach Lübker und Schröders lexicon, die chiffre Juliane im M. A. als gräfin Julie Reventlow geb. Schimmelmann gedeutet; es ist Philippine Gatterer (vgl. Gött. M. A. 1777 s. 6 und 93 mit ihren gedichten I s. 35 und 166). Mit Boie (nicht Boje s. 174) ist nicht der dichter, sondern sein jüngerer bruder Rudolf gemeint. Saint Martin war nicht lehrer (s. 196), sondern schüler des Pasqualis (s. Varnhagen, Denkwürdigkeiten I s. 405). Die monatschrift Frankreich (s. 258) hat nicht Poel, sondern Reichardt herausgegeben. Dass Schönborn verfasser der antwort an Reventlow sei (s. 416), hat Perthes nie behauptet, sondern nur, dass jener sie ihm zum drucke übergeben, was die autorschaft Stolbergs um so weniger ausschliesst, als Perthes sich desselben ausdrucks bedient, mit dem er erzählt, dass er Cl. Urian aus Jacobis händen empfangen habe. Das lied „Es singt ein Vögelein: Witt, witt, witt“ (s. 417) ist gewiss nicht von Cl., sondern, wie Hoffmann von Fallersleben (Unsere volksthümlichen Lieder s. 50) wahrscheinlich macht, von Conz.

Schliesslich bittet referent die leser für seine langen epikritischen bemerkungen um nachsicht. Der verehrte verfasser wird in denselben einen beweis für die theilnahme finden, mit der referent eine arbeit begrüsst hat, die mit warmer liebe zu dem dichter und der von diesem vertretenen sache des christentums niedergeschrieben ist, und aus der viele der angezeigten ungenauigkeiten gewiss verschwunden wären, wenn nicht der wunsch, das buch dem jubelnden nestor des hamburgischen ministeriums zu seinem ehrentage darzubringen, eine beeilung des druckes nötig gemacht hätte. Die verlagshandlung, die für die äussere ausstattung des buches gar zu wenig getan hat, hätte für eine genauere correctur sorgen müssen. Von sinnstörenden druckfehlern, zu denen eine unverhältnismässig grosse zahl leichter zu verbessernder hinzutritt, seien hervorgehoben s. 2 z. 20 Drei Jahre, I. Monate, s. 19 z. 5 des ersten, I. dritten, s. 134 z. 8 v. u. mit Zeugen, I. mit Zungen. Hoffentlich gewinnt trotz der schmucklosen aussenseite das neue buch auch neue leser, denen die erneuerung des andenkens an unseren Claudius zum segnen gereicht.

HAMBURG.

C. REDLICH, DR.

Gedichte von Ludewig Heinrich Christoph Hölty. Nebst Briefen des Dichters, herausgegeben von Karl Halm. Leipzig, Brockhaus. 1869. XXIV. 226 s. 1 thlr. 15 sgr.

Es ist schon manchmal beklagt worden, dass von dem fleisse, mit dem die herstellung des textes eines antiken oder mittelalterlichen dichters gesucht wird, den modernen bis jetzt so wenig zu gute gekommen sei. Die neue Goedekeache Schülerausgabe, die lange gehegte hoffnungen erfüllt, scheint die bahn dazu gebrochen zu haben, dass wenigstens die werke der lieblinge des deutschen volkes in abdrücken, welche den heutigen anforderungen der kritik entsprechen, erscheinen.¹ So ist die

1) Wobei jedoch nicht zu übersehen, dass die richtige behandlung des textes, nicht aber die beifügung eines umfänglichen apparatus das wesen einer wirklich kritischen ausgabe ausmacht, und dass Lachmanns schon 1838 fgg. erschienene ausgabe der werke Lessings, auch ohne beifügung eines apparatus, doch ein kritisches meister- und masterwerk ist und bleibt. Z.

jüngst publicierte Tittmannsche ausgabe von Bürgers gedichten als vorläufer einer kritischen bezeichnet, und Hölty's gedichte haben in der Halmschen recension eine so gründliche behandlung erfahren, wie noch keines anderen modernen dichters werke nach dem tode des verfassers: sie konnten zum theil nach den erhaltenen original-manuscripten abgedruckt werden. Sage niemand, Hölty's gedichte seien eines solchen aufwandes von mühe nicht wert. Wenn Hölty auch nur einer der kleinen sterne am deutschen dichterhimmel ist, ein lieblich des deutschen volkes ist er immer gewesen. Wie stark er gelesen worden, zeigt die zahl der ausgaben. Drei Hallische, sechs Vossische (mit einschluß des 1848 in Leipzig erschienenen neugeordneten abdrucks der ausgabe von 1833), zwei von Voigts und zahlreiche nachdrücke der älteren sind der Halmschen vorausgegangen — aber unter diesen allen keine brauchbare. Die Hallischen sind durch die abscheulichsten druckfehler entstellt und mit viel fremdem gut vermischt; die Vossischen seit 1804 geben für ein volles viertel der gedichte einen text, der mehr von Voss als von Hölty herrührt, und enthalten in den meisten andern gedichten willkürliche änderungen; die von Voigts sind wolgemeinte versuche, den text aus dem damals zugänglichen material zu berichtigen, bei denen man aber den guten willen für die that nehmen muss; wer aus den gedruckten quellen schöpfen konnte, wird über den sogenannten kritischen apparat, in dem die irrthümer zahlreicher als die wahren angaben sind, nur gelächelt haben.

Halm, dem der Vossische nachlass und in demselben zahlreiche handschriften Hölty's zu gebote standen, der aus den erhaltenen stammbüchern des bundes und mehreren autographensammlungen schöpfen konnte, hat mit hilfe dieses handschriftlichen materials und der gedruckten quellen der ersten Hallischen raubausgabe uns einen text geliefert, wie der dichter selbst ihn herausgegeben haben würde, wenn er in seinem letzten lebensjahre, ohne die jugendgedichte zu ändern oder ganz zu verwerfen, seine werke gesammelt hätte. Die correctheit des druckes ist für den, der die früheren ausgaben kennt, wahrhaft woltuend. Zu verbessern ist im texte selbst s. 33 z. 51 Höhle statt Hölle (unglückliche conjectur Halms; Hölty versteht in der älteren wie in der neueren fassung unter höhle die wunde, aus welcher die seele des sünders wie schwefeldampf herausfährt), s. 84 z. 16 f. zärtlich lieben, Bis zum grabe mich lieben!“, s. 105 z. 12 Rauschet die Laube st. Liebe, s. 161 z. 35 Weh's st. Wehts, s. 165 z. 7 in weissem st. inn weissen, z. 9 Du flatterst st. Und flatterst, s. 248 z. 9 Stülen st. Stäben. Für das wunderliche „schlummernde“ Licht aller ausgaben möchte ich s. 102 z. 2 und s. 118 z. 24 ein „schimmerndes“ vermuthen.

In dem kritischen apparat sind von den zahlreichen citaten nur gedruckt s. 176 Voss M. A. 1777 s. 120, l. s. 23 und s. 197 Voss M. A. 1778 s. 117, l. s. 171. Es fehlt s. 56 die bandzahl 3 vor s. 222, s. 144, 145 und 155 die chiffrage Y und s. 156 die chiffrage P. Sonst ist in demselben zu lesen s. 46 z. 11 „in die blaue;“ s. 56 z. 12 „Schlug leis' ihn nach“ Voss; s. 114 zu z. 32 fehlt „mit dem“ Voss I und II; s. 145 zu z. 15 „die blanke zitter“ Voss I und II; s. 147 zu z. 12 „Und um Futter girrt“ Alm.; s. 156 zu z. 23 „Geniesst der Zeit“ Alm. und Voss; s. 183 zu z. 35 „auf deine Maur“ Voss I und II. Zu verbessern ist s. 74, dass Voss durch streichung der 3. und 5. strophe die ode auf 9 stropfen verkürzt; s. 78 würde der schluss der note richtiger heissen: „indem er die folgende ode, die ersten beiden stropfen in eine zusammenziehend, mit mancherlei änderungen an dasselbe angehängt hat.“

Entgangen ist Halm, dass die einladung s. 87 sich mit einigen varianten in Knebels nachlass II s. 23 findet, und dass Voss seine umdichtung dieser ode als probe der neuen, 1804 erschienenen ausgabe schon 1800 im Genius der Zeit XIX s. 75

veröffentlicht hat. Voss schreibt dazu am 28. novbr. 1799: „Ich habe den sämtlichen Nachlass meines Freundes in Handschrift und Druck noch einmal mit Sorgfalt durchgesehen, und die verschiedenen Lesarten verglichen. In den Gedichten, die bei H. Leben herauskamen, habe ich oft bessere Lesarten wieder hergestellt, oder angedeutete vollendet. Die Arbeiten seiner zwei letzten Jahre, die er im ersten Entwurf hinterliess, und ich, seinem Auftrage gemäss, ausbildete, habe ich dem Ideale, das der frohherzige Kranke im Sinne hatte, noch mehr anzunähern gestrebt. End was von den früher gedruckten Stücken, einiger Mängel und Schwächen wegen, zu rasch von H. oder von uns Nachlebenden war verworfen worden, das habe ich so, wie es bei Hs. Leben zwischen uns Sitte war, mit einem bescheidenen Mehr und Weniger aufgefrischt, und in den Kranz seines Nachruhms noch einige unverächtliche Blumen vom Grabe einzuflechten die wehmüthige Freude gehabt. Unter andern wird eine lange Ballade von allen, die sie anhörten, für eine der bessern gehalten. Ich werde diese, mit Ehrfurcht und Liebe für den Abgeschiedenen überarbeitete Ausgabe der letzten Hand neu abtheilen und ordnen, in dem Register die berichtigten Jahrezahlen, und was mir sonst merkwürdig scheint, hinzufügen, und (damit ich für Dank nicht Vorwürfe erndte) die Gedichte, woran ich stärkeren Antheil habe, mit einem Stern bezeichnen.“ Letzteres ist bekanntlich nicht geschehen; erst Halms brochure über die Vossische bearbeitung der gedichte Hölty's und die vorliegende ausgabe setzen uns in den stand, die ehrfurcht und liebe Vossens für den abgeschiedenen richtig zu würdigen. Die a. a. o. erwähnte ballade ist natürlich Töffel und Käthe, die Voss wieder als probe der nicht fertig werdenden ausgabe mit der unterschrift „Hölty und Voss“ in den Gött. M. A. für 1802 (s. 109—117) gesetzt hat.

Das Wiegenlied an ein Mädchen s. 123, das Voss mit unrecht Hölty absprach, hat Geisler nach seinem eigenen bekenntnis (Hamb. Corr. beilage zu no. 79, 17. mai 1783) „mit Hölty's namen in dem bei Korten zu Flensburg herausgekommenen Lesebuche fürs Fraenzimmer Th. I s. 344“ gefunden. Voigts hat seine redaction der elegie auf eine rose (H. s. 46) aus dem Archiv der deutschen Gesellschaft in Göttingen (s. Voigts s. XI). Für das Mailied s. 139, dessen original nicht erhalten ist, liefert das erste fragment der Geislerschen ausgabe (II s. 173) einen älteren text. Das letzte gedicht bei Halm, der Bund, steht Alm. d. d. M. 1780 s. 137 mit folgenden in den text aufzunehmenden varianten: z. 8 Des Lenzen freuet, z. 17 trunkne l. trunkne, z. 40 Schänden, und Laster und Wollust hauchen. Dass diese ode von Hölty herrühre und mit der in der note aus dem Bundesjournal citierten identisch sei, ist gar nicht zu bezweifeln. Man lese nur die überschrift, wie sie im Alm. gedruckt steht: „Der Bund, von Haining“ und lerne aus der ode selbst, dass Haining der bundesname Hölty's war, wie Hahn Teuthard und Miller Minnehold genannt wurden. Hinter Gottschalk, Raimund und Bardenhold sind Voss, Wehrs und der andere Miller verborgen. Das ganze ist einer der gesänge, welche die bundesbrüder auf das am 12. septbr. 1772 geschlossene bündnis unter der eiche gemacht haben (s. Voss briefe I s. 91. 97), aber nicht zu der gewünschten perfection gebracht zu haben scheinen. Ein ähnliches, aber nach form und inhalt gleich mangelhaftes von unbekanntem verfasser, befindet sich handschriftlich im besitz Weinholds.

Die anderen beiden gedichte des anhangs mögen immerhin ihren platz an dieser stelle behaupten, weil man nach Vossens zeugnis nicht bezweifeln darf, dass Hölty anteil an denselben habe. Gering wird dieser anteil allerdings nur sein. Der haupturheber scheint mir Voss zu sein, der sie auch Claudius zum abdruck im Deutschen, sonst Wandsbecker Bothen zugeschickt hat, wie aus einem ungedruckten briefe von Claudius an Voss hervorgeht. Das erste steht W. B. no. 139, 31. august 1774

und ist daraus wiederholt Alm. d. d. M. 1779 s. 237; das zweite, mit der überschrift **Bardenode**, NB. eine von den Bardenoden, auf die verschiedentlich gestichelt worden ist, W. B. no. 95, 15. juni 1774. Voss war unter den bundesbrüdern der feindseligste gegen Wieland, und dieser sollte mit der petrarchischen bittlerode getroffen werden, die das erste lied seines Teutschen Merkurs parodiert. Dem zweiten ähnlich ist eine noch abgeschmacktere bardenelegie, die W. B. no. 84, 27. mai 1775 abgedruckt ist. Auf diese beziehe ich, was Voss zwei tage vorher an Brückner über sein mit Claudius gesellschaftlich dichten schreibt (Briefe I s. 192). Wie zu dieser Claudius, zu dem Bleideckerlied Miller, zu dem Frühlingslied eines gnädigen Fräuleins Hölty und Miller einzelne gedanken beigesteuert haben, so wird es sich auch mit den beiden in frage stehenden gedichten verhalten, doch wende ich unbedenklich auf sie mit an, was Voss von dem frühlingslied sagt: „Der Entwurf und das meiste der Ausführung ist von mir.“

Halms ausgabe enthält ausser sämtlichen früher gedruckten gedichten zwölf bisher unbekannte, von denen eins s. 201 nur fragment, eins s. 44 bloss in einem seltenen einzeldruck vorhanden, die andern zehn den oben erwähnten handschriftlichen quellen entnommen sind. Die datierung aller ist durchweg berichtigt, und es ist nur zu bedauern, dass der herausgeber beim abdruck nicht ausschliesslich die chronologische ordnung gewählt hat. Die von Voss überkommene sonderung nach dichtungsarten erschwert nicht nur das auffinden der einzelnen stücke, zumal da bei vielen die überschrift nach dem manuscript geändert ist, sondern auch den überblick über die dichterische entwicklung Höltys. Es lässt sich solche scheidung nicht einmal sicher durchführen; wenn Halm mit recht das gedicht *Der alte Landmann an seinen Sohn* wieder unter die lieder gestellt hat, während Voss dasselbe zu einer ballade stempeln wollte, so wird man die bezeichnung der ode bei Michaelis grabe als elegie schwerlich gut heissen.

Angehängt ist den gedichten eine samlung von 31 briefen, unter denen ich nur ein in Millers biographie (Zeitgenossen IV. 1. s. 80) erhaltenes fragment, von den Höltyschen beitragen zu Schmidts Almanach handelnd, vermisst habe.

Das vorwort gibt eine kurze beschreibung des benutzten materials und eine darlegung des vom herausgeber beobachteten kritischen verfahrens, gegen das sich gewiss kein widerspruch erheben wird. Nachzutragen ist in demselben s. IX zum Taschenbuch f. D. u. D. die chiffre L, s. X z. 1 ist zu lesen „sechs mit der Chiffre T,“ z. 8 l. „1777, darunter eins mit der Chiffre Y, 1778, 1779“; s. XII z. 3 v. u. ist offenbar eine zeile ausgefallen. Man lese: „No. 67 Zum Geburtstage in Voss M. A. 1778 s. 148 mit Y = Bürger; No. 70 Die Schwestern im Gött. M. A. 1772 s. 80 mit Y = Boie.“ Die richtigkeit der chiffredeutung ergibt sich für das zweite gedicht aus einem ungedruckten briefe Knebels an Boie vom 29. octbr. 1771. Das erste ist in dem von Weinhold (Boie s. 89 a.) bekannt gemachten briefe Bürgers an Boie vom 10. juni 1782 gemeint, wie des weiteren aus einem ungedruckten briefe desselben an denselben vom 11. octbr. 1777 und der antwort Boies vom 15. octbr. 1777 hervorgeht. Es sei also hiermit dem herausgeber der versprochenen kritischen Bürgerausgabe zur aufnahme empfohlen. Bürger hatte es Boie für den geburtstag einer seiner hanöverschen freundinnen geschenkt, und dieser hatte es seiner schwester Ernestine mitgeteilt. Voss setzte es darauf ohne Boies wissen unter einer sonst von Boie gebrauchten chiffre in seinen Almanach. — S. XII l. z. ist „vielleicht“ zu streichen. Sprickmanns autorschaft beweist sein eigener brief an Matthiesson in dessen Literar. Nachl. IV s. 114. S. XIII z. 7 fehlt noch no. 128 unter den im Winterzeitvertreib gefundenen gedichten. In beziehung auf die sogenannten prosaischen

gedichte Hölty's in den Hallischen ausgaben, auf die Halm keine rücksicht genommen hat, füge ich hinzu, dass sich Geisler in der oben angezogenen erwidern auf die Voss-Stolbergische achtserklärung gegen seine ausgabe, auf eine grössere anzahl derselben beruft, die der verstorbene prediger Oye in Nürnberg besessen und herauszugeben beabsichtigt habe. Unaufgeklärt bleibt endlich die frage nach der richtigkeit von Geislers no. 92 und 116. Das erste gedicht scheint allerdings von Voss übersehen zu sein, als er das verzeichnis der von Geisler eingeschwärzten nummern entwarf, und ist Hölty abzusprechen, wie die drei andern stücke unter derselben chiffre im Gött. M. A. für 1776; das andere dagegen, das Voss auch nicht für unecht erklärt hat, „Unbekannte Liebe,“ könnte wol von Hölty herrühren und einen platz im anhang beanspruchen, bis seine quelle entdeckt ist.

Dürfen wir schliesslich noch einen wunsch aussprechen, so ist es der, dass der herausgeber einer hoffentlich bald erscheinenden neuen auflage ein vergleichendes register beifüge, welches das auffinden der gedichte in den früheren ausgaben erleichtere. Referent stellt sein eigenes gern zur verfügung.

Nachschrift. Während obige zeilen in der druckerei waren, hatte ich gelegenheit einen theil des Hölty'schen nachlasses einzusehen. Aus demselben habe ich gelernt, dass das gedicht Entzückung (H. s. 159) nichts anderes als der schluss des gedichts an die platonische liebe (H. s. VI) ist, welches Boie am 27. august 1772 an Knebel geschickt hat, wie aus dessen antwort vom 5. septbr. hervorgeht (vgl. Knebel's nachl. II. s. 23. 135). Unter diesen umständen möchte der widerabdruck des ganzen doch wohl ratsam scheinen. Die cahiers enthalten an bisher ungedruckten gedichten Hölty's noch zwei romanzen im ton von Apoll und Daphne: Clytia und Phoebus und Leander und Hero; drei lieder: Der Mai, Der Gärtner an seinen Garten im Winter, Klagen einer Nonne und ein sehr schwaches epigramm nach Martial: Stax.

HAMBURG.

C. REDLICH, DR.

Historische Grammatik der englischen Sprache von C. Friedrich Koch. 3. Bd. Cassel und Göttingen, G. H. Wigand. 1869. Auch unter dem Titel: Die Wortbildung der englischen Sprache. 2. Theil. Fremde Elemente. — X und 231 Seiten 8. 1 thlr. 20 sgr.

Mit diesem halbbande ist Koch's grammatik der englischen sprache, von der wir bereits in dieser zeitschrift 1, s. 371 f. den vorhergehenden theil besprochen, abgeschlossen. Er bringt die in der englischen wortbildungslehre auftauchenden fremden elemente; wie begreiflich ruht der schwerpunkt in den normannisch-französischen, die, nachdem kurze nachweise über eindringlinge aus dem Keltischen (s. 1—13) und dem Lateinischen (14—28) vorausgegangen sind, den grössten theil des buches bilden (s. 33—200). Andere elemente, die unmittelbar oder mittelbar, aus dem Arabischen, Hebräischen, Persischen usw. eingedrungen, sowie von eigennamen, die wider zu ausdrücken allgemeiner begriffe geworden sind, werden weiterhin aufgezählt; den beschluss macht ein register aller neuenglischen wörter, die im bande besprochen werden (216—231).

Indem wir uns darauf beziehen, was wir zur würdigung des werkes s. 371 des 1. bandes gesagt haben, beglückwünschen wir den verfassers nicht weniger als uns, ihn dass er nach jahrelangem mühen nun auf die vollendung der grossen arbeit blicken kann, uns dass wir unsere kenntnis der englischen sprache und ihres grammatischen baues aus einem werke fördern können, das seine vorgänger auf diesem gebiete tief in den schatten stellt.

HALLE.

M. HEYNE.

Shaksperes sämtliche werke. Englischer text, berichtigt und erklärt von **Benno Tschischwitz.** Nebst historisch-kritischen einleitungen. I. Hamlet, prince of Denmark. Halle, Barthel. 1869. XLVIII und 193 s. 8.

Eine kritische und exegetische gesamttausgabe des grossen britischen dichters von dem gelehrten und feinsinnigen verfasser der „Shakspeare-forschungen“ muss von vornherein mit der günstigsten erwartung begrüsst werden. Wir dürfen sagen, dass diese erwartung durch die vorliegende probe im grossen und ganzen bestätigung gefunden hat. Die durch das fleissigste und umfassendste studium gewonnene historische grundlage gibt der sprachlichen wie der ästhetischen kritik denjenigen festen halt, ohne welchen auch die geistreichsten und scharfsinnigsten combinationen nie über die bedeutung anziehender phantasiebilder hinansgehen werden. Wenn der verfasser an der schwelle seines unternehmens mit recht sich selber die frage stellt, ob nach und neben dem Delius'schen grossen werke seine ausgabe noch einem bedürfnisse diene, so glauben wir, dass er bei angabe der motive, welche ihn diese frage bejahen lassen, aus zu grosser bescheidenheit nicht mit seiner ganzen meinung herausgetreten ist. Denn sicherlich muss jeder, der eine so grossartige arbeit antritt, sich von vornherein sein ganzes verhältnis zu seinem bedeutendsten vorgänger klar gemacht haben. Dass man in dieser und jener auffassung, in der beurteilung dieser oder jener stelle von ihm abweicht, berechtigt noch nicht dazu, die ganze last von neuem auf wesentlich denselben wegen zu demselben ziel hinauf wälzen zu wollen; selbst nicht eine solche differenz der kritischen parteistellung, wie sie herr Tschischwitz zwischen sich und Delius statuirt, indem er dem conservativismus des letzteren gegenüber sich zu einer freieren auffassung und behandlung der überlieferten texte bekennt. Denn sein liberalismus ist immerhin ein sehr massvoller und weit vom Collierschen radicalismus oder gar jenem genial-lüderlichen sansculottismus entfernt, von dem wir neuerdings die texte antiker dichter durchwütet und durchwühlt sehen. Wirkliche oder vermeinte entdeckungen in dieser und den beiden oben bezeichneten richtungen finden raum genug zur ausstellung in den weiten markthalen unsrer gelehrten journalistik, von denen eine ja seit vier jahren dem genius Shakespeares ausdrücklich geweiht ist. Dazu bedarf es keiner neuen ausgabe seiner sämtlichen werke. Wie weit endlich das motiv herrn Tschischwitzs berechtigt sei, dass er mehr als Delius die erwartungen derjenigen zu berücksichtigen gedenke, „die mit dem studium Shakespeares zugleich ein tieferes sprachstudium zu verknüpfen wünschen,“ davon hernach mehr. In der that können wir es in dieser allgemeinen fassung nur dann gelten lassen, wenn wir damit, wie sogleich erhellen wird, eine andere bedeutung verknüpfen als herr Tschischwitz selbst.

Wenn wir nun aber in dem schlussresultat mit ihm übereinstimmen und sein unternehmen billigen, so dürfen wir mit unsern gründen nicht hinter dem berge halten. Wir billigen es, weil wir uns überzeugt haben, dass Delius' ausgabe dem bedürfnis einer grossen zahl gebildeter und mit der englischen sprache im allgemeinen vertrauter leser nicht genüge leistet. Je höher unsere achtung für den vortrefflichen gelehrten, je unschätzbbarer sein verdienst ist, uns zuerst einen sorgfältigen und in allen stücken zuverlässigen kritischen apparat zusammengestellt und die historischen quellen, aus denen der dichter geschöpft, zugänglich gemacht zu haben, je bereitwilliger wir unsre dankverpflichtung für die mannigfaltigste, von ihm empfangene belehrung anerkennen, desto offener dürfen wir es aussprechen, dass die exegetische seite seines commentars an erheblichen mängeln leidet. Da aber dies urteil unserm wissens an dieser stelle zum ersten male ausgesprochen wird, sind wir um

so mehr verpflichtet es zu begründen, als daraus erst zur genüge erhellen wird, welche forderungen wir an seinen nachfolger stellen zu müssen glauben. Delius' hermeneutik macht den eindruck des principlosen und tumultuarischen. Ein so gründlicher kenner des englischen sprachgebrauchs, der sich noch dazu in seinen autor tief eingelebt hat, wird (und das ist sehr erklärlich und von menschlichem standpunkte aus sehr verzeihlich) eine grosse anzahl von stellen, die der grossen majorität der gebildeten leser ganz bedeutende schwierigkeiten machen, als von selbst verständlich und der erklärang nicht bedürftig ansehen, weil er sich nicht erinnert, sie jemals misverstanden zu haben. Da er nun aber anderseits fühlt, dass seine erläuterung sich doch weiter erstrecken müsse als auf die etwa kritisch strittigen oder von namhaften übersetzern misverstandenen stellen, so wird er ohne einen positiven anhalt für die beurteilung der unzähligen einzelnen stufen vom leichtesten bis zum schwierigsten hin und da anmerkungen austreuen, die oft auf die untersten, trivialsten und abgetretensten stufen fallen und dagegen die mittleren und selbst obersten unbedacht lassen. Hin und wider, so scheint es, hüllt sich der hermeneut in ein mystisch-vornehmes schweigen, hin und wider plaudert er mit tertianern ad modum Minelli. Es ist allerdings ausserordentlich schwer, hier ein scharf begränztes, bindendes princip aufzustellen. Oder richtiger, das princip an sich hilft noch wenig, wenn es auf seine praktische durchführung ankommt. Der commentator muss genau einen leserkreis fixieren und nach unten hin abgränzen, für dessen bedürfnisse er schreibt. Woher kommt er aber dieses bedürfnis? Nehmen wir an, er habe als gränzlinie (und das dürfte ungefähr das richtige sein) sich die allgemeine bildungsstufe eines zur universität reifen jünglings gedacht. Wodurch kann er dieselbe so scharf fixieren, dass sie ihm während seiner ganzen arbeit unverlierbar vor den augen bleibt? Nur durch langjährige erfahrung, durch intime, stets wiederholte wechselwirkung zwischen gebenden und empfangenden, lehrenden und lernenden, fragenden und antwortenden. Das resultat dieser erfahrung vermissen wir in Delius' commentar.

Ausserdem noch ein moment. Dieselbe grosse vertrautheit mit seinem autor, die ihn unsicher macht über das, was andern verständlich ist oder nicht, macht bei wirklich von ihm als schwierig anerkannten stellen ihn selbst zu sicher. Er entscheidet aus seiner eignen sprachkenntnis oder aus seinem sprachgefühl heraus: „so ist es, und so ist es nicht.“ Ab und zu gibt er auch wol eine und die andere beweisstelle, aber keineswegs immer. Er hat in den meisten fällen mit seiner behauptung recht. Aber es fehlt die objective, zwingende und bewältigende kraft einer geharnischten schaar glücklich gewählter parallelen, die jeden zweifel erstickt und die in einem wissenschaftlichen commentar schon deshalb unentbehrlich ist, weil er den autor durch sich selbst erläutern und ein lebendiges bild seiner sprachlichen eigentümlichkeit durch möglichst erschöpfende zusammenstellung gleichartiger züge individueller diction geben soll. Ein beispiel unter tausenden, das ich herausgreife, weil ich es weiter unten noch gebrauchen werde. Haml. I, 1, 146. Marcellus schämt sich des angriffs auf den erhabenen schatten des alten königs und fügt hinzu:

*For it is as the air insubscrable
And our ruin flows malicious mockery.*

Nun sagt Delius einfach: „*mockery* ist nicht wie Schlegel übersetzt „bohn,“ sondern „spiegelfechtere, blendwerk.“ Aber jeder, der die stelle auch ohne tiefe sprachkenntnis, genau in ihrem zusammenhange ansieht, muss sofort erkennen, dass dies unmöglich sei. Denn nicht die hiebe, die von einer lebendigen hand im guten glauben, zu treffen, mit einer *partissoe* aus heiz und eisen geführt werden, sind

blendwerk, sondern der geist, der einen körper lügt und doch nur schatten und luft ist. Freilich kann auch Schlegels „hohn“ nicht ohne weiteres richtig sein. Denn der angriff auf den geist ist in vollem ernst und mit der gerechtfertigten absicht, ihn zum stehen und antworten zu zwingen, versucht worden. Somit muss *mockery* hier etwas drittes bedeuten und glücklicher weise hat es diese bedeutung auch noch im jetzigen sprachgebrauch: „fruchtlose, in sich zerfallende bemühung,“ also selbstverhöhnung. „Wir erscheinen,“ sagt Marcellus, „mit unserm nutzlosen angriff nur boshaft und machen uns überdies lächerlich.“ Somit ist Schlegels übersetzung, welche Delius mit einem *sic jubeo* abfertigt, immer noch erträglich, in sofern man dem worte hohn mit etwas kühnerer wendung die reflexive bedeutung beigelegt sich denken kann. Stellen wie diese, wo der grosse commentator einmal geschlafen hat, werden den lernbegierigen leser nun vollends unsicher und ungläubig machen. Sie zeigen auf das deutlichste, dass es die pflicht des erklärers ist, nicht nur zu behaupten, sondern auch zu beweisen.

Wir legen nun den so gewonnenen masstab der beurteilung an Tschischwitzs ausgabe und sehen dabei aus gutem grunde von einem vergleiche mit Elzes Hamlet-commentar ab, da es nicht billig wäre, die ansprüche an eine einzelausgabe auf ein gesamtwerk wie das vorliegende auszudehnen. Und da müssen wir denn zu unserer freude bei Tschischwitz einen ganz entschiedenen fortschritt erkennen. Er wird uns viel seltener bei einer schwierigen stelle im stich lassen und *sicco pede* über „wol aufzuwerfende fragen“ hinwegspringen. Er wird uns anderseits nicht mit Trivialitäten aufwarten. Er wird uns endlich selten belege und parallelen für seine behauptungen, niemals, so viel wir uns erinnern, gründe vorenthalten. Seine einleitung bietet uns eine volle einsicht in die quellen des dichters und in die künstlerische thätigkeit, mit welcher derselbe den rohen stoff der chronisten zu vergeistigen und zu seinen hohen tragischen zielen zu verwenden gewust, endlich in diese ziele selbst und die natur ihrer idealen träger, der dramatischen motive und charaktere —; wobei dem verfasser denn für das vorliegende stück die früchte seiner früheren, tiefgehenden studien über Hamlet im ersten theile der „Shakspere-forschungen“ besonders zu gute kommen musten.

Wenn wir nach solcher anerkennung nun doch manche erhebliche ausstellung — und zwar nicht blos gegen einzelnes — vorzubringen haben, so wird der geehrte verfasser darin nicht etwa eine anwandlung der recensenten-unart, doch auch etwas tadeln zu wollen, erblicken: vielmehr möge er sich überzeugt halten, dass jeder federstrich unsrer vielleicht unnachsichtigen und harsch klingenden kritik von dem aufrichtigen wunsche dictiert ist, das vorliegende werk zu fördern und den verfasser, wo es noch zeit ist, vor irrwegen zu warnen, die seine erfolge ernstlich gefährden könnten.

Zunächst haben wir einen fehler gegen die ökonomie zu rügen, der sich leider nicht mehr gut machen lässt, wenigstens nicht vor einer zweiten auflage des ersten theiles.

Der verfasser beginnt nämlich sofort mit der special-einleitung zu Hamlet. In diese verflücht er aber zugleich die allgemeine einleitung. Er spricht sich nicht nur darin über seine stellung zu den brennenden fragen der Shakespeareritik überhaupt aus, er kommt auch ausführlich auf den bildungsgang des dichters, sein verhältnis zur antike, seine kenntnis des lateinischen und italienischen zu reden und ist endlich, in ermangelung eines andern passenden ortes genötigt, in die bibliographie über Hamlet auch wenigstens einen theil der gesamttausgaben mit aufzunehmen. Es bedarf keiner ausführung, wie fehlerhaft ein solches verfahren, wie störend für

den leser der mangel an harmonie in der anlage ist, und zu welchen misständen sie im verlauf der arbeit durch unnütze wiederholungen und durch zerstreung des zusammengehörigen materials führen muss.

Folgenschwerer aber ist ein irrtum, der aus der falschen auffassung eines an sich rühmlichen zweckes entspringt; folgenschwerer nämlich dadurch, dass er einen fehler zum princip erhebt. Herr Tschischwitz hat, wie oben erwähnt, bei seinem commentar besonders die leser berücksichtigen wollen, „die mit dem studium Shakespeares zugleich ein tieferes sprachstudium zu verknüpfen wünschen.“ Gewiss höchst anerkennenswert. Denn, wie einerseits die kenntnis der sprachlichen eigentümlichkeit einer bestimmten periode durch nichts so energisch gefördert wird als durch die genaue und eingehende betrachtung der individuellen ausdrucksweise eines repräsentanten dieser periode, zumal eines so hervorragenden und universellen wie Shakespeare, so wird anderseits das volle verständnis eines sprachlichen kunstwerkes und somit einer litterarischen persönlichkeit nur möglich durch allseitige berücksichtigung der zeitgenössischen sprachformen, der atmosphäre, in welcher der autor athmet, lebt und denkt, des materials, aus dem er seine schöpfungen bildet. So arbeiten sich also grammatiker und commentator in die hände; ästhetisches und linguistisches studium begegnen sich, heben und fördern sich wechselseitig.

Noch mehr. In einer so durch und durch reformatorischen periode wie der Shakespeareschen, wo altes und neues aufeinanderplatzt, jenes durch dieses bewältigt und neuen zwecken dienstbar gemacht wird, wo begriffe und wörter in fluss und gährung sind, da ist zum rechten verständnis dieser und zum klaren erfassen jener auch ein rückblick auf die vorhergehenden sprachperioden notwendig. Manches wort, das jetzt zu einer abstracten logischen formel erstarrt ist, beherbergt bei Shakespeare noch eine concrete anschauung mit lebendigem pulsschlag. Für einen dichter, der so gewaltig mit der phantasie arbeitet, bei dem die mit bewundernswürdiger consequenz durchgeführten gleichnisse eine so hervorragende rolle spielen, ein so wesentliches moment seiner hinreissenden redekunst bilden, ist die berücksichtigung dieses umstandes von der allerhöchsten bedeutung. Ohne sie würde manche stelle ihren ganzen farbenglanz einbüßen, manche sogar materiell unverständlich werden. Selbst der logische zusammenhang wird gestört, wenn ein glied einer consequent zusammengefühten bilderreihe durch schiefe, modernisierende auffassung abgenutzt und brüchig wird. Es wird also der interpret unzählige male auf den älteren sprachgebrauch und, wo das altenglische ihn im stich lässt, selbst auf das angelsächsische zurückgehen müssen, das oft durch unsichtbare ritzen und spalten des culturbodens in verschollenen provinzialismen und idiotismen noch lebensfähige und bedeutsame triebe bis zu Shakespeares zeit an das licht gesant hat. Wir könnten daher ganz mit herrn Tschischwitz uns übereinstimmend erklären, wenn er alle diese elemente mit zur interpretation heranzuziehen verspricht, und wenn er für sie zu nutz und frommen seiner lerneifrigen leser auf so reich ausgestattete und gut geordnete schatzkammern altenglischer linguistik wie die grammatiken Mätzners und Kochs in zahlreichen citationen hinweist. Aber immer haben wir dabei gedacht, dass der commentator nur eine aufgabe hat und haben kann: alle auch scheinbar zur seite liegenden excursen nur auf dies eine ziel hinführen dürfen: seinen autor zu erläutern. Wir wurden daher schon bedenklich bei folgenden worten der vorrede (p. I.): „Wenn also eine zahlreiche menge von anmerkungen nicht immer direct das verständnis des textes erzielt, sondern etwa nur auf den ursprung eines einzelnen ausdrucks hinweist, so möge man den grund dieses verfahrens in dem bestreben suchen, solchen lesern, welche sich der aufgabe weiterer forschungen widmen wollen, mit dem nötigen mate-

rial entgegen zu kommen und ihnen die ersten schritte zu erleichtern.“ Aber wir ahnten nicht, dass die worte „nicht immer direct“ in so weit ausholendem sinne gemeint seien, wie herr Tschischwitzs praxis im commentare selbst sie zur anwendung bringt. In der that, anmerkungen wie diese (I, 1, 55: zu: *What think you on't?*): „Der gebrauch von *on*, *upon* bei den verben des denkens ist uralte. Halbs. *ƿe aerechebiscep feol to ƿes kinges fot and baed hine bidenche uppe n godd.* M.(ätzner) II. p. 365“ oder daselbst 72: „*toils* ags. *teoljan tiljan, studere, niti*; später in transitivem sinne gebraucht cf. Koch II, p. 6. 5.“ — solche beispiele (und wir haben der raumersparnis wegen absichtlich ein paar der kürzesten gewählt) fördern das verständnis des dichters um nichts directer als etwa die lectüre des Cædmon oder Beowulf, durch die indirect, aber allerdings sehr indirect, sich auch etwas für Shakespeares Hamlet lernen lassen wird. Wenn daher der verfasser wirklich die absicht hatte, auf dem anmutigen wege des Shakespeare-commentars seinen leser durch das ganze gebiet des angelsächsischen, halbsächsischen und altenglischen zu führen und ihm die „ersten schritte zu erleichtern,“ um sich in den §§. von Kochs und Mätzners grammatiken zu orientieren, so ist dieser weg kein umweg mehr, sondern ein wahrer irrweg — er führt direct zu jenen holländischen commentaren der classiker, in denen alles mögliche wissenswerte aus allen reichen der schöpfung aufgespeichert war, bis unter dem wust der anmerkungen der zu erklärende autor selber ertrank; er führt in seinen consequenzen zurück zu jenem monstrum von ungeschmack, dem *cornu copiae* des weiland bischof Perottus, das, eigentlich ein commentar zum Martial, auf dem titel sich rühmt ein *ditissimum penu omnis divinae humanaeque doctrinae* zu sein. — Welchen unglücklichen studiosen denkt sich herr Tschischwitz als leser seiner anmerkungen? Wie boshaft, ihn, der die schönheiten des dichters so recht aus dem grunde erkennen und geniessen möchte, alle 3 minuten (ach nein, viel öfter!) aus diesem paradies in den dornengarten angelsächsischer laut- und formenlehre hinauszustossen und mit einem zwangspass an Mätzner und Koch zu spedieren, damit er sich bei ihnen ein viertelstündchen in declination und conjugation herumtumble und so ernüchert wider zurückkehre zu Hamlets geist auf der schlosserrasse! Niemand kann zwei herren dienen. Wer ernstlich angelsächsisch studieren will, der wendet sich gleich von anfang an an die rechte schmiede, der greift zu lexicon, grammatik und einem elementarlesebuche. Niemand liest zu diesem zwecke den Hamlet! Nein, an diesem orte sind diese art anmerkungen (und es ist ein gutes drittel, wo nicht mehr vom ganzen) ballast, nichts als ballast und müssen über bord. Und dieser ballast steht nicht nur dem passagier im wege, sondern leider auch zuweilen dem steuermann. Herr Tschischwitz vergisst hin und wider über seinen angelsächsischen etymologien das nächste was not thut. Er übersieht z. b. I, 2, 65 das bittere wortspiel in Hamlets abseits gesprochener glosse:

A little more than kin and less than kind!

Allerdings hat kein übersetzer es widergeben können; aber herr Tschischwitz würde es kaum übersehen haben, wenn er nicht in der anmerkung mit der schätzbaren untersuchung über das verhältnis der formen *kind*, *kinth*, *kith*, *kin* zum angelsächsischen *cennan* beschäftigt wäre. Gleich darauf (v. 67.) erwartet man aufklärung über die witzige, aber nicht auf den ersten blick verständliche replik Hamlets: *Not so, my lord; I am too much i' the sun.* Es wird auch wirklich im text auf eine anmerkung verwiesen. Aber was findet man in derselben? — „Das nasale *n* ist im analaute sehr zum wegfall geneigt, cf. *o' monday = on monday.* M. I, p. 161. Koch I, 116 ff.“

Wir haben gesagt, dass herr Tschischwitz uns selten bei einer der erklärungen werten stelle im stich lasse; aber zuweilen geschieht es doch. Act I, 1, 146, wo, wie wir gesehen. Delius und Schlegel entgegengesetzter meinung über die bedeutung von *mockery* sind. hätte herr Tschischwitz die entscheidung geben sollen. Er schweigt. — Ueber das nicht ganz klare verhältnis des jungen Fortinbras zu seinem oheim, dem könig von Norwegen, das für die spätere entwicklung des dramas nicht unwichtig ist, erfahren wir nichts. — An der ersten stelle, wo die gelegenheit sich böte Shakespeares voraussetzungen zu erläutern (I, 1, 88: *those his lands*) bekommen wir zwar ein angelsächsisches citat zum beleg der selbstverständlichen (weil allen civilisierten sprachen gemeinsamen) verbindung *those his* —; ausserdem eine wirklich zur sache gehörige, recht instructive auseinandersetzung über den holmgang der Scandinaviers; sonst aber nichts. V. 106 hätte der auffallende pleonasmus *chief head*, v. 111 die eigentümliche metonymie (*the king — the question*) wol ein wort der erwähnung verdient. Zu *bed-ridden* (I, 2, 29) gibt es zwar eine grammatische note, aber nicht über das, was bei diesem compositum das eigentlich frappierende ist, die überführung des passiven particips in die active bedeutung, umgekehrt wie bei den parallelen zusammensetzungen: *deril-ridden, priest-ridden*, a. m.

Das v. 39: *let your haste commend your duty* war auf die prägnante bedeutung des letzten wortes, v. 72 und 74 auf das wortspiel mit *common* hinzuweisen, das Schlegels übersetzung so schön getroffen hat. Allerdings verwirft herr Tschischwitz nicht an dieser stelle, sondern Shaksps.forsch. s. 73. n. *) die Schlegelsche auffassung. „Man ist geneigt,“ (sagt er) „den ausspruch in moralischer bedeutung zu fassen, wozu gar keine veranlassung vorliegt.“ Wie käme es alsdann wohl, dass man geneigt dazu wäre? Aber sicherlich liegt eine grosse veranlassung vor: freilich nicht im munde der königin, wol aber bei Hamlet selbst, dessen innere verbitterung sich hinter wortwitzen und doppelsinnigen wendungen versteckt und (zwar nicht der persiflierten *dramatis persona*, wol aber den zuhörern) gerade dadurch verrät. Ohne diese deutung wäre die antwort Hamlets sehr nichtssagend und flau. Dem sei jedoch wie ihm wolle, übergehen durfte herr Tschischwitz die Schlegelsche erklärungen, zu der „man so leicht geneigt ist,“ in dem commentar auf keinen fall. Ferner verdienten die verse I, 3, 123 f., das v. 128 *investment*, 130 *to slander* ein wort der erwähnung und ebenso war I, 2, 172 auf den seltenen gebrauch von *truster* (in diesem sinne vielleicht *ἄπιστος εἰρημέτρον*) aufmerksam zu machen.

Wir würden diese dinge kaum erwähnen, wenn dadurch nicht bewiesen würde, für wie viel nützliche bemerkungen in dem commentar noch platz ist, wenn mit dem unnützen und ungehörigen gründlichst aufgeräumt wird.

Und nun zur kritik, der *bête noire* aller Shakespeare-jünger. Es ist weltkundig, auf wie unterwühltem boden, auf welchem triebsand wir uns hier bewegen. Wir wissen aus den einzigen quellen der überlieferung, den Quartos und Folios selbst, aus ihnen in der poetischen litteratur aller zeiten fast beispiellosen discrepanzen, dass wir an hundert und aber hundert stellen Shakespeares worte nicht haben. So scheint denn der conjecturalkritik, dieser verlockenden sirene, die weiteste arena geöffnet und wir müssen herrn Tschischwitz in so weit recht geben, dass die zu ängstlich conservierende methode, wenn sie das unverständliche, absurde, unmögliche durch ebenso abentheuerliche und unmögliche erklärungen zu vertheidigen sucht, dem genius Shakespeares einen unerträglichen, unwürdigen zwang anthut. Andererseits haben wir es hier mit einem so incommensurablen riesengeist zu thun, mit dem wahren dichtergeist, von dem Platon singt, dass er „des Proteus ebenbild tausendfach gelaunet“ sei, der so

ewig neue und wieder neue wege geht, dass wir wol hundertmal erkennen können: „dies hat Shakespeare nicht gesagt!“ aber kaum unter hundert malen dreimal: „dies muss er gesagt haben; dies hat er gesagt!“ Er ist in der that der schlafende löwe, vor dem D. M. Ingleby warnt (Jahrb. d. d. Shakespeare-gesellschaft II, p. 196 ff.), den man nicht durch leichtfertige einfälle necken und wecken soll. Unter den zahllosen emendationen so vieler scharfsinniger geister, die sich in den beiden letzten jahrhunderten an Shakespeares texten versucht haben, wie viele sind es, die sofort auf den leser den schlagenden eindruck innerer evidenz machen! Und was bleibt vollends uns epigonen übrig, nachdem die zugänglichsten und augenfälligsten fruchte des erkenntnisbaumes vorweg gepflückt sind. Kaum glaub ich, etwas anderes als den goldenen spruch G. Hermanns ernst zu beherzigen: *Est etiam quaedam nesciendi ars et scientia.*

Setzen wir also an der stätte, wo ein wort untergegangen oder der sinn von ruchlosen schreibern und setzern totgeschlagen ist, trauernd aber hoffend als memento ein †.

Hoffend; und damit ist denn zugleich gesagt, dass wir an der auferweckung des begrabenen nicht verzweifeln, dass wir, wenn auch selbst entscheidend, dem muntern ringen nach wahrheit gern ein *macte virtute!* zurufen, ja dass wir es selbst für die pflicht eines herausgebers Shakespeares ansehen, sein geistes-scherflein einzusetzen in das grosse lottospiel der conjecturalkritik. „Viel nieten aber ein gewinn!“ Und in herrn Tschischwitzs fall stellt sich das verhältnis äusserst günstig. Unter seinen emendationen ist eine erhebliche anzahl, die, so weit unser urteil reicht, uns der palme wert dünkt. Wir nennen I, 2, 110: *wis* statt *with*. II, 2, 296: *what* „by“ statt *by what*; IV, 3, 70: *my joys will ne'er be gun* statt *were ne'er begun*. Ferner die ausgezeichnete herstellung der völlig corrupten stelle: III, 2, 176 f.: *Either none at all or one man all above, And womens fear* u. s. w. Auch IV, 1, 40 ist die ausfüllung des verses *by this, suspicion* viel wahrscheinlicher, mindestens entschieden dem zusammenhang gemässer als die früher von Theobald veranlasste und von Capell präcisierte: *So, haply, slander*. Sicher erscheint uns auch IV, 7, 21: *gibes* statt *gyres*; so wie die emendation durch umstellung I, 125 ff. Zweifelhafter schon, wiewol fein und geistreich II, 2, 420: *rhythm* statt *writ*. Allerdings kann *writ* sicherlich nicht stehen bleiben, so lange *law of writ* gelesen wird (ob vielleicht *lore of writ?*); anderseits aber bilden *law of rhythm* und *liberty* keine rechten gegensätze, wie man sie hier erwartet.

Somit hätten wir denn wider einen erheblichen fortschritt in der kritik des textes zu constatieren und wir können uns nun zu den änderungen wenden, die uns theils unbegründet, theils entschieden verwerflich erscheinen.

I, 1, 75. wäre *imprest* statt *impress* gewis sehr gefällig und annehmbar, wenn *impress* nicht in derselben bedeutung (handgeld, werbung) ganz geläufig wäre und den nebensinn der gewaltsamen werbung erst seit dem aufkommen der matrosen-presse durch anlehnung an den wortklang erhalten hätte.

I, 1, 140. schreibt herr Tschischwitz, allerdings nicht durch conjectur, sondern nach q. 2 *Shall I strike it with my partisan* statt *strike at it*. Denn, sagt er, „Marcellus fragt offenbar nicht“ (dies „offenbar“ ist, beiläufig gesagt, eine herrn Tschischwitz gar zu beliebte versicherungsform): „soll ich darnach schlagen, sondern: soll ich es niederschlagen.“ Uns ist dies gar nicht offenbar; sondern gerade das gegenteil. Die soldaten wollen den geist anhalten (*stop it*, M.); er soll ihnen rede stehn (*stay and speak!*); dazu schlägt man einem nicht gleich auf den kopf. Eine drohung mit einer handfesten demonstration, dass mehr erfolgen kann,

reicht aus. Ueberdies was wird ohne *at* aus dem vers? Eine frage, die, wie uns bedünkt, herr Tschischwitz überhaupt sich viel zu selten aufgeworfen hat (vgl. I, 2, 2, I, 3, 8.), wiewol er doch „einen leicht dahin fließenden und in angenehmem rhythmus sich bewegenden vers“ als einen charakteristischen vorzug Shakespeares anerkennt (s. XXXIII.) Darum durfte er denn auch I, 2, 175, wo Delius nach fol. 1. *conveniently* statt *convenient* liest, nicht sagen, es sei kein grund für diese herstellung. Oder will herr Tschischwitz *convenient* viersilbig lesen? Dann bedurfte es eines wortes der erinnerung und der belege dafür.

I, 2, 11. *With an auspicious and a dropping eye* nach q. 2 statt *one-one*, mit der bemerkung: „Es ist kein grund hier das zahlwort zu setzen, denn in der ältern und neuern sprache wird der artikel sehr oft dem zahlwort gleichgestellt.“ Ganz gewiss; aber dennoch ist hier ein sehr guter grund (oder zwei), der folio folgend *one* zu schreiben; nämlich der voller klingende vers und das hohle und lügenhafte pathos des Claudius, der in dieser ganzen throne rede die silben förmlich zählt. Dies pathos schraubt sich hier bis zur absurdität hinauf, die sich hinter dem schwachen artikel verstecken würde, der eine mildere deutung zuliesse und nahezu forderte („mit hoffnungsfrohem und doch trauerndem auge“).

I, 2, 200 widerum nach q. 2. (deren bevorzugung wir im allgemeinen nur billigen können) *armed at point* statt der vulgate *arm'd at all points*. Der verfasser sagt nach dem altfr. „à point, genau, sorgfältig.“ Ich will das nicht bestreiten, wiewol ich einen beleg gern gesehen hätte. Im Dictionnaire der academie finde ich nur in unserm sinne: *équipé de tout point*. Dagegen steht in keiner der vom verfasser citierten belegstellen aus dem altengl. *point* allein, sondern immer mit einem attribut, durch welches erst der begriff „genau“ zu dem worte hinzu kommt. So Chaucer C. T. 3689 *at point devise*. Das. 10874. N. N. 1215 (*Her nose was wrought at point devise*) nach dem franz. *A point devisé*. So in *good point* Holinsh. Engl. I, 162. S. Halliwell Dict. s. v.

I, 3, 47. *Do not as some ungracious pastors do* corrigiert herr Tschischwitz den plural in *pastor*, weil drei verse später in beziehung darauf der singular steht und gewinnt dadurch eine viel härtere construction als die ursprüngliche, eine construction *zavà óvraov* leichtester art, die sich die naive sprache älterer zeit überall erlaubt. Vgl. Chaucer C. T. 13105 ff.

*They wolden (l. wol'n) that her husbondes shulden be
Handy and wise and riche and therto free
And buxom to his wif and fresh a-bedde.*

Dahin ist auch Sc. 4, 33 zu beziehen, wo herr Tschischwitz selbst mit recht *his virtues* nach *these men* in schutz nimmt, ohne dass er nötig hätte *his* durch *one's* zu erklären. Der plural ist eben als gattungsbegriff zu fassen, der hernach durch den singular kräftig individualisiert wird.

Act II, 1, 119:

*This must be known, which being kept close, might move
More grief to hide than hate to utter love.*

Diese verse erscheinen herrn Tschischwitz so monströs, dass er etwas bitter gegen die conservativen kritiker wird und kühn aber gewant ändert:

More grief to him, than hate to us their love.

Wir gestehen allerdings nicht recht einzusehen, woher dem hofmanne Polonius die selbstlose betrachtung kommt, den kummer des königs schwerer wiegen zu lassen

als seine ungnade. Doch lassen wir das. Die verse, wie sie dastehen, sind gar nicht so schlimm. Man verbinde *which* als accusativ mit *to hide*, so bleibt ein kleiner pleonasmus übrig, der durch die absicht, die antithese im zweiten verse zu schärfen, hinlänglich gerechtfertigt wird. Es ist genau derselbe pleonasmus, wie Macbeth III, 4, 136 f.

I am in blood

*Stept in so fur, that should I go no more
Returning were as tedious as go o'er.*

In beiden fällen ein bedingungssatz mit einem dilemma im nachsatz, dessen eines glied **begreift** durch die bedingung selbst vorweg genommen ist, so dass das zweite **im grunde gar nicht zur frage kommen kann**. Eine schärfere prüfung wird sogar zeigen, dass die oft citierte und meines wissens niemals angefochtene stelle im Macbeth, vom logischen standpunkte betrachtet, noch grössere härten bietet als die vorliegende.

II, 2, 356 *that cry out on the top of question*, allerdings eine sehr unklare und wahrscheinlich corrupte stelle, aber herrn Tschischwitzs emendation *cry on the top out of question* (soll heissen: „schreien im höchsten tone, wo es gar nicht zur sache gehört“) werden wir so lange als sprachlich unzulässig erklären müssen, bis er nachweist, dass *on the top* ohne zusatz: *on the top of voice* bedeuten könne. Ich vermute dass *the question* die damals brennende tagesfrage über den wert der kinderschauspiele ist (vgl. z. 372.), wage aber nichts zu corrigieren, wiewol *topic in question* nahe läge.

III, 2, 287. Herr Tschischwitz corrigiert *provincial roses in provisio-
nal*; unter andern mit folgender bemerkung: „die ganz wunderliche ansicht, dass sich die schauspieler frische (?) rosen aus der stadt Provins hätten kommen lassen, hatte sich wol Douce Illustr. of Sh. p. 467 so wenig überlegt, wie die übrigen kritiker, die ihm gefolgt sind.“ Dieser gedanke ist freilich phantastisch genug. Aber der name provinzrosen ist im englischen so gut wie im deutschen längst ein appellativum für die bekannte varietät (der rothen centifolie) geworden, die in London ebensogut wachsen, wie rostocker und borstorfer äpfel in Berlin. Selbst in papier nachgemacht (wie herr Tschischwitz es wünscht) blieben sie noch provinzrosen und dieser renomnistische schmuck dicker, vielblättriger centifolien (statt kleiner rosetten) auf den schuhen stimmt vortrefflich mit „dem wald von federn“ auf dem hute.

Die stärkste textesänderung hat der herausgeber I, 3, 74 f. gewagt. Hier lautet der text bei Delius: (*And they in France*) *Are most select and generous, chief in that*. Herr Tschischwitz setzt dafür (nach den alten edit.) *Are of a most and generous chief*, rückt dann aber *In that* in den folgenden vers und ergänzt denselben aus eigner erfindung:

In that their show denies extravagance.

Das ist zu stark und wenn der verfasser einmal die stelle für desperat hielt, so war gerade hier, wenn irgendwo, ein † am rechten ort. Aber die ganze argumentation des verfassers ist höchst bedenklich. „Die auffallende übereinstimmung sämtlicher alten drucke im anfang des verses verbietet eine emendation an dieser stelle.“ Wie? Und nach *In that* — soll die ebenso auffallende übereinstimmung derselben drucke die emendation gestatten? Der verfasser glaubt (s. XXXII), dass die quelle dieses irrthums, bereits im manuscript gelegen? Warum dieses irrthums, warum nicht ebensogut jenes? Ferner hat der verfas-

ser zwar bewiesen, dass *chief* sowol anfang als ende heissen kann, aber keineswegs, dass es jemals für vollendung (d. i. vollkommenheit) gebraucht sei. Wie *mischief* in „diesem sinne“ sein gegensatz sein soll und was dabei die berufung auf *chevissance* (schuldchein) zu bedeuten habe, gestehn wir nicht zu begreifen. Wenn aber herr Tschischwitz auf einmal so gläubig gegen die überlieferung ist und *chief* durchaus als substantivum in der von ihm fingierten bedeutung fest hält, warum schliesst er den vers denn nicht mit *in that*, wie die alten ausgaben? „Weil dadurch das metrum zerstört wird.“ Wir haben gesehen, dass herr Tschischwitz anderwärts leider nur gar zu wenig besorgt um dies poetische element ist und hier handelt es sich ja nur darum, statt eines quinars einen ebenso gut gemessenen senar unterlaufen zu lassen, was doch wahrlich bei Shakespeare nicht unerhört ist. Kurz, herrn Tschischwitzs allzu scharfes seciermesser ist scharftig geworden und der conservative und vorsichtige Delius wird mit seiner leichten emendation recht behalten.

Sonst erweist sich des herausgebers kritik in der vertheidigung bestrittener texteslesarten meist recht glücklich. So entschieden I, 3, 130, wo er *bonds* gegen Theobalds unglückliche conj. *bauds* schützt, die leider in alle späteren ausgaben übergegangen ist. Aber mitunter gerät er denn doch in den fehler, den er selbst so eifrig in der theorie bekämpft. So I, 2, 198, wo er die vulgata wider verzichtet:

In the dead wa ist and middle of the night

Die ersten quartos und die folio haben theils *vast*, theils *wast*, Delius schreibt mit der geringsten änderung aber unzweifelhaft richtig: *waste*. Die stelle, welche herr Tschischwitz zum beleg seiner erklärung citirt (II, 2, 236), hätte ihn gerade von der aufnahme der lesart abschrecken sollen. Denn dort bedient sich Hamlet dieses gleichnisses in seiner uns bekannten persifflierenden laune zum zweck eines recht obscönen doppel sinns, während der tiefe ernst der vorliegenden stelle jede leichtfertige spielerei mit worten ausschliesst.

II, 2, 181. *For if the sun breed maggots in a dead dog, a good being kissing carrion* nach den alten editionen. Herr Tschischwitz sagt: „Die bisherigen lesarten *being a god* und *being a good* habe ich durch umstellung geändert. Der sinn ist offenbar: Wenn die sonne, *a good being*, sich so weit herablässt, das aas eines hundes zu küssen — so solltest du deine tochter auch nicht frei in der sonne unhergehen lassen“ — u. s. w. Hier ist das „offenbar“ herrn Tschischwitzs allerdings gerechtfertigt. Es ist aber mindestens ebenso offenbar, dass dieser sinn viel kräftiger und energischer durch die lesart *being a god* (eine so leichte änderung, dass sie fast nur als andere lesung zu betrachten ist) heraus kommt. „Die sonne, ein gott, lässt sich herab ein aas zu küssen“ —; wie dünn und verwaschen dagegen: „ein gutes wesen!“

In der sehr corrupten stelle, welche in der hier einzig massgebenden q. 2 lautet:

the dram of eale

Doth all the noble substance of a doubt

corrigiert zwar herr Tschischwitz *eale in evil*, den zweiten vers lässt er aber unberührt stehen und interpretiert „nach menschenmöglichkeit“: „*Doth* im sinne von *makes* und *of a doubt* als genitiv der eigenschaft“ (also *doth of a doubt* = *makes doubtful*). Dies ist so hölzern und zugleich so matt wie möglich. Wenn einmal *eale in evil* corrigiert wird, was viel für sich hat, wenn es auch nicht so offenbar das richtige ist, wie herr Tschischwitz meint (Delius schreibt *bale*, Elze: *ill* — wesentlich dasselbe), so verlangt der sinn nach *substance*, wenn man den vers bis dahin

vorurteilsfrei liest, ein verbum das vergiften oder ein synonymum bezeichnet. Delius conjiciert sehr nahe dem wortklang: *off and out*, Elze: *often daub*. Beides schlägt nicht durch. Das erstere hält sich zu abstract und verwischt das bild, das zweite substituiert ein neues nicht recht einleuchtendes und wird matt durch *often*. Man wird sich also wol noch einstweilen bei den beiden kreuzen der *globe-edition* beruhigen müssen.

So weit die kritik. Nun schliesslich noch einige stellen, wo wir von der interpretation herrn Tschischwitzs abweichen zu müssen glauben.

Gleich in der ersten scene (v. 19), wo Horatio auf Bernardos frage: *What! is Horatio there?* antwortet: *A piece of him* —, bemerkt herr Tschischwitz: „Der philosophische Horatio fasst die persönlichkeit eines menschen in seiner blos körperlichen erscheinung nur als einen theil desselben auf.“ Welche verschwendung von tiefsinn in einer antwort auf das „Werda?“ einer schildwache. Und hat etwa Horatio seinen geist zu hause gelassen? — Nein, *a piece of him* ist eine jener scherzhaft beruhigenden wendungen, mit denen ein heiterer mann auf eine stark prononcierte frage antwortet, um das flache ja zu vermeiden. So hört man noch jetzt: „Etwas der art;“ „beinah so;“ „meine wenigkeit;“ „getroffen;“ „derselbe;“ selbst „ein stück von ihm,“ was denn freilich als geflügeltes wort aus dieser stelle in den gebrauch unserer jugend gekommen sein mag.

V. 21 sieht herr Tschischwitz in dem ausdruck *this thing* und dem späteren *it* geringschätzung und zweifel an der realität des geistes von seiten des „sceptischen Horatio.“ — Nichts der art. Der geist ist immer *a thing* und ein neutrum, erst recht im munde des gläubigen und abergläubigen. So im ganzen verfolg der scene, wo alle anwesenden, während sie den geist vor augen haben, von grausen erfasst werden, Marcellus ihn angreifen will und darauf (143—46) mit ehrfurcht von ihm spricht. So noch sc. 2, 210 und 214, wo Hamlet selbst ihn durch *it* bezeichnet. Es ist eben der geschlechtslose schatten, *the apparition*.

Ders. v. 40. *look where it comes*. Herr Tschischwitz übersetzt: „Sieh wie's da wieder herkommt.“ Davon liegt nichts in dem *where*, das ganz einfach noch heute im gebrauch des gemeinen lebens hinzeigend beim auftreten eines erwarteten für *there* steht. Auch deutsch sagt man in einigen gegenden (Ostpreussen) vulgär: „Sieh wo er kommt!“ statt „Sieh, da kommt er.“

V. 160. macht der herausgeber zu *This bird* die bemerkung: „der artikel u. s. w. bewahrt in *the bird* seine demonstrative kraft.“ Er hatte wahrscheinlich früher *the bird* nach fol. 1 und q. 1 im text gehabt, später nach q. 2 *this bird* gesetzt und die nun nicht mehr passende anmerkung zu streichen vergessen.

Zu I, 2, 92 heisst es: „*perséver*; — offenbar macht sich hier lateinischer oder italienischer einfluss geltend *persévero*“ — u. s. w. Leider heisst es lateinisch wie italienisch gerade: *persevero*.

I, 3, 106: *That you hare ta'en these tenders for true pay, which are not sterling* — ist (und wie uns dünkt auch von allen früheren interpreten) eine bedeutung von *tender* übersehen, die das wortspiel erst wirklich witzig macht: „Stellvertretendes zahlmittel“ (noch heute ist der officiële ausdruck für die *green-backs* und sonst anerkannte bank- und kassenscheine in Nordamerika: *legal tender*). In England ist nämlich der gebrauch von zahlmarken (*tokens*) an geldesstatt uralt; sie entsprachen unsern privat-bankscheinen. Siehe meine anmerkung zu Chauc. C. T. 13289, vgl. mit 13320. 13332. Nun kommt (da *tender* zugleich die bedeutung liebesantrag, vielleicht auch zarte aufmerksamkeit

hat) erst volle kraft und zusammenhang in das gleichnis: „Nimm seine marken nicht als baare zahlung; sie sind nicht echt (vollgültig).“

Um hier zugleich nachträglich der conjectur herrn Tschischwitzs in v. 109: *Wringing* (q. 2. *wrong*; f. 1. *roaming*) zu gedenken, so falle dieselbe aus dem gleichnis. Die stelle ist allerdings ohne zweifel corrupt. Es bedarf eines verbums in der bedeutung von hetzen, dass einem der athem ausgeht. Ich vermuthete *wrawing*. Chaucer hat das adjectiv *wraw* in einer sehr naheliegenden bedeutung. C. T. 16395:

And with this spech the coke wax'd all wraw
And on the manciple he gon nod fast
For lacke of speche.

Halliwell hat das verbum *wrawen* im sinne von herausfordern (Dict. s. v.). Der allgemeine begriff ist „ärgerlich, aufsätzig machen“ (daher *wrath* und *wrawness* Chauc. C. T. p. 162, 1, 8.). Das bild von einem durch vieles hin- und herjagen stetisch und aufsätzig gewordenen pferde, das den athem verliert, ist gerade was wir gebrauchen.

II, 2, 368. kann *their own succession* weder nach Schlegel und Delius „die eigne zukunft, die erwachsenen schauspieler,“ noch nach Tschischwitz „der künftige erfolg im recitierenden drama“ (also = *success*) sein. In beiden fällen müsste wenigstens erst corrigiert werden: *their writers did them wrong* (statt *do*). Wie die sache liegt, kann *their own succession* nur *their own successors* bedeuten, die kinder, die ihnen auf dem kindertheater gefolgt sind und gegen die sie nun als erwachsene schauspieler wie gegen ihr eigen fleisch und blut zu wüthen durch die verfasser der controvers-stücke gezwungen werden (S. Z. 369 ff.).

I, 2, 140. *Hyperion to a satyr*. Der vergleich bekommt erst seine wahre sarkastische schärfe durch die beziehung auf die englische version der fabel von Apollo und Koronis, die uns Chaucer aufbehalten hat (*Manciple's Tale* in C. T. 17054 ff.). Die nymphe brach dem glänzenden sonnengott die treue, um sich mit einem lüsternen und hässlichen satyr zu verbinden. Siehe unsere anmerkung zu Chauc. C. G. s. 665.

II, 2, 56 und 57. Gegen die ableitung des wortes *eyry* (*aery*) vom franz. *aire* und weiter vom lat. *area* ist an sich nichts einzuwenden, da das französische wort noch in beiden bedeutungen: tenne und (dem engl. *eyry* entsprechend): adlerhorst gebräuchlich ist. Sie erhält sogar entschiedene bestätigung durch eine stelle in kaiser Friedrichs II. tractat *de Venatione II*, c. 3 (bei *Du Cange* s. v. *area*): *Aves rapaces pullos suos a se abiciunt . . . et ideo raro possunt se invenire nisi ad certum locum, expectant se invicem aliquando prope nidum suum consuetum, qui a quibusdam Area dicitur*. Ebenso *area accipitrum* in *Tabul. Savignerii*. Duc. a. a. O. — Dennoch glaube ich, dass sich hier zwei etymologien begegnet und sich vermischt haben. Wie aus ags. *éaga* — *eye* (im sinne von auge), so wird nach demselben lautgesetze aus *éaca* (subst. abstr. vom verbum *éacan*, *augere*) *incrementum*: *eye* in dem sinne brut (speciell von vögeln noch heute als sports t. gebräuchlich; s. *Imperial Dictionary* s. v.) So aus ags. *Ic* — *I*; *pligt* — *plight*; aus lat. *bacca*, *bay*. Ferner gestaltet sich regelrecht aus *eye* das collectivum oder locativum *eiery* oder *eyry* wie aus *fay* — *faery* (*faery*) *faery* (was im ae. stets feereei oder feenland, niemals fee bedeutet). Andererseits leitet sich ganz consequent aus *eye* (brut) durch die peggiorative endung — *as* (ital. *accio*) — *eyas* (*eyass*) ab: nesthökling, kleiner schreihals. So rücken die der bedeutung nach zu-

sammngehörigen wörter in einen klaren, etymologischen zusammenhang und die frühere ableitung vom franz. *niais* (*a-n-ias* durch adhäsion an den artikel), die herr Tschischwitz empfiehlt, kann daneben als eine anlehnung des romanischen wortes an das angelsächsische idiom noch geltung behalten, wenn gleich dasselbe *niais* schon in der form *nias*, *nice* seine verwendung im ae. gefunden hatte.

I, 3, 84. *Nemean*. Herr Tschischwitz bemerkt hiezu: „In betreff dieses wortes hält sich Shakspeare an den griechischen accent in *Nέμετος*.“ Allen respect für Sh.s classische bildung; aber um die griechischen accente hat er sicherlich sich ebenso wenig gekümmert als er die seltene adjéctivform *Nέμετος* (einmal bei Theokrit und einmal bei Tzetzes) je zu augen bekommen hat. Vielmehr hat er von dem lateinischen *Némēa* (welches immer diese quantität und accentuation hat) sein adjéctivum *Nemean* folgerecht und genau ebenso gebildet wie *Sýrian* von *Sýria*, *Párthian* von *Párthia* und alle andern der art.

V, 2, 36. Es ist nicht richtig, dass *yeoman* im älteren englisch so viel als *bailif* bedeute. Die angezogene stelle aus Chaucer (C. T. 6962) beweist dies nicht. Vielmehr ist *yeoman*, dem franz. *valet* gleichgesetzt, ein niederer lehnsman, der für sold bei einem herrn in dienst steht, wie wir dies Einl. zu Chaucers C. G. s. 25 ff. dargetan haben. Er kann daher auch gelegentlich sein schreiber oder sein rentvoigt sein. Mehr bedeutet auch *bailif* nicht; entfernt nicht amtmann in unserm sinne, dem vielmehr der *reve* viel näher entspricht.

Im ausdruck des herrn Tschischwitz, der übrigens durchweg edel und sachgemäss ist, ist uns doch ab und zu eine unklarheit aufgestossen. So heisst es gleich auf s. IX bei gelegenheit der Belle-forest'schen Hamlet-novelle und ihrer englischen übersetzung, dass K. Elze „aus abweichungen der englischen ausgabe, die mit stellen des Shakspeare'schen stückes übereinstimmen, aber im französischen original fehlen,“ den beweis geführt, „dass Shakespeare möglicherweise nur den französischen novellisten benutzt habe.“ Dies muss billig jedermann in erstaunen setzen, bis er s. XIX liest, dass Elze den beweis trotz jener abweichungen geführt habe. Ferner bekennen wir, nicht zu verstehen, was es heissen solle (s. XLVI): „Holland war trotz Vondels grosser weise vielleicht zu nüchtern für das verständnis des briten.“

Sehr zweckmässig ist es, dass herr Tschischwitz nach dem vorgang anderer gelchrten die verszählung der globe-edition adoptiert hat. Danach hätte nun aber die verweisung auf die kritischen und exegetischen anmerkungen durch buchstaben und ziffern im text wegfallen können, die durch ihre grosse anzahl das auge stören und den leser vom text abziehen, auch wenn er gerade nichts in den noten zu suchen hat. Sonst ist die ausstattung des buches gefällig und elegant. Die correctur aber hätte genauer sein können. Wir haben folgende druckfehler, ohne besonders danach auszusuchen, bemerkt: S. XVIII, z. 24 Veritur st. Veritus. S. XXVI, z. 4 v. u. Parenthesenschluss hinter 1616 st. hinter fällt. S. XXVIII, z. 33 opes st. apes. S. XXXI, z. 8 v. u. 19 st. 119. S. XXXII, z. 9 IV, 4, 70 st. IV, 3, 70. S. XLV, z. 14 Krys-sig st. Kreyssig. S. 5, z. 8 Bösenicht st. Bösewicht. S. 80, z. 15 let my see st. l. me s. S. 132, v. 30 wild st. wild. S. 162, z. 7 evious st. envious.

Wir sehen mit interesse dem erscheinen der nächsten theile entgegen und wünschen dem fortgang dieses bedeutenden werkes den besten erfolg.

EINE GERMANISTISCHE PREISFRAGE.

„Paul Hal'scher preis.

(Ausgeschrieben von der philos.-histor. klasse der kaiserl. akademie der wissenschaften in Wien am 28. mai 1869.)

Der in Triest verstorbene Paul Hal hat der kaiserlichen akademie der wissenschaften laut testament vom 14. november 1866 die summe von 500 fl. ö. w. zu dem ende legiert, dass eine preisfrage „auf deutsch-sprachlichem gebiete“ ausgeschrieben würde.

Von dieser summe erübrigten nach abzug der gesetzlichen gebühren 450 fl. ö. w., welche durch die 4 % interessen sich auf etwa 500 fl. erhöhen werden. Die philosophisch-historische klasse der kaiserlichen akademie der wissenschaften hat, der übernommenen verbindlichkeit nachkommend, die ausschreibung der nachstehenden preisfrage beschlossen:

„Es ist eine darstellung von Otfrieds syntax zu liefern.“

Die klasse hat dabei zunächst eine treue, sorgfältige und vollständige verzeichnung der syntaktischen thatsachen im auge, welche Otfrieds Evangelienbuch darbietet. Sie würde aber unter mehreren sonst gleich guten arbeiten derjenigen den vorzug erteilen, welche die eigentümlichkeit von Otfrieds sprachgebrauch durch herbeiziehung der übrigen althochdeutschen quellen scharf zu umgrenzen und durch weiteren umblick auf verwandte sprachen historisch zu erläutern verstünde. Nur auf solcher umfassenderer grundlage könnte die frage beantwortet werden, ob und in wieferne sich bei Otfried der einfluss lateinischer syntax zeige.

Die klasse wünscht, dass die betrachtung nicht auf die erscheinungen beschränkt bleibe, die gewöhnlich unter dem namen der syntax begriffen werden, sondern dass auch die lehre vom gebrauche der wortklassen (adjectiva, substantiva, pronomina demonstrativa und relativa u. s. w.) einbezogen werde.

Aus diesem gesichtspunkte ergibt sich von selbst die empfehlenswerteste anordnung des stoffes: unter jeder wortklasse und jeder flexionsform wären die bedeutungen darzulegen, die ihnen die sprache beimisst.

Aufführung sämtlicher Otfriedischer belegstellen ist nur bei ganz gewöhnlichen erscheinungen nicht nötig.

Der termin der einsendung der schrift ist der 31. december 1870.

Der preis von 500 fl. ö. w. wird eventuell in der feierlichen sitzung am 30. mai 1871 zuerkannt.

Die um den preis werbenden abhandlungen dürfen den namen des verfassers nicht enthalten, und sind, wie allgemein üblich, mit einem motto zu versehen. Jeder abhandlung hat ein versiegelter, mit demselben motto versehener zettel beizuliegen, der den namen des verfassers enthält.

Theilung des preises unter mehrere bewerber findet nicht statt.

Jede gekrönte preisschrift bleibt eigentum ihres verfassers. Wünscht es derselbe, so wird die schrift durch die akademie als selbständiges werk veröffentlicht und geht in das eigentum derselben über. Ein honorar für dasselbe kann aber nicht beansprucht werden.

Die wirklichen mitglieder der akademie dürfen an der bewerbung um diesen preis nicht theil nehmen.

Litterarische Anzeigen.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Wandgemälde der vom Vesuv verschütteten Städte Campaniens beschrieben von **Wolfgang Helbig**. Nebst einer Abhandlung über die antiken Wandmalereien in technischer Beziehung von **Otto Donner**. Mit 3 eingefügten Tafeln und einem Atlas von 23 Tafeln gr. 8. geh. 8 Thlr.

Genaue, auf Autopsie beruhende Beschreibungen der erhaltenen antiken Wandmalereien, mit beigefügtem, wissenschaftlichem Apparate, einer Reihe kunsthistorischer Untersuchungen und drei Registern. Die Abhandlung von **O. Donner** enthält eine eingehende Untersuchung ihres Gegenstandes, der Atlas Darstellungen unpublicirter und besonders wichtiger Bilder.

Die erhaltenen antiken Wandmalereien

in technischer Beziehung untersucht und beurtheilt

von

Otto Donner (Maler).

Mit drei Tafeln. Besonders abgedruckt aus **Helbig's Wandgemälde** der vom Vesuv verschütteten Städte Campaniens. gr. 8. 1 Thlr.

Verlag von **F. C. W. Vogel** in Leipzig.

So eben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Altfranzösische Romanzen und Pastourellen.

Herausgegeben

von

Karl Bartsch,

Professor in Rostock.

26 Bogen. gr. 8. geh. Preis 2 Thlr. 12 Sgr.

So eben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die handschriftlichen Gestaltungen der Chanson de Geste „Fierabras“ und ihre Vorstufen

von

Dr. Gustav Groeber

in Leipzig.

gr. 8. 122 Seiten. geh. 24 Ngr.

Bei S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen:

MITTELHOCHDEUTSCHES HANDWÖRTERBUCH

VON

DR. M. LEXER

(O. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT WÜRZBURG).

Zugleich als Supplement und alphabetischer Index zum Mittelhochdeutschen Wörterbuche von Benecke-Müller-Zarncke.

Erste Lieferung.

Lexic.-8. Preis: 1 Thlr.

Dieses mittelhochdeutsche Handwörterbuch soll 2 Bände umfassen, deren jeder auf etwa 50 Bogen berechnet ist.

Um die Anschaffung zu erleichtern, wird das Werk in 10 Lieferungen von 10—12 Bogen zum Preise von 1 Thlr. ausgegeben werden.

Dasselbe wird nicht nur den Besitzern des grossen Mittelhochdeutschen Wörterbuchs von Benecke-Müller-Zarncke, zu welchem es eine reiche Ergänzung und das unentbehrliche alphabetische Register bildet, sondern auch Historikern, Archivaren und Juristen, da die Urkunden- und Rechtssprache darin besondere Berücksichtigung gefunden, eine willkommene Erscheinung sein.

Der Druck schreitet ohne Unterbrechung fort, so dass die Vollendung des Ganzen binnen zwei Jahren zu erwarten steht.

Bei Wilh. Schultze in Berlin, Scharnstr. 11, ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

A. Engelen, Leitfaden für den deutschen Sprachunterricht in höheren Knaben- und Mädchenschulen.

I. Theil: Für die Unterklassen. 2. Aufl. 5 Sgr. II. Theil: Für die Mittelklassen. 2. Aufl. 10 Sgr. III. Theil: Grammatik der neuhochdeutschen Sprache für höhere Bildungsanstalten und Lehrerseminare.

1 Thlr. 26 Sgr.

Der Standpunkt, den der Verf. einnimmt, ist der der historischen Schule. Er sieht in der Sprache etwas organisch Gewordenes und Werdendes und sucht für die Erscheinungen des Neuhochdeutschen durch Bezugnahme auf die ältere Sprache das richtige Verständniss zu wecken. Die Bedeutung der älteren Sprache für unsere heutige ist ja längst anerkannt; es ist aber das Verdienst des Verf., sich nicht nur zu dieser Ansicht bekannt, sondern sie auch consequent durchgeführt zu haben. Er hat es gewagt, die in unsern Schulgrammatiken gangbare Anordnung des Stoffes aufzugeben und eine neue, in dem Wesen der Sache begründete an ihre Stelle treten zu lassen. Die Orthographie bildet nicht einen selbständigen, nach äusseren Gesichtspunkten geordneten Abschnitt, sondern ist in die engste Verbindung mit der Lautlehre gesetzt. Nur so lässt sich leicht übersehen, was in unserer Schreibweise historisch begründet, was entartet und willkürlich geändert ist. — Auch die Wortlehre ist dadurch, dass die systematische Betrachtung der Wortarten von der Flexionslehre und diese von der Etymologie getrennt ist, übersichtlicher geworden.

Zeitschr. f. Gymnasialwesen.

Ja bei Schmeller, dem feinhörigen, finde ich in seiner bairischen grammatik von dem gesetz nichts erwähnt, so dass ich mich, um selbst noch daran zu glauben, an Rud. v. Raumers zustimmendes kopfnicken in Meissen erinnern muss, als ich die sache dort 1863 zu andern zwecken zur sprache brachte (vgl. Pfeiffers Germ. 9, 132), und an die fülle der aus dem leben gesammelten beispiele, die mir jetzt zu gebote stehn. Schmeller gibt auch in den beigegebenen mundartproben die angleichung nicht an, z. b. s. 488 *häut frei gsagt*, nicht *häup frei gsagt*, wie gesprochen wird, s. 560 *häut grad*, nicht *haug-grad*. Die erscheinung muss ihm also, auch an seinem eignen sprechen (denn sie lebt auch in seiner heimat) nicht so weit zum bewusstsein gekommen sein, dass er seine beobachtung darauf gerichtet hätte; freilich, das gesetz erscheint nur im fluss der rede, sobald man aber die worte getrennt spricht oder denkt, ist es verschwunden wie ein hauch. In der grammatik erwähnt er wol erscheinungen, die unter dasselbe gesetz fallen, wie §. 675 *er gipp* für *gibt*, *er sagk* für *sagt*, *glepp* für *gelebt*, *takk* für *takt*, wo das gesetz rückwärts wirkt; und vom vocallosen artikel §. 449 z. b. *'bueben* für *übueben*, *'gans* für *dgans* (man spreche die anlautenden *b*, *g* wie eine fermate so zu sagen), er fügt da eine beschreibung der aussprache bei, die deutlich die verschlingung des *d'* in *b* und *g* erkennen lässt, thut aber der verschlingung selbst oder der angleichung keine erwähnung (wie doch in einem andern falle §. 670).

Also man ist sich gegenwärtig in Süddeutschland dieses sprachgesetzes nicht bewusst. Das darf oder muss ich annehmen, so lange nicht etwa ein süddeutscher philolog gegründeten einspruch erhebt. Aber im mittelalter und länger war man sich der sache bewusst; diese überzeugung kam mir aus folgenden erscheinungen, die nur dadurch begreiflich werden; sie bringen zugleich in kürze den beweis bei, dass das gesetz schon damals in wirksamkeit war, wovon ein ander mal mehr.

Die lamprete, mittellat. *lampreta*, hiess ahd. *lampreta*, *lampreda*; aber auch *lantprida* (Graff 2, 241, Haupt 3, 474^b), d. h. wer so schrieb oder sprach, dem war das gewöhnliche *-mpr-* im *lampreda* verdächtig, ob nicht angleichung darin stäke, und er zog vor, die herrschende form zurück zu übersetzen in jenes *lantprida*, das nun zugleich halb (oder ganz?) deutsch oder deutlich klang. — Das *p* wurde aber auch hochdeutsch verschoben, *lamphrida*, *lamphrit*. Und richtig steht daneben wider *lantfrit*, *lantfrida* (Graff 2, 242, Haupt 9, 393), mhd. *lantfrit* (sumerl. 38, 73). Es gab einen mannsnamen *Lantwrid* (ahd. z. b. in den trad. Fuld.), der wurde aber im sprechen unfehlbar zu *Lampfrit* in folge der empfindlichkeit des *t*; so war denn auch *lamphrit* vom fische den leuten verdächtig, ob man auch so schreiben dürfe.

Schon hieraus allein ergibt sich, was wir hier brauchen: 1) man war sich jener angleichung, die im munde sich vollzog, wol bewusst; 2) man war bestrebt, sie in die schrift nicht übergehen zu lassen; 3) um darin sicher zu gehen, übertrieb man in zweifelhaften fällen lieber die fortwährend zu übende rückübersetzung. Wie weit das behauptete bewusstsein mit blossem gefühl oder gar mit blossem instinkt sich mischte, darüber will ich vollen spielraum lassen; aber ein theilchen bewusstsein war auf jeden fall dabei thätig, und darauf nur kommt es an.¹

Schon im achten jahrhundert muss dies der stand der dinge gewesen sein. Nur so erklärt sich *artpeitsam* im sogenannten vocab. Keronis (Hattmer 1, 164*) statt *arpeitsam*; das *p* musste dem schreibenden verdächtig sein, ob nicht ein *t* noch darin stäke, und *artpeit*, wie man gewiss auch schrieb, lehnte sich so trefflich an *art aratio* an.

Aus dem 14. jahrhundert findet sich z. b. in dem sogenannten Eisenacher Rechtsbuche in Ortloffs Rechtsquellen 1, 661 auf einer seite *wippild* und *witpild* für *weichbild*. Das erstere, ebenda oft vorkommend, ist die angegliche form, die wahrscheinlich im sprechen die herrschende war; *witpild* aber begreift sich nur als falsche rückübersetzung, wobei man an die weite des stadtgebietes denken konnte.

Im 15. jahrhundert bietet sich ein spasshaftes beispiel in einem briefe des königs Ruprecht vom jahre 1407. Er meldet der königin von Dänemark den bevorstehenden besuch seines sohnes: *und habent dem vorgeanten unserm sone geraten, gein Handborg zu und fürbaz über see gein Dennemarke zu faren* (Jansson, Frankfurts Reichs-corresp. 1, 797). Also Hamburg hiess in Oberdeutschland auch *Handburg*, d. h. man traute dem *-mb-* im eigenen munde nicht; *Handburg* hätte ja im munde unfehlbar zu *Hamburg* (genauer *Hampurg*, wie *Warpurg* für *Wartburg*) werden müssen, und bei *hand* lässt sich an *handel* denken. — Um 1500 wuste oder fühlte man noch, dass in dem *p* von *Ruprecht* ein *t* steckt: *Ruettbrecht* steht z. b. im Wilwolt von Schaumburg s. 200.

Endlich ein paar fälle zum beleg, dass das ding auch für kritik nicht ohne nutzen sein kann. In Weinholds deutschen Monatsnamen s. 52 sind für den februar zwei schweizerische namen *redmonet* und *relmonet* aufgeführt und wegen des *b* und *d*, die nicht wechselten, als verschiedene angesetzt; aber ich glaube, beide sind eins, denn *redmonet* musste auch zu *relmonet* werden, wie *Bodmer* zu *Bobmer* wird im

1) Ein ähnliches irreführen des sprachgeföhls durch halbes bewusstsein, das doch bestrebt ist das richtige festzuhalten, ist vielfach in unseren mundarten thätig, und nicht nur da. So wenn in Baiern die *deichsel* auch *eichsel* heisst (Schmeller, bair. Gr. §. 450). weil man das *d* in *deichsel* auch einmal für den artikel ansieht.

munde des Schweizers. — In einem liede Heinrichs von Morungen (Minnes. Frühl. 127, 34) ist eine kranke stelle:

*Ez ist site der nahtegale,
swan si ir liet volendet, sô geswîget sie.
dur daz volge ab ich der swale,
diu liez durch liebe noch durch leide ir singen nie.*

Der gedanke der strophe ist sicher: Trotzdem dass sich meine hoffnungen endlich als eitel erweisen, will ich doch weiter singen, wills machen wie die schwalbe, die „singt“ so lange sie da ist, nicht, was nach wol herkömmlichem vergleiche für den minnesinger passender wäre, wie die nachtigal, die aufhört mit singen, wenn sie — ihr lied? vollendet hat — das geht doch nicht, denn das thut die schwalbe auch; die beiden handschriften haben freilich so, und Lachmann, Haupt, wie schon v. d. Hagen behielten es bei. Bodmer und Bartsch (Deutsche Liederdichter s. 31) änderten in *leit*. Aber die nachtigal hört auf mit singen um Johannis, d. h. bei vollendeter brutzeit; das volk sagt, sie singe nur so lange sie liebe, und man sagte nach unserer stelle schon damals so.¹ Ihr singen geht zu ende mit ihrem liebesglück, ihrer minnefreude, ihrem *liep*; *liep* n. und *liebe* f. decken sich, wie *leit* n. und *leide* f. Wie konnte aber einer das treffende *liep* in das unnütze *liet* verderben? Ja, *liet volendet* wurde im fluss der rede auch zu *liep volendet*² (ob man auch so sang?), und einem gewissenhaften schreiber war darum dies *p* verdächtig, er gieng mit *liet* sicherer; es ist echte correctorenart, gewissenhaft im äussern, und verliert darüber leicht das innere.

Aber — wenn es erwiesen ist, dass man sich in der vorzeit dieses lautgesetzes im eigenen munde bewusst war, wo ist das bewusstsein hingekommen? was ist schuld an diesem verfall des sprachbewusstseins? Eben das, worauf unser jahrhundert gern so stolz ist, was nach amtlicher und allgemeiner ansicht der sprache und volksbildung endlich gründlich aufhilft: die schule, und wie man da die sprache betreibt. Aus einer lebendigen sprechsprache ist unser deutsch eine büchersprache gewor-

1) Auch bei Nemnich Polygl. 3, 614: ihr „gesang dauert bis die jungen ihr nest verlassen wollen, alsdann hat sie sich in der liebe erschöpft“ — er meint das physiologisch, man lese das weitere nach. Zacher erinnert mich an Schillers worte, die er der Thekla als geisterstimme sagen lässt:

Willst du nach den nachtigallen fragen,
Die mit seelenvoller melodie
Dich entzückten in des lenzes tagen?
Nur so lang sie liebten, waren sie.

2) *Er hat nit viel* wird im süddeutschen munde zu *er hat nip-viel*; *er hat vollauf* zu *er hap-vollauf*.

den; unser deutsch haben wir nicht mehr im ohre, sondern im auge; wenn wir uns ein wort vorstellen, tritt es nicht mehr als ein klingendes in unser bewusstsein, sondern als ein geschriebenes oder gedrucktes. Wer in der vorzeit schrieb, der schrieb die klänge ab, die ihm im ohre lagen; wir aber schreiben wie aus einem buche schwarze zeichen ab, die uns vorschweben — ein gewaltiger unterschied! Das muss wider anders werden, es fragt sich nur, wie bald oder wie spät.

Ein zähes leben hat übrigens jenes bewusstsein gehabt. Noch im 17. jahrhundert schreiben schriftsteller, z. b. Logau *entfinden*, *entfangen*, seine zeit war sich also des *ent-* in *empfangen* (eigentlich „entgegennehmen“), *empfinden* noch bewusst; die über die sprache nachdachten, wie man damals eifrig that, bemühten sich wahrscheinlich es fest zu halten, bis die aussprache siegte. Schriftsteller, die schwanken zwischen *empfangen* und *entfangen*, folgten wol einmal der aussprache, einmal dem etymologischen bewusstsein. Was aber überaus merkwürdig ist, noch heutzutage hört man z. b. in Sachsen und Thüringen *entfinden* und *entfehlen* (*ich entföhle mich ihnen*), bei halbgebildeten leuten, wenn sie sich recht hochdeutsch halten wollen; also was sie nie anders lesen als in der form *empfehlen*, das halten sie in der alten echten form fest, trotz aller schule! Da ist von dem ursprünglichen rechten bewusstsein noch ein restchen übrig in form von instinkt, das mir, ich gestehe es, geradezu wunderbar ist. Auch in Süddeutschland ist das bewusstsein der angleichung beim volke sicher noch nicht erstorben, es muss um so lebendiger sein, je weiter sich die bildungsschicht von der bücherbildung entfernt; in bauernkreisen, im Bregenzerwalde, habe ich das selbst erfahren.

II.

Eine wichtige und oft schwierige arbeit hatte das sprachgefühl unserer vorfahren in dem verkehr verschiedener stämme unter einander, als es noch kein vermittelndes hochdeutsch gab. Die Hochdeutschen und die Niederdeutschen brauchten dazu eine bekantschaft mit den lautgesetzen der andern sprachmasse --- sie hatten die aber auch, wie sich erweisen lässt, obwol keine schule sie ihnen mitteilte, nur der drang des verkehrs und das bewusste oder unbewusste üben des eignen sprachgefühls.

Es sind nur wenige beispiele, die ich vor der hand habe, sie werden sich leicht mehren lassen. Das nd. *Mekelenborch* findet sich in ahd. zeit verhochdeutsch als *Michilinburg* bei Adamus Bremensis (Förstemann 2, 1026). *Oldenburg* wird von Hochdeutschen im 16. jahrhundert *Altenburg* genannt. Ein durchreisender Schwabe, Breuning von

Buchenbaeh am ende des 16. jahrhunderts,¹ übersetzt sich die nd. ortsnamen. Er geht auch nach *Mölln* in Lauenburg, Eulenspiegels wegen, übersetzt es aber hd.: *Mülen, ein stättlin, alda der Eulenspiegel begraben* (s. 65). So übersetzt er sich ebenda *Oldesloe* in *Altisloe*, s. 64 heisst *Helgoland (dat hillige land)* bei ihm nur *das heilige land*, und es fällt ihm nicht ein, etwa die landesübliche nd. form, die er gehört hat, wenigstens dazu zu setzen. Auch *Helmstedt* macht er s. 65 zu einem hochdeutschen *Helmstatt* (wie bei Würzburg eins liegt, das ihm gewis bekannt war); überträgt er sich doch englische namen ruhig in hochdeutschen klang, z. b. einen hohen herrn *Spelman*, mit dem er zu thun hatte, nennt er s. 46 und öfter *Spielman*.² Auch in mitteldeutschen lautgesetzen ist er einigermassen bewandert; denn *Naumburg* in Thüringen nennt er s. 80 oberdeutsch übersetzt *Newenburgh*, daneben s. 66 auch *Nawenburgh*, d. h. er fügt sich einmal der landesart, einmal nicht. Der Schweizer Thomas Platter, der im anfang des 16. jahrhunderts als fahrender schüler durch Naumburg kam, übersetzt den namen richtig ins Alemannische: *zur Nümburg bliben wir etlich wuchen*. s. 19 in Fechtlers ausgabe seiner selbstbiographie; *zu der Nümburg*. s. 18; der artikel namentlich zeigt, dass ihm, und seiner zeit, der name noch ganz durchsichtig war, auch in dem *burg* als stadt, was doch damals ausser solchen namen längst nicht mehr bestand.

Dass in diesem *naum-* oder *naun-*, in mitteldeutschen landen so häufig (*Naundorf, Naunhof* u. a.), *neu* in der dativform *neuen* steckt, das weiss und fühlt jetzt aus sich selbst heraus niemand mehr auch in mitteldeutschen landen selber, die bauern ausgenommen, die da noch *naue* für *neu* brauchen. Und noch im 16. jahrhundert fühlten und wussten es durchreisende Schwaben und Schweizer! Wie standen sich da die verschiedenen deutschen sprachen noch nahe im bewusstsein der redenden; oberdeutsch und niederdeutsch und mitteldeutsch war ihnen eine sprache, nur mit verschiedener färbung, wie *Naumburg* und *Nümburg* und *Neuenburg* ein und dasselbe ding, nur in verschiedenem lichte gesehen. Der Oberdeutsche, der *Naumburg* zu *Neuenburg* machte, glaubte gewis gar nichts daran zu ändern, und der Thüringer, der das hörte, fand es gewis ganz in der ordnung. Wie verknöchert und erstorben erscheint dagegen unser heutiges stammessprachgefühl, ganz beson-

1) Hans Jakob Br. v. B., relation über seine sendung nach England im jahre 1595, 81. bd. der bibl. des literar. vereins in Stuttgart.

2) Nannte sich doch im 17. jahrhundert ein Engländer selber auf deutschem boden in deutscher übersetzung; der schauspieler *Breadstreet* nennt sich da *Breidstrass*, so hat er sich am 24. märz 1606 in das stambuch eines deutschen freundes eingeschrieben (Cohn, Shakspeare in Germany s. XXXV).

ders in bezug auf namen. Wir begreifen z. b. nicht (wol aber der Süd-deutsche), wie man es früher nötig finden konnte, *Schwäbisch Hall* und *Halle in Sachsen* durch diese zusätze von einander zu unterscheiden.¹ Wir stutzen, wenn wir den *Hans Sachs* im 17. jahrhundert einmal von einem Norddeutschen *Sachse* genannt finden!

Aber auch darin steht noch das 18. jahrhundert der vorzeit näher als man leicht denkt. Bei Leipzig liegt ein dorf *Zweinaundorf*, das *naun* darin ist jetzt dem Leipziger ein rätsel; aber im jahre 1749 theilte ein leipziger jurist, Klingner, in seinen Samlungen zum dorf- und bau-renrechte 1, 491 *dorfgebräuche von Zweinauendorf* mit. Dies *e* schon verrät, dass ihm und seiner zeit der name noch klar war; im register (unter *bier*) nennt er es aber förmlich *Zweyneuendorf*. Er wechselte also arglos zwischen der mundartlichen form und der hochdeutschen, und uns erscheint dies blosse wechseln leicht als barbarisch, für einen juristen sicher ganz unverantwortlich!

Das 16. jahrhundert und folgende haben sich freilich am sprachgefühl auch schwer versündigt, d. h. die undeutsche, barbarische gelehrsamkeit; denn seit dem 16. jahrhundert kamen formen auf wie *Jená*, *Borná*, *Kahlá*, die lateinisch, römisch sein sollten (mitten in Deutschland) und doch auch das nicht einmal sind (*Romá*), weder römisch noch deutsch, weder kalt noch warm, sondern eben barbarisch. Welcher geist, welches sprachbewusstsein dahinter thätig war, dafür bietet auch die leipziger gegend ein beispiel, deutlich wie kein anderes. Da liegt ein dörfchen, das die bauern *Eiter* nennen, es komt schon im 13. jahrhundert vor als *Ëtere*; aber amtlich heisst es nun — *Eythra*, d. h. also *Ἐΰθρα* — ein stückchen Attika mitten im barbarischen Pleissnerlande! welcher gewinn! Die dummen bauern freilich halten ihr *Eiter* fest, und die schullehrer in der runde haben es zu bekämpfen.

III.

Weit wichtiger aber ist die erforschung des syntaktischen sprachgefühls. Das vorige spielte ja nur an der schale des sprachlebens, hier aber kommen wir in seinen kern hinein, der zugleich mit dem kern des seelenlebens selbst zusammenfällt. Was für die erkenntnis der geschichte des sprachgefühls hier gewonnen wird, ist zugleich ein gewinn für das verständnis der entwicklung des empfindens und denkens der vorzeit, das auch in uns noch nachwirkt. Auch davon ein paar proben, aus einem der leichtesten capitel, vom gebrauch der casus.

1) Thomas Platter komt im 16. jahrhundert auch durch *Hall in Saxon* (s. 20).

Dietmar^f von Aist singt in seinem falckenliede:

*Ez stuont ein frowe alleine
und warte uber heide,
und warte ir liebe.
so gesack si valken fliegen:
sô wol dir valke daz du bist!
du flügest swar dir lieb ist usw.*

valke ist zunächst vocativ, das ist sicher; aber es ist dem gedanken nach auch zu *daz du bist* nötig: wol dir, falke, dass du ein falke bist! Allerdings könnte *daz* auch als relativum (was) gemeint sein: wol dir falke, der du bist! wie wir da sagen würden. Aber auch im zweiten falle komt uns bei dem *der* das *valke* nicht mehr als vocativ vor, wir fühlen es rückwärts als nominativ. Kurz, es liegt ein sogenantes ἀπὸ κοινῶν vor, wo aber die eine form für das gefühl in zwiefacher weise verwendet ist, als zwei verschiedene casus.

So erscheinen nominativ und accusativ in einer form, z. b.:

*dô riten allenthalben die wege durch daz lant
der drier kûnege mäge hete man besant. Nib. 528 A,
die hete BCD.*

*er het bi Ôsterlande
ein hûs an Ungermarke stât. Klage 1113 A (anders BCD).*

*ich klage den schœnen jungen
Vivianz ze vorderst muoz
minen siuftbæren gruoz
immer für daz lachen hân. Wolfram Willeh. 253, 25.*

*heiz Hôranden bringen: dem ist wol erkant
alle site Hagenen hât er wol gesehen (ersehen?).*

Gudrun 214.

*als er hernach umbfienge mich,
daucht mich, ein sanfter wind durchschlich
mein herz in liebe ward verwund. H. Sachs 3, 2, 146^c (1588).
ein sehr grausamer donnerstral
zündt an die schiff hochglastig brunnen. ders. 5, 281^d.*

Einen besonders merkwürdigen fall wies H. Rückert zu Thomasin s. 608 nach, wo accusativ und dativ in einem worte verfließen:

*sie santen boten an der stunt
zuo Rige und liezen verstan
dem marschalch wart ez kunt getân. livl. reimchr. 9208;*

das war dadurch möglich, dass das *den*, welches *liezen verstan* verlangte, vor dem *m* von *marschalc* im munde ohnehin auch zu *dem* wurde; man mache nur die probe und lese sich *den marschalc* unbefangen, wenn man an sich selber noch das *m* statt *n* hören will. Die schriftsteller von damals aber schrieben mehr hörend, als logisch und grammatisch rechnend.¹

Das findet sich schon im Griechischen. Bei Aeschylus *ἐπὶ ἐπὶ Θήβας* v. 200² sagt Eteokles zum chor von der betheiligung der schwestern an der politischen streitfrage:

*μέλει γὰρ ἀνδρὶ, μὴ γυνή βουλευέτω
τὰ ἔξωθεν· ἔνδον δ' οὔσα μὴ βλάβην τίθει.*

τὰ ἔξωθεν ist nötig sowol zu *μέλει* wie zu *βουλευέτω*, aber zu jenem als subject, zu diesem als object, also ein wort zugleich als nominativ und accusativ gebraucht. — Ein lateinischer fall gleicher art bei Caes. bell. gall. 6, 13; es ist von denen die rede, die von den Druiden mit dem banne belegt sind: *neque his petentibus jus redditur*, d. h. *petentibus jus* — *jus non redditur*, oder *cum petunt jus, iis jus non redditur*, oder um es nicht grammatisch, sondern wenn ich so sagen kann geschichtlich aufzufassen: in dem augenblicke, da Caesar *petentibus* schrieb, fühlte er *jus* als object dazu, in dem augenblicke aber, da er mit schreiben bis *redditur* kam, fühlte er rückwärts *jus* dazu als subject, und beim leser, der das las, oder bei dem der so sprach (der fall ist im lateinischen sehr häufig), vollzog sich dieser vorgang notwendig noch rascher, wie in einem augenblicke, so dass wol ein gefühl des unterschiedes oder der zweiheit in dem einen *jus* gar nicht mehr nötig, meistens vielleicht auch gar nicht mehr klar vorhanden war, das brachte der vorteil (wenn ich so sagen kann) der einen form für beide casus mit sich. Es ist eine art stenographie des gedankens, wenn das bild für passend gefunden wird. Denn wie der, der schneller schreiben lernen muss unter dem drang der dinge, sich die buchstaben und worte kürzer und bequemer zusammenschneidet, und wie ähnlich das wachsende bedürfnis des rascheren sprechens bei den völkern wesentlich mitgewirkt hat bei der verkürzung und beschneidung der grammatischen formen, so macht das bedürfnis des rascheren denkens bei reicherer entwicklung

1) Bemerkenswert ist, dass während Wolfram constructionen *ἀπὸ κοινοῦ* nicht selten hat, Hartmann sich ihrer enthält (wie Konrad von Würzburg, s. Haupt zu Engelh. s. 237), wenn nicht im Iwein 3951 doch ein ihm entschlepftes vorliegt, wie mir scheint. Ein besonders deutlicher beweis, dass Hartmann ein bewuster stilist war, wie Konrad eben auch, Wolfram aber im kreise des volkmässigen blieb.

2) Ich verdanke die stelle herrn dr. Jungmann aus Sangerhausen; ebenso naher die stelle aus Hor. carm. III, 3.

des geisteslebens auch ein abgekürztes denken nötig, das über entbehrliche worte hinweg zur sache drängt. Die wachsende knappheit, ja kargheit des römischen stils drückt deutlich ein wachsen der raschheit des denkens in der menschenüberfüllten hauptstadt aus. Ich weiss recht gut, wie wenig jene auffassung von *jus* u. dgl. „grammatisch“ ist, wie scharf sie gegen das verstösst, ja dem ins gesicht schlägt, was die schule im latein sucht und findet, worunter logische klarheit immer vorangestellt wird, während hier eine unklarheit angenommen wird, die manche wol „barbarisch“ nennen werden! Aber meine auffassung ist die geschichtlich glaubhaftere, sprachgeschichtlich und culturgeschichtlich. Unsere schulgrammatik, mühsam auf studierstuben zusammengearbeitet, ist ein solches abstractes regelgerüste, von dem im eingang die rede war, wo immer die sache hinter das wort zurückgestellt wird; aber die Römer mit ihrem scharfen sachlichen sinne stellten wol noch mehr als andere völker die sachen vor das wort! Wo bleibt eine kleine „grammatische“ unklarheit bei grosser sachlicher klarheit!

Auch beim ablativ und dativ erscheint der gleiche fall im latein. Betrachte man den thatsächlichen bestand beider casus, wie er sich im sprachbewusstsein eines Römers vorfand. Im ganzen plural, durch alle fünf declinationen, hatten beide casus nur eine form, waren fürs ohr und also fürs gefühl ohne unterschied, d. h. waren thatsächlich eins. Im singular war der stand der dinge derselbe bei der zweiten declination, zum theil auch bei der vierten¹ und bei der fünften, nicht anders bei der dritten; ganz rein geschieden blieben dativ und ablativ nur in der ersten declination. Dieser bestand der formen musste auf den bestand des sprachgefühls zurückwirken, sobald wir uns dieses als bestandtheil eines lebendigen menschen denken, nicht grammatisch mit mühe eingepflanzt, wie bei uns — aber das bild eingepflanzt bezeichnet die wahrheit noch nicht, denn die pflanze kann, ja sie darf ja bei uns nicht mehr wachsen, d. h.: es ist gar keine pflanze. Aber damals war sie es, und so mussten dativ und ablativ bis auf einen gewissen grad im zusammenwachsen begriffen sein; es musste dem ungeschulten immer und immer wider der fall in die hände gehen, beide zu vermischen, ähnlich wie es in Norddeutschland mit dem dativ und accusativ ist. Sollten davon nicht spuren bei den schriftstellern auftauchen? Ich glaube, ja.

Bei Horatius *carm.* III, 3, 40 ff. sagt Juno im götterrath:

*dum Priami Paradisque busto
Insultet armentum et catulos ferae
celent inultae, stet Capitolium etc.,*

1) Caesar z. b. brauchte da für dativ und ablativ eine form, *equitatu* u. dgl.

busto gehört zu *insultet*, und zwar nach allem herkommen nicht als ablativ, sondern als dativ, zu *celent* aber zugleich als ablativ. — Derselbe in der epistola ad Pisones 83 ff., von den aufgaben der lyrik redend:

*Musa dedit fidibus divos puerosque deorum
et pugilem victorem et equum certamine primum
et juvenum curas et libera vina referre.*

Ich glaube, da liegt in *fidibus* der fall vor. Denn der gedanke beginnt zwar deutlich mit dativ: der leier, der lyrik hat die muse das amt gegeben, götter usw. zu preisen, zu singen; aber ist man bei *referre* angelangt und denkt nun an *fidibus* zurück, so erscheint es einem durchaus als ablativ instr. zu *referre* nötig oder wünschenswert; seine stellung zwischen den beiden gedankenteilen (wie oben bei *ius*) erleichtert diese auffassung.

Ferner bei Caesar. Im bell. gall. 2, 29: *ipsi (Aduatici) erant ex Cimbris Teutonisque prognati, qui cum iter in provinciam nostram atque Italiam facerent, iis impedimentis, quae secum agere ac portare non poterant, citra flumen Rhenum depositis custodiam ex suis ac praesidium sex millia hominum una reliquerunt.* Wer zu lesen begann, konnte, bei *iis impedimentis* angelangt, darin nur den beginn eines satzes in ablativis absolutis fühlen, wie er jedem leser an dieser stelle der historischen periode ganz geläufig war, und es bleibt so bis *depositis*. Auf einmal von *custodiam* an tritt dafür die möglichkeit, wo nicht das bedürfnis des dativs auf, „als wache und schutz für das niedergelegte gepäck“ (das zugesetzte *una*, „dabei,“ hilft dem neuen gedanken nach); dass aber damit dem leser das vorherige ablativgefühl als falsch und zu entfernen erschienen wäre, das glaub ich nicht, es wäre auch kein lob für den schriftsteller als stilisten. Der vorherige ablativ war nun zugleich als dativ brauchbar, das brachte die gewöhnung des sprachgefühls mit sich. — Ähnlich ist: *Caesar ex castris equitatum educi jubet, proelium equestre committit; laborantibus jam suis Germanos equites circiter cccc submittit.* 7, 13, vgl. 7, 70; *neque his petentibus jus redditur.* 6, 13. — Auch im folgenden mischt sich für den leser dativ und ablativ: (nach der bezwingung der Helvetier) *Boios petentibus Haeduis, quod egregia virtute erant cogniti, ut in finibus suis collocarent, concessit.* 1, 28. Für den leser begann der gedanke so: Die Bojer, da die Haeduer sich ausbaten, weil usw., sie bei sich aufzunehmen — erst mit *concessit* tritt zugleich das bedürfnis des dativs auf. Der satz ist übrigens eine rechte probe davon, wie stark das latein auf ein zusammen- oder ineinanderschieben mehrerer gedanken drängte, die einen oder mehrere angelpunkte gemein hatten; denn *Boios* ist object zugleich

zu *concessit* und *collocarent*, ja vielleicht auch zu *petentibus*. So war der Römer förmlich gewöhnt an ein zusammendenken mehrerer dinge und beziehungen.

Auch eine stelle bei Suetonius scheint mir hierher zu gehören. Er erzählt von Caesar (cap. 7): *Quaestori ulterior Hispania obvenit; ubi quum mandatu praetoris jure dicundo conventus circumiret Gadesque venisset, animadversa apud Herculis templum magni Alexandri imagine ingemuit*. Er beginnt seine rundreise *juri dicundo*, so erwartet man, „um recht zu sprechen“; aber es steht *jure dicundo*, und er war ja schon mitten in der rundreise, als die zu erzählende hauptsache eintrat, also: „während er mit rechtsprechen beschäftigt war.“ Ich denke aber, in Suetons worten kann eben beides zugleich enthalten sein; zudem ist *jure* als dativ neben *juri* altbezeugt, auf inschriften, um so leichter war es dem sprachgefühl als dativ und ablativ zugleich verwendbar.

LEIPZIG, OCTOBER 1869.

R. HILDEBRAND.

DIE QUELLEN DER NIFLUNGASAGA IN DER DARSTELLUNG DER THIDREKSSAGA UND DER VON DIESEN ABHÄNGIGEN FASSUNGEN.

(Schluss.)

FÜNFTES KAPITEL.

DAS HUNALAND DER THIDREKSSAGA LIEGT AN DER UNTERN DONAU.
ATTILAS RESIDENZ SUSA IST OFEN.

A. Hunaland.

Da der sagaschreiber unser Nibelungenlied benützt hat, muss er sich Hunaland als in derselben gegend liegend gedacht haben, in welche es unser Nibelungenlied verlegt, d. h. an der untern Donau, in Ungarn und Deutschland südlich von der Donau, östlich von der Ens. Die richtigkeit dieser annahme wird dadurch bestätigt, dass die Niflungen in der Thidrekssaga zu Attila denselben weg ziehen, wie im Nibelungenliede: über Rín, Dúná, Bakalar nach Susa, Attilas residenz.⁴⁵

Dieselbe vorstellung von der lage Hunalands gibt sich aber auch anderwärts zu erkennen:

a) c. 397 — 414 erzählen die zweite heimkehr Thidreks von Attilas hofe nach Italien. Er reitet (mit Hildibrand und Herad), um von Susa

45) Vgl. die erörterungen zu capp. 363. 366. 369 — 371.

nach Bern zu gelangen, zunächst *hina vestri leid til Mundiu* und komt über Bakalar zum Luruvald in die nähe des Rheins. Von hier reitet er *sudr um Mundiufjall* durch Ömlungaland nach Bern, und etwas später über Ran und Gregenborg nach Romaborg. Hunaland liegt hiernach östlich vom Rhein und von Bechelaren, also in Ungarn. Ebenso geographisch richtig ist es, wenn dieses land

b) nach c. 304 an Pulinaland grenzt und

c) nach c. 39, dritte hand und 45, dritte hand,⁴⁶ südlich von Vilcinaland⁴⁷ liegt.

d) Im prolog (s. 1) wird in der reihe der länder, die als schauplatz der saga aufgezählt werden, Ungaria geradezu für Hunaland substituiert.

Nach diesen erörterungen ist es also völlig unstatthaft, das Hunaland der saga in Sachsen, oder gar ein kleineres Hunaland in Sachsen, ein grösseres in Franken suchen zu wollen, wie dies von Raszmann (II, einl. VIII f. I, 14) geschehen ist. Denn was sich etwa widersprechendes zu den hier erwähnten angaben findet, erklärt sich ganz einfach nach §. 1. d.

B. Susa.

Aus dem obigen geht zugleich hervor, dass Susa ein bestimmter name für das unbestimmte Ezzelenburg (d. i. Ofen⁴⁸) des Nibelungenliedes⁴⁹ ist.

Den namen erklärt P. E. Müller (SB. II, 304) unter zustimmung von G. Lange, Heldensage, d. h. übersetzung des zweiten bandes der sagabibliothek, Frankfurt a. M. 1832, s. 281 ff.) für eine verwechslung mit dem aus der Bibel bekannten namen für die residenz der persischen könige, Susa. Diese an sich schon befriedigende erklärung erhält dadurch sicherheit, dass der sagaschreiber auch sonst biblische namen entlehnt und auf biblische erzählungen hinweist. Hierher gehören die namen Babilonia,⁵⁰

46) Über die beiden recensionen von c. 22—56 und 170—171 der Mmb. vgl. Unger, vorr. s. XIV—XVI.

47) Vilcinaland umfast nach cap. 21 dritte hand: Svíþjóð, Gautland ok alt Svíakonungs veldi, Skáney, Sjúland, Jutland, Vindland.

48) Vgl. Müllenhoff, Haupts zeitschr. XII, 432 ff.

49) Vgl. W. Grimm, altd. Wäld. I, 210 und HS. s. 69.

50) Babilonia wird genannt c. 401 (Mmb. und A: [Babilon]) c. 402 (A), c. 404 (A. B) c. 417 (A.).

Babilonia mag ein substitut für Baiern sein; keineswegs ist es aber, wie v. d. Hagen, anmerk. z. Nib. Not 4711 erklärt, aus zusammenschmelzung von Baiern und Amelungaland entstanden. Dagegen spricht die öftere erwähnung von Ömlungaland in der saga.

herschersitz des Jarls Elsung am Rhein, Salomon,⁵¹ ein westfranken-könig c. 245, vielleicht auch Antiokus,⁵² vater des letztern und erzieher des Attila c. 266. -- Im prolog s. 3 wird zweimal Noahs flut (*Nóa flóð*) erwähnt und in c. 15 (A und B) Dietrichs und Hildebrands freundschaft mit der des David und Jonathan verglichen.

Von diesem Susa ist eine zweite stadt Súsat, das niederdeutsche Soest, völlig abzutrennen. Dies ist die heimat von einem theile der gewährsmänner des sagaschreibers. Nur in c. 394 ist an die stadt Soest zu denken.

Der sagaschreiber jedoch wirft beide namen zusammen und gebraucht öfters für Susa auch die form Susat.

Dass zwei städte zu unterscheiden sind, zeigen die worte c. 41: *En Attila kgr. setr sinn stað þar er heitir Súsam; sí er nú kölluð Súsack* (die letzten worte nur in Mmb. dritte hand und in A; *Súsack* schreibfehler für *Súsat*). Hier sehen wir die zusammenwerfung beider vor sich gehen.

Hierdurch wird die weit verbreitete ansicht, dass die Thidreks-saga⁵³ oder gar schon deren quellen⁵⁴ Attilas herschersitz und den untergang der Niflungen nach Soest verlegt haben, widerlegt.

Was der sagaschreiber über angeblich noch erhaltene denkmale in Susa, die an den untergang der Niflungen erinnern sollen — so über die stätten, wo Högni fiel, Irung erschlagen wurde, den schlangenturm, in dem Gunnar sein leben liess, den Niflungagard, das Högnitor u. a. — erzählt, ist erfunden. Das ergibt sich schon daraus, dass der sagaschreiber selbst für züge, die er aus der Edda entnommen hat, so den untergang Gunnars im schlangenturm (vgl. oben s. 59. 75), oder selbständig eingefügt hat, wie die verlegung des Nibelungenkampfes in einen garten (vgl. oben s. 77), noch existierende denkmale als zeugen in anspruch nimmt.

Aehnlichen erfindungen begegnen wir auch anderwärts, so wenn der sagaschreiber behauptet, dass der spieß, den Thidrek in der schlacht bei Grönsport dem von ihm verfolgten Widga nachsendet, noch zu seiner seit im boden steckend gesehen werde, vgl. c. 336: *ok þar stendr*

51) Vgl. Gr. HS., s. 266.

52) Könnte auch aus deutschen märchen herkommen, vgl. J. Grimm, altl. Wäld. III, 28 f.

53) Vgl. v. d. Hagen, anmerkung zu Nib. Not. Frankf. a. M. 1824 s. 188 (v. 5529). Petersen gamelnord. geogr. s. 262. Raszm. I, 11; II, vorr. s. V. XII f. 98. Müllenhoff in Haupts ztschr. XII, 341. Massmann, v. d. Hagens Germ. VII, 217. 229. Holtzmann, untersuch. s. 175.

54) Vgl. Gr. HS. s. 177.

þat spjótskapt enn í dag, ok þat má þar sjá hverr er þar kemr. (A mildert und schreibt: *þar stóð þat spjótskapt langa æfi síðan*).

Wie vorsichtig wir überhaupt sein müssen, in solchen bemerkungen dem sagaschreiber glauben beizumessen, zeigt das, was derselbe aus der Iringsstrasse zu machen gewust hat. Es ist längst erwiesen, dass er die bezeichnung Iringsstrasse für die milchstrasse (*lacteus coeli circulus*),⁵⁵ von der er durch seine gewährsmänner gehört hatte, missverstanden und daraus eine irdische strasse gemacht hat,⁵⁶ auf der der Iring der Nibelungensage gefallen sein soll, und von der er gleichwol behauptet, das sie in Susa noch zu sehen sei (c. 387. 394).

Vor einigen jahrzehnten hat man einen theil der vom sagaschreiber genannten denkmale in Soest nachzuweisen gesucht, freilich in solch unmethodischer weise der untersuchung, dass dieselbe für die wissenschaft keine bedeutung hat. Wilh. Tappe (die Alterthümer der deutschen Baukunst in Soest, Essen 1823. I, 12 f.) geht von der irrigen annahme aus: „In dem rheinischen (hundeshagenschen) Nibelungenliede werde bemerkt, dass männer von Soest und Münster dieses lied nach dem Rheine gebracht hätten und dass man in Soest noch ein thor zeige, wodurch Hagen gekommen, den garten, durch welchen die Nibelungen gedrunen und den schlangenturm, in dem Gunther enthauptet worden sei.“ In anschlusse daran behauptet er, dass ein alter thorbogen vom erzbischof Philip von Köln bei einer ummauerung der stadt Soest im jahre 1184 verschont worden sei, weil er eine historische merkwürdigkeit gehabt habe und dass, so lange diese nicht ausgemittelt sei, man von jenem thorbogen annehmen müsse, dass Hagen durch ihn gedrunen sei.“ Ferner soll sich ein „alter geschichtsfreund“ aus seiner jugendzeit erinnert haben, dass ein thurm nördlich vom Osthofer thore, der vor einigen jahren abgebrochen worden war, „schlangenturm“ genannt worden sei.

Allein was Tappe aus der hundeshagenschen Nibelungenhandschrift zu wissen behauptet, beruht auf einer verwechslung mit der Thidreks-saga (s. 394),⁵⁷ die Tappe vielleicht aus v. d. Hagens übersetzung, Breslau 1814 gekannt hat, entbehrt also aller authentie.

55) Widukind, *res gestae Sax.* bei Pertz III, 424. Auersperger chronik vgl. Gr. HS. s. 395.

56) Vgl. P. E. Müller SB. II, 264 f. W. Gr. HS. s. 179 und 394 f., ebenso atl. W. I, 243. Rasm. II, 80 f.

57) Büsching in seinen Wöchentl. Nachr. Breslau 1817 nr. 3 sagt nichts von einer solchen notiz der Hundeshagenschen hdschr. und eben so wenig hat Bartsch, der dieselbe jüngst verglichen, etwas derartiges darin gesehen.

Tross, Westphalia 2. stück 1825 soll ein Nibelungenfeld auf der Soester börde nachgewiesen haben. So viel man aus L. v. Ledebur, das land und volk der Brukterer etc. Berlin 1827, s. 269 ersieht, beruht auch seine annahme auf blosser hypothese.

Dagegen wissen weder ältere noch neuere topographische werke etwas von solchen denkmälern in Soest. Braun bringt zwar zwei bilder von Soest und eine kurze beschreibung der stadt (Urbium praecipuarum totius mundi lib. III und IV. Colon. Agripp. 1599), weiss aber nichts von einem Gunthers-schlagenturm, Hagentor usw.; eben so wenig Merian (Topographiae variae) und Emminghaus (Memorabilia Susatensia, Jena 1748). A. Geck (Topographisch-historisch-statistische beschreibung der stadt Soest etc. Soest 1825, s. 4 f.) zählt zwar die thore von Soest auf, darunter aber kein Hagenthor.

Tappes nachweise sind also rein aus der luft gegriffen. Nach diesen auseinandersetzungen ist die bemerkung bei Raszmann I, 11 anm. und II, vorr. s. XIX zu corrigieren.

SECHSTES KAPITEL.

DIE KÄMPEVISER. DIE HVENSCHEN CHRONIK. DAS FARÖISCHE HÖGNILIED.

A. Die altdänischen Kämpeviser von Kriemhilt's rache.

Diese lieder hat man meist als solche angesehen, die schon in frühester zeit unmittelbar nach deutschem stoffe gedichtet worden seien;⁵⁸ man hat sie für übersetzungen deutscher, speciell norddeutscher lieder gehalten,⁵⁹ ja man hat sogar angenommen, dass das lied, welches der sächsische sänger Siward dem Knud Laward vorgesungen hat, ältere recension eines niederdeutschen liedes sei, auf das die drei uns erhaltenen lieder von Grimilde hævn (bei Grundtvig, Danemarks gamle folviser, Kopenhagen 1852 — 63, I, s. 44 — 50 bezeichnet A, B, C) zurückgehen sollen.⁶⁰

Dass es im skandinavischen norden Kämpeviser, welche die Nibelungensage behandelten, noch vor der abfassung der Thidrekssage gegeben habe, darf man vielleicht aus den bekannten worten des Saxo Grammaticus (*speciosissimi carminis contextu notissima m Grimildae erga fratres perfidiam — memorare adorsus* etc.) schliessen und scheint durch die worte im prolog der Thidrekssaga (Unger, s. 1): *Ok Danir ok Svjar*

58) W. Grimm, altdänische heldenlieder, balladen und mährchen. Heidelberg 1811, s. 429 f.

59) Lachmann, älteste gestalt etc. s. 108. Raszmann II. 108.

60) W. Grimm a. a. o. s. 429. Müllenhoff in Haupts ztschr. XII, 336.

kunnu at segja hér af margar sögur, en sumt hafa þeir fært í kvæði sín ff. bewiesen zu werden.⁶¹ Die annahme aber, dass die uns erhaltenen lieder, deren entstehungszeit P. E. Müller SB. II, 407 mit recht frühestens in das 14. jahrhundert rückt, geradezu übersetzungen deutscher lieder oder gar speciell eine jüngere recension des Siwardschen liedes gewesen seien, lässt sich nicht nur nicht beweisen, sondern wird sogar dadurch widerlegt, dass in deutschen liedern, wie in dem des Siward, Volker, „eine Erfindung der rheinischen spielmannspoesie,“⁶² wenn er überhaupt erwähnt wurde, unmöglich eine so bedeutende rolle gespielt haben kann, wie in den erhaltenen Kämpevisern; andererseits aber muss dort Gunther mit seinen brüdern Gernot und Giselher mehr hervorgetreten sein, während sie in den Kämpevisern zu blossen schatten herabgesunken sind. Dass man in späterer zeit deutsche lieder, wie das Hildebrands-⁶³ und Ermenrichslied,⁶⁴ in Dänemark übersetzte, beweist für die ältere zeit nichts.

Vielmehr sind die uns erhaltenen drei Kämpeviser aus dem ineinanderströmen zweier darstellungen der sage, der Thidrekssaga und des Nibelungenliedes hervorgegangen.⁶⁵ Das äusserst wenige, was an einzelne züge von Eddaliedern erinnert, ist vielleicht aus älteren Kämpevisern, die bei der frühesten einwanderung der sage in Skandinavien gedichtet worden sind, später aber neuen strömungen von norden und süden her wichen, beibehalten worden.

Diese ansicht ergibt sich aus einer vergleichung der Kämpeviser mit den genannten darstellungen der Nibelungensage. Einfluss des Nibelungenliedes ist aus den mannichfachen wechselseitigen beziehungen zwischen Dänemark und Deutschland erklärlich. Einfluss der Thidrekssaga anzunehmen, hat um so weniger bedenklichkeiten, als auch die hvensche chronik, das faröische Högnilied,⁶⁶ und verschiedene andere denkmale der skandinavischen litteratur aus dieser saga geschöpft haben.⁶⁷

61) P. E. Müller, SB. II, 299. Hyltén-Cavallius, *Sagan om Didrik etc.* vorr. s. XXI.

62) Vgl. Müllenhoff in *Haupts ztschr.* XII, 359.

63) Vgl. P. E. Müller, SB. II, 405.

64) H.-Cavallius a. a. o. vorr. s. XXI und Grundtvig, *folkeviser I*, 34.

65) Vgl. die ansicht P. E. Müllers, SB. II, 400 ff. Einfluss von seite des Nibelungenliedes auf die Kämpeviser nimt auch Rasm. II, 108 an.

66) Vgl. in diesem kapitel B und C.

67) Die *Völsungasaga* vgl. oben s. 75 ff. Die *Blomstrvallasaga*, vgl. Lange, *Heldensage* s. 113 ff. Grimm, *HS.* s. 262 ff. Die *Jarl Magnussaga*, vgl. P. E. Müller SB. II, 399 f. *Gr. HS.* s. 266. Die isländischen *Skidarimur*, vgl. P. E. Müller SB. II, 314. *Gr. HS.* s. 286.

Von den hierhergehörigen liedern sind nach Grundtvig I, 35 nur A und B (erstes original, letzteres wahrscheinlich abschrift eines andern) ächte lieder. Die völlige authenticität von C (bei Vedel, Hundrede Viser nr. 7; Grundtvig I, s. 48; Grimm nr. I, 1; Rasm. II, 114 ff.) bestreitet Grundtvig mit recht. Zunächst sollen daher A und B betrachtet und nur die hauptzüge ins auge gefasst werden.

a) Offenbaren anschluss der Kämpeviser an die Thidrekssaga zeigt, dass Hagen und Falquor in den Vordergrund gestellt, Gunther und Gernot (vgl. A, 18: *her Gynter oc her Gierlo*) fast ganz unterdrückt werden. Auch in der saga tritt Högni weit mehr hervor als Gunnar, und weit mehr als Hagen im Nibelungenliede. Ferner dass Hagen „der schönen meerminne das haupt abschlägt“ A, str. 10; B, str. 9; aus Thidr. c. 364, vgl. Grimm Balladen s. 425. Nach dem Nibelungenliede str. 1478 ff. verschont er sie.

Sodann die erwähnung des weibes des fährmannes. A, 12. Hagen findet den fährmann bei seinem weibe schlafend, vgl. Thidr. c. 365. Die Nibelungenhandschrift B (str. 1494) spricht zwar von verheiratung des fährmanns, erwähnt das weib aber nicht.

Ferner dass Hagen zu Kremolds bruder (vgl. A, 38. B, 17) gemacht ist, gleichwie in der saga.

A, 18, wo es heisst, dass *her Gynter* und *her Gierlo* das schiff vom lande steuerten, stützt sich auf Thidr. c. 366, wo könig Gunnar das steuer führt.

Nach A, 23 führt Hagen einen habicht in seinem schilde, ebenso nach Thidr. c. 363 einen adler ohne krone (dagegen Gernot und Giselher einen Habicht). W. Grimm, HS. s. 307.

Vielleicht lässt sich auch das brudertum zwischen Hagen und Falkvor (B, 33 und B, 17) aus der blutsfreundschaft, von der Thidr. c. 361 u. a. spricht, ableiten.

Die stellen A, 28, B, 24, an deren erster es heisst, man wolle Hagen erschlagen um seines „grünen waldes“ und seines „goldes so rot“ walten zu können, und an deren zweiter Hagens „gold und silber und seine burg so rot“ als preis dem zufallen soll, der ihn erschlägt, scheinen daran zu erinnern, dass nach Thidr. c. 359 Attila die Wormser könige zu sich einladen lässt, um den Niflungenhort in seine hand zu bekommen.

b) Weiter finden sich nun züge, die mit zügen der Thidrekssaga und des Nibelungenliedes zugleich übereinstimmen, so dass es zweifelhaft bleibt, ob dieselben aus jener oder diesem geschöpft sind.

A, 1, B, 1 lässt *fru Kremold* meth mischen, als sie nach ihren brüdern sendet. Nach Thidr. c. 374 ff. Nib. 1750 ff. wird ein gast-

mahl gehalten, bevor noch die erste veranlassung zum kampf gegeben war.

A, 1. 5, B, 3. 4 träumt held Hagens mutter, dass die vögel alle tot seien (B, das gute fohlen, das Hagen auf der reise zu Kremold reiten wolle, gestürzt sei) und deutet den traum als eine üble vorbedeutung (so in A; in B warnt sie Hagen vor Kremold). Dasselbe finden wir Thidr. c. 362. Nib. 1449.

Die befragung der meerminne durch Hagen und deren weissagung und ihre ermahnung an Hagen, wider heimzukehren A, 6—9, B, 5—8 erzählen Thidr. c. 364 und Nib. 1473 ff.

Den zug, dass die ruder in Falquors hand zerbrechen (nur in A, str. 19) finden wir Thidr. c. 366 und in Nib. 1504, in beiden von Hagen gesagt.

Wenn in A, 24 gesagt wird, dass Kremold beim herannahen der brüder aussen gestanden habe, so scheint dies eine reminiscenz an Thidr. c. 372 zu sein, wornach Grimbild in einem turme stand und die ankunft der brüder beobachtete und an Nib. 1654, wo Kriemhilt in einem fenster steht und nach ihren verwanten schaut.

Das verbot der Kremold, schwerter zu tragen B, 20 lesen wir Thidr. c. 377 und Nib. 1683.

Kremolds aufreizung, ihren bruder (Hagen) zu erschlagen und zum lohne dafür dessen gold, silber und seine burg zu erhalten B, 24, begegnet in etwas anderer fassung Thidr. c. 380: Hier sucht sie die Hunnen anzureizen, die Niflungen zu erschlagen, indem sie gold, silber und herliche kleinode anbietet und Nib. 1962, wo sie für Hagens haupt Etzels schild voll gold und gute burgen und länder verspricht. — Hier sehen wir deutlich, wie beide darstellungen in einander geflossen sind.

c) Näher an das Nibelungenlied als an die Thidrekssaga schliessen sich die Kämpeviser in der fährmannsscene A, 13 ff. Hagen findet den fährmann am ufer wie Nib. 1489 f. Er bietet ihm gleich bei der ersten aufforderung, ihn hinüberzusetzen, einen ring an, wie Nib. 1490 ff. Der fährmann will Hagen nicht übersetzen, weil Kremold es ihm verboten habe; nach Nib. 1498, weil er in Hagen einen feind seines herrn vermutet; Hagen schlägt ihm das haupt ab und wirft es auf den grund, gleichwie im Nib. 1502. Dagegen stamt die erwähnung der frau des fährmanns aus der Thidrekssaga.

Auch in der schreibung der namen (*hellet*) *Hagen*, (*her*) *Gynter*, (*kong*) *Seifrid*, *Sigfred* schliessen sich die lieder näher an Hagen, Gunther, Sivrit des Nib., als an Högni, Gunnar, Sigurdr der Thidrekssaga an.

d) Aus dem Nibelungenliede allein stamt folgendes: Falquors, Falquords (Volkers) ständiger beiname *spilmand* vgl. Nib. 1416: *spilman*.

Hierher gehört auch, dass Volker eine fidel A, 23, einen fidelbogen B, 16 führt, wie auch sonst der vergleich des schwertes mit einem fidelbogen, so B, 27 (*nu gaar min fiddel i lawe*); vgl. Nib. 1723. 1903. 1941. 1943 f.

Aus dem Nibelungenliede stamt auch könig Geffred, den Hagen erschlagen zu haben sich rühmt B, 21; wenn anders Grundtvigs vermutung, der ihn für identisch mit dem *marcgråven Gelfråt* hält, richtig ist.

B, 32 trinkt Hagen, matt und durstig durch den kampf geworden, männerblut, da ihm ein horn mit wein, das er sich wünscht, nicht zu gebote steht. Nib. 2051 rät Hagen denen, die vom rauche und der hitze des brennenden saales durstesqual empfinden, blut zu trinken, und sein rat wird auch befolgt.

A, 41 klagt Hagen darüber, dass ihm „sein gutes schwert fort“ sei. Da bietet ihm *jung Obbe Jern* (43. *Obbe Jærn*) das seinige an (42) und gibt es ihm wahrscheinlich auch, wiewol dies erraten werden muss. Vielleicht liegt hier eine reminiscenz an Rüdiger vor, der Nib. 2131 ff. Hagen für seinen zerhauenen schild den eigenen, noch unzerhauenen darreicht.

e) Berührungen mit zügen, die sich in Eddaliedern vorfinden, blicken an drei stellen durch: A, 21 heisst es: Aussen (also vor der burg der Kremold) hätten wächter gestanden, die das herannahen der brüder verkündeten. Auch nach Atlakv. 14 stehen verräter (*Bikka greppar*) auf warttürmen und wächter vor der burg, um abzuwarten, wenn Gunnar käme.

B, 12: „Die helden schlugen auf die pforte, dass es in dem schlosse gellte usw.“ Nach Atlam. 38 „dröhnten die thüren laut, als Högni anschlug.“

B, 21 rühmt sich Hagen könig Geffred und könig Otte oder Otte-lin erschlagen zu haben; ebenso rühmt er sich höhrend den Wingi erschlagen zu haben Atlam. 43.

Aus diesen erörterungen ergibt sich also, dass die hauptquellen der dänischen Kämpeviser von Kriemhiltis rache Thidrekssaga und Nibelungenlied gewesen sind.

Das lied C stützt sich auf die lieder A und B. Nur wenig ist neu. Nach Grundtvig I, 35 f. sind str. 21. 22. 27. 30. 31. 34—43, ebenso die namen Hvenøland, Hvenildsland (str. 5), Nørborg (str. 18) Vedels eigene arbeit; er habe sich dabei auf die hvenske chronik gestützt. Dagegen habe Vedel auch ein selbständiges lied vor sich gehabt, wie aus str. 7. 16. 20. 26 hervorgehe.

Eine vergleichung des liedes C mit A und B zeigt, dass Grundtvigs ansicht richtig ist.

Str. 1 schliesst sich an A, 1. B, 1 an.

- 2 nähert sich A, 2.
- 3 könnte B, 5 vermengt mit A; 12 sein, doch scheint hier eine ächte strophe vorgelegen zu haben, wie die wörtliche übereinstimmung mit str. 43 des far. Högnliedes glaublich macht.
- 4 = A, 13.
- 5 = einem gemisch aus A, 14. A, 15. B, 8.
- 6 = A, 16.
- 7 ganz neu. Hagen gibt den goldring der frau des fährmanns als liebesgabe für dessen tötung.
- 8 = B, 5. Die scenen zwischen Hagen und der meerminne und später dem fährmanne sind hier umgesetzt; vgl. str. 3.
- 9 = B, 6.
- 10 = B, 8.
- 11 = A, 10.
- 12 = A, 17. Nur wird in A des fährmanns haupt in den sund hinabgeworfen. -- Bei dieser strophe ist es jedoch sehr wahrscheinlich, dass sie ganz und gar aus einem selbständigen dritten liede herübergenommen ist; denn Högnlied 41 stimmt wörtlich hierzu.
- 13 = A, 18. Vedel hat die namen Gynter, Gierlo verändert in Grimmer, Germer.
- 13^b und 14^a = A, 18^b.
- 14^b und 15^a = A, 19^a. Doch zerbricht in A das ruder in Falquors hand; in C nach der hvenschen chronik in Hagens hand.
- 15^b = A, 19^b.
- 16^a wiederum neu. Die kempen scheuren die schwerter, nachdem sie gelandet sind.
- 16^b. 17^a stützt sich auf B, 18.
- 17^b klingt an B, 18^b an.
- 18^a = B, 11^a mit einiger umänderung.
- 18^b = B, 12^b.
- 19 schliesst sich an B, 13 an, ist aber ein wenig abgeändert.
- 20^a neu: Die helden sind aus dreier völker landen gekommen.
- 20^b stützt sich auf B, 17^c.
- 21 und 22^a = B, 14^a mit einiger veränderung, die zum theil an A, 24^a anklingt.
- 22^b. 23^a = B, 15^a.
- 23^b = B, 16^a. Der „vergoldete helm“ für „das waffen“ in B ist eine geringe abänderung.
- 24 = A, 24^b.
- 25 und 27^a = B, 19.
- 26 neu. Grimild fragt die helden. ob sie in die stube gehen wollen, meth und wein zu trinken; und bietet ihnen, wenn sie schlafen wollen, ein seidenbett an und zwei ihrer jungfrauen. Der erste zug liesse sich aus A, 1. B, 1 ableiten, der andere aus Hagens beschlafung der Hvenild in der hvenschen chronik. vgl. C, 40.
- 27^b = B, 23^a etwas umgeändert.
- 28^a erklärt sich aus 26^a.
- 28^b = B, 24^a.

Str. 29 = B, 24^b etwas entstellt.

- 30 und 31 nach A, 27. 28, doch im anschluss an C, 29 umgeändert.
- 32^a aus B, 25 zusammengezogen.
- 32^b ähnelt Hagens worten in A, 29^b.
- 33^a = B, 26^b vermengt mit A, 32^b.
- 33^b = B, 27^a.
- 34 Ausführung von 33^a. Wenn Folquord hier eine brücke, lang und breit, durch erschlagung der kempen macht, so erinnert dies an Thidr. c. 388, wo Folker eine „gasse“ durch die Hunnen haut.

Der schluss str. 35—43 folgt durchaus der hvenschen chronik. Die erwähnung der häute, der erbsen, dass Hagen in die knie sinkt und drei kempen erschlägt (str. 35—39^a) findet sich in der hvenschen chronik, bei Grundtvig I, s. 41, bei Raszmann II, s. 123.

Str. 39^b Hagen geht nach dem Hammer (hv. chr. Hammersbiery) zu seines vaters (hv. chr. zu seinem) schatz. Vgl. hv. chr. Grundtv. I, 41. Rasz. II, 124.

- 40. 41^a Hagen erzeugt mit der Huenild einen sohn Ranke, vgl. hv. chr. Grundtvig I, 42. Rasz. II, 126.
- 41 Ranke rächt sich nach dem tode seines vaters an der Grimild; diese ersticht, da sie nicht einmal brod zu essen hat, bei Nidings⁶⁸ schatz. Vgl. hv. chr. Grundtv. I, 43. Rasz. II, 128.
- 42. 43 Ranke zieht darauf nach Bern in die Lombardei und hält sich dort bei dänischen mannen auf. Seine mutter bleibt zurück; von ihr empfängt Hven den namen. Dasselbe findet sich in der hv. chr., nur dass hier Ranke durch Deutschland und Italien zu den Goten zieht. Grundtv. I, 44. Rasz. II, 129: Bei str. 42 scheint doch eine selbständige strophe vorgelegen zu haben, denn nach far. Högnil. 254 zieht der dem Ranke entsprechende Högni nach Dänemark.

Das lied C also stützt sich zum grösten theile auf A und B, andernteils auf die hvensche chronik.

Das neue, das sich findet, macht Grundtvigs und Raszmanns ansicht, dass Vedel auch ein selbständiges lied benützt habe, höchst wahrscheinlich. Vielleicht waren es nur einzelne trümmer eines alten lides, die Vedel zur dichtung eines neuen veranlassten.

B. Die Hvensche chronik.

Die hvensche chronik (vollständig abgedruckt mit Vedels einleitung zu den Kämpevisern und eigenen erörterungen bei Grundtvig I, 35—44. Auszüge und abhandlung schon bei P. E. Müller, SB. II, 408 ff. Übersetzung und abhandlung bei Rasz. II, 116—130, vgl. auch Gr. HS. 305 f.) enthält eine conglomeratartige darstellung der Nibelungensage mit vielfachen entstellungen, ablassungen und erweiterungen.

68) Diesen namen scheint Vedel erfunden oder aus Nögling verunstaltet zu haben; oder kannte er den Nidung der Wielandssage in der Thidreksasaga? Die person selbst hielt er für identisch mit Nögling, vgl. seine einleitung zu den Kämpevisern bei Grundtv. I, 35 *Nögling, som oc kaldtis Niding.*

Ihre hauptquelle ist die Thidrekssaga gewesen, deren inhalt ihr vielleicht durch dänische volkslieder übermittelt worden ist. Nachweisen lässt sich wenigstens, dass sie die oben behandelten Kämpeviser A, B benützt hat, wahrscheinlich auch die bruchstücke, die Vedel bei abfassung der Kämpevise C verwant hat. Ausserdem berührt sie sich mit der Edda, Völsungasaga, Nornagestssaga und hat auch aus verschiedenen deutschen darstellungen einzelnes aufgenommen.

Aufgezeichnet hat die hvensche chronik ein gelehrter gegen die mitte des 16. jahrhunderts. Die erste abfassung geschah nach einer notiz am schlusse der handschrift in lateinischer sprache.⁶⁹ Dafür spricht auch die beibehaltung zahlreicher fremdwörter und lateinisch gebildeter wendungen in der uns erhaltenen dänischen übersetzung, so *insul Hucen, repeterede* (Grundtv. I, 39); *spatzere, ceremonier, tyranizere* (I, 41); *tyranie* (I, 42 und 44); *oration* (I, 42); *pestilentze, summa guld, liberalitét* (I, 44). — *Teodoricus Venorensis* (I, 38 schreibfehler für *Veronensis*), *til Olympum* (I, 38), *Veneris spil* (I, 39). — *forkrenche guder-nis og menniskenes loive* (I, 43) = *jura divina ac humana pervertere* Cic. de off. I, 8, 26; *hafve statelig oration og table* = *habere orationem* vgl. Grundtv. I, 42 anm. 1. u. a. m.

Ohne zweifel fällt dem gelehrten aufzeichner zu die verwendung des namens Goten für Dietrichs mannen, für die ja doch die sage den namen Amelungen bewahrt hat, so s. 38: *Sanme tid kom og Teodoricus Veronensis af Italien til Wornitz med sine gotheske*⁷⁰ *krigsmænd*, auf der zweitnächsten zeile findet sich auch das substantiv *Gother* und abermals s. 44.

Ebenso stamt von diesem gelehrten, dass das ziehen der adligen und kriegsmänner in den lustgarten nach Wornitz mit dem ziehen der Griechen nach dem Olymp (*lige-som fordumb de Greker til Olympum* sc. reisten) verglichen wird (I, 38).

Der zug, wie Hvenild ihren sohn Ranke auf das feld hinaus führt und ihn einen grossen stein abwälzen heisst, um den von Hagen darunter verborgenen zauberschlüssel zum hammersberge hervorzuholen, und Ranke dies ohne schwierigkeit thut (bei Grundtv. I, 43, bei Raszm. II, 127), erinnert an die griechische Theseussage. Sicherlich ist auch hier eine gelehrte reminiscenz anzunehmen.

69) P. E. Müller SB. II, 414 zieht zwar diese angabe in zweifel, doch wie scheint mit unrecht. Vgl. Grundtvig I, 35 ff. Raszm. II, 117.

70) Allerdings kennt schon die Edda diesen namen (Gr. HS. s. 5 ff.), und die angelsächsische poesie (Gr. HS. 18 ff.), aber es ist doch sehr zweifelhaft, ob der hv. chronikschreiber diese denkmale gekannt habe.

a) Aus den älteren nordischen darstellungen der sage stamt nur weniges.

Der name von Hagens gattin Gluna (auch Glura und Glune), nach der Glunesløf und Glunesløfbiørg benannt ist, erinnert an den namen von Gunnars gemahlin Glaumvör in der Edda Atlamál 6. 21. 32; Dráp Niflunga p. 264^p (ed. Bugge) und Völsungasaga c. 44 (vgl. P. E. Müller SB. II, 415. Gr. HS. 306).

Hagen und Gluna haben einen sohn Carl Høfde (s. 44) gleichwie Hagen und Kostbera in der Edda den sohn, der als Hniflungr (Atlam. 88) eingeführt wird.

Der umstand, dass die gattin Gluna, nachdem eine meerfrau unglück geweissagt hatte, ihrem gemahl Hagen abrät, dieser sich aber weder durch bitten noch durch weinen abhalten lässt (I, 40), erinnert an Atlam. 9 ff., wo Kostbera, da sie aus den von Gudrun überschickten runen unglück erkannt und böse träume gehabt hat, Högni vor der fahrt zu Atli warnt. Dasselbe thut auch Glaumvör. Dennoch aber unternehmen Gunnar und Högni mit ihrem gefolge die fahrt.

In Nib. und Thidr. hat die Rolle des abmahns die mutter der könige übernommen.

Wie nach Atlam. 57 Atli die mutter der Gudrun, Grimhild, um schätze wegen ergriffen und in einer höhle hat verhungern lassen, so ist hier derselbe tod der Gremild beschieden worden (I, 43). In der Thidr. c. 425 f. dagegen dem Attila; vgl. Gr. HS. 306.

Die art und weise, wie Hagen das dienstmädchen von der adligen jungfrau unterscheidet (I, 42), hat ähnlichkeit mit der, auf welche Alfr, sohn des Hjalprekr in Hjördís die königstochter und in der vermeintlichen königstochter eine magd erkennt; Völsungas. c. 21. Vgl. P. E. Müller SB. II, 416.

Wenn es von Hagen heisst, dass er nicht eher sterben solle, bevor er eine jungfrau edlen geschlechts beschlafen habe (I, 41), so erinnert dies an Nornagestr, dessen leben an eine kerze gebunden war, Nornagestrs. c. 12, (bei Fr. Dietrich, Altnord. lesebuch, Leipzig 1843, s. 161).

b) Aus den dänischen liedern (Grundtvig nr. 5. A. B.) stammen folgende züge:

Der name Haagen (Hogen I, 38) aus dem liede A (B kennt nur Hagen).

Im namen Biørn sieht Grundtvig (I, 41, anm. 4) eine erinnerung an den namen Obbe Jærn (A, 42 f.).

Vielleicht lässt sich auch der name Folgmar eher aus dem Falquord, Falckor der dänischen lieder ableiten, als aus dem Volkêr, Folker des Nib. und der Thidr.

Noch mehr übereinstimmungen mit den Kämpevisen finden sich im verlauf der erzählung: Ein kempe Nøgling hatte zwei söhne Haagen und Folgmar und eine tochter Gremild (I, 38). Auch die lieder A B stellen die drei letzten als geschwister dar. Den vater nennen sie nicht. Anschluss an die lieder verrät sich weiter dadurch, dass Hagen in der hvenschen chronik, wie in jenen zum haupthelden geworden ist. Alle andern sind entweder gar unterdrückt, oder spielen eine weniger bedeutende rolle. Der auftritt zwischen Hagen und der meerfrau schliesst sich den liedern eng an. (Das was vorausgeht, wie Hagen seinen diener ausschickt, ein schiff zu mieten und dieser nach der zurückkunft von der unglück weissagenden meerfrau erzählt, ist der chronik eigentümlich) I, 40. Hagen steht unten am strande = B, 5^a. Er fragt die meerfrau nach dem ausgange der reise; sie aber weissagt ihm unglück = A, 7—9. B, 6—8. Hagen wird darüber zornig (= B, 9^a) und schlägt dem meerweib den kopf ab = A, 10^b. Hagen geht am ufer weiter, ein fährmann begegnet ihm. Die scene mit dem fährmann schliesst sich an an A, 12^b—16, nur ist die frau des fährmanns ganz vergessen worden. Gremild mit ihren frauen geht Hagen und Folgmar entgegen und empfängt sie mit freundlichen geberden, vgl. A, 25 und B, 18. Sie hat kriegsmänner bestellt, welche Hagen und Folgmar erschlagen sollen, vgl. B, 23. Die kampffescene ist ganz entstellt. Ebenso die einladung: In den Visen, Thidr. und Nib. werden die helden zu einem mahle geladen, in der hv. chr. zur hochzeit der Gremild.

c) Mit der erzählung der Thidrekssaga stimmt überein, was die hv. chr. vor der einladung der brüder zu Gremilds hochzeit und von der mitte des kampfes an (hier brechen die Kämpeviser A B ab) berichtet.

Aus ihr stamt augenscheinlich der name der stadt Wornitz (I, 38), vgl. Thidr. c. 342. 356: Verniza; c. 360 (Mmb.): Vernicaborg.

Hagen besitzt die schlüssel zum hammerberge, in dem seines vaters Nøgling hort liegt. Dies stamt aus Thidr. c. 393, wo Högni den schlüssel zum Sigfridskeller besitzt.

Gremilds habgier und ihr zorn darüber, dass sie den schlüssel zum hammerberge nicht erlangen kann, ist vielleicht ein misverständnis oder willkürliche ausführung von Thidr. c. 359, wo Grimbild gegen Attila den grossen schatz erwähnt, den ihr früherer gemahl Sigurd besessen habe, und von dem ihr ihre brüder nicht einen Pfennig gönnen wollen, während doch ziemlicher schiene, wenn sie selbst über das gut schalten könne. Zu vergleichen ist auch Kämpevise A, 28^b und B, 24^b.

Das zusammentreffen Hagens und andererseits Dietrichs von Bern mit Sigfred in Wornitz, sowie die kämpfe (turniere) mit den Goten ist eine reminiscenz an die 13 zweikämpfe in Bertangaland Thidr. c. 207 bis 222 verschmolzen mit c. 226, wo Thidrek, Gunnar und Högni, und Sigurd wider in Niflungaland vereinigt sind und die heirat zwischen Sigurd und Grimhild vorgenommen, die zwischen Gunnar und Brynhild vorbereitet wird (vgl. unten s. 281).

Von Sigfred wird kurz zuvor berichtet, er sei unverwundbar gewesen in folge der hornhärte seiner haut, mit ausnahme einer stelle auf dem rücken. Thidr. c. 166 bestreicht sich Sigurd mit drachenblut, so dass seine haut hart wurde, als wenn sie von horn wäre. Zwischen die schultern konnte er nicht hinlangen. Nur an dieser einen stelle ist er verwundbar nach c. 342.

Diese hornhärte rührte her vom bade in einem brunnen, den ihm eine waldfrau Melusina wies. Mimir weist Thidr. c. 166 Sigurd in den wald, wo er nachmals den Drachen tödtete.

Sigfred wurde mit Gremild in Wornitz verheiratet bei einer grossen versammlung von kempen, frauen und jungfrauen. Nach Thidr. c. 226 geschieht die heirat in Niflungaland bei einem grossen gastmahl, zu dem die besten und vornehmsten männer aus ganz Niflungaland eingeladen sind.

Hagen nimt Sigfred mit nach Dänemark; er setzt ihn über die insel Hveen und theilt sich mit ihm in die vier schlösser, die Nögling erbaut hatte. Nach Thidr. c. 342 beherrschen Gunnar, Högni und Sigurd gemeinschaftlich Niflungaland.

In der brautnachtsscene hat Hagen, der überhaupt mit Gunnar zusammengeflossen ist, die rolle mit Sigfrid vertauscht, Gremild aber mit Brunhild; vgl. P. E. Müller SB. II, 415.

Sigfred beklagt sich im vertrauen bei Hagen, dass seine gattin Gremild ihm die ehelichen pflichten verweigere. Die übergrosse stärke der Gremild wird erwähnt und das aufbinden mit einem bande ist nicht vergessen. Die darauf folgende bezwungung der Gremild wird etwas abenteuerlich geschildert. So viel lässt sich aber doch erkennen, dass das ganze sich anschliesst an die gleiche erzählung der Thidr. c. 228—229.

Nebenbei spielt Sigfred widerum die rolle, die ihm in der Thidr. zgedacht ist. — Hagen und Sigfred hatten ausgemacht, sie wollten jeder zu des andern frau gehen. Hagen überwand die Gremild, näherte sich ihr aber nicht weiter; Sigfred dagegen auf Glunas lager enthielt sich nicht des Veneris spil. Nach Thidr. c. 229 nahm Sigurd der Brynhild ihr Magdtum, im gegensatze zu Nib. 627.

Diese untreue Sigfreds war die unmittelbare veranlassung zu seinem tode. In der Thidr. und Nib. kommt als mittelglied noch der zank der beiden königinnen hinzu.

Gremild lässt ihren mann den sitten der zeit gemäss ehrenvoll bestatten. Thidr. c. 348: sie liess die leiche Sigurds herlich bestatten.

Nach vier jahren verheiratete Gremild sich wider mit einem „anderen,“ (dieser zweite mann tritt in der erzählung der hv. chr. nirgends auf). Dieser andere ist Thidr. c. 358 Attila.

Zu ihrer hochzeit hat sie viele freunde, die sie sich durch geschenke gewonnen, eingeladen, damit diese ihren brüdern, die sie gleichfalls einlud, schaden zufügen sollten. Warum dies geschehen sollte, wird nicht gesagt, aus dem zusammenhange ist aber ersichtlich, dass sie ihren ersten gemahl rächen wollte, gleichwie in der Thidr. (vgl. c. 376. 378 bis 380. 387. 392).

Sie lässt ihre brüder durch ein schreiben einladen; Thidr. c. 359 gibt sie den boten, die die einladung vollziehen, einen brief mit.

Hagen weiss, dass die alte abneigung aus seiner schwester nicht gewichen ist; Thidr. c. 361 wird eben dasselbe erzählt.

Nichtsdestoweniger unternimmt Hagen die fahrt. Auch nach der Thidr. c. 363 (vgl. c. 362) beteiligt er sich am zuge nach Hunaland.

Eins der sprechendsten zeugnisse für den anschluss an die Thidrekssaga ist die erwähnung der ochsenhäute, die hier zu einer weit ausgeführten darstellung verwant werden; vgl. Thidr. c. 379.

Ein ebenso klares zeugnis bietet der zug, dass Hagen mit einer adeligen jungfrau Hvenild kurz vor seinem lebensende einen sohn zeugt. Auch dies wird stark ausgemalt und mit zusätzen ausgeschmückt. Die grundlage hierzu bot Thidr. c. 393. Der name Hvenild ist ihr gegeben, um die bemerkung anzufügen, dass Hueen nach ihr benannt sei.

Hagens postumus, der hier Ranche genannt wird, nennt die Thidr. schon c. 393 Aldrian.

Auch Gremild gebiert einen sohn. Damit ist zu vergleichen Thidr. c. 423, wo es heisst, dass Attila, als Aldrian 12 jahre alt war, einen sohn von 11 jahren gehabt habe (natürlich nicht von Grimhild).

Als Ranche 15 jahre alt war, verhalf ihm Huenild zum zauberschlüssel. Davon erzählt die Thidr. nichts; wol aber übergibt Högni in c. 393 der mutter Aldrians den schlüssel zum Sigfröds Keller und c. 425 ist Aldrian im besitze desselben.

In der hv. chr. treibt Huenild ihren sohn, auf Hagens geheiss, an, den vater an Gremild zu rächen. In der Thidr. c. 425 rächt er sich ebenso, allein aus eigenem antriebe.

Ranche führt die Gremild zum Hammersberge. Er schliesst den berg auf, geht zuerst hinein, darnach Gremild. Während Gremild mit gierigem blicke an dem golde hängt, geht Ranche hinaus und schliesst den berg zu. Dasselbe erzählt Thidr. c. 425 (nur dass in ihr die rache an Attila vollzogen wird.)

Am andern tage kommt Ranche wider. Gremild wirft ihm vor, dass er ihr kein brod gebracht, wie er ihr am vorhervergangenen tage versprochen. Den dritten tag findet er Gremild tot. Thidr. c. 426 komt er erst am dritten tage zu Attila. Dieser bittet ihn um gerstenbrod und wasser. Aldrian versagt es ihm ebenso, wie Ranche der Gremild. Er legt steine und rasen vor die thüren und ist sich nun gewis, dass Attila vor hunger sterben müsse.

Mehrere jahre später zieht Ranche fort durch Deutschland und Italien zu den Goten. Nach Thidr. c. 427 reitet Aldrian, wie es scheint, sogleich nach vollzug der rache, fort ins Niflungaland zur Brynhild und nimt Niflungaland in besitz.

Wenn es zuletzt noch heisst, dass nach Huenilds tode Carl Höfde, Hagens und Glunas sohn, sich des hveenschen landes bemächtigte, dass nach dessen erschlagung aber das land an Dänemark fiel, so lässt sich damit vielleicht Thidr. c. 428 zusammenbringen, wornach Thidrek nach Attilas tode ganz Hunaland sich aneignete.

d) Ausser diesen zügen erinnern einzelne andere an deutsche überlieferungen; die mehrzahl davon an das Nibelungenlied.

So vor allen dingen der name Wormbs (s. 39) an das deutsche Wormeze. Auch Sigfred Horn (s. 38 und 42) stammt aus deutschen quellen. Nøgling erscheint als eine verunstaltung des deutschen Nibelung. — Der name des sohnes der Gremild, Sigfred (s. 42. 43), erinnert an den gleichbenanten sohn der Brunhild (mit Gunther) im Nibelungenlied.

Der name der waldfrau (*skou-quinde*) Melusina ist aus dem volksbuch von der „schönen Melusina“ aufgenommen.

Die erwähnung des lustgartens bei Wornitz, in dem sich die ritter aus dem ganzen nördlichen Europa zu ergötzen und turniere abzuhalten pflegten (s. 38) zeigt bekantschaft mit den deutschen rosengärten (vgl. oben s. 279).

Dass Nøgling, Hagens vater, einen grossen schatz im Hammerberge verwahrt hält und zum berge einen schlüssel besitzt,⁷¹ stammt aus

71) Aus der hv. chr. scheint die sage von Nerike zu stammen, wornach der schatz in Kilsbergen (in einem felsen, nach Geijer „*Garphytteklint*“ genant) aufbewahrt wird und der schlüssel zum bergsaal unter einem rosenbusche verborgen ist; vgl. Gr. HS. s. 322.

dem Nib., denn nach str. 89 f. liegt Nibelungs hort in einem berge und Albrich, der nachmalige hüter des hortos, manne des Nibelung hat einen schlüssel zum berg; str. 1057. vgl. s. 278.

Hagen tötet den Sigfred, während er aus einer quelle trank, ebenso im Nib. str. 921 f. vgl. 910. Die Thidr. hat für die quelle einen bach.

Gremild entflieht nach dem schlosse Catheideborg und lässt dort ihres mannes leiche begraben. Nach dem Nibelungenliede 1082, 29 ward Sifrit erst zwar in Worms, dann aber *ze Lorse bi dem münster* beigesezt. Vgl. s. 280.

Gremild läuft hinaus an die pforte, um ihres mannes leiche zu sehen. Nach Nib. 945 wird Sifrits leiche vor der thür zu Kriemhiltis kemenate niedergelegt; dagegen nach der Thidr. in Grimhilds Bett geworfen.

Wenn der Gremild, während sie zur pforte hinausgeht, ein mann begegnet, der ihr Sigfreds abgeschlagenes haupt zeigt, so ist dies vielleicht eine entstellung von Nib. 948, wo ein kämmerer der Krimhilt, als sie zu den metten gehen will, meldet, dass ein erschlagener ritter vor dem gemache liege.

Auch das wehklagen der Gremild und ihrer frauen bei der kunde von Sigfreds tode und das ohnmächtige niedersinken zur erde der ersten, wird Nib. 954 und 950 ähnlich erzählt.

Das klagen der Gremild am grabe ihres mannes, wodurch sie mitleid für sich und hass gegen Hagen erregt; das versprechen vieler, Gremilds hilfe und beistand zu gewähren, ja sogar das leben für sie zu wagen, falls ihr von ihren brüdern unrecht widerfahren würde, sind sämtlich züge, die an die darstellung des Nib. av. XVII—XIX anklingen.

Dass Hagen und Folgmar aus dem lande gehen, weil sie sich dort nicht mehr sicher wännen, ist vielleicht eine dunkle reminiscenz daran, dass Gunther und seine verwanten — mit ausnahme Hagens — das land verliessen, nachdem der Nibelungenhort nach Worms gebracht worden war; vgl. Nib. 1076 ff.

Aus dem hier erörterten ergibt sich also, dass die hvenske chronik zum grösten theile aus der Thidrekssaga (dänische Kämpeviser) geschöpft hat; dass wenigens aus älteren nordischen darstellungen (Edda, Völsungasaga, Nornagestsaga), einiges aus deutschen denkmälern (Nibelungenlied, Rosengärten, Volksbuch von der schönen Melusina u. a.) herübergenommen worden ist.

C. Das faröische Högnilied.

H. Chr. Lyngbye, *Færøiske Quæder om Sigurd Fofnersbane og hans Aet*, Randers 1822, s. 218 — 307.

V. U. Hammershaimb, *Sjúrðar Quæði*, Kopenhagen 1851, s. 37 — 58. Übersetzung bei Raszmann II, 134 — 148.

Dieses lied stützt sich auf mehrere quellen, die durchaus skandinavische sind. Eine genaue vergleichung desselben mit den übrigen darstellungen der sage ergibt, dass die hauptquelle die Thidrekssaga war, demnächst die oben behandelten dänischen Kämpeviser und die dänische sage, wie sie in der hvenschen chronik vorliegt. Einige züge stammen aus Eddaliedern (Völsungasaga) und ein zug berührt sich mit einer erzählung der jüngern Edda.

Eine ähnliche ansicht, nur weniger ausgeführt, haben schon P. E. Müller, SB. II, 428 ff., Einleitung zu Lyngbyes ausg. s. 31 — 33 und Grimm, HS. s. 320 ausgesprochen. Dagegen leugnet Raszmann II, 131 ff., allerdings aus unhaltbaren gründen, dass unserm liede Thidrekssaga und Edda (wenigstens nicht die Atlilieder) als quelle gedient haben. Er hält eine prosaische überlieferung (durch die Thidrekssaga) für bedenklich, zumal da sich der dichter dieses liedes auf ein heldenlied berufe. Allein eine prosaische überlieferung anzunehmen, hat keineswegs bedenken, um so weniger, da ja auch die dänischen Kämpeviser und die dänische sage der hvenschen chronik prosaische überlieferung voraussetzen. Überdies beruft sich der dichter (seine persönlichkeit tritt hervor str. 20. 74. 81. 135. 184 nach Hammershaimb) nicht blos auf ein heldenlied (str. 18, und str. 26 in der recension von Norderø), sondern auch auf sagen (str. 97. 200. 226), auf berichte und erzählungen (str. 20. 74. 184). Wenn aber Raszmann behauptet, dass das Högnilied in den theilen, wo es mit der Thidrekssaga übereinstimt, sich auf dieselben sächsischen lieder wie die saga stütze, so wird dies dadurch widerlegt, dass der Thidrekssaga nicht sächsische lieder, sondern unser Nibelungenlied vorgelegen hat.

a) Aus der Edda oder Völsungasaga stammen die formen mehrerer namen und einzelne züge der erzählung. Einzelnes hiervon findet sich allerdings auch in andern faröischen liedern, namentlich in dem liede Brinhild (Hammersh. s. 36 ff.), so dass wir vielleicht diese als mittelglied zwischen Völsungasaga (Edda)⁷² und Högnilied anzunehmen haben.

Die namen sind *Júki* und das patronymicum *Júkunge*, *Grimhild* (Jukis gemahlin), *Gunnar*, *Högni*, *Guðrun*; *Sjúrður*; *Brinhild*, *Buðli*.

72) Die quelle der übrigen faröischen lieder, welche die Sigfrids- und Nibelungensage behandeln, waren die durch die Völsungasaga übermittelten Eddalieder; vgl. P. E. Müller, Einl. zu Lyngbyes ausg. s. 35 ff.

Von einzelnen zügen sind zu nennen:

Str. 161 sagt Sjurdur zu Högni: „Mich liebte Brinhild u. s. w.“ Dieselben worte finden sich auch Sig. Fafn. III, 28 u. 27, nur in etwas anderer fassung. Hier spricht sie Sigurd, vom todesstahle getroffen, zu Gudrun.

Str. 162* sagt Sigurd: „Brinhild zersprang nach meinem tode.“ Nach der Edda tötete sich Brinhild unmittelbar nach Sigurds tode, vgl. Sig. Fafn. III, 48. Schluss zu Guðr. I, s. 246^b (Bugge) und Oddr. gr. 19. — Nach der Thidrekssaga (vgl. c. 427) und nach dem anhang zum Nib., der Klage (vgl. 4054 ff. Holtzmann, Stuttgart 1859) überlebte sie sogar noch den untergang der Burgondenkönige und ihrer mansen.

Zu str. 162^b „Gudrunen gabt ihr gold“ u. s. w. vgl. Guðr. II, 18.

Zur ganzen stelle (161 und 162) stimmt, theilweise sogar wörtlich, das lied von Brinhild str. 234^b — 236 (Hammersh.)

Zu str. 27: Gunnar beschliesst trotz der abmahnung der mutter ins Hunenland zu fahren, stürzt Atlam. 29.

Str. 31 will Grimhild ihren söhnen auf der fahrt ins Hunenland folgen, und nach str. 50 hat sie dieselben wirklich bis ans meer begleitet. Atlam. 31 werden Gunnar und Högni von ihren gemahlinnen bis an die furt begleitet.

Str. 51 sendet Grimhild ihrem sohne Högni beim abschiede ein lebewol nach; dasselbe thut Atlam. 34 die gattin (Kost-)Bera.

Str. 54 meldet ein mann der Gudrun das herannahen ihrer brüder auf der see. Nach Atlakv. 14 sitzen wächter vor Atli burg, die ihrem könige es melden wollen, wenn Gunnar mit seinen mannen, um Atli krieg zu erwecken, herankommt. Doch könnte dieser zug auch aus den dänischen liedern stammen, denn nach Kämpvise A, 21 melden wächter, nach B, 14 ein pförtner Kremolden das herannahen ihrer brüder.

Nach str. 53 ff. müssen Gunnar und Högni über die see, um in Artalas land zu gelangen; nach Atlam. 31 (vgl. Atlam. 4 und Guðr. II, 35) fahren sie über einen meerbusen. In den dänischen darstellungen, die die sage im sunde localisieren, geschieht die fahrt über diesen (vgl. A, 17 ff. Hv. chr. bei Grundtv. I, 40).

Str. 1 u. 2 zeigen verschmelzung der darstellung der Edda mit der Thidrekssaga. Aus letzterer stamt namentlich das moment, dass Gudrun nach Sigurds tode in ihres vaters lande bleibt (vgl. Thidr. c. 356), denn nach der Edda ging sie zu Thora, Hakons tochter, nach Däuemark (vgl. pros. schluss zu Guðr. I) und von dort aus holte Atli sie ab. Dagegen zu der schilderung von Gudruns kummer und ihrer weigerung,

sich nochmals zu vermählen, stimmen Guðr. I, 1 ff. und Guðr. II, 27. Nach Thidr. c. 357. nimmt sie Attilas werbung sofort an.

Str. 5. zu Gudruns bortenwirken stimmt Guðr. II, 15.

Str. 4—18. Artalas eigens vollzogene werbung um Gudrun gleicht der erzählung der Edda; denn von den drei helden, die nach Guðr. II, 24 vor Gudruns knie kamen, war einer doch wol Atli. Die werbung vollzieht die mutter der Gudrun Guðr. II, 26. Dagegen nach der Thidrekssaga lässt Attila durch Osid um Grimhild werben (c. 356), holt aber selbst die braut ab (c. 358). — Nach anfänglicher weigerung gewährt Gudrun schliesslich doch noch könig Artala ihre hand (str. 16. vgl. Guðr. II, 34), durch dessen mächtige stellung gewonnen. Denselben beweggrund gibt die Thidrekssaga an (c. 357), während die Edda abweicht und Gudrun durch die bitten der verwanten bewogen werden lässt. — Auch hier ist die darstellung der Edda mit der der Thidrekssaga verschmolzen worden.

b) An eine erzählung der jüngern Edda erinnert offenbar str. 168: „Die helden, die von Högni am tage getötet werden, belebt Gudrun wider des nachts.“ Ebenso ruft Skáldskaparmál c. 50 (bei Rask, s. 164) Hildir die kämpfer, die im Hjadningavíg gefallen sind, während jeder nacht durch zauberkünste ins leben zurück, damit sie am darauffolgenden tage weiter kämpfen können.

c) Der hauptkern unseres liedes beruht auf der darstellung der Thidrekssaga. Der einfluss derselben ergibt sich zunächst aus den formen einiger namen: Artala, Húnaland, über welches Artala als könig herrscht; Gíslar und Hjarnar (Gislher, Gernoz), Tíðrikur, Tatnar (Thetmar), Aldrias (Aldrian) Högnis sohn (so nach Lyngbye;⁷³ bei Hammershaimb heisst er wie der vater z. b. str. 215).

Mit dem namen Tíðrikur stamt aus der Thidrekssaga auch dessen eingreifen in den kampf gegen Gunnar und seine brüder; im gegensatz zu den dänischen darstellungen, die nur eine äusserst oberflächliche berührung mit der Dietrichssage zeigen, insofern Ranke in der hvenschen chronik schliesslich nach Italien zu den Goten (lied C: nach Bern in die Lombardei) zieht; vgl. Gr. HS. 307.

Auch die verlegung des kampfes ins Hunnenland stamt aus der Thidrekssaga, denn die dänischen lieder (A und B) verlegen ihn in das Hedensche land.

Anschluss an die Thidrekssaga zeigt sich ferner darin, dass Gudrun, nur um ihren ersten gemahl Sigurd zu rächen (vgl. str. 22), ihre brü-

73) Aldrias stamt aus der recension von Sumbø; Lyngbye hat ihn wegen des zusammentreffens mit der Thidrekssaga beibehalten. Auf Sandø lautet der name Høgnar, auf Porkerø: Andreas; vgl. Lyngbye s. 284, anm. zu str. 166.

der zu sich einlädt. In den dänischen darstellungen ist dieses motiv fast ganz verwischt. Im spätern verlauf der erzählung tritt auch im Högniliede dieses moment mehr in den hintergrund; dafür trachtet Gudrun um so mehr nach rache für ihren sohn, den Högni erschlagen hat (vgl. str. 112—113, 174).

d) Ausser der Thidrekssaga haben auch die dänischen lieder und die dänische sage (der hvenschen chronik) auf das Högnilied einfluss geübt. Da sich die einzelnen züge des liedes nicht immer auf eine einzige bestimmt nachweisbare quelle zurückführen lassen, so soll in folgendem partie für partie besprochen und in rücksicht auf ihre quellen geprüft werden.

Str. 21^b. „Artala und Gudrun hatten einen jungen sohn.“ In der Thidrekssaga Aldrian genannt.

Str. 22^a. „Gudrun war lange in Hunenland.“ Nach Thidr. c. 359 waren es 7 jahre.

Str. 22^b. „Gudrun beschliesst Sjordurs tod zu rächen.“ Dieser entschluss tritt in der Thidr. erst später hervor, so z. b. c. 376. In cap. 359, wo sie Attila zur einladung der brüder bewegt, muss das motiv der rache erraten werden.

Str. 23. Einladung der brüder. Hier stützt sich das Högnilied auf Kämpeviser A, 1. B, 1.

Str. 24^b. „Ihr leben steht nun in gefahr.“ vgl. A, 2. B, 2.

Str. 25 stützt sich auf Thidr. c. 361, wo Gunnar mit seinen brüdern über die annahme der einladung sich berät.

Str. 26. Die abmahnung der mutter stützt sich auf Thidr. c. 362. A, 4^a. B, 3^a. A, 5^b. Ähnliche worte wie Grimhild in str. 26^b, spricht Thidr. c. 361 Högni gegen Gunnar.

Str. 27. Fast dieselben worte wie hier Gunnar zu Grimhild, spricht er Thidr. c. 361 zu Högni.

Str. 28—30. Hier zeigt sich klarer anschluss an die saga. Wie im Högniliede die mutter beide söhne, Gislar und Hiarnar, zurückzuhalten sucht, so Thidr. c. 362 den Gislher.

Str. 36 u. 37 schlieszen an B, 5 u. 6 an; 37^b zum theil auch an Thidr. c. 364.

Str. 38—40. Antwort der seefrau und ihr tod schliessen sich an Thidr. c. 364 an; namentlich der zug, dass Högni die frau in zwei stücke entzwei haut.

Str. 41. „Högni schleudert haupt und rumpf der seefrau in den sund“ stimmt mit C, 12.

Str. 42. „Die schmähung der erschlagenen seefrau“ stimmt mit B, 10.

Str. 43. Högnis abenteuer mit dem seemann lehnt sich an Thidr. c. 365 an, nur dass der fährmann in einen seemann verwandelt und sein weib vergessen ist, gleichwie in der hv. chr.

Str. 44 u. 45. Die befragung des seemanns nach ausgang der reise und dessen glück verkündende antwort sind allen andern darstellungen fremd. Vielleicht der befragung der seefrau nachgebildet.

Str. 46. Högni lässt sein schiff ausrüsten. Auch dies ist etwas neues. In der hvenschen chronik lässt sich Hagen durch seinen diener ein schiff mieten, benutzt schliesslich aber doch die fähre des erschlagenen fährmannes.

Str. 47—50^a eine ausschmückung, die den inselbewohner verrät, ebenso die sturmszene str. 56—70.

Str. 57^b. „Beide eisenruder zerbrechen in Högnis händen“ ebenso Thidr. c. 366. (In A, 19 zerbrechen die „ruder“ in Falquors händen. C, 14. 15 ist es nur ein „eisenruder“, das in Hagens hand zerbricht, in der hv. chr. ein „ruder“).

Str. 65^b. „Während des sturmes steuert Högni das schiff.“ Thidr. c. 366 steuert Gunnar bei der überfahrt.

Str. 71^b u. 72^a. Das ankerwerfen stützt sich auf A, 20^a.

Str. 72^b—73. Das heraussteigen aus dem schiffe der reihe nach stützt sich auf A, 20^{b,c}.

Die nächstfolgenden strophen (74—77) sind etwas freier behandelt. Die helden gelangen zu Artala.

Str. 77^b. „Aussen stand Gudrun“ ebenso A, 24^a und 25^a.

Str. 78^a. „Artala mischet meth und wein.“ Reminiscenz an das mahl, das Thidr. c. 374 genossen wird.

Str. 78^b. „Gudrun empfängt ihre brüder wol.“ Den empfang schildert Thidr. c. 372 ausführlicher. A, 25^b heisst sie alle willkommen, ausser Hagen.

Str. 79. „Gudrun lädt die brüder in die halle, wein und met zu trinken.“ Ähnlich ist B, 19 und C, 28^a.

Str. 80. „Högni erkennt Gudruns bösen sinn.“ Vgl. Thidr. c. 373, wo sich Högni bei Grimhilds anblick den helm aufsetzt.

Str. 81—84. Die abforderung der waffen und Högnis und Gunnars weigerung, sie auszuliefern, schliesst sich näher an Thidr. c. 377 an, als an B, 20.

Str. 85—89. „Gudrun erinnert Högni an die erschlagung Sjurdurs, Högni wird argwöhnisch gegen Gudrun.“ Das erinnert an Thidr. c. 373, wo sich Grimhild vor Gislher über das erlittene unrecht beklagt.

Str. 90 — 97^a. Gudrun mischt unter den wein, den Högni trinken soll, vergessenheitstrank u. s. w.“ ist eine selbständige ausschmückung dieses liedes; aber ächt nordisch. Vgl. Gudr. II, 21.

Str. 97^b. „Artala setzt Gunnar, Högni und die andern brüder neben sich.“ Diese tischordnung schildert Thidr. c. 374 noch ausführlicher.

Str. 98. „Sie trinken aussen und innen.“ Das „ausen“ erscheint als reminiscenz an das mahl im grasgarten (apfelgarten). Thidr. c. 377.

Str. 99 — 110. Schilderung des mahles. Gudruns sohn versetzt auf der mutter anreizung Högni einen schlag. Högni erschlägt deswegen den knaben und macht über dessen schlechte zucht der mutter Gudrun vorwürfe. Der dadurch hervorgerufene beginn des kampfes, dem die folgende partie des liedes gewidmet ist, stimmt zu Thidr. c. 379.

Str. 111 — 115^a. „Gudrun ermahnt Artala, des sohnes tod zu rächen. Artala weigert sich anfangs, von str. 121 an willfährt er aber doch Gudrunen.“ Diese im einzelnen etwas abweichende darstellung beruht auf einer verschmelzung des inhalts von Thidr. c. 376 und c. 379 (schluss).

Str. 115^b. Artalas worte: „Gislar war ein kleiner knabe, als Sjurdur erschlagen wurde,“ erinnern an Gislhers eigene worte Thidr. c. 390, wo der versuch, eine sühne abzuschliessen, an Gislhers treue gegen seine brüder scheitert.

Str. 119 — 136. Der kampf beginnt. Die darstellung ist eine breite ausführung dessen, was die Thidr. c. 379 kurz andeutet. Dennoch ist der anschluss an die saga unverkennbar. Zunächst in der verwendung der elendshäute (*aldirshúðir*), um dadurch die helden leichter bezwingen zu können.⁷⁴ Wie hier auf den rat der Gudrun Artala die häute vor der hallentür befestigt, so geschieht es in der Thidr. ebenfalls auf Grimhilds rat vor dem gartentore, wenn auch nicht durch Attila. Hervorzuheben sind noch str. 124. 125, wo Högni frieden für Gislar und Hiarnar fordert, und sich die erlaubnis für beider rückkehr ausbedingt. Dasselbe geschieht Thidr. c. 390 zu gunsten Gislhers, nur in etwas anderem zusammenhange.

Str. 135 berührt sich mit der hv. chr. „Högni denkt, als er im begriff ist, über die häute zu gehen, an seine mutter“ (an den runenstab, den er nach str. 33. 34 von ihr erhalten hatte. Rasm. II, 141

74) Nach-Lyngbye s. 258 ann. haben die Färinger selbst keine genaue vorstellung über den zweck dieser häute; er führt drei verschiedene ansichten derselben auf.

anm.). Nach der hv. chr. liest Hagen einige verse, um sich gegen seiner schwester zauberei zu schützen (Grundtv. I, 41).

Str. 137 — 139 stimmen gleichfalls zur hv. chr. „Högni komt ungefähret über die elendshäute.“ Wie hier Artalas ganzes heer vor ihm steht, so begeben ihm in der hv. chr. drei kempen (vgl. Grundtvig I, 41).

Str. 140^b. Högnis worte „wir trinken wein im blute“⁷⁵ erinnern an Thidr. c. 379. mitte und B, 32* (hier trinkt Hagen wirklich blut).

Str. 141 — 152. Die schilderung von Högnis kampf mit den Hunenmännern ist vom dichter mit gröster freiheit entworfen. Anschluss an die Thidrekssaga wird dadurch bezeugt, dass auch in ihr Högni am tapfersten und bis zuletzt kämpft.

Str. 153 — 160 u. 163 sind vom dichter des Högniliedes erfunden.

Str. 164 — 171, die die fortsetzung des kampfes schildern, sind nach dem, was oben zu 141 — 152 gesagt ist, zu beurteilen.

Str. 165^b heisst es von Hagen, „seine füsse berühren nicht die erde, er tritt auf männerbäuche.“ Ganz dasselbe berichtet Thidr. c. 388 von Folkher.

Str. 172 — 178. „Gudruns anreizung des langen Geva,⁷⁶ sein ansturm auf Högni und sein tod durch diesen“ sind vielleicht eine reminiscenz an Thidr. c. 387, Irungs kampf mit Högni.

Str. 179 — 187 sind eine freie behandlung von Thidr. c. 376. Hier sucht Grimhild Thidrek zu bewegen, sie an Högni zu rächen. Er schlägt es ihr rund ab. Später aber, nachdem Rodingeir gefallen ist, mischt er sich in den kampf (c. 389).

Str. 188 — 190. Tidrikur begibt sich in den kampf. In der Thidr. beginnt seine theilnahme daran c. 389.

Str. 191 — 194. „Tidrik wandelt sich in flugdrachens gestalt, speit gift von oben herab auf Högni und bezwingt ihn solcherweise.“ Thidr. c. 391 bezwingt er ihn durch seinen feuerathem. Also im grunde dieselbe sache; vgl. Gr. HS. s. 321. Nur schmückt das Högnilied etwas fabelhafter aus.

Str. 196. „Högni verlangt eine Jarlstochter, um sie zu beschlafen“ und str. 198. 199 erteilt Artala den befehl, ihm eine solche zu gewähren. Str. 200 erhält er sie. Thidr. c. 393 richtet Högni seine bitte an Thidrek und dieser willfährt ihm.

75) Hammersh. liest *áður enn dagur at kvöldi kemur, í blóði drekkum ver vin.* Lyngbye (mit Hmbs. orthographie): *drekka vit blóð sum vin.*

76) Der name lautet in andern recensionen Gyđja und Dija, vgl. Hammersh. s. 51 anm. 3.

Str. 197. „Gudrun heisst ihm eine schweinehirtentochter zu geben.“ Nach der hv. chr. sendet Gremild Hagen zweimal eine dienstmagd, beim dritten male erst eine adlige jungfrau. Grundtv. I, 42.

Von nun an werden die übereinstimmungen mit der hvenschen chronik häufiger. Fast der ganze schluss des liedes (201—254) lehnt sich an die dänische sage an; doch an einzelnen stellen blickt anknüpfung an die Thidrekssaga durch.

Str. 201. Die Jarlstochter führt den namen Helvik, in der hv. chr. Huenild. Die bemerkung, dass Artala in derselben nacht, wo Högni neben Helvik liegt, einen sohn gezeugt habe, findet sich auch in der hv. chr. (Grundtv. I, 42).

Str. 202. „Högni gebietet der Helvik, den sohn, den er mit ihr gezeugt, Högni (Lyngbye: Aldrias) zu nennen.“ Thidr. c. 393 heisst Högni seiner beischläferin den sohn Aldrian zu nennen.

Str. 203—207. „Högni offenbart der Helvik, dass Gudrun ihren jungen sohn peinigen werde. Er heisst ihr, den sohn zur rache für den vater anzuspornen.“ Das was hier in die form einer Offenbarung und eines gebotes gekleidet ist, sehen wir in der hv. chr. als etwas geschehendes. In Hagens unterredung mit Hvenild, am morgen nach dem beilager, heisst es ganz kurz: „Hagen unterwies Hvenild, auf welche weise sie an Gremild gerächt werden könnten“ (a. a. o. s 42).

Was str. 205 und 206 erzählen, ist dem Högniliede eigentümlich.

Str. 208—209. „Högni überreicht der Helvik einen runengürtel als erbeil für den sohn.“ In der Thidr. c. 393 gibt Högni der frau den schlüssel zum Sigisfröd-keller. Nach der hv. chr. (a. a. o. s. 43) hat Hagen den zauberschlüssel unter einem steine draussen im feld für seinen sohn verborgen.

Str. 210—213 sind gröstenteils dem Högniliede eigentümlich.

Str. 211^b stirbt Högni sogleich nach seinen letzten worten; ebenso Thidr. c. 393. Nach der hv. chr. „einige zeit nachher.“

Str. 212^b. „Helvik begräbt Högni in einem (grab-)hügel.“ In der hv. chr. lässt Gremild die leiche nach Schonen bringen und dort beerdigen.

Str. 214—216. „Nach 9 monaten gebären Helvik und Gudrun schöne knaben.“ Helvik nennt den ihrigen (gemäss str. 202) Högni, Gudrun den ihren Svein (nach Sigurdr Sveinn, ebenso in der hv. chr. Sigfred).“ Dasselbe erzählt die hv. chr. s. 42. Die citierung des priesters (str. 215 u. 216) gehört nur dem Högniliede an.

Str. 217—219 sind die erfüllung von Högnis weissagung str. 205 bis 206 und dem Högniliede eigentümlich.

Str. 220 — 223. Den zug, „wie Helvik die beiden söhne vertauscht und Gudrun den vermeintlichen sohn der Helyik tötet, in wahrheit ihren eigenen,“ finden wir mit beinahe wörtlicher übereinstimmung in der hv. chr. s. 42 wider.

Str. 224. „Högni, Högnis postumus, wird bei Artala erzogen.“ Dasselbe erzählt Thidr. c. 423.

Str. 225 — 231, „wie Högni seine wahre mutter erkennt,“ findet sich in dieser gestalt nur im Högniliede. In der hv. chr. (p. 43) erkennt Ranche seine mutter und die wahrheit dessen, was sie ihm von Gremilds bosheit erzählt hat, daran, dass sie ihm den vom vater hinterlassenen zauberschlüssel weist.

Str. 232 — 235. „Helvik spornt Högni zur rache für den vater an und übergibt ihm den runengürtel,“ stützt sich auf die hv. chr. s. 43.

Str. 237 — 241 knüpfen an die Thidr. an. „Der knabe soll das licht putzen. Ein herabfallender funke brennt in seinen fuss, ohne dass er es merkt. Artala ist über des knaben tiefsinn betroffen und befragt ihn darum. Svein (Högni) antwortet, er denke daran, dass Artala trotz seines reichthums doch noch dereinst brod und wasser geniessen würde. Artala stellt das in abrede.“ Vgl. Thidr. c. 423.

Str. 242 — 253. Högni rächt seinen vater an Artala (und Gudrun). Der vorgang wird gerade so, oft mit wörtlicher übereinstimmung erzählt, wie in der Thidrekssaga c. 424 f.

Daneben zeigt sich eine verschmelzung mit der darstellung, wie sie die hv. chr. überliefert (s. 43). Denn während nach der Thidreks-saga Aldrian nur den Attila im berge einschliesst (Grimhilds tod erzählt ja schon c. 392), nach der hv. chr. aber nur die Gremild, so werden hier beide zugleich im berge eingeschlossen.

Str. 253^b. „Högni kam nicht wider an den goldberg, bevor Artala tot war“ lehnt sich an die hv. chr. an. Denn nach Thidr. c. 426 war Attila, als Aldrian das letzte mal zum berge kam, noch lebend; nach der hv. chr. aber war Gremild, als Ranche zum letzten male zum Hammerberge ging, tot (s. 43 u. 44).

Str. 254^a. „Högni besuchte seine mutter, ehe er aus dem reiche schied, nochmals.“ Nach der hv. chr. sagt er seiner mutter vor seinem wegzuge lebewol (s. 44).

Str. 254^b enthält eine eigentümlichkeit. „Högni reitet (nach Artalas und Gudruns tode) fort zum könige des Dänenreichs.“ Nach der hv. chr. (s. 44) zieht er zu den Goten nach Italien; nach lied C, 42 nach Bern in die Lombardei. Hier hielt er sich bei dänischen mannen auf und liess sein manntum sehen. Nach Thidr. c. 427 zieht er ins Niflungenland und ergreift davon besitz.

Uebereinstimmend in allen darstellungen ist also wenigstens Högnis fortziehen aus dem lande, in dem er aufgezogen worden war. Im übrigen berührt sich das lied am meisten noch mit der Folkevisæ C.

Aus diesen betrachtungen ergibt sich, dass dem faroeischen Högniliede vorzugsweise die Thidrekssaga, nächst dem die dänischen Kämpesviser, die Hvensche chronik, zum geringsten theile Völsungasaga (Edda) und jüngere Edda als quellen gedient haben.

DRESDEN.

B. DÖRING.

ÜBER DEN GENETIVUS PARTITIVUS NACH TRANSITIVEN VERBEN IM GOTISCHEN.

In meiner im sommer 1868 erschienenen abhandlung „Kritische untersuchungen über die gotische bibelübersetzung II.“ erklärte ich Lc. XIV, 28 *niu rahneip munwifo habai-u du ustiuhan* so, dass ich *munwifo* als genetivus pluralis von *munwifa* im sinne von *res paratae* oder „vorrat“ zu *habai-u* zog, also „ob er des vorrats habe“ *τιν δαπάνην εἰ ἔχει*. In seiner anzeige meiner abhandlung¹ glaubte herr Heyne diese auslegung deshalb zurückweisen zu müssen, weil *haban* ohne negation nirgend mit dem theilungsgenetiv verbunden vorkomme, die stelle Jh. XVI, 33 *in þamma fairhwau aylons (ἄλιφου) habaid* dürfe als zweifelhaft nicht zum beweis herangezogen werden. Ich benutze diese veranlassung, um den betreffenden gebrauch des genetivs im Gotischen genauer zu erörtern, woraus sich ergeben wird, dass meiner erklärung von dieser seite² keine bedenken im wege stehen.

Bei dem vielfachen einfluss, welchen die sprache der griechischen vorlage auf die gotische übersetzung ausgeübt hat, sind diejenigen eigentümlichkeiten, worin der Gote vom Griechischen abweicht, von besonderem interesse und dürfen mit um so grösserer sicherheit als ächt gotisch bezeichnet werden. Dahin gehört u. a. der partitive genetiv nach solchen verben, die gewöhnlich den accusativ im gefolge haben; derselbe soll bezeichnen, dass die thätigkeit des subjects sich nur auf einen theil des gegenstandes erstreckt, oder wie Grimm IV p. 646 sich ausdrückt: „Der accusativ zeigt die vollste, entschiedenste

1) Bd. 1. s. 374 dieser zeitschrift.

2) Ebenso wenig darf das als einwand erhoben werden, dass das fragwort *u* nach meiner erklärung nicht an das erste wort des satzes anhängt sei, vgl. Mc. XI, 30. Lc. XX, 4 *duupens Johannis uzuh himina ras þau* usw.

bewältigung eines gegenstandes durch den im verbo des satzsubjects enthaltenen begriff. Geringere objectivisierung liegt in dem genitiv; die thätige kraft wird dabei gleichsam nur versucht und angehoben, nicht erschöpft.“ Dass dieser genitiv bei *haban* nicht an die negation gebunden ist, hat Grimm richtig erkannt, und herr Heyne hätte dies nicht behaupten sollen. Dem Griechischen des neuen testaments ist diese anwendung des genetivs fremd; während dieselbe der älteren sprache geläufig ist (*ὄφρα πίοι οἰνοιο, χαριζομένη παρεόντων*), steht im neuen testament, um dasselbe verhältnis zu bezeichnen, *ἀπό* oder *ἐκ*. Derselbe genitiv findet sich, wie herr Heyne (Grimms wörterbuch s. v. *haben*) selbst anerkennt, in allen deutschen mundarten. Das Gotische bietet dafür folgende beispiele:

Mit negation: I Cor. IX, 7 *miluks þis aveþjis ni matjai* (*ἐκ τοῦ γάλακτος*). Mc. IV, 5 *ni habaida diuþaizos airþos* (*βιάθος γῆς*). Jh. IX, 41 *ni þrau habaidedeiþ fravaurhtais* (*ἀμαρτίαν*). Jh. XV, 22 *inilons ni haband* (*πρόφασιν*). Eph. V, 27 *ni habandein vamme* (*σπίλον*) *aiþþrau maile* (*ῥυτίδα*) *aiþþrau hva svaleikaize*.

Öfter ohne negation: Mc. XII, 2 *ei at þaim vaurstvejam nemi akranis* (*ἀπὸ τοῦ καρποῦ*). Lc. XX, 10 *ei akranis þis veinagardis geþeina imma* (*ἀπὸ τοῦ καρποῦ*). Jh. VI, 11 *namuh hlaibans . . . jah . . . gadailida*; *samaleiko jah þize fiske* (*ἐκ τῶν ὀψαρίων*). Jh. VI, 26 *matideduþ þize hlaibe* (*ἐκ τῶν ἄρτων*). Jh. VI, 51 *jabai hvas matjþ þis hlaibis* (*ἐκ τούτου τοῦ ἄρτου*). I Cor. XI, 28 *sva þis hlaibis matjai jah þis stiklis drigkai* (*ἐκ τοῦ ἄρτου — ἐκ τοῦ ποτηρίου*). II Tim. II, 6 *akrane andniman* (*τῶν καρπῶν μεταλαμβάνειν*).

Den dativ vertritt ein solcher genitiv Mc. XII, 19 *jah bileiþai genai jah barne ni bileiþai* (*τέκνα*) und Lc. XX, 31 *ni bitipun barne* (*τέκνα*). Den nominativ vertritt er Lc. I, 7 *ni vas im þarne* (*τέκνον*) und II, 7 *ni vas im rumis* (*τόπος*); ebenso Mc. VIII, 12 ohne negation: *amen qiþa izvis jabai gibaidau kunja þamma taikne* (*σημεῖον*).

Daneben finden sich zahlreiche stellen, wo ein solcher genitiv zulässig war, aber nicht eintrat, wie Mc. IV, 40 *hvaiva ni nauh habaiþ galaubein*. Mc. VIII, 16. 17 *hlaibans ni habaiþ*. Mc. XI, 14 *ni þana-seiþs us þus aiv manna akran matjai*. Lc. I, 15 *vein jah leiþu ni drigkid*. Lc. VIII, 13 *vaurtins ni haband*, ebenso Mc. IV, 6. 17, und Mc. IV, 5 *ni habaida airþa managa* neben *diuþaizos airþos*. Vgl. auch I Cor. IX, 7. XIII, 3. II Cor. II, 3. II Thess. III, 9. Ebenso steht oft der nominativ bei *ni visan*: Lc. VI, 43 *ni auk ist bagms gods*. Jh. VIII, 44 *nist sunja in imma* usw.

Folgt nun aus den angeführten beispielen, dass der genitiv wenigstens bei transitiven verbis (aber auch bei *gibaidau*) von der negation

unabhängig ist, indem einerseits verba wie *niman*, *matjan*, *drigkan*, *giban* auch ohne negation den genitiv zu sich nehmen, andererseits auch bei negativem ausdruck oft der accusativ steht, so ist doch nicht zu verkennen, dass die partitive fügung beim negativen verbum leichter eintrat und einen grösseren umfang annahm (mit *visan* und statt des dativs bei *bileipan*). Ja sie tritt in verbindung mit der negation auch da ein, wo eigentlich ein partitives verhältnis undenkbar ist, wie Mt. IX, 36 *lamba ni habandona hairdeis*, vgl. das französische *des brebis qui n'ont point de pasteur*. Aber ebenso gut wie *giban*, *matjan*, *drigkan*, *niman* konnte doch wol auch *haban* den partitiven genitiv zu sich nehmen. In der that vermag ich Jh. XVI, 33 in *aglons habaid* keinen plural dem griechischen texte zuwider anzunehmen, und ebenso fasse ich als partitiven genitiv Lc. XV, 17 *ufarassau haband hlaibe* (*περισσεύοντα ἄρτων*), denn *ufarassau haban* steht auch Phil. IV, 12 neben *ufarassu haban*, und derselbe adverbiale dativ *ufarassau* entspricht mehrmals dem griechischen *καθ' ἐπερβολήν* oder *περισσοτέρως*.

So ist also an der fügung *manwiþo habai-u* kein anstoss zu nehmen, während man unmöglich, wie Massmann thut, *manwiþo* zu *niu rahneip* ziehen kann, da hier, trotz der negation, der partitive begriff schlechthin unzulässig ist.

ELBERFELD, FEBRUAR 1869.

ERNST BERNHARDT.

EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE DES TEXTES DER GOTISCHEN BIBELÜBERSETZUNG.

Mit dem Codex Brixianus der Itala, der bekanntlich mit dem gotischen texte eine eigentümliche verwantschaft hat, ist ein pergamentblatt zusammengebunden, welches von einer andern hand herrührt und zu dem codex in keiner beziehung steht. Das blatt enthält eine art von vorrede, in welcher der gotischen bibelübersetzung erwähnung geschieht. Nachdem man lange zeit nur den sehr ungenauen abdruck bei Blanchinus, im evangeliarium quadruplex (Romae 1749), gekannt hatte, ist das merkwürdige schriftstück neuerdings auf M. Haupts veranlassung von Th. Mommsen aufs neue verglichen und der vielfach berichtigte text im Berliner lectionskatalog für das sommerssemester 1869 veröffentlicht worden.

Es stellt sich nunmehr heraus, dass dasselbe nicht nur ein gotisches wort enthält, sondern auch für die geschichte der gotischen bibelübersetzung von grossem interesse ist. Ich gebe zunächst neben dem

lateinischen texte eine übersetzung, welche freilich theilweise nur auf vermutung beruht, denn das latein dieser vorrede ist barbarisch, und der gedanke des verfassers muss an vielen stellen erraten werden.

Sanctus Petrus apostolus discipulus saluatoris domini nostri Jesu Christi edocens fideles propter diuersitatem adsertionis linguarum admonet cunctos, ut in octauo libro Clementis continet scribturn, docens sic „audite me, conserui dilectissimi, bonum est ut unusquisque uestrum secundum quod potest prosit accedentibus ad fidem religionis nostrae. et ideo non uos pigeat secundum sapientiam quae uobis per dei prouidentiam conlata est disserentes instruere, ignaros edocere, ita tamen ut his quae a me audistis et tradita sunt uobis uestri tantum sermonis eloquentiam societis nec aliquid proprium et quod uobis non est traditum proloquamini, etiamsi uobis uerisimile uideatur: sed, ut dixi, quae ipse a uero propheta suscepta uobis tradidi prosequimini, etiamsi minus plenae adsertionis uidebuntur.“ et ideo ne in interpretaationibus linguarum secundum quae in interiora libri ostenduntur legenti uideatur aliud in Graeca linguae aliud in Latina uel Gotica designata esse conscribta, illud aduertat quis, quod si pro disciplina lingua discrepationem ostendit, ad unam tamen intentionem concurrit. quare

Sanct Petrus, der apostel, schüler des heilands, unseres herrn Jesu Christi, die gläubigen unterrichtend, wegen der verschiedenheit des ausdrucks der sprachen ermahnt alle, wie es im 8. buche des Clemens geschrieben steht, indem er so lehrt: „Höret mich, sehr theuere mitknechte. Es ist gut, dass ein jeder von euch gemäss seinem vermögen nütze denen, die dem glauben an unsere religion sich anschliessen. Und daher möge es euch nicht verdriessen nach dem masse der weisheit, welche euch durch gottés vorsehung zu theil ward, die streitenden zu unterrichten, die unwisenden zu belehren, so jedoch, dass ihr mit dem, was ihr von mir gehört habt und euch überliefert ist, nur die beredsamkeit eurer sprache verbindet und nicht etwas eignes und was euch nicht überliefert ist, ausspricht, wenn es euch auch wahrscheinlich vorkommt, sondern wie ich gesagt habe, was ich selbst, nachdem ich es von dem wahren propheten empfangen, euch überliefert habe, das befolget, wenn es auch scheint, als könne es weniger zuversichtlich behauptet werden.“ Und daher, damit nicht bei den übersetzungen in (andere) sprachen gemäss dem was im inneren des buches sich zeigt, dem lesenden etwas anderes in der griechischen sprache, etwas anderes in der lateinischen oder der gotisch genannten geschrieben zu sein scheine, so bemerke man dies, dass wenn ihrer beschaffenheit (?) nach die sprache unterschied zeigt, sie doch zu

nullus exinde titubare debet de quod ipsa auctoritas manifestat secundum intentione linguae propter declinationes sonus uocis diligenti perceptione statuta sunt, ut in subsequentibus conscribita leguntur. haec res fecit probanter publicare propter aliquos qui falsa adsertione secundum uoluntate sua mendacia in lege uel in euangelii per interpretationem propria posuerunt. quare illa declinantes haec posita sunt quae antiquitas legis in dictis Graecorum contineri inveniuntur, et ipsas etymologias linguarum convenientes sibi conscribitas ad unum sensum concurrere demonstrantur. nam et ea conuenit indicare pro quod in uulthres factu est. Latina uero lingua adnotatio significatur quare id positum est agnosci possit. ubi littera Gr super uulthre inuenitur sciat qui legit quod in ipso uulthre secundum quod Graecus continet scribitum est: ubi uero littera La super uulthre inuenitur secundum Latina lingua in uulthre ostensum est. et ideo ista instructio demonstrata est ne legentes ipsos uulthres non perciperent pro qua ratione positi sint. sed quod — — —

einerlei sinne zusammentrifft. Daher soll folglich niemand zweifeln darüber, dass, was die autorität selbst überliefert, gemäss dem sinne der sprache mit rücksicht auf ihre beugungen, laute, worte mit sorgfältiger auffassung festgestellt ist, wie es im folgenden geschrieben zu lesen ist. Diese sache machte mit beifall veröffentlichen wegen einiger, welche mit falscher behauptung nach eigenem gutdünken lügenhaftes im alten testament oder in den euangelien nach ihrer eignen auslegung gesetzt haben. Deshalb, jenes vermeidend, ist dasjenige gesetzt worden, was als alte überlieferung des alten testaments im texte der Griechen enthalten gefunden wird, und es wird gezeigt, dass die wirkliche (ipsas?) auslegung (etymol.?) der sprache in gegenseitiger übereinstimmung abgefasst auf einen sinn hinausläuft. Denn es ist passend dieses auch zu bezeichnen gemäss dem, wie es in den *vulthres* geschehen ist. In lateinischer sprache wird (damit) eine *adnotatio* bezeichnet, (damit) weshalb das und das gesetzt sei, erkannt werden könne. Wo der buchstabe Gr über dem *vulthre* gefunden wird, wisse der leser, dass in dem *vulthre* selbst gemäss dem, was das Griechische enthält, geschrieben ist; wo jedoch der buchstabe La über *vulthre* gefunden wird, da ist gemäss der lateinischen sprache in dem *vulthre* dargelegt. Und deshalb ist jenes wahrzeichen angeben, damit nicht die, welche die *vulthres* selbst lesen, in unkenntnis seien, aus welchem grunde sie gesetzt sind. —

Der stil unseres schriftstücks ist solcher art, dass dasselbe nur einen der lateinischen sprache wenig kundigen, grammatisch völlig unge-

bildeten verfassers gehabt haben kann. Denn dass man den mangel an verständlichkeit nicht etwa dem versehen eines abschreibers zurechnen kann, das wird schon dadurch bewiesen, dass die aus Rufinus übersetzung der pseudo-clementinischen *Recognitiones* L. VIII, c. 37 citierte stelle ohne fehler überliefert ist. Man wird nicht irren, wenn man annimmt, die praefatio könne nur von einem „barbaren“ verfasst sein. Aber nicht nur der sprachliche ausdruck, auch der gedankenzusammenhang wird erst bei längerem nachdenken einigermaßen verständlich. Der verfassers scheint etwa folgendes sagen zu wollen:

Der apostel Petrus ermahnt die gläubigen, die ihnen überlieferten glaubenssätze zu verbreiten, ohne an ihrem inhalte etwas zu ändern; nur die form dürfe ihr eigentum sein (*vestri sermonis eloquentiam societis*).¹ Ebenso, fährt der verfassers fort, dürfe man nicht meinen im griechischen urtext, in der lateinischen und gotischen übersetzung der heiligen schrift einen verschiedenen sinn zu finden, wenn auch der ausdruck, den eigentümlichkeiten jeder der drei sprachen gemäss, verschieden sei. Ihn habe zur herausgabe seiner arbeit das tadelnswerte verfahren gewisser leute bewogen, welche nach eignem gutdünken falsche lesarten im alten (*in lege*) und im neuen testament (*in evangeliiis*) aufgenommen hätten. Diesen fehler habe er vermieden und nur das aufgenommen, was sich als alte griechische lesart im alten testament ausweise. Er habe dies nun auch bezeichnen wollen, was denn in den *vulthres* geschehen sei. Dies wort entspreche dem lateinischen *adnotatio*. Wo über dem *vulthre* das zeichen *Gr* stehe, sei der griechischen lesart gemäss geschrieben, wo *La* gesetzt sei, entspreche der text dem lateinischen.

Ist diese auslegung, wie ich nicht zweifle, im ganzen richtig, so ergibt sich folgendes. *Vulthrs* ist ohne zweifel, wie M. Haupt erklärt, dasselbe, mit *vulpus*, *vulpags*. verwante gotische wort, das sich auch Gal. II, 6 findet *ni vaiht mis vulpris ist oððev moi diapégei*.² Daneben findet sich das adjectiv *vulþrs* Mt. VI, 26, gerade wie *vairþs* adjectiv und substantiv ist. Es bedeute nun *vulthrs*, meint Haupt, wo von lesarten des biblischen textes die rede sei, die vorzügliche lesart „*id quod probum et praestans esse indicabatur*.“ Das gotische *vulthrs* ist aber in unserer vorrede auf lateinische weise decliniert, und es fin-

1) Aus dem zusammenhange der stelle bei Rufinus geht hervor, dass der apostel nicht, wie der verfassers der vorrede annimmt, von der übertragung in eine fremde sprache redet.

2) Hier hat freilich Cod. A *vulþrais*, allein da gerade aus unserem schriftstück sich das geschlecht von *vulþrs* (*ip sos vulthres*) ergibt, so hat diesmal wol B recht.

den sich davon folgende formen: *super vulthre, in ipso vulthre, in vulthre, ipsos vulthres.*

Da wir nun hier ein unzweifelhaft gotisches wort haben und da ferner von einer vergleihung des griechischen, lateinischen und gotischen textes die rede ist, so kann unser schriftstück nur die einleitung¹ zu einer ausgabe, wenn ich es so nennen soll, der gotischen bibelübersetzung gewesen sein, oder eines theils derselben, vielleicht des alten testaments (*haec posita sunt quae antiquitas legis in dictis Graecorum contineri inveniuntur*). Es soll dazu dienen, das kritische verfahren des herausgebers zu rechtfertigen und zu erläutern. Wir haben also hier ein directes zeugnis dafür, dass die gotischen abschreiber ihren text mit griechischen und lateinischen handschriften verglichen und danach umgestalteten. Ferner beschwert sich der verfasser der Praefatio über das unkritische verfahren anderer gotischer abschreiber (denn über diese reichte doch wol sein gesichtskreis nicht hinaus), welche nach gutdünken (*secundum voluntate sua*) falsche lesarten (*mendacia*) in den text des alten und neuen testaments einführten. Denn unter *lex* im gegensatz zu *evangelia* hat man ohne zweifel das alte testament zu verstehen. Änderungen nach der Itala freilich wird der verfasser der vorrede nicht schlechtweg verworfen und getadelt haben, da er selbst mitunter der lateinischen lesart den vorzug gibt, wol aber mag er unter *mendacia* die nicht unbedeutende klasse der willkürlichen Änderungen nach den parallelstellen, vielleicht auch jene alliterierenden zusätze verstanden haben, wie *frauĳinond* bei *frauĳa*, *haurĳjans haurĳjandans* und ähnliche, welchen wir im Codex Argenteus öfters begegnen und welche mit der sonstigen treue der gotischen übersetzung so auffallend contrastieren. Im gegensatz zu solchen willkürlichkeiten verspricht er einen nur auf den griechischen und lateinischen quellen beruhenden text.

Spuren solcher *vulthres*, d. h. Änderungen des ursprünglichen gotischen textes, begleitet von der angabe der quelle, aus der sie entlehnt sind, finden sich in unseren gotischen bruchstücken nicht. Es beweist aber das vorliegende schriftstück abermals, dass die gotischen abschreiber sich mit dem ihnen überlieferten schatze des ursprünglichen textes sehr eingehend beschäftigten, aber dabei verschiedenartig und willkürlich verfahren und dass sie theilweise auch griechische handschriften zur vergleihung heranzogen.

Für die verschiedenartige behandlung des gotischen textes von seiten der abschreiber will ich noch einen anderen beleg anführen. Während der Codex Argenteus und der Ambrosianus B bekanntlich eine aller-

1) Oder das schlusswort; es steht im gegensatz zu den *interiora libri*.

dings mangelhafte und nicht consequent angewante interpunction enthalten, fehlt eine solche fast gänzlich in der Wolfenbütler handschrift des Römerbriefs, sowie in einem theile des Ambrosianus A, nämlich im Römerbrief und in den vier ersten kapiteln des ersten Korintherbriefs, wie die Uppströmschen ausgaben der Gotica minora und der Codices Ambrosiani beweisen. Dagegen ist hier dem bedürfnis des vorlesers auf eine andere art abgeholfen, nämlich durch die art der zeilenabteilung. Es ist das gesetz durchgeführt, dass jede zeile womöglich einen satz oder ein satzglied enthalte; war dies nicht ausführbar, so wurde die nächste zeile eingerückt und enthielt nur den schluss des satzgliedes. Niemals findet sich daher ein wort am zeilenschluss abgebrochen, ohne dass die nächste zeile, welche mit dem zweiten theile des abgebrochenen wortes anfängt, eingerückt wäre. Nur selten tritt der punkt ein, nämlich nur dann, wenn der in die zweite eingerückte zeile hinübergewommene theil des satzgliedes oder das für eine nicht eingerückte zeile bestimmte satzglied gar zu kurz war, und es raumverschwendung gewesen wäre, damit die zeile zu schliessen. Zur erläuterung des gesagten diene folgendes beispiel:

Ro. VII, 23.

*aþþan gasaihva anþar vitoþ in li-
þum meinaim
andveihando vitoda ahmins meinis
jah frahinþando mik in vitoda fra-
vaurhtais þamma visandin in
liþum meinaim.*

vainags ik manna usw.

Ein beispiel des punkts *ibid.* 7:

*Hva nu qiþam vitoþ fravaurhts
ist. nis-sijai.*

Freilich ist hierbei der punkt nach *sijai* überflüssig, wie denn überhaupt nicht mit strenger grammatischer consequenz verfahren ist.

Zur erleichterung des vorlesens hatte der alexandrinische diakon Euthalius eine einteilung des neutestamentlichen griechischen textes κατά στίχον unternommen, d. h. in rhetorische satzglieder, die so geschrieben wurden, dass stets eine textzeile ein solches satzglied befasste. Begonnen hatte er mit den paulinischen briefen, deren abteilung er im jahre 462 vollendete; und dass sein verfahren grossen beifall und weithin verbreitung und nachahmung gefunden hat, lässt sich aus noch erhaltenen griechischen handschriften deutlich erkennen.

Wie sich nun die gotische schreibweise des Ambr. A. und des Wolfenbütler bruchstückes zu jener griechischen stichometrie verhalte, das

wird noch einer besonderen eingehenden untersuchung bedürfen. Hier durfte es genügen, auf diese schon von Uppström bemerkte eigentümlichkeit der schreibweise aufmerksam zu machen, welche auch ihrerseits zeigt, dass die Goten ihrem bibeltexte eine grosse aufmerksamkeit zuwendeten, und dass sich gleichsam verschiedene schulen der textkritik und textüberlieferung bei ihnen bildeten.

Ich schliesse hieran eine kurze besprechung einiger stellen aus den letzten kapiteln des Marcus, die man sich als beleg für die von dem verfassers der Praefatio gerügten *menducia* gefallen lassen möge.

Mc. XIV, 66 *jah visandin Paitrau in rohsnai dalaba jah atiddja aina þiujo*; gr. lat. (auch f) *καὶ ὅτιος τοῦ Πέτρον ἐν τῇ ἀλλῇ κἀτω ἔρχεται μία τῶν παιδισκῶν*. Auffallend ist das die construction störende *jah*. Allerdings findet sich Jh. VI, 45 eine ähnliche unregelmässigkeit *hwazuh nu sa gahausjands at attin jah ganam gaggjþ du mis*, *κῆς ὁ ἀκούσας παρὰ τοῦ πατρὸς καὶ μαθῶν ἔρχεται πρὸς μέ*, wo *ganam* so gesetzt ist, als gieng vor *hwazuh nu saei gahausida*. Dagegen darf nicht verglichen werden Mt. VIII, 14 *jah qimands Jesus in garda Paitraus | jah gasalw swaikron is ligandcin | in heitom*, gr. *καὶ περὶσοῦσαι*, wo offenbar *jah* durch versehen an eine falsche stelle geriet. An unserer stelle aber gibt Mt. XXVI, 69 aufschluss: *ὁ δὲ Πέτρος — ἐκάθητο — καὶ προσῆλθεν*; hiernach ist offenbar geändert worden, wie auch *atiddja* beweist, das dem *προσῆλθεν* bei Mt., nicht dem *ἔρχεται* der griechischen handschriften im Mc. entspricht. Wir haben hier also, wie es scheint, eine selbständige änderung des gotischen abschreibers nach einer parallelstelle. Ob dasselbe XV, 1 anzunehmen sei, ist zweifelhaft, da der schluss des Mc. in f verloren ist, die änderung also auch daher stammen könnte. Hier heisst es *jah alla so gafawrds gabindandans Jesu brahtedun ina at Peilatau*, die übrigen *ἀπὴρεξαν* (CD *ἀπὴγαγον*) *καὶ παρέδωκαν Πιλάτῳ*, aber Luc. XXIII, 1 *καὶ ἀναστὰν ἅπαν τὸ πλῆθος αὐτῶν ἤγαγον αὐτὸν ἐπὶ τὸν Πιλάτον*.

Interessant ist XV, 21 *undgripun sumana manne Seimona Kyreinaiu*, gr. *ἀγγαρεύουσιν παράγοντά τινα Σίμωνα Κυρηναῖον*. Mt. V, 41 ist *ἀγγαρεύειν* durch *anauuþjan* gegeben, *undgripun* kann nur bedeuten „sie ergriffen“, *παράγοντα* ist nicht ausgedrückt, *manne* fehlt im Griechischen. Dagegen heisst es Lc. XXIII, 26 *ἐπιλαβόμενοι Σίμωνός τινος*, und hiernach ist der gotische text geändert (vgl. I Tim. VI, 12 *undgreip libain aiweinon elilaþou t̅is aiwóniου ζωῆς*), wobei eine handschrift der Itala vorangegangen sein kann, denn auch c hat *apprehenderunt* (die übrigen *angariaverunt*) *quoniam Cyrenaeum transeuntem cui nomen erat Simon*. Auch *manne* könnte aus Mt. XXVII,

32 *ēðron ānθρωπῶν* entlehnt sein, doch findet es sich auch sonst, und zwar mehrmals gerade an interpolierten stellen, zugesetzt wie Lc. VIII, 49. IX, 50. Mt. VIII, 2. Dass wir es hier aber mit einer nach Vulfila eingetretenen änderung zu thun haben und dass nicht dieser selbst etwa in seiner handschrift *ἐπελάβοντό τινος Σίμωνος* gelesen haben kann, geht daraus hervor, dass die griechische accusativform in *Seimona* unverändert beibehalten wurde, der übersetzer also nicht *ἐπελάβοντο* mit genitiv, sondern ein verbum mit dem accusativ, also *ἀγγαρεύουσιν*, vorgefunden haben muss.¹

Zu Mc. XVI, 1 haben schon Gabelentz und Löbe vermutet, dass der gotischen lesart der bericht des Lucas zu grunde liege, nach welchem die frauen die salben noch vor beginn des sabbats kauften. Es heisst hier *jah in visandins sabbate dagis Marja so Magdalene jah Marja so Jakobis jah Salome usbauhtedun aromata. ei atgaggandeins gasalbodedeina ina*, gr. *διαγενομένου τοῦ σαββάτου*. *Invisandins sabbate dagis* kann aber nur heissen *imminente sabbati die*, wobei der scheinbar absolute genitiv temporal zu nehmen ist (vgl. Löbe, Gramm. p. 240), denn *invisan* kann nicht wesentlich verschieden sein von *atvisan* (Mc. IV, 29 *atist asans páresstin ó θερισμός*, II Tim. IV, 6 *mel — atist ó καιρὸς — ἐφέστηκεν*), so wie von *instandan* (II Thess. II, 2 *instandai dags Xristaus ἐφέστηκεν*). Somit muss die gotische lesart ins Griechische übersetzt werden: *ἐπιφώσκοντος τοῦ σαββάτου*, womit man vergleiche Lc. XXIII, 54 *καὶ ἡμέρα ἦν παρασκευή, σάββατον ἐπέφωσκεν*. 55 *κατακολουθήσασαι δὲ γυναῖκες — ἐθεάσαντο τὸ μνημεῖον καὶ ὡς ἐτέθη τὸ σῶμα αὐτοῦ*, 56 *ὑποστρέψασαι δὲ ἠτοίμασαν ἀρώματα καὶ μύρα καὶ τὸ μὲν σάββατον ἠσύχασαν κατὰ τὴν ἐντολήν*.

Zum schlusse gebe ich eine vermutung der weiteren überlegung der leser anheim. Mc. XVI, 9 ist das verb *ataugjan* auffallender weise intransitiv gebraucht (*ataugida*, gr. *ἐφάνη*; doch hat auch D auffallend *ἐφανέρωσεν*). Ferner heisst es in demselben verse *usstandands þan in maurgin frumin sabbato anastās dē prōi prōtē saββátou*. Das mit *prōtē saββátou* gleichbedeutende *μια saββátou* ist XVI, 2 übersetzt *þis dagis afarsabbate*, und der an unserer stelle verwante gotische

1) Ebenso blieb die griechische form unverändert in *Jairusaulym on* (*Ἱεροσολύμων*), *Trakauneitidans* (*Τραχωνιτιδος*) und ähnl. Beiläufig bemerke ich hier, dass der gotische übersetzer in der behandlung fremder eigennamen zuweilen auch so verfuhr, dass er die vorliegende griechische casusform als nominativ nahm und weiter declinierte, vgl. Mc. VI, 17 *Hairodiadins*, als wäre der griechische accusativ *Ἡρωδιάδα*, der hier steht, der nominativ. Jh. VI, 23 *us Tibairiadan ex Tiberiáδος*. II Cor. II, 12 *qimands in Trauadai eis Tηφάδα*, wie von den nominativen *Tibairiadus* und *Trauada*.

ausdruck ist XV, 42 in ganz anderem sinne gebraucht: *unte vas paras-kaive saei ist fruma sabbato ἐπειδὴ ἦν παρασκευή, ὃ ἐστὶν προσάβ-βατον*; hier ist *fruma* substantivisch gebraucht, also gleichsam „der vorgänger,“ wie im *calendarium* der november *fruma Juleis* heisst. Kann man nun dem Vulfila eine solche gedankenlosigkeit zutrauen, dass er denselben ausdruck (*fruma sabbato*) das eine mal für den tag vor und bald nachher für den tag nach dem sabbat setzte? Dies ist kaum glaublich. Bekanntlich fehlt nun in einer anzahl der besten handschriften der schluss des Marcus von XVI, 9 an, und es dürfte daher anzunehmen sein, dass auch Vulfila denselben nicht vorfand, dass er also im ältesten gotischen text nicht vorhanden war und von einem späteren abschreiber nachträglich übersetzt und hinzugefügt wurde.

MEININGEN, 13. SEPTEMBER 1869.

E. BERNHARDT.

CORPUS JURIS GERMANICI POETICUM.

II. Wernher der gartenære und bruder Wernher.

Der meier Helmbrecht¹ des klostergärtners von Ranshofen, bekanntlich zwischen 1234 und 1250 entstanden, also ein zeitgenosse des Deutschenspiegels, ist überaus reich an kulturhistorischen bemerkungen, hat aber für die rechtsgeschichte lange nicht das gleiche interesse. Der vater des helden ist ein *meier* (21) und bezeichnet sich selbst als *gebür* (1106. vgl. 343. 346. 568). Als das charakteristische merkmal des bauern erscheint hier wie auch sonst der umstand, dass er seine acker- und viehwirtschaft eigenhändig und unter persönlicher mitwirkung seiner familienglieder betreibt (248 f. 264—78. 291. 315—24. 364 f. 545. 913—18. 1086. 1356—61). Der meier hat ausserdem aber auch einen verheirateten knecht (709. 711. 761. 1081), der zwar erst erwähnt wird nachdem der junge Helmbrecht, der bis dahin seinem vater als knecht gedient hatte, aus der väterlichen gewalt entlassen ist (424 f.), allein aus dem zusammenhange ergibt sich dass er schon früher auf dem hofe war. Die befugnis, eigene leute zu haben, war im 13. jahrhundert schon wesentlich beschränkt: *ez mag mit rehte nicman eigen liute haben, wan diu gotes hüser und daz rîche und die fürsten und die vrîen herren unde mitel vrîen . swer dienest man ist der mag mit rehte niut eigen liute han . ein iegelich man der selbe eigen ist der mag niut eigen liute han* (Schwabensp. Lassb. 308. vgl. Deutschensp. 61). So ist denn auch

1) Herausgegeben von Keinz. München 18 5.

der knecht unsers meiers kein leibeigener, sondern ein *frîman*, seine frau ein *frîwîp* (711. 743. 1088—90), sein verhältnis zum meier ist also das einer reinen dienstmiete. Der meier selbst bezeichnet seine abstammung den höheren ständen gegenüber als *ein wênic lag* (491), er nennt sich einen *man von swacher art, des swachen mannes kint* (495. 500). Dies würde einen beleg für Grimms erklärung des wortes *lagi* abgeben,¹ nur darf man den meier Helmbrecht nicht zum stande der lassen rechnen, er ist ein freier mann wie sein knecht und kann sich, wenn er seiner gutsherrschaft (unter der wir uns wol das kloster Ranshofen zu denken haben) den jahreszehnten entrichtet (255 f.), dabei rühmen: *ich gibe ouch keinem pfaffen niht wan sîn barez reht* (780 f.), er haftet nur für bestimmte leistungen und nicht darüber hinaus.

Sehr interessant sind die nachrichten über die behandlung der räuberbande, welcher der junge Helmbrecht angehört. Rindshäute am halse tragend werden sie vor gericht geführt (1651—68), offenbar zu eigenem schimpf (vgl. Rechtsalt. 713 ff.) und mit rücksicht auf die von ihnen geraubten thiere. Der dichter scheint auf confiscation der häute zu gunsten des richters hinzudeuten: *ieglîch truoc sîn bürde mit im hin, daz was des richters gewin* (1667 f.). Einen fürsprecher erhalten die angeklagten nicht: *dô wart vîrsprechen niht gegeben* (1669), überhaupt ist das ganze verfahren wegen der ertappung auf handhafter that ein höchst summarisches. Die execution geschieht durch den schergen:

*der scherge dô die niune hie
1680. den einen er dô leben lie
(daz was sîn zehende und sîn reht);
der hiez Slintezgeu Helmbrecht.*

Diese stelle gewährt einen hübschen beleg zu Sachsensp. III, 56. § 3, wo es von dem frohnboten heisst: *sîn reht is ok die tegede man den man verdêlen sal, dat he ine to lôsene du*. Deutschensp. 301 werden diese worte einfach wiederholt, ausführlicher ist Schwabensp. Lassb. 126: *unde ist ir reht, alse einer niun mannen oder wîben den lip genimet, so ist der zehende sîn, den læse man von im alse er statte an im vinde. diz reht suln si haben in allem tiuschen lande*. Die geltung dieses grundsatzes im alemannischen recht ist schon von Osenbrüggen (alamann. strafrecht 192 f.) nachgewiesen worden; für das gebiet des bairischen rechts, dem unser gedicht angehört, erhellt wenigstens eine analoge anwendung aus dem stadtrecht von Brixen vom jahre 1380: es

1) Rechtsalterthümer 308 f. Vgl. Kudrun 1051: *die man von allem rehte bi den fürsten kinden. solt alle zîte swochen, die muoste man da bi den swachen vinden*.

*ist auch ze wissen, wer fronpot ist, das er die zechent elichtaindung haben sol und die zechente prust und den zechenten schaffpachen und die zechente chrame in dem jarmarkt und zu der chirchweich auf dem tuem und zu den swestern. es sol auch ain fronpot den zechenten pan einnemen was schlechter pänn ist von gülte wögen. es sol auch der fronpot in der stat gesessen sein mit hause, und was das gerichte und die stat ze schaffen habent, da sol ain fronpot pei sein und dazu geholfen sein, wie es mit alter gewonhait her ist chumen.*¹ Eigentümlich ist, dass der scherger in unserm gedicht von seinem recht nicht gebrauch macht, um ein lösegeld zu erheben, sondern um einen akt besonderer rache an dem verbrecher zu üben:

der scherger im üg diu ougen stach.

noch was der räche niht genuoc;

1690. *man rach die muoter, daz man sluoc*

im ab die hant und einen fuoz.

Über diese strafen vergleiche man peinliche halsgerichtsordnung Karls V. art. 159: *darumb in disem fall der mann mit dem strang und das weib mit dem wasser oder sunst nach gelegenheit der personen und ermessung des richters in under weg, mit ausstechung der augen oder abhawung einer hand oder einer ndern dergleichen schweren leibstraf gestraft werden soll.*² Das sprichwort *bistu zum stelen geboren, so bistu auch zum henken geboren*³ bewährt sich übrigens auch an Helmbrecht, indem später die bauern volksjustiz an ihm üben und ihn erhängen (1821 — 1909).

Das gedicht enthält endlich mehrere schätzenswerte bemerkungen zur geschichte des ehrechts. Der meier Helmbrecht empfiehlt seinem sohne eine bauerntochter und beneant deren heimsteuer,⁴ und der räuber Lemberslind verspricht seinem spiessgesellen Helmbrecht eine stattliche morgengabe für seine schwester.⁵ Bekannt und schon mehrfach benutzt⁶ sind die verse, welche die vermählung Lemberslints mit Gotelinde schildern: *uf stuont ein alter grise* usw. (1507 — 1534).

Während hier nach altdeutscher sitte ein laie als fürsprecher die eheschliessung vermittelt und von einer priesterlichen traung nicht die

1) Beiträge zur Tiroler geschichte, auch unter dem titel geschichtsfreund. Brixen 1867, seite 216.

2) Vgl. Rechtsalterthümer 705 ff.

3) Vgl. Zeitschr. f. rechtsgeschichte 5, 39.

4) 280 f. Vgl. meine geschichte des ehelichen güterrechts 2 a, 21.

5) 1326 — 52. Vgl. ebd. 2 a, 40.

6) Vgl. Wackernagel, zeitschrift für deutsches altertum 2, 550. Friedberg, das recht der eheschliessung 27. Siehe auch diese zeitschrift bd. 1, 270 ff.

rede ist, singt bruder Wernher,¹ der landsmann und zeitgenosse des gleichnamigen klöstergärtners, von den „pfaffen“:

Wer lert uns kristelichez leben?

wer git uns wip ze rehter ê, wer toufet uns diu kint?

wer sol vür sünde uns buoge geben?

wer sol uns üz dem banne län?

Die neuerdings lebhaft verfochtene *identität* der beiden Wernher lässt sich bei solchen widersprüchen doch wol schwerlich aufrecht erhalten. Auch was bruder Wernher über acht und bann sagt, liesse sich seinem namensvetter von Ranshofen kaum in den mund legen:

Der ban und ehte sint ein töt

des lîbes und der sêle gar,

swer mit den zwein geschulden hin vür reht gerichtet kumet.

des nemet ir hôhen edelen war,

gedenket an die selben nôt.

ich wæn, die krumben reht und ir gewalt dâ lützel vrumet.

des lîbes erge ein ende hât,

zehant sô man die ehte uf in mit ganzer volge bringet.

diu sêle vor dem banne in grôzen riuwen stât,

swen si der helle scherge hin vür sînen meister twinget.

schaff ez ein ieglich biderbe man, daz er der sorge werde vri:

*swer von dem banne in die ehte kumet, daz ist niht guot unt
wonet kein sælde bî.*

Die stelle erinnert an Sachsensp. III, 63 § 2: *Ban scadet der sêle unde ne nimt doch niemanne den lif, noch ne krenket niemanne an lantrechte noch an lénrechte, dâr ne volge des koninges achte nâ*, so wie Schwabensp. vorrede f: *Als ein man in dem banne ist sehs wochen und einen tac, so sol in der weltlich richter ze achte tuon. und swer och in der achte ist sehs wochen und einen tac den sol man ze pannen tuon.*

BONN.

RICHARD SCHRÖDER.

DIE EINLEITUNG DES BEOVULFLIEDES.

EIN BEITRAG ZUR FRAGE ÜBER DIE LIEDERTHEORIE.

Es ist über allen zweifel erhaben, dass das angelsächsische national-epos in derjenigen form, in welcher es uns heute vorliegt, von einem einzigen poetisch begabten dichter gearbeitet ist. Ebenso zweifellos ist

1) v. d. Hagen, minnesinger 3, 11.

es ferner, dass dieser dichter geistliches standes war: schon ein blick auf die zustände und verhältnisse, unter denen die angelsächsische poesie ihre blüte erreichte, macht diese annahme wahrscheinlich und zur gewisheit wird sie, wenn man den subjectiv reflectierenden ton, der sich durch das ganze gedicht hinzieht, beachtet.¹ Es sind aber nicht nur einzelne mit mehr oder weniger ungeschick eingefügte christianisierende stellen, welche den geistlichen überarbeiter unzweideutig erkennen lassen, sondern dem ganzen gedicht ist eine christliche färbung gegeben, aus der die altheidnische grundfarbe oft genug deutlich hervorsieht, so dass bisweilen grundverschiedene anschauungen dicht neben einander begegnen. Eben wegen dieser durchgehenden, consequent ausgeführten christianisierung eines stoffes, der alteinheimischer sage angehört, ist es nicht wol möglich, sich mit der ausscheidung einzelner verse und einiger grösserer stellen zu begnügen, um den alten text des liedes zu gewinnen. Lässt man auch alle die von Ettmüller als spätere christliche zusätze bezeichneten verse und stellen weg, es bleibt doch des christlichen noch genug übrig, um auch nach ausscheidung des auffälligsten, mit dem heidnischen stoffe im grellsten widerspruche stehenden noch den geistlichen überarbeiter deutlich zu erkennen.² Andererseits aber zeigt sich auch, teils in ganzen sentenzen, teils in einzelnen worten und wendungen so viel heidentum, dass es offenbar wird: der geistliche, der das lied in seine jetzige form schuf, hatte die heidnische tradition vor sich als eine noch lebendige, von der es nicht möglich war, den ursprünglichen ton und die form, welche das volk dem sagenstoffe gegeben, völlig zu verwischen. Hier nun drängt sich die frage auf, ob dem christlichen dichter nur der stoff als solcher überliefert war, oder bereits in der form von liedern, die nun zu einem einheitlichen ganzen geordnet und wol zusammengefügt wurden. Diese ganze gewichtige frage nach der stellung des Beóvulfliedes zur liedertheorie, für welches das angelsächsische nationalepos, älter als irgend welches im eigentlichen sinne deutsche heldenlied, ganz besonders von belang ist, kann

1) Eine durchaus ähnliche erscheinung begegnet beim Héliand, der gleich wie der Beóvulf als das bewusst geschaffene product eines gebildeten dichters anzusehen ist, wenngleich derselbe noch nicht im stande war, sich von dem tone und der formelhaften ausdrucksweise altvolksmässiger poesie zu befreien. Vgl. Ernst Windisch, der Héliand und seine quellen, s. 12. Auch im Beóvulf tritt die von Windisch für den Héliand geltend gemachte stete rücksicht auf den zustand nach dem tode, die belohnung guter und die bestrafung böser thaten, an mehreren stellen bedeutsam hervor.

2) Vgl. über christliche und heidnische welt- und lebensanschauung im Beóvulf meinen artikel über „germanische altertümer im Beóvulf,“ Germania XIII. s. 129 ff.

unmöglich auf einigen blättern zur genüge behandelt werden, und schon die rücksicht auf den zugemessenen raum (ganz abgesehen von der weit-sichtigkeit der ganzen untersuchung) macht es notwendig, dass wir uns hier mit wenigen blicken zu orientieren suchen und die strengere untersuchung auf einen einzelnen punkt beschränken.

Ettmüller hält die liedertheorie für unumstösslich gültig auch in betreff des Beóvulf.³ Bestimmte beweise aber suchen wir bei ihm vergebens, nur andeutungen, die allerdings meistens sehr schätzbar und beachtenswert sind. Auch Simrock spricht von liedern, aus denen das epos entstanden sei, ohne sich näher auf diese frage irgendwie einzulassen.

Den inhalt des gedichtes bilden sagen, die nicht einem einzelnen germanischen stamme eigentümlich sind, sondern gemeingut des grossen ingäwonischen zweiges der germanischen völkerfamilie: Geäten, Dänen, Jüten, Sveón, Angeln, Friesen, Hetvären, Franken, Hugen, Heaðobear-den sind die völker, deren sagenschatz den stoff, oder besser die stoffe zum Beóvulfliede hergegeben hat. Eben in dieser vielheit der stoffe liegt ein bedeutsames moment: es ist nicht eine einzelne heldensage, welche das lied behandelt, sondern ein complex von sagen, die in keinem organischen zusammenhange stehen, die nicht durch abgeschmackten pragmatismus eines halbgelehrten kunstdichters sich notdürftig zu einer erträglichen einheit zusammenleimen liessen, sondern das einzige motiv, das ihre verbindung ermöglichte, ist der umstand, dass sie nahe verwanten völkern angehörten und somit gemeingut aller der stämme waren, aus welchen jene gruppe sich bildet. Die einfügung aber der mit der eigentlichen Beóvulfsage nicht zusammengehörigen sagen, so wie eines theiles der Beóvulfsage selbst, welcher der zeit nach weit vor den hauptkämpfen des helden liegt, in die darstellung der ereignisse, welche in den vordergrund treten und den hauptinhalt des epos ausmachen, ist in höchst geschickter weise geschehen, indem sie theils in form von liedern ~~des epos~~ diesem in den mund gelegt werden; oder von einem helden, der im liede handelnd auftritt, erzählt oder auch als lehrreiche beispiele an irgend eine sentenz angeknüpft werden. Ist durch dies verfahren allein schon hinlänglich bewiesen, dass wir hier nicht ein rohes conglomerat zusammenhangloser bruchstücke vor uns haben, sondern ein wolgefügtes mosaik, von kundiger hand verständig angeordnet, so ist doch andererseits damit noch nicht bewiesen, dass die theile des ganzen epos nicht schon vorher als selbständige lieder im munde des volkes gelebt haben. Fast unzweifelhaft erscheint die episode von dem kampf Hnäfs

1) Siehe s. 6 f. seiner übersetzung, ferner s. 63. 166 f.

mit dem Friesenkönige Finn, v. 1068—1159, als ein altes lied, das wol vollständig in den Beóvulf aufgenommen worden ist. Auch Beóvulfs kampf mit Grendel, mit Grendels mutter, mit dem drachen, Beóvulfs leichenbrand u. a. dürften wol als lieder, die dem ordner vorlagen, angesehen werden; aber nicht hat er sie bloss „zusammengestellt,“ wie Ettmüller — nicht recht zutreffend — sich ausdrückt, sondern zusammengearbeitet und mit geschick und geschmack dem ganzen einverleibt.

Auch die ersten blätter des gedichtes enthalten spuren eines alten liedes, doch nicht so, dass dieses ähnlich wie das lied vom kampf in Finnsburg und Hnāfs leichenbrand, sich ohne weiteres aus dem ganzen herauslösen und als eine in sich abgeschlossene einheit hinstellen liesse, sondern in zwei, vielleicht drei bruchstücken, zwischen denen das mittelglied fehlt.

Den hauptinhalt des epos bilden des Geátenhelden Beóvulf kämpfe in verschiedenen lebensaltern. Nun werden zwei der glänzendsten und berühmtesten (weil ursprünglich mythischen) thaten am hofe des Dänenkönigs Hrōðgār ausgeführt, aber die haupthelden sind nicht Dänen, sondern der Geáte Beóvulf. Aus diesem grunde ist mit vollem recht der eingang des liedes als verdächtig angesehen worden von Ettmüller und Simrock, wenn auch der umstand, den Simrock gerade ganz besonders betont, dass nämlich Beóvulf den Dänen bittere vorwürfe macht über ihre unfähigkeit, das arge übel, welches Grendel ihnen bereitet, zu hindern, v. 590—606, nicht gerade sonderlich ins gewicht fällt; denn wenn auch das gedicht solche vorwürfe gegen die Dänen enthält, so sind diese worte doch nicht ausdrück der gesinnung des dichters, sondern eine subjective anschauung, welche Beóvulf beigelegt wird und welche immerhin mit dem lobe, welches der dichter des vorwortes den Dänen zollt, sich vertragen könnte. Ein kunstdichter, der nur nach sagen arbeitete, nicht nach liedern, die in vollständiger abgeschlossenheit ihm überliefert wurden, hätte schwerlich wol die oben besprochenen episoden, die mit dem eigentlichen inhalte in keinem zusammenhange stehen, eingewebt — solche raffiniertheit moderner dichter, die ein langweiliges gedicht durch episoden den lesern geniessbar zu machen suchen, kannte unser altertum nicht und hatte sie bei dem reichthum der einheimischen sage an poetischen motiven nicht nötig —, am wenigsten aber episoden aus der sage eines volkes, von dessen kriegstüchtigkeit und heldenhaftigkeit er eine geringe meinung gehabt hätte. Im gegenteil ist es ganz erklärlich, dass der überarbeiter, um einen passenden eingang für sein werk zu finden, einen kurzen überblick gibt über die vorfahren des königs, an dessen hofe der held des gedichtes seine vorzüglichsten thaten verrichtet und welcher dadurch, sowie zufolge seiner glänzenden

und liebenswürdigen eigenschaften neben Beóvulf im vordergrunde steht. Dieser knappe gedrängte abriß der Scyldingendynastie ist ein untrügliches zeichen für den kunstmässigen charakter der heutigen form des epos. Nahm aber der dichter einmal, absehend von den üblichen anfängen volksmässiger lieder, von Scyld Scéfinġ und seinen nachkommen den eingang, so war es durchaus angemessen, dass er einige einleitende verse vorausschickte, in welchen er rühmend der herlichen thaten der Scyldinge gedachte.

Unbestritten sind v. 1—3 eigentum des überarbeiters, des ordners. Die folgenden verse aber, v. 4—11, werden wir ihm absprechen müssen.

Vorher ist es notwendig, das ganze stück bis v. 63 genau zu betrachten, namentlich rücksichtlich der ausdehnung, welche den einzelnen abschnitten zu theil geworden ist. Zuerst das lob der Dänen v. 1 bis 3. Der begründer der dynastie wird ausführlicher behandelt: v. 4—11 heisst es, dass Scyld manchem volke die lustbarkeit nahm, d. h. natürlich dadurch, dass er den fürsten, den gefolgsherrn erschlug, dass er anfänglich wol ein kümmerliches loos hatte (v. 7. *feásceaft funden*, was doch wol nicht anders verstanden werden kann, als von seiner ankunft in hilflosem zustande am dänischen gestade), dass er aber später trost und ersatz dafür fand, wuchs und an ehren gedieh, bis ihm die umwohnenden über das meer hin tribut zahlten; *pät vās gōd cyning*. Nun aber wird übergegangen auf Scylds sohn Beóvulf. Dass der name dieses Beóvulf nur durch verwechslung mit dem helden des gedichtes entstanden ist, liegt auf dér hand;¹ einem volksdichter, dem die alte überlieferung unversehrt und unverfälscht im gedächtnis lebte, wäre solch ein irrtum rein unmöglich gewesen. Es wird gesagt, v. 13 f., dass Beóvulf seinem volke zum troste gesant worden sei, und höchst wunderlich heisst es, dass er grosse not fand, welche sein volk lange zeit duldete. Das wäre also bei Scylds lebzeiten, und erst nach dessen tode hätte Beóvulf, sein sohn und nachfolger, die Dänen von der bedrängnis befreit. Der herr des lebens aber, welcher der herlichkeit waltet, gab ihm weltliche ehre. Obgleich schon in den vorhergehenden sechs versen von Beóvulf die rede gewesen ist, wird doch erst jetzt, v. 18, sein name genannt: Beóvulf war berühmt (sein ruf verbreitete sich weithin), der sohn Scylds in den Scedelanden. Diese art von personen zu sprechen ist durchaus nicht volksmässig und schon darum sind v. 12—19 dem überarbeiter zuzusprechen. Noch ein anderes motiv aber spricht für die autorschaft des geistlichen dichters: es ist dies die widerholt zu tage tretende christ-

1) Vgl. Simrock, Beovulf usw. s. 175 f.

liche gesinnung. Dieser anschauung entspricht es, dass gott den Beóvulf seinem volke zum troste sendet (v. 13 f.), dass gott als *líffréa vul-dres vealdend* bezeichnet wird (v. 16 f.) und dass er dem sprösslinge Scylds *vorold-ære* verleiht (v. 17), ein gedanke, der dem alten liede naturgemäss fremd sein musste. Es ist nicht möglich, in *vorold-ære* den begriff grosser, über die ganze welt hin sich verbreitender ehre allein zu finden, sondern daneben macht sich christliche auffassung entschieden geltend, indem das wort eine art von ehre bezeichnet, welche von der welt gezollt wird und welche ihr imponiert, im gegensatze zu der ehre, die vor gott gilt und des ewigen lebens theilhaftig macht; von dieser kann hier nicht die rede sein, da Beóvulf ein heide war, und wie der dichter über die heiden dachte, das zeigen deutlich v. 178—188. — Auf die summarische behandlung Beóvulfs folgt v. 20—25 eine stelle, die im anschluss an das vorhergehende durchaus nicht am platze ist. Den inhalt dieser verse bildet ein raisonnement über königliche tugenden, besonders über die milde, durch welche der junge königssohn schon frühzeitig sich treue, willige gefährten erwerben soll, damit ihm am tage des kampfes seine leute gerne folgen. Vorher ist mit keinem worte der freigebigkeit als einer tugend, durch welche Beóvulf geglänzt hätte, gedacht und man sieht nicht ein, wie diese sentenz gerade hier ihren platz gefunden hat. Es sind diese verse vollkommen frei von äusserungen oder auch nur andeutungen specifisch christlicher denkweise, im gegenteil so durchaus volkstümlich ihrem gedankeninhalte nach, dass nicht ohne berechtigung die vermutung aufsteigt, es seien diese verse aus einem alten volksmässigen liede entlehnt. Erinnern wir uns ferner, dass derartige reflexionen durchaus nicht mit notwendigkeit auf einen kunstmässigen verfasser schliessen lassen, sondern auch in echt volksmässiger dichtung begegnen,¹ so ergibt sich ein grund mehr, die in rede stehenden verse für ein bruchstück eines der lieder, aus denen der Beóvulf als epos geschaffen wurde, zu halten. Wol möglich, dass sie zu demselben liede gehören, von dem wir in v. 6—11 und v. 26—52 bruchstücke zu erkennen haben, wie ich im folgenden zu erweisen hoffe, und welches Scyld Scéfing zum helden hatte; möglich auch, wenn gleich weniger wahrscheinlich, dass sie aus einem liede auf den Scylding Beóvulf herrühren; auch die möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, dass irgend ein interpolator (also nicht gerade notwendig der geistliche dichter, dem das epos in der hauptsache seine heutige form verdankt) sie gott weiss woher holte und auf gut glück, weil der erste abschnitt über Beóvulf ihm verhältnismässig zu kurz vorkam, einfickte. In den

1) Vgl. Vids. 135—144; Vald. II, 25—29.

zusammenhang unsrer einleitung gehören diese verse jedesfalls nicht. Mit v. 26 kehrt das gedicht zu Scyld zurück und berichtet in einer kurzen episode bis v. 52 seine bestattung auf einem schiff, das steuerlos den wellen überlassen wird. Dieses stück ist offenbar aus einem alten liede vollständig und unversehrt entnommen, vielleicht nur mit ausschluss von v. 27, der wie ein zusatz christlicher färbung aussieht. Es ist ein in sich zusammenhängendes, abgerundetes stück eines gedichtes, dessen schlussworte namentlich ganz das gepräge des schlusses eines volksmässigen liedes tragen. V. 53—57 handeln kurz von Beóvulf dem Scylding, der lange zeit herrschte; bis ihm der erlauchte Healfdene folgte, von welchem nun, so wie von dessen söhnen v. 58—63 in gedrängter kürze berichtet wird. Auf Healfdene folgt (v. 64) sein sohn Hrôdgâr, und mit der erzählung von der erbauung der prächtigen halle Heorot beginnt die eigentliche zusammenhängende darstellung der ereignisse, welche den inhalt des epos ausmachen.

Sonach erscheint die ganze einleitung als ein werk, das von einem bewusst schaffenden dichter herrührt, der nach einem bestimmten plane arbeitete und bei dessen thätigkeit eine wolberechnete ökonomie in der verteilung des umfangreichen sagenstoffes, der sich herzudrängte, sich beobachten lässt.

An den kunstmässigen eingang v. 1—3, an die erwähnung des *þrym* und *ellen*, das von den Scyldingen gerühmt wird, schliesst sich durchaus passend die ausführlichere behandlung der thaten des ahnherrn der dynastie. Die art, wie diese erwähnt werden, mit einigen wenigen kräftigen zügen in kurzen umrissen ist durchaus die gleiche wie im Hildebrandsliede, wo von Dietrichs und Hildebrands flucht vor Ôtáher in das ostland die rede ist. Es scheint der anfang, von dem wol die ersten verse fehlen und durch die einleitenden worte des überarbeiters ersetzt sind, eines liedes, das Scyld den Scéfung feierte und vielleicht mit der beschreibung von seiner bestattung endigte. Die einleitung schloss wahrscheinlich mit den echt volksmässigen worten: *þát väs gôð cyning*, einer formel, die durchaus geeignet ist, das vorher gesagte noch einmal zusammen zu fassen, ehe zur ausführlichen darstellung der ereignisse, welche den eigentlichen inhalt des liedes bilden (d. h. hier des einzelliedes auf Scyld), fortgeschritten würde. In vollkommen gleicher weise heisst es v. 1075 von Hildeburh, von der vorher gesagt ist, dass sie keinen anlass gehabt habe, in dem streite zwischen Finn und Hnáf der Eoten treue zu rühmen, sondern dass der schildkampf ihr brüder und söhne entriss: *þát väs geómuru ídes*. Dann beginnt die schilderung des gefechtes. Was weiter der inhalt des liedes auf Scyld gewesen sein könnte, ist nicht zu entscheiden. Eben so wenig können wir mit sicher-

heit wissen, ob dem dichter ein einziges lied vorlag, welches das ganze heldenleben Scylds zum gegenstand hatte und mit seinem tode und der wundersamen bestattung schloss, oder ob er mehrere lieder auf Scyld vor sich hatte, deren eines den ausgang seines lebens ausschliesslich besang. So viel wir aber nach dem heutigen stande der überlieferung urteilen können, wird des sagenstoffes nicht allzuviel gewesen sein, und so wie die episode von Finn und Hnáf auch den leichenbrand mit enthält, wird wol auch hier anzunehmen sein, das Scylds leben und tod in einem liede behandelt worden sei. Dazu komt, dass die erzählung von Scylds tod und bestattung von zu geringem umfange ist, als dass sie ein eigenes selbständiges lied ausfüllen könnte, und ferner, dass der anfang dieses abschnittes durchaus nichts enthält, was nur irgendwie einem alten liedesanfange ähnlich sähe, im gegenteil die worte *him þá Scyld gevát* usw. weisen deutlich darauf hin, dass diese erzählung sich unmittelbar an eine andere voraufgehende anschloss und keine existenz für sich besonders haben konnte. Nehmen wir die stelle v. 4—11, die — allerdings im anfang nicht unverkürzte — einleitung zu einem liede auf Scyld den Scéfing und die episode von seiner bestattung, v. 26—52, als bruchstücke eines und desselben liedes, so gewinnt die vorhin ausgesprochene vermutung, dass auch die moralisch-politische reflexion v. 20—25 gleichfalls zu diesem liede gehört, an wahrscheinlichkeit. Gar nicht unmöglich ist es, dass dieser passus, so wie er hier vor der kunde von Scylds abscheiden steht, seine durchaus richtige stelle, die er im alten liede inne hatte, einnimmt; er hätte dann am schlusse des berichts von Scylds heldentaten gestanden, als die summe der gedanken und betrachtungen, welche seine schicksale hervorrufen, und nun würde das letzte, was von dem erlauchten stamvater der dynastie zu sagen ist, seine bestattung auf steuerlosem schiffe, folgen.

Bisher haben wir uns immer nur mit vermutungen, mit möglichkeiten und wahrscheinlichkeiten zu beschäftigen gehabt; der abschnitt aber, welcher nunmehr in betrachtung zu ziehen ist, gibt volle gewisheit und die notwendigkeit der annahme eines alten liedes für diese episode vermehrt die wahrscheinlichkeit der vermutungen in betreff der stellen v. 4—11 und v. 20.—25.

Wenn man hier nicht in unzulässiger weise eine interpolation annehmen will, was hier notwendig die ungeheuerlichkeit zur folge haben würde, dass gerade ein uraltes stück des liedes als späterer zusatz verworfen werden müsste, so können wir nicht umhin, den gedankensprung, der in der anordnung der einzelnen bestandteile der einleitung deutlich in die augen fällt, anzuerkennen. Von Boóvulfs des Scyldings berühmtheit in den Scedelanden und den betrachtungen, die — wie wir oben

sahen — wenig passend an seinen namen geknüpft werden, während sie vielmehr an den ruhm seines vaters sich sehr wol anschlossen und vermutlich den bestandteil eines liedes über denselben bildeten, wird ohne vermittlung auf Scyld zurückgekehrt. Der folgende abschnitt nun erscheint mehr als irgend ein anderer theil des ganzen epos altertümlich und volksmässig. Es findet sich hier nicht die blühende, schwungvolle diction, welche dem kunstepos eignet, nicht die häufung synonyme wörter, nicht der wolberechnete wechsel in der wahl des ausdrucks für eines und dasselbe ding, keine spur von subjectivem raisonnement, sondern einfache kürze der rede, rein objective darstellung, schöne sinnliche anschaulichkeit bei aller knappen gedrängtheit. Dies der allgemeine eindruck, den die stelle macht. Ferner altepische, volkstümliche formeln: v. 30 *penden vordum veöld vine Scyldinga*, v. 38 *ne hýrde ic cymlicor ceol gegyrvan*, v. 44 der ausdruck *þeódgestreón* zur bezeichnung eines unermesslichen schatzes; weiter die anspielung auf Scylds wundersame ankunft im Dänenlande in den worten v. 44 ff. *þone þá dydon | þe hine át frumscafte forð onsendon | ænne ofer gðe umbor-vesende*,¹ besonders aber die schlussworte v. 50 — 52, die ausnehmend viel epische ausdrücke und gedanken enthalten und vollkommen wie der schluss eines selbständigen, ursprünglich für sich existierenden liedes aussehen: *men ne cunnon | secgan tō sōðe seledædende | hælæð under heofenum, hvá þám hlæste onféng*. — Was nun folgt, ist widerwerk des überarbeiters. — Der einzige vers des ganzen abschnittes v. 26 — 52, der wie eine interpolation des oder eines geistlichen nachdichters erscheinen könnte, ist v. 27, wo es heisst, dass Scyld sich aufmachte zu fahren *on freán väre*. Wenn auch unter *freá* nicht notwendig der christengott zu verstehen ist, so scheint doch *varu* christliche vorstellung zu enthalten; doch lässt sich hiebei auch an das leben in Valhal denken, so dass eine tilgung des verses nicht unbedingt nötig ist. Andererseits aber erscheint dieser zusatz mit seiner — wenn auch nicht entschiedenen — christlichen färbung als ein einschleissel umso-

1) Unbegreiflich ist es, wie Simrock an der bedeutung „ungeboren,“ die für diese stelle wegen ihres mythischen bezuges allenfalls angehen mag, festhält, trotzdem dass v. 1187 derselbe ausdruck von Hrōdulf gebraucht wird, der durchaus nichts mythisches hat. Nichtsdestoweniger übersetzt er auch dort die worte *umbor-vesendum ær árna gefremedon* frischweg: „das wir ihm zu frommen und fürstlichen ehren dem ungeborenen ehemals erwiesen.“ Dass *umbor*, selbst wenn es auch ursprünglich die von Simrock angenommene bedeutung haben mochte, dieselbe doch später vollständig verloren hat und nichts anderes als „jung, neugeboren“ bezeichnet, ergibt sich 1) aus Beöv. 1187, 2) aus Gnom. Exon. v. 31 *umbor gceð, þá ær áðl nimeð* und 3) aus dem *valde recens puer* der chronisten. Wie ein mensch ungeboren in ein fremdes land kommen kann, ist mir und wol jeder männiglich unverständlich.

mehr, als der vorhergehende vers offenkundiges heidnisches gepräge trägt: *gescäp hvíl*, ein *ἄλλα λεγόμενον*, ist die von den Nornen bestimmte todesstunde. Wol möglich, dass zur milderung dieses heidnischen gedankens ein geistlicher überarbeiter einen etwas christlicher klingenden vers einschob, was um so leichter geschehen konnte, als kein wort des vorgefundenen textes geändert zu werden brauchte und nur ein synonyme ausdruck, der eine ganze langzeile füllte, einzuschieben nötig war.

So ergibt sich aufmerksamer betrachtung, dass in der episode von Scylds bestattung das bruchstück eines alten liedes vorliegt. Dieses konnte mit den worten *him þá Scyld gerát* usw. nicht anfangen, sondern bildet nur den schluss eines grösseren ganzen. Den etwas veränderten anfang dieses liedes dürfen wir mit gutem grunde im v. 4—11 suchen und v. 20—25 gleichfalls als ein bruchstück desselben liedes ansehen, das vielleicht an seiner ursprünglichen stelle steht.

DRESDEN, JANUAR 1868.

ARTUR KÖHLER.

DIE BEIDEN EPISODEN VON HEREMOD IM BEOVULF- LIEDE.

V. 901—915 und 1709—1722.

Mit recht hält Bouterwek¹ die eingefügten stamsagen für das bedeutendste und wichtigste im Beóvulfliede und schon einer nur leidlich aufmerksamen betrachtung des nationalen epos der Angelsachsen kann es unmöglich entgehen, dass diese episoden gerade die allerältesten bestandteile des gedichtes sind. Diese aber sind nicht in einer so einfachen und kunstlosen art eingefügt, dass sie ohne weiteres sich ausscheiden liessen, sondern meistens mit geschick und geschmack für den zusammenhang der stelle, wo sie eingefügt wurden, zurecht gemacht und überarbeitet. Immerhin aber lässt sich mit sicherheit die behauptung aufstellen, dass die episoden früher als selbständige einzellieder existiert haben, und vielfach lässt sich nicht nur aus inneren, sondern auch aus äusseren, formellen gründen der beweis für ihre ursprünglich selbständige existenz erbringen. Wenn ich für die vorliegende untersuchung gerade zwei episoden herausgreife, die weder durch ihren umfang noch auch durch auffällige verschiedenheit ihres inhalts als heterogene bestandteile des Beóvulfliedes sofort in die augen springen, so geschieht es deswegen, um gerade an einem solchen beispiele die notwendigkeit

1) Haupts zeitschrift XI, 66.

der anwendung der liedertheorie auch auf das angelsächsische national-epos zu erweisen.

Ettmüller rechnet die beiden episoden, die von Heremôd, vermutlich dem vorgänger der Scyldingendynastie,¹ handeln, nicht mit unter die „nebenerzählungen,“ deren er neun annimmt, deren anzahl aber bei genauerer untersuchung sich wesentlich vermehrt. Gleichwol zeigt sich, dass die beiden stellen, die Heremôd erwähnen, nicht dem letzten überarbeiter, der dem epos seine jetzige einheitliche gestalt gegeben hat, zuzuschreiben sind, als wäre die zweimalige bezugnahme auf den unmilden, kargen und grausamen fürsten im gegensatz zu den leutseligen und freigebigen herschern Hrôdgâr und Beóvulf ein zeugnis des kunstmässig schaffenden, viel reflectierenden verfahrens des dichters, der die darstellung mit nutzbringenden, lehrreichen beispielen ausschmückt und seine gelegentlich vorgetragene ansicht über königliche tugenden und pflichten mit solchen moralischen beispielen verstärkt, sondern es stellt sich vielmehr heraus, dass der dichter schwerlich auf den gedanken gekommen sein würde, Heremôds beispiel zweimal anzuführen, wenn ihm dasselbe nicht schon durch ein bereits vorhandenes lied über diesen gegenstand nahe gelegen hätte.

Der inhalt der beiden episoden ist im wesentlichen derselbe: Heremôd herrscht grausam und blutig wütend, so dass er von den Jüten vertrieben wird und bei den feinden seines volkes im elend stirbt. Gleichwol stimmen beide stellen nicht durchaus überein, sondern ergänzen sich gegenseitig. An der ersten stelle, v. 901 — 915, heisst es: Seit Heremôd seine heldenhaftigkeit, kraft und stärke verliessen, wurde er bei den Jüten (*mid Eotenum*)² hinweg getrieben in der feinde gewalt, schnell verjagt: wallende sorgen drückten ihn zu lange; er ward seinen leuten, allen ädelingen zum grossen kummer (*tô aldorœare*): so beklagte oft in früherer zeit manch weiser mann des kühnen geschick (*sviðferhðes sið*), der von ihm abhilfe der übel hoffte, (nämlich indem er hoffte,) dass des königs spross gedeihen sollte, des vaters edle art gewinnen, das volk behüten, den hort und die schützende burg, das reich der helden, die heimat der Scyldinge. An der zweiten stelle, v. 1709 — 1722: Nicht war Heremôd so (nämlich wie Beóvulf sich bisher gezeigt hat und in zukunft sein wird) den nachkommen Ecgvelas, den Ruhm-Scyldingen: er erwuchs ihnen nicht nach wunsche, sondern zu blutigem tode und morde den Dänenleuten; er erschlug im zorne die tischgenossen, die

1) Grein in Eberts jahrbuch für romanische und englische literatur IV, 264; Bouterwek in Pfeiffers Germania I, 396; Simrock s. 172 f. seiner übersetzung.

2) Simrock übersetzt „zu den riesen.“ Mit welchem grunde?

vertrauten (*cazlgestcallan*), bis dass er einsam sich hinwegbegab, der berühmte könig, hinweg von dem frohen treiben der menschen: obgleich ihn der mächtige gott durch erfreuliche heldenkraft (*mügenes vynnun*), durch stärke erhöhte, vor allen menschen weit erhob, so erwuchs ihm doch im herzen blutgieriger sinn, nicht schenkte er den Dänen spangen nach verdienst: freudlos lebte er dahin, bis er das werk seines leides (d. h. die wirkung des leides, das er seinem volke zugefügt) erfuhr, den langdauernden, ungeheuren jammer.

Hält man beide stellen neben einander, so zeigt sich deutlich, dass die erste eine fortsetzung der zweiten enthält. In der letzteren ist von Heremôds kargheit und blutgier berichtet, und vorausblickend — wie dies eine eigenart der volksmässigen dichtung auf späterer entwicklungsstufe ist — wird der endliche ausgang angedeutet. Den wirklichen eintritt der düstern voraussagung meldet die erstere stelle v. 901 f. Heremôd war heldentum und gewaltige kraft verliehen, wie es an der zweiten stelle heisst v. 1716 ff.; so lange diese in blüte standen, mochten die Dänen ihren unwillen bezwingen, und daher kann gesagt werden, dass er freudlos sein leben verbrachte, bis die verderbliche saat seines wütens grausige frucht für ihn trug. Aber als seine kraft im kampf erlag (*síðitan Heremôdes hild sveðrode*, v. 901), brach der lange verhaltene grimm der Dänen aus und sie trieben ihn aus dem lande. Es ist klar: der abschnitt über Heremôd, der im epos an zweiter stelle steht, handelt von zuständen und ereignissen, die denen in jenem anderen, im Beóvulf voranstehenden abschnitte zeitlich vorausliegen und deren voraussetzungen und vorbedingungen bilden. Die stelle v. 901 ff. ist ohne die andere v. 1709 ff. nicht verständlich; man hört wol von klagen über Heremôds art, die von dem edlen wesen seines vaters abstach, man hört davon, dass er seinem volke kummer bereitete und dessen hoffnungen täuschte, aber inwiefern er seinem erlauchten vater unähnlich war, wodurch er den hass und grimm seines volkes auf sich lud, das wird nur deutlich aus v. 1709 ff.

An und für sich schon ist es unwahrscheinlich, dass ein wahrhaft kunstmässig schaffender dichter zweimal ein und dasselbe beispiel anführen sollte: ihm ist an neuheit der erfindung, an mannigfaltigkeit und abwechselung alles gelegen. Schon dieser umstand ist gewichtig und legt die Vermutung nahe, dass ein ursprünglich selbständiges lied über diesen theil der sage existierte und von dem sänger, der mit benutzung älterer und neuerer lieder das zusammenhängende epos verfasste, mit verwertet wurde. Da sich nun aber als unzweifelhaft herausstellt, dass der erste abschnitt, der von Heremôd handelt, v. 901 ff., ohne den zweiten, v. 1709 ff., unklar und dunkel bleibt, dass jener das ende, dieser den

anfang von Heremôds unseligem geschicke berichtet, so ist hier gar kein zweifel mehr möglich, dass wir hier zwei bruchstücke eines und desselben liedes haben.

Wäre alles dies noch nicht zur überzeugung von der existenz eines Heremôdliedes genügend, so gibt der zusammenhang, in dem beide stellen vorkommen, vollständige gewisheit.

Der ausgang Heremôds wird erzählt im anschluss an die kurze episode von Sigemund dem Vålsing, dem hier der drachenkampf zugeschrieben wird, den die sagen anderer germanischer völker von seinem sohne Sigfrid berichten. — Am morgen nach Beóvulfs siegreichem kampf mit Grendel reiten die Dänenhelden hinaus zu dem schaurigen see, in den das ungetüm, seines einen armes verlustig, entflohen ist und dessen flut noch von dem blute des fliehenden waltt, und sie preisen Beóvulfs kraft und kühnheit, dass keiner im süden noch im norden zwischen den beiden seen unter dem himmel ein besserer schildträger wäre und würdiger des reiches. Der sänger pries Beóvulfs that im liede und daneben Sigemunds kampf mit dem lindwurm, eine ähnliche ruhmewerte that, durch die der Vålsing ehre bei den völkern gewann. Ohne irgend welche vermittelung, nicht einmal durch eine adversativpartikel wird nun auf Heremôd übergesprungen, wie er von seinem volke nach dem verluste seines heldentums ins elend gestossen wurde. Kunstmässig ist dies gewis ebensowenig wie v. 1931 der sprung von Hygd, Hygelâcs jugendschöner, liebenswürdiger und durch edle weiblichkeit ausgezeichneter gemalin, zu Mòdpryð, die durch grimme strenge und härte ein beispiel gab, wie die volkskönigin, die friedeweberin nicht sein soll. Ich lasse die frage, ob und inwieweit ein lied auch auf Mòdpryð benutzt wurde, hier bei Seite: mag es sich damit verhalten, wie es will, es ist doch zwischen beiden königinnen ein entschiedener, scharfer gegensatz, der ihre gegenüberstellung ermöglicht. Ein solcher gegensatz findet dagegen hier, bei Sigemund und Heremôd, nicht statt. Beide entsprechen sich als gegensätze durchaus nicht: Sigemund wird berühmt und geehrt durch gewaltige kämpfe und den besitz des grossen hortens, Heremôd aber stirbt elend und verstossen von seinen volksgenossen. Der grund dieses kläglichen endes wird hier nicht angegeben, aus v. 1709 ff. aber erfährt man, dass geiz und blutgier die gemüter der Dänen von Heremôd abgewendet haben. Das stimmt aber durchaus nicht als gegenbild zu dem eben gepriesenen Sigemund. Denn nicht milde, freigebigkeit, wolwollen werden von ihm gerühmt, die ihm die liebe und zuneigung der menschen erworben hätten, sondern thaten, die zwar imponieren, aber nicht gewinnen, *faehde and fyrene*, v. 879, feindliche gewaltthaten; heldenkraft und kampfberühmtheit werden aber auch Heremôd in

früherer zeit zugeschrieben. Es findet somit durchaus kein wirklicher gegensatz zwischen beiden statt, und zu noch deutlicherem erweis des nicht-vorhandenseins eines solchen, während der dichter doch fühlte, dass hier ein gegensatz gebraucht wurde, gewissermassen um das hereinziehen Heremôds zu entschuldigen, wird mit einem eben so kecken sprunge, wie vorhin von Sigemund auf Heremôd, von diesem jetzt auf Beóvulf übergesprungen, von dem es v. 913 ff. heisst: „Hygelâcs verwanter ward da allen, dem geschlechte der menschen, seinen freunden geziemlicher:¹ jenen (den Heremôd) raffte frevel dahin.“ Beóvulf aber und Heremôd sind wahre, einander entsprechende gegensätze. — Weit geschickter ist Heremôds erwähnung v. 1709 ff. eingeflochten in die lange rede, die Hrôdgâr an Beóvulf hält, welche Ettmüller z. d. st. ganz treffend bezeichnet als „eine allegorisierende predigt, die sich im munde eines alten heidnischen königs etwas sonderbar ausnimt, selbst wenn man seine priesterwürde in anschlag bringt.“ Nachdem Hrôdgâr gerühmt hat, dass Beóvulf kraft und weisen sinn verbinde, spricht er die hoffnung aus, er möge lange noch seinem volke ein trost, den helden eine hülfe sein, und fährt darauf fort: „Nicht war Heremôd so usw.“ Es ist deutlich zu sehen, dass der teil des liedes, der hier benutzt wurde, für diese stelle überarbeitet wurde. Sicherer beweis ist die einmischung des „mächtigen gottes,“ der Heremôd über alle menschen erhob. Hier ist alles in ordnung und gut zusammengearbeitet, so dass das vorhandensein eines alten liedrestes nicht sofort in die augen springt; wer aber v. 901 ff. nicht erkennen will, dass der dichter, der aus reicher fülle alter lieder die epopoeie von Beóvulf in schon halb, aber noch nicht völlig kunstmässiger weise schuf, mit dem vorliegenden material nicht ganz zurecht kommen konnte, und, um nur nicht einen in der sage wolbekannten könig bei seite zu lassen, diese episode an durchaus ungeschickter stelle einfügte: wer dort alles glatt und in ordnung findet, der ist blind für die naturgeschichte der poesie, die sich im entwickelungsgang aller völker, die überhaupt eine ausgebildete nationale dichtung besitzen, mit strenger gesetzmässigkeit wiederholt.

Um mit wenigen worten noch der diction beider stellen zu gedenken, so ist zunächst zu beachten, dass mit ausnahme des *mihtig god* v. 1716 in beiden nichts spezifisch christliches sich breit macht, dass ferner die ausdrucksweise schlicht und durchaus volkmässig, die gele-

1) Dies scheint mir die angemessenste übersetzung von *gefëgra*, abzuleiten von *gefëgan*: fügen, zusammenfügen. Grein im angelsächsischen sprachschatz gibt *gefägra*, aber mit fragezeichen und ohne angabe einer bedeutung. Heyne schreibt gleichfalls *gefägra* und übersetzt „schöner. erwünschter.“ Im specialwörterbuch zum Beóvulf gibt Grein: *gefëge*, adj. c. dat. „gefüge. nutzbringend. *opportunus*.“

gentlich hervortretenden anschauungen entschieden volkstümlich sind. Besonders ist dies hervorzuheben bei v. 1709 ff. mitten in einer ziemlich kunstmässigen reflectierenden stelle.

Die doppelte bezeichnung der Dänen v. 1710 *easorum Ecgvelan, Ársçyldingum*, daneben v. 1712 *Deniga leóðum*, die hart nebeneinander gestellten synonyma für das gefolge *beóðgeneátas, eazgesteallan* v. 1713 f., der zusatz *on ferhðe* v. 1718, der ganz dem homerischen *φρσειν ἱστον* entspricht und noch v. 948 begegnet,¹ eine wendung, die der altvolksmässigen dichtung so geläufig war, dass ihrer auch die halbvolksmässige, auch die geistliche dichtung, z. b. in den psalmen 85, 11, wie *on móde* 54, 6; 76, 5, nicht entraten konnte, das volksmässige compositum *breósthord* v. 1719, das sich noch v. 2792 sowie Seef. 55 und *Gúðlác* 917 findet, desgleichen *leóðbealo* v. 1722 (vgl. v. 1946); alles das sind entschieden volksmässige ausdrücke und wendungen. Noch wichtiger aber; da die form des halbvolksmässigen epos, wie es unter der pflege von sängern von beruf sich entwickelt, von der des volksmässigen nicht allzu wesentlich abweicht, sind die auf einheimischer, volkstümlicher gesinnung beruhenden vorstellungen. Eine solche ist darin zu finden, dass v. 1719 Heremóds kargheit mit den worten ausgedrückt wird: *nallas beágas geaf*, sowie darin, dass bei der vertreibung Heremóds das verlassen der fröhlichen gemeinschaft (*mondreám* v. 1715) fast wie bedauernd hervorgehoben wird. Ganz besonders aber wird der alte ursprung dieses an späterer stelle im Beóvulfliede eingeordneten bruchstücks erwiesen dadurch, dass Heremód, trotzdem dass hier seiner in durchaus nicht ehrenvoller und rühmender weise gedacht wird und gedacht werden kann, nichtsdestoweniger v. 1715 *maere þeóðen* heisst; das ist eine unverkennbare spur altvolksmässigen formelhaften stils.

Das zweite bruchstück, durch ungeschickte anordnung an einen ganz ungehörigen ort gekommen, hat ebenfalls in seiner diction ausgeprägt volksmässigen charakter. Denselben bestätigen einzelne wendungen wie v. 902 die zusammenstellung *easofð and ellen* (ebenso v. 602. 2349) und die zusammensetzungen *sorhvylmas* v. 904 (vgl. v. 1993; *Gúðlác* 1046. 1236, sowie die composita *breóstvylm, cearvylm* und *cearvǫlm*) und *tó aldorceare* v. 906, letzteres zwar *ἄπαξ λεγόμενον*, aber nach geläufiger anschauung volkstümlich gebildet wie *maelcearu* und *móðcearu*, ferner *snotor ceorl monig* v. 908 und die umschreibungen für Heremód, *sviðferhð* v. 908, bei der noch an seine alte, vergangene hel-

*) Ähnlich *on móde, κατὰ θυμόν*, v. 1844. 2281. 2527: beide ausdrücke neben einander *he on móde veard forht on ferhðe*, wie homerisch *κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμόν*.

denkraft, nicht aber an seinen gegenwärtigen trübseligen zustand gedacht wird, und *þæt þeódnes bearn* v. 910. Besonders ins gewicht fällt auch hier die zu grunde liegende vorstellung, wo von den klagen über Heremóds verhalten und von den getäuschten erwartungen, die man von ihm hegte, gesprochen wird, v. 910 ff., verse, die auch in den einzelnen worten unverkennbar volksmässigen ton anschlagen: *þæt þæt þeódnes bearn geþeón scoldr | fæderædelum onfôn, folc gehealdan, | hord and hleoþurh, huleða rice, | æðel Scyldinga.*

So glaube ich den beweis geliefert zu haben, dass wie die grossen nationalepen anderer völker, so auch das angelsächsische eine fülle alter epischer lieder zur voraussetzung und bedingung seines entstehens hat, auf deren grund und aus deren wesentlichen bestandteilen es erwächst, und dass gar manche kleinere partien, die nicht auf den ersten anblick sich als ursprünglich selbständige lieder erkennen lassen, doch auch bei genauer und sorgfältiger prüfung sowol der worte als — und noch mehr — der zu grunde liegenden vorstellungen sich als bruchstücke und reste alter lieder herausstellen.

Nachschrift.

Als schon die beiden obigen aufsätze für den druck des zweiten bandes der „Zeitschrift für deutsche philologie“ bereit lagen, kam mir herrn Müllenhoffs artikel „die innere geschichte des Beóvulfs“ (Hauptzeitschrift, neue folge, II, s. 193 — 244) zu handen. Mit befriedigung habe ich aus dieser untersuchung ersehen, dass meine ergebnisse mit denen herrn Müllenhoffs durchaus nicht im widerspruch stehen, vielmehr eine erweiterung und fortführung der auch von diesem geteilten anschauungen sind. Herrn Müllenhoffs geistvolle und feinsinnige kritik beruht vorwiegend auf inneren gründen, auf scharfsichtiger prüfung des zusammenhangs, auf entdeckung von widersprüchen, auf nachweis von wichtigeren mitteilungen und andeutungen, die anderen stücken des gedichtes unbekannt sind: meine untersuchungen dagegen gründen sich wesentlich auf formelle momente, auf berücksichtigung des stils und tons der einzelnen theile des epos, auf unterscheidung der entschieden volksmässigen von den schon mehr kunstmässigen stellen des liedes, auf die diction, auf das vorkommen altepischer formelhafter ausdrücke, auf die ausgesprochene gesinnung, welche bald eine frühere, bald eine spätere abfassungszeit anzunehmen nötigt. Die kriterien für diese untersuchung boten mir die vergleichung anderer angelsächsischer dichtungen, volksmässiger wie geistlicher, sowie die Gesichtspunkte, welche ich bei der beschäftigung mit der volksmässigen dichtung anderer, germanischer

und nicht-germanischer, völker gewonnen habe. Bei diesem charakter meiner Beóvulfstudien halte ich mich für befugt über die von herrn Müllenhoff gelieferten resultate noch hinauszugehen und hoffe auf seine beistimmung, wenn ich die behauptung aufstelle und im einzelnen zu erweisen suche, dass der interpolator B — es ist das dieselbe persönlichkeit, die ich als den letzten überarbeiter, der vermutlich geistliches standes war, und der dem epos seine jetzige form gab, bezeichne — nicht nur aus seinem eigenen geschöpft habe, sondern mit theilweiser, mehr oder weniger freier benutzung älterer lieder gearbeitet. Ganz besonders aus formellen gründen, wegen des stils und tons, muss ich mich für das hohe altertum gerade der episoden mit entschiedenheit aussprechen.

DRESDEN, 1. JUNI 1869.

DR. ARTUR KÖHLER.

ÜBER β UND ss.¹

In der schrift über Jacob Grimms orthographie (Göttingen 1867) durfte ich die bemerkung machen, dass Grimm hinsichtlich des β und ss einem wirklichen, d. h. auf innere überzeugung gegründeten übertritte von dem einen in das andere lager nirgends deutlichen ausdrück gegeben habe. Seitdem ist in dieser zeitschrift (bd. I, heft 2) ein brief Grimms, welcher von der für das wörterbuch zu empfehlenden schreibung handelt und allgemeine grundsätze derselben aufstellt, veröffentlicht worden. Dieser brief scheint jeden zweifel, welche stellung Grimm zu dem verhältnis von β und ss in dem weitaus längsten und wichtigsten verlaufe seines schriftstellerischen lebens behauptet habe, gründlich

1) Hierzu erlaube ich mir zu bemerken, dass Jacob Grimms 1, 227 abgedruckter brief an die Weidmannsche buchhandlung, wie auch die vorausgeschickte bemerkung ausdrücklich erinnerte, aufzufassen ist als „ein aktenstück zur geschichte des deutschen wörterbuches,“ dass man aber sehr fehlgehen würde, wenn man sich in sachen der orthographie auf Jacob Grimm als auf eine entscheidende autorität berufen wollte. Denn Jacob Grimm hat die orthographische frage durchaus nicht erschöpfend studieren wollen; es lag eine solche aufgabe eben weder in dem gange seiner studien, noch war sie überhaupt seiner neigung gerecht. Will man in orthographischen dingen zu klaren und sicheren ergebnissen kommen, so muss man wol unterscheiden: die geschichte des lautes, die geschichte des lautzeichens, die physiologie des lautes, das verhältnis des lautes zu den üblichen schriftzeichen, und die verschiedene berechtigung der verschiedenen schreibprincipien, des phonetischen, des etymologischen, des historischen. Sobald ich die zeit dazu gewinne, gedenke ich selbst auf die orthographische frage, und damit auch auf den lästigen streit über β und ss zurückzukommen.

zu beseitigen, zugleich die von mir gehegte Vermutung als eine irrthümliche zu bezeichnen. Ich will versuchen zu prüfen, ob der schein auf volle und untrügliche wahrheit deutet; leicht werden sich damit einige bemerkungen zu dem objectiven stand der frage verbinden lassen.

In dem briefe heisst es, nachdem über *ʒ*, *ʒʒ*, *ʒ* und *ss* in ähnlicher weise wie im wörterbuche geredet worden ist, geradezu: „Die regel hat Adelung, dünkt mich, recht gehandhabt, dass im inlaut nach langem vokal *sʒ*, nach kurzem *ss* zu schreiben, d. h. nach langem vocal ein etwas dickerer konsonant als nach kurzem auszusprechen sei.“ Einfach allerdings und verständlich genug; schade nur, dass die einfachheit durch das wort „kitzlich,“ welches die bemerkung über *ʒ* einleitet,¹ in nicht geringem maasse getrübt wird. Wer unbefangen und mit der sache vertraut die ganze erörterung liest, empfängt keinen wesentlich neuen eindruck, sondern bleibt auf dem ziemlich unsichern punkte stehen, den das wörterbuch anweist. Hat Adelung die regel recht gehandhabt, sind wir, wie hinzugefügt wird, unbefugt nach mhd. weise *waβer*, *eβen* herzustellen, „so wenig wir *eβ*, *waβ* schreiben;“ auf welchem grunde und zu welchem zwecke bedauert denn weit über ein jahrzehent später der verfasser den übergang von mhd. *eʒ* in *es*, das nun mit dem genitiv durcheinanderlaufe, spricht von der verderblichsten und ärgsten störung des organischen standes, von zunehmender verwirrung in der Mischung von *s* und *ʒ*, *ss* und *ʒʒ*, und führt bittere klage über verwöhnung der sprechenden und schreibenden?² Offenbar ist Grimm in der ganzen sache zu keiner deutlich wahrnehmbaren entschiedenheit gedrungen; namentlich scheint er von dem mangel an consequenz, dem die festhaltung des historischen *ʒ* anheimfällt, veranlassung genommen zu haben eine praktisch weit bequemere, einigermaßen auf frühere vorgänge gestützte regel zu bekennen. Aber hinterher tauchen zu zeiten wider bedauern und verdruss über verhältnisse auf, welche den organischen zustand so empfindlich schädigen. Anlangend jene älteren mischungen von *ʒʒ* und *ss*, deren seltenheit anerkannt wird, z. b. das von Grimm hier wie früher widerholte *Hessen*, so glaube ich nicht, dass man sie für Adelungs regel als irgendwie massgebend betrachten darf; hatte er doch für inlautendes *ss* (aus *sz*, *ʒs*, *ʒss* = *ʒ*, *ʒʒ*) andere allmählich vorgedrungene beispiele genug, welche mit auslautendem *s* für *ʒ* ungefähr gleichen schritt halten.³ Um dieselbe zeit, als *weis* für mhd. *weiz* geschrieben wurde, galt *wissen* für *wizzen*; jenes ist wider aufgegeben, dieses behal-

1) Vgl. Wörterb. I, LIX: „sein verhalt zu *ss* höchst unsicher und zweifelhaft.“

2) Wtb. III, 1126.

3) Vgl. Weinhold über deutsche rechtschreibung s. 23.

ten. Die verhältnisse sind graphisch; ein eigentlicher lautwandel, durch den der eine laut fortgeschafft und in den andern übergegangen sei, lässt sich positiv wol nicht beweisen. Allein den sichern grund desselben angenommen, muss denn veränderte aussprache notwendig von einer änderung der schreibung begleitet sein? Es ist wahr, dass im mhd. *wizzen* und *missen* nicht reimten, also verschieden ausgesprochen wurden;¹ aber ein gleiches fand in den besten zeiten auch bei auslautendem *z* und *s* statt. Heute sträubt sich niemand gegen die reime *weiß* : *eis*, *fraß* : *las*, und *wißen* soll nicht zu *missen*, *haßen* nicht zu *passen* stimmen? Gereimt wird, was gleich klingt, nicht immer, was gleich geschrieben wird. Ein unterschied der natürlichen und ungekünstelten aussprache zwischen inlautendem *ss* und *ß* einerseits und zwischen auslautendem *s* und *ß* andererseits ist, wofern ich und viele andere nicht irren, thatsächlich nicht vorhanden; mithin darf auch, was Grimm in dem briefe bemerkt, in der konj. *daß* hafte der dickere laut, der sich für den artikel *das* in *s* aufgelöst habe,² weil ausdrücklich vom laut und nicht vom buchstaben die rede ist, als erfahrungsmässig nicht begründet bezeichnet werden.

Die gegner des inlautenden *ß* nach kurzem vokal pflegen ausser ihren phonetischen gründen geltend zu machen, dass der mhd. doppelung *zz* einfaches *ß* nicht entsprechen könne, *wazzer* z. b. gäbe vielmehr *waßßer*.³ Nun aber hat Grimm selbst gramm. I², 526 im graden gegenteil gelehrt, dass *ß* (*sz*) eigentlich die mhd. gemination *zz* ausdrücke, aber auch fürs einfache *z* gelte. Ist dies der fall, so kann über verwendung des *ß* für *zz* von jenem gesichtspunkte aus keine beschwerde erhoben werden. Den angemessensten vergleich bietet der nächstverwante buchstabe *z*, dessen doppelung im mhd. noch zum theil *zz*, gewöhnlich *tz* wie allgemein im nhd. geschrieben wird; das letztere zeichen gilt uns bekanntlich nach kurzem vokal auch für den auslaut, dem im mhd. einfaches *z* genügte. Es ergibt sich folgendes verhältnis:

inlaut. ahd. *zz* neben *z* = mhd. *tz*, zuweilen *zz* = nhd. *tz*;

auslaut. ahd. mhd. *z* = nhd. *tz*.

Dazu halte man:

inlaut. ahd. *zz* neben *z* = mhd. *zz* = nhd. *ß*;

auslaut. ahd. mhd. *z* = nhd. *ß*.

In beispielen ausgedrückt:

ahd. *sizzan* und *sizan* = mhd. *sitsen*, zuweilen *sizzen* = nhd. *sitsen*;

1) Wer vermag anzugeben, in welcher weise verschieden?

2) Ganz anders und entgegengesetzt gramm. I², 527.

3) Vgl. Grimm im briefe.

ahd. mhd. *schaz* = nhd. *schatz*:

ahd. *ëzzan* und *ëzan* = mhd. *ëzzen* = nhd. *eßen*;

ahd. mhd. *naz* = nhd. *naß*.

Grimm hat in seinem briefe verschwiegen, welches zeichen befügt sei, wenn bei voraufgehender kürze hinterher ein konsonant und wenn nichts weiter folgt. Dass Adellung *läßt*, *haßt*, *naß*, *nuß* schrieb, Heyse *lässt*, *hasst*, *nass*, *nuss* verlangt, ist bekannt; aus Grimms praxis im wörterbuche, welches hier allein berücksichtigt zu werden braucht, geht aber nicht minder hervor, dass er Adellung und dem durch ihn gestifteten gebrauche (nicht zugleich der hier einstimmenden geschichte?) gefolgt ist. Die phonetiker, deren consequenz im system anerkennung verdient, haben dargetan, dass diese mischung und verteilung kaum erträglich sei.

BERLIN.

K. G. ANDRESEN.

KLEINE BEITRÄGE ZU DEN DEUTSCHEN RECHTS- ALTERTÜMERN.

I.

J. Grimm theilt s. 255 seiner Deutschen Rechtsaltertümer die alte sitte mit, demzufolge der herr oder sein abgeordneter bote auf einem einäugigen pferde einreiten soll. Auch die forderung eines einäugigen hundes begegnet uns dort. Dass diese rechtsgebräuche auch in Tirol vorkamen, bestätigen zwei Weistümer.

In der dorfföffnung von Mils im Unterinntale, die im jahre 1592 aufgezeichnet ist, heisst es: „Verrer am hörbstäding, wann er richter hat ain ainaugeten knecht, auch ain ainaugetes pfert und ain ainaugeten reverender hunt, so ist man ime herrn richter das mal zu bezallen schuldig, darzue er auch ainen anwalt und schreiber laden mag.“

In der Ehehaft von Terfens liest man: Am ersten ain ieder richter zu Hall hat unverschulter sachen alle vasnacht taiding fir sain gerechtighkait zwelf pfenning. Darvon gefallen dem dorffmaister die vier; in aller massen und gestalt halt mans zum neuen eehafttaiding. Im herbst-ehafttaiding ob ain richter hat ain ainaugkhs ros, ain ainaugkhen knecht und ain ainaugkhen hund, so ist man ihme das zweimal schuldig. Darzue mag der richter ain anwald und schreiber auch laden, und ieder man, so aug und pauch hat, sol drei fierer darzue geben oder drei fierer wert, und dorffmaister sol den nachtpern abm perg ain kás und prot

geben.“ Die aufzeichnung dieses Weistums gehört dem vorigen jahrhundert an.

II.

„Symbolisch zu binderf reichte ein zwirns- oder seidenfaden hin,“ schreibt Grimm (R. A. 182) und bringt einige belege dafür. Auch in Tirolischen Weistümmern fand ich darauf bezügliche stellen.

In der Alranser Öffnung lautet ein paragraph: „Item ob wir ain gevangnen hieten, es wer umb malefiz oder umb ander, so sullen wir dem richter ze wissen tun und sullen den gevangnen antwurten an den Essgätter; kimbt der richter und nimbt in zu seinen handen, ist guet; kumbt er nicht, so heften wir in mit ainem seidenfaden an den Essgätter und stee da, wie lang er well. Darumb sein wir niemandt mer schuldig ze antwurten.“

Im Dorfrechte von Mils (1592) heisst es: „Weiter ist beslossen ob die zu Pämbkhürchen ainen gefangnen heten, den sollen si unzt auf obermelte stainpruggen antwurten und daselbsten an ainem seidenfaden anpinden, doch das si den Mülsern zuvor wissenschaft machen.“

In der Baumkirchner Öffnung vom jahre 1547 heisst es diesem entsprechend: „Item ob wir einen schädlichen üblthätigen mann hie im dorf fiengen, das soll man der herrschaft zu wissen thuen; kommt dann die herrschaft und nimmt den schädlichen mann an gefänglich, das ist wohl und gut; kommt aber die herrschaft nit, so soll man die Milser wissen lassen und die nachbauren von Baumkirchen sollen darnach den schädlichen mann antworten auf die stainbrucken und daselben an der stainbrucken mit einem seidenfaden an die gattersaule binden. Daselben häng er lang oder kurz.“

In der „Dorfsvermeldung“ von Thaur, die mir nur in einer abschrift vom jahre 1782 vorliegt, deren original aber 1460 aufgesetzt worden sein soll, lautet §. 3: „Wenn ein gefangener oder mehr um unehrlich sachen willen zu Thaur gefänglich eingezogen wurden, und sie endlich zur züchtigung als malefiz-personen gestellt werden solten, so solle man dieselben bisz aufs Hauserprückl bringen. Das soll ein anwald thun, darzu er die dorfmaister von Arzl, Rum und Thaur, auch seinen knecht und nachbarn brauchen und fordern mag. Auf dem Harthausenprückl soll ein richter von Hall auf die gefangene warten. Alsdann soll der anwald die gefangene mit samt der inzicht dem richter übergeben. Wann aber ein richter nit da wär, soll ein anwald den gefangenen an ein seidenfaden binden; lauft er hin, so steht er dem richter zu verantworten.“

In der Öffnung von Patsch (1615) kommt die Stelle vor: „unser veld solt auch versichert sein vor irem vied (der Viller) gleicher weis, als der ein seiden faden darumb zieh.“

INNSBRUCK.

ZINGERLE.

BEITRÄGE AUS DEM NIEDERDEUTSCHEN.

Markwart, Marcolfus.

Gegen die meinung, dass die namen *Markwart*, *Marcolfus* ohne erkennbaren bezug auf die natur des *hähers* seien, ist einspruch zu erheben. Der vogel besitzt die eigenschaft eines schätzbaren waldpflegers und ist darin von andern und von uns selbst oft beobachtet worden. Er und sein weibchen pflanzen an stellen, die dem wachstum günstig sind, mehr eicheln, als mancher forstwirt. Man durchgehe einen gemischten laubwald und merke auf die eichbaumpaare, die in vielen fällen einem häherpaare zu verdanken sind!

Eine mnd. Litotes.

In einer urkunde von 1362 (Seib. westf. urk. 769) heisst es von dem bürger, der aus dem streite „*an wegh*¹ *vloghe*“, oder während des streites „*mit vorsaten*“ in der stadt bliebe: „*och sal men den de werder* (desto werter) *nicht halden*“ = er soll der öffentlichen verachtung anheim fallen.

Ein ähnliches beispiel liegt in: „*des is he ungepriset*“, Liliencr. hist. volksl. III, 323, 11⁷.

Andarn, Indarno, Edarne.

Auf seite 42 der kl. altniederd. denkmäler hat Heyne eine etymologie für das niederfränkische *andarn* zu geben versucht. Uns scheint, dass dieses *andarn* oder vielmehr ein entsprechendes *indarn* italienisch *indarno* (in vano, senza pro) lieferte, wir glauben aber nicht, dass es, wie Grimm gr. III, 107* und 163 meint, entlehntes slavisches dar oder darum (donum) sei. *Andarn* ist grunddeutsch. Seine ursprüngliche bedeutung wird sein: *zum schaden*, woraus sich die bedeutung „ohne nutzen“ leicht abschwächen konnte. *Darn* ist der von *an* oder *in* regierte

1) Dieses „*an wegh*“ zeigt, wie mnd. *en weg* und wol auch hd. adv. *weg* entstanden sind. Vgl. Brem. Qu. s. 122: „*vlo en wech to Verden*“; s. 144: „*en wech rumen*“ und sonst öfter.

syncopierte acc. eines altniederdeutschen *dara* (schaden) = ags. *daru*, ahd. *tara*, dem sich alts. *derien* und mnd. *deren* (spiegel d. leyen, Hölscher prog. 12) anreihen. Vermutlich kommt der ausdruck im mittelwestf. noch in der alten bedeutung vor. Im Soester Daniel (Schmitz) s. 82 sagt Styne de grôte begyne: „Dan ik hebbe nu syn *en darne* (so, nicht „synen darne“ wird zu lesen sein!), he snitt my entwê doek und garne“ usw. En darne ist versetzt aus en daren, wie dergleichen oft vorkommt.

Zur Sprichwörter-Literatur.

Das alte sprichwort „*He brachte mid, wat de kô schitt*“ erwähnen wir hier, um nachzuweisen, dass demselben der ort woher nach umständen eingereiht zu werden pflegte.

Münster. Chroniken I, 123: „*Und do de Levoldus to Monster quam und do de weddersaken nycht en wusten, dat Otto hadde den zeghe beholden, do schreven se yn den kerken und up de straten to syner bespotynghe dat versch:*

De Roma retulit Levold, quod vacca pepedit. Dat ys: So vele hevet Levold van Rome gebracht, dat eyn koe scheyt.“

Liliencr. hist. volksl. I, 166, 315: „*de Wormes retulit Oldendorp, quod vacca pepedit.*“

Fikere.

Von dem obsc. *ficken* heisst es in Gr. Wörterb.: „kaum zu glauben, dass ein in den letzten drei oder vier jahrhunderten feststehender und in das volk gedrungener ausdruck früher sollte ungekannt gewesen sein.“ Das musste er wirklich nicht sein im Niederdeutschen um 1200, wie die ableitung *fikere* (heute *ficker*) lehrt. Warum ein gewisser Henricus den beinamen *Fikere* (andere handschrift *figere*) führte, wird von Cæsarius Heisterb. dial. mirac. (Strange) I, 257 deutlich genug angegeben: „*ut audivi, se feminam simulans præ femina in claustrum quodam sanctimonialium susceptus quasdam corrupit et nonnullas impregnavit.*“

Ein *fickeln* (*virgis leviter cædere*) darf man mit obigem worte nicht verbinden. *Fickeln* hat ein *r* verloren und lautet in westfälischer mundart auch *verkeln*, engl. *firk*; es gehört mit alts. *fērcal* zusammen.

Bord.

In Seib. westf. urk. 266 (c. aa. 1250) ist von abgaben des haupthofes Lippeborg die rede. Dort lieset der herausgeber: „*mensuram fabecume borde*“ und erklärt „ein scheffel bohnen mit der hülse.“ Aber *cume* ist nicht *cum*, und *bord* bedeutet nicht hülse. Wie zu helfen? —

Hier, wie in hundert andern fällen, ist *c* für *t* gelesen. Die stelle lautet: „*tume borde*.“ Daraus lernen wir:

1. Das um 1350 (schrae) in Soest gebräuchliche *tū* = *tō* (zu) galt auch hundert jahre früher in dieser gegend;
2. schon damals ward *deme* in *'me* gekürzt und mit der praeposition zusammen gesprochen;
3. *bord* hatte in Westfalen noch die bedeutung tisch, wie sie dem ahd. *bort* und dem engl. *board* zusteht;
4. man baute tischbohnen; die in Westfalen so beliebten grossen bufbohnen, gewöhnlich dicke oder grosse bohnen genannt. Die wibbelbohne (*vicia faba equina*) wird hier nicht gemeint sein. Wie sie dem schreiber dieses im jahre 1817 nicht mundete, so wird sie auch unsern wohlhabenden vorfahren nicht gemundet haben.

Tecke.

Seib. urk. bd. II s. 412 no. 21 (anhang zur Soester Schrae): „*de er korn und tecken kopen und brengen*.“ Das glossar: „*tecken*, zeichen“ mit verweis auf die Schrae. Unser wort bezeichnet die kleine bufbohne (wibbelbohne) und ist wahrscheinlich aus *teckenbōne* verkürzt; vgl. Lyra plattd. br. s. 6: „*tieckebaunen*, pferdebohnen.“ Aber in welcher beziehung steht diese bohne zu der *tecke*, heute *teake*, (*tēke*), *zecke*?

Pascheborg.

Bei Liliencr. hist. volksl. II, 184, 27 heisst es: „*Brunswik is nein pascheborg, man wandert dar hen und dorch*.“ Über das vom herausgeber ungenügend erklärte *pascheborg* haben wir folgendes zu sagen: *Borg* ist = *barg* (Heyne altniederd. denkm., glossar), *barg* (Richey p. 355) und bedeutet scheune ohne wände, ein auf pfoften ruhendes schutzdach für unausgedroschene garben. Natürlich pflegt eine solche garbenbarge gegen ostern (*paschen*) geleert zu sein, so dass man dann hindurchgehen kann. Das dürfte hier mit bezug auf das befestigte Braunschweig der schöne und dichterische sinn von *pascheborg* sein.

Inneweren.

Theoph. 1. (Hoffm.) 176: „*ik geve darum myn beste pert, dat hei alrede were innewert*. Dieses *innewert* ist nicht inwärts, drinnen, sondern eingewehrt, eingeführt, ins amt gesetzt. Man könnte bessern „*ingewert*,“ aber warum sollte nicht damals *innewert* gesprochen sein, dessen *inne* sich zu *in* verhält, wie *uppe* zu *up*.

ISERLOHN.

F. WOESTE.

WILHELM WACKERNAGEL.

Die deutsche philologie hat durch WILHELM WACKERNAGELS hinscheiden den schweren verlust eines ihrer trefflichsten pflieger und meister zu beklagen. Fülle und gediegenheit des wissens, selbständigkeit und feinheit des urteils, lauterkeit und adel des characters vereinten sich in ihm mit noch einer anderen echt philologischen tugend zu harmonischer, reicher und fruchtbarer wirksamkeit. Lachmann hat es in einem oben abgedruckten briefe an Wilhelm Grimm (s. 206) als eine eigentümlichkeit seines eigenen wesens bezeichnet, dass er immer bemüht sei, auch „im kleinen treu zu sein.“ Und jeder, der Lachmann näher kennen gelernt hat, weiss, dass dies keine phrase gewesen ist, sondern dass in der that diese das grösste wie das kleinste mit gleicher gewissenhaftigkeit umfassende treue, diese treue, die auch das scheinbar geringfügige nicht mit misachtender oberflächlichkeit vernachlässigte, sehr wesentlich dazu mitgewirkt hat, dass Lachmann so bedeutende leistungen und von so bleibendem werte erzielen, dass er grade auf seine begabteren und tiefer angelegten schüler einen so eingreifenden und nachhaltigen einfluss ausüben konnte. Ähnlicherwise und mit vollem rechte rühmte prof. Andreas Heusler in seiner grabrede von W. Wackernagel: „Wie mancher, vielleicht mit weniger geist und wissens ausgerüstet als unser Wackernagel, glaubt sich doch dadurch der mühe überhoben, treu zu sein, glaubt geistreich genug und gelehrt genug zu sein, um nicht treue im kleinen üben zu müssen. Wie so ganz anders war das doch bei unserem verstorbenen. Er war mit einer fülle des geistes ausgestattet wie wenige, aber das bildete nicht den grundton seines wesens; er besass reiches wissens wie irgend einer, aber auch das gab ihm nicht sein eigentümliches gepräge; es war die treue und gewissenhaftigkeit, mit der er alles ergriff und festhielt, die ihn kennzeichnet, die ihm jenen ernst und jene sittliche macht über alle, welche mit ihm in verbindung kamen, gegeben, die ihn zu einem manne im besten wortsinne gemacht hat.“ Daher stammt der character des ausgereiften und gesättigten, den alle schriften Wackernagels tragen, daher ihre sauberkeit, die einen so wohltuenden eindruck macht, und deshalb lässt sich aus ihnen selbst da, wo er irrige ansichten aufgestellt und zu begründen versucht hat, gleichwol fruchtbare belehrung schöpfen.

Dieser unserer zeitschrift hat W. Wackernagel von ihrem ersten anbeginn ab seine herzlichste theilnahme zugewendet, hat ihr erscheinen mit lebhafter freude begrüsst, ihren absichten seine volle zustimmung ausgesprochen, ihr fleissige mitwirkung zugesichert, ihr einige treffliche beiträge alsbald gesandt und weitere in nahe aussicht gestellt, deren ausführung leider krankheit und unerwarteter tod abgeschnitten hat.

Für die nachfolgende lebensskizze sind wir dem herrn professor Salomon Vögelin in Zürich zum herzlichsten danke verbunden, um so mehr, weil er sich nicht auf die schilderung des gelehrten beschränkt, sondern ein bild des ganzen mannes entworfen hat, wie er lebte und lebte, so treu, so wahr, so warm, wie nur die hand eines langjährigen freundes es zeichnen konnte. — Da W. Wackernagels schriftstellerische thätigkeit sich grossenteils in einzelnen höchst wertvollen aber vielfach verstreuten aufätzen geäußert hat, wird ein von seinem sohne, herrn regierungsekretär dr. J. G. Wackernagel, unter mitwirkung von herrn dr. Ludwig Sieber zusammengestelltes, nach der zeitfolge geordnetes verzeichnis seiner sämtlichen schriften um so willkommener erscheinen. Derselben quelle verdanken wir die gütige mitteilung eines verzeichnisses der von Wackernagel an der universität zu Basel von 1833 bis 1869 gehaltenen vorlesungen, welches einen überblick über seine akademische lehrthätigkeit gewährt. Die vorangeschickten jahrzahlen geben an, in welchem jahre die betreffende vorlesung zuerst gehalten, die dahinter eingeklammerten ziffern, wie oft sie wiederholt worden ist.

Ein in Basel so eben erschienenenes heft „Zur erinnerung an Wilhelm Wackernagel“ (39 s.) — dessen inhalt bereits theilweise nebst einigen beigaben in Gelzers monatsblättern für innere zeitgeschichte, december 1869, veröffentlicht war — enthält eine lebensskizze Wackernagels von K. R. Hagenbach, und leichen- und grabreden von den herrn J. Stockmeyer, K. R. Hagenbach, stud. theol. A. Salis und prof. A. Heusler. Eine dreifache Wackernagelstiftung — zulagefonds für den künftigen germanisten, unterhaltungsfonds der von den Wackernagelischen kindern geschenkten fachbibliothek, fonds für die mittelalterliche samlung — deren vermögen bereits 30.000 franken beträgt, wird das andenken des verewigten auch für künftige zeiten in Basel lebendig erhalten. — Eine samlung der kleinen schriften Wackernagels und eine biographie sind demnächst von berufenster hand zu erwarten, so wie auch was in seinem reichen schriftlichen nachlasse in druckfähiger gestalt sich vorfindet, veröffentlicht werden soll.

J. Z.

LEBENS- SKIZZE UND CHARACTERISTIK W. WACKERNAGELS.

KARL HEINRICH WILHELM WACKERNAGEL wurde geboren zu Berlin den 23. April 1806; sein vater, zu ende des vorigen jahrhunderts aus Thüringen nach Berlin gezogen, war buchdrucker in der Ungerschen druckerei. Die eltern starben früh und hinterliessen den kindern keine glücksgüter, so dass die jugendzeit zumal dieses jüngsten sohnes eine harte war. Es fehlte ihm zwar nicht die aufopfernde liebe zweier ältern schwestern und des gatten der einen, auch nachhülfe durch seinen ältern bruder Philipp und dessen gattin, dann nahmen auch ferner stehende gönner sich der verwaisten jüngerlinge thätig an: dennoch hat er seine jugendzeit unter entbehrungen hingebracht, wie sie auch unter den mittellosen solten sich finden mögen. Der begabte jüngerling zeigte ein zwiefaches hervorragendes talent. für zeichnkunst und sprachenkunde; er versuchte eine zeit lang beides zu vereinigen, aber der treue rat eines vorzüglichen künstleren — Schadows, wenn wir nicht irren — wies ihn an, sich nur einem ungeteilt hinzugeben, und die sprachforschung trug über die kunst den sieg davon, so wenig ihn der sinn für diese und ihre tiefeingehende kenntnis durch sein ganzes leben verlassen haben.

Dem studium der sprache, und zwar dem seit kurzem erst aufgeblühten der deutschen sprache, gab sich nun Wackernagel mit einem eisernen fleisse hin, der ihn schon in der jugend das doppelte ziel einer umfassenden kenntnis des ganzen sprachgebietes nach zeit und raum, und einer eindringenden vertrautheit mit den einzelnen erscheinungen und ihren gründen erstreben, ja in derselben jugend schon in einem seltenen grade erreichen liess. Die studienjahre verbrachte er auf dem gymnasium des grauen klostere, dann, von 1824 bis 1827, an der universität zu Berlin. Sein hauptsächlicher lehrer war Lachmann, dem er so bald ebenbürtig an die seite trat, dem er mit treuer liebe anhieng, und dessen grösse er, bei mehrfachem widerspruch gegen einzelnes, stets laut anerkannte, zumal als nach dessen tode sich stimmen ungescheut erhoben, die sich gegen den gefürchteten lebenden nicht hervorgewagt hatten.

Von 1828 bis 1833 lebte Wackernagel, anfangs in Breslau, dann wider in Berlin, als privatisierender gelehrter, seine sprachstudien in immer grossartigerer weise erweiternd und vertiefend. Schon die ersten veröffentlichungen des jahres 1827, die *Spiritualia theotisca* und das Wessobrunner gebet, erregten die aufmerksamkeit der sachkundigen in ungewohntem grade, und stellten ihn unter die autoritäten seines faches, auch die geschichte des Deutschen hexameters und pentameters vom jahre 1831 mit ihrer reichen und saubern ausführung zeigte, wie sein wissen, so seine kunst der darstellung in hellem lichte. Gleichwol eröffnete sich ihm keine lehrstätigkeit, bis im jahre 1833 Basel, das schon mehreren grössen des auslandes — wir erinnern nur an De Wette — eine stätte geboten, und wo freunde aus den universitätsjahren ihn kannten und liebten, ihn an seine hochschule berief. Freudig trat er in den neuen wirkungskreis, der zwar keineswegs ein glänzender noch müheloser war. Die mitglieder der philosophischen facultät waren zugleich lehrer an dem pädagogium (gymnasium) von Basel, und so hatte Wackernagel neben seinen germanistischen und ästhetischen vorlesungen auch den deutschen unterricht in drei schulklassen zu erteilen. Aber hier trat nun seine liebe zur jugend und seine begabung für unterricht und bildung derselben in der ansprechendsten und wirksamsten weise hervor. Ernst in seinen forderungen an die schüler wie an sich selbst, streng gegen unfleiss oder überhebung oder gar unsitte, war er von seinen schülern zugleich geliebt und im guten sinne gefürchtet; die schwächern aber pflichttreuen leitete er freundlich, den begabten und strebsamen war er ein liebevoller und begeisternder führer. Es war ihm nicht zu gering noch zu lästig, wöchentlich die stilübungen der schüler genau zu prüfen und zu bessern; wo er lust und geschick zu eigner production fand, da trat er ermunternd, belehrend, begeisternd hinzu. So hat sich eine kleine dichterschule um ihn gebildet, und aus den schülern ist ein reicher kreis dankbarer und liebender freunde um ihn emporgewachsen. Seine lebensvollen, von begeisterung getragenen akademischen vorträge aber, die gleich anfangs auch von ältern collegen besucht wurden, gaben dem gründlichen studium reichen und gewählten stoff, und zugleich einer allgemeinen bildung edle und wirksame nahrung. Aus seiner akademischen stellung giengen dann vom antritt seines lehramtes bis in seine letzten jahre eine reihe von programmen hervor, die in immer reicherer gestaltung für litteratur, geschichte, altertümer und namentlich immer mehr für sprachforschung in verbindung mit culturgeschichte, fundgruben des wissens eröffneten und eine unerschöpfte fülle anziehender und belehrender anschauungen darboten.

Es lag in diesen einzelarbeiten, für die er so zu sagen aus allen reichen der natur und des geistes den stoff zu gewinnen wuste, ein besonderer reiz für ihn, der es oft die freunde, bei allem belehrenden genusse, bedauern liess, dass er nicht zu

grösseren werken gelangte, die ihm vorschwebten und die er wie kaum ein anderer auszuführen geeignet gewesen wäre. Doch hat er ein hauptwerk geschaffen, sein Deutsches lesebuch, dessen ältern theil wie die dichtung des spätern, er auch mehrfach überarbeitete. Die vorzüge dieses werkes bedürfen für keinen, der es auch nur flüchtig kennt, einer entwicklung: ebenbürtig tritt ihm die geschichte der Deutschen litteratur zur seite, die aber leider durch ungünstige umstände — niemals zur vollen öffentlichkeit gelangt und nicht vollendet herausgekommen ist (doch ist hoffnung, dass diese vollendung aus dem nachlasse hergestellt werde). Wir glauben nicht zu irren, wenn wir auf grund dieser werke und aus vielfacher mündlicher besprechung, behaupten, dass kaum ein anderer das gebiet unserer litteratur in solcher gründlicher und eindringender weise von den ersten anfängen bis zur gegenwart beherrscht, verstanden und geschätzt habe. Nicht minder zeugen dafür die kleinern biographischen darstellungen aus seiner feder: auch durch kritische ausgaben — Schwabenspiegel, Walther von der Vogelweide, Hartmann von Aue — hat er bedeutendes auf diesem gebiete geleistet, und wider in anderer richtung durch die „Altfranzösischen lieder und leiche.“ Kaum minder verdanken ihm die Germanischen altertümer, die er in grössern abhandlungen in verschiedenen zeitschriften darstellte. Auch die rechts- und kunstgeschichte, so wie die ästhetik sind nicht ohne bereicherung in seinen arbeiten geblieben. Die masse endlich seiner kleinern beiträge in Haupts zeitschrift und anderswo umschlingt wie ein reiches rankenwerk diese tiefen und ernstesten leistungen. — Diesen leistungen entsprach denn auch der wachsende ruf und die wol ungetheilte anerkennung des mannes. Auch die äusseren ehren fehlten nicht: wir erinnern nur an seine wahl in die von könig Max von Baiern gestiftete historische commission, und wie er nach dem tode von Jacob Grimm mit schmerzlicher freude den Preussischen verdienstorden empfing, den dieser getragen.

Aber im gelehrten war bei Wackernagel der mensch längst nicht aufgegangen. Nicht nur galt all sein studium nicht tötem wissen, sondern der kräftigung des geistigen und sittlichen lebens: sondern in alle lebensgebiete trat er mit der vollen kraft seines starken und reichen gemütes ein. Vor allem war es das Deutsche vaterland, dem seines herzens tiefstes leben angehörte, dessen stärke und einigkeit das ziel seiner wünsche war, wo er sie gefährdet und unterdrückt sah sein bitterstes leid, wo er sie siegreich sah und hoffte seine reichste freude. Seinen höchsten wunsch, die einigung des gesanten Deutschlands in eine weltmacht, hat er nicht erlebt; aber die hoffnung auf dieses ziel, die er nach noch so schmerzlichen erfahrungen immer neu sich erbaute, hat ihn bis zum tode nicht verlassen.

Und widerum erfasste er seine neue heimat mit aller kraft und hingebung des treusten bürgers. Nicht nur für wissenschaft und kunst, beide in Basel von jeher wol gepflegt, wirkte er unermüdlich, im senat der universität, in den verschiedenen schul-aufsichtsbehörden, als thätiger theilnehmer an der „historischen gesellschaft,“ als hervorragendes mitglied des vorstandes der kunstsammlung, und ganz besonders durch anlegung, eröffnung, anordnung. erläuterung der „mittelalterlichen samlung,“ die ganz eigentlich sein lieblich und das kind seiner sorgen und freuden war. Nicht minder lebte er mit ganzer seele als bürger des im umfange — seit der theilung von 1833 — kaum über die stadt Basel hinaus reichenden, geistig aber in der Eidgenossenschaft bedeutenden freistaates, der ihn in seine mitte aufgenommen hatte. So von anfang seines aufenthaltes in Basel, sodann noch in erhöhtem masse, als ihm 1837 das ehrenbürgerrecht geschenkt worden war. Zuerst mehr nur in gemeinnützigen bestrebungen, der förderung von jugendbildung, geistiger und körperlicher, von handwerksschulen, lesesälen und ähnlichen leistungen betätigt, bewegte sich diese

bürgertreue immer mehr auch im politischen leben, bis er im jahre 1856 auch in die gesetzgebende behörde (den grossen rat) seines kantons eintrat. Aber auch die kämpfe eines treuen bürgers sind von ihm nicht ungekämpft geblieben. Zugleich mit dem sinne für geschichtliches recht wie mit dem streben nach freiheit erfüllt, trat er öfter nach rechts oder links dem lauge des tages in den weg: wie er die umgestaltung der Schweiz im jahre 1847 mit befriedigung begrüsst hatte und dem neuen bunde aufrichtig zugetan war, so galt ihm geistlose gleichmacherei und ordnungslose massenherrschaft für verderblich. Auch das lange zeit fast ausschliesslich conservative Basel musste die zeitelemente an sich heran und in sich hereinkommen sehen. Wackernagels ächter liberalismus erschien den vordringenden nicht ausreichend, und schliesslich gelang es seinen gegnern, bei der periodischen erneuerung der behörde seine nichtwiderwahl zu erwirken. Der schmerz, mit dem diese erfahrung ihn erfüllte, zeigte aufs lebendigste, wie sein Basel ihm am herzen lag und wie für dessen bestes zu wirken seines herzens wunsch und streben war. Aber nach der ersten entmutigung gab er die liebe und die sorge für dieses Basel keineswegs auf, wirkte vielmehr in allen kreisen, die ihm offen standen, unermüdet fort und hatte denn auch im jahre 1868 die freude, wider in dieselbe oberste behörde des kantons einzutreten, in der er zwar, von krankheit hingehalten, nicht oft mehr persönlich wirken konnte, deren verhandlungen er aber bis zum tage des todes mit lebendiger und eifriger theilnahme yerfolgte.

Auch das kirchliche leben Basels ward durch Wackernagel gefördert. Frei, wie es ein mann von seiner umfassenden gelehrsamkeit nicht anders sein konnte, von aller exegetischen und dogmatischen befangenheit, und dem engen und kleintlichen auf dem religiösen gebiete abgeneigt, hatte er nicht minder das bedürfnis nicht nur einr gläubigen weltanschauung gegenüber einem toten philosophischen schematismus oder gar einer materiellen leugnung göttlicher dinge, sondern auch einer regen theilnahme am leben der kirche. Wie er selbst nicht nur ein regelmässiger besucher der geistreichen predigten mehrerer seiner freunde, sondern auch ein freudiger theilnehmer des gottesdienstes der gemeinde war, so unterstützte er mit vorliebe kirchliche bestrebungen; namentlich verdankt es das im jahre 1854 herausgegebene neue Baslerische gesangbuch hauptsächlich der fortgehenden und eindringenden mitwirkung dieses litterarisch und ästhetisch so durchgebildeten mannes, dass es zu dem besten gerechnet werden muss, was die auf diesem felde so reiche thätigkeit der neuzeit hervorgebracht hat.

Ganz besonders endlich machte sich Wackernagel um Basel verdient, indem er die an ihn ergangenen ehrenvollen rufe der grössten Deutschen universitäten, München, Berlin und Wien ablehnte, um dem stillen wirkungskreise in seiner zweiten heimat treu zu bleiben. Man konnte auch das im interesse der wissenschaft bedauern, aber man musste diese anhänglichkeit hoch achten, und auch Basel durfte sich sagen, dass ein gleich heimatliches und befriedigendes leben ihm doch keine residenzstadt zu bieten vermocht hätte, wie er es hier bei aller bescheidenheit seiner äussern stellung genoss.

So war Wackernagel in den weitesten kreisen seiner heimat geachtet und beliebt, voraus aber war er der belebende und hochgehaltene mittelpunkt eines reichen freundeskreises, von ältern männern bis zu einem viel jugendlicheren geschlechte. Nicht dass er nur freunde gehabt hätte: seiner hohen sinnesart war alles unedle, waren unredliche wege oder unberechtigte ansprüche zuwider, und in seiner energischen weise — ohne die er nie solche thatkraft entwickelt hätte — konnte er dem, was ihm so erschien, schroff, vielleicht hart entgegenreten, und damit schwache

oder empfindliche naturen verletzen. Aber mit willen hat er sicher niemandem unrecht getan, und wo es ohne seinen willen geschehen, da war er in demselben hohen sinne bereit zur offenen zurücknahme und zur versöhnung, ja wir wissen daas er nach solcher ernst gestrebt, auch wo er sich keines unrechts bewusst war. Und so waren es eben mit wenigen ausnahmen die mitstrebenden und für des lebens höhere güter begeisterten in der nähe und ferne, die sich der herzlichen verbindung mit ihm freuten und rühmten. Wenn aber das glück zu theil wurde, der nähern und nächsten freundschaft dieses mannes zu geniessen, dem war ein reichthum von liebe und treue erschlossen, wie er nur je eines lebens helle tage verschönen und erheben, die trüben erquicken und trösten konnte. Denn mit diesem mit den höchsten zielen beschäftigten geiste vereinigte sich ein herz, das jeder zartesten empfindung offen stand, und ein sinn für das gemüthliche und innige, dem das geringste nicht zu gering war und das kleinste nicht unbeachtet vorübergieng; ein bedürfnis der liebe, das die hingebung und anhänglichkeit auch des weit unter ihm stehenden als ein wertvolles gut in dankbar lebendigster erwidrerung entgegennahm.

Am reichsten bewährten sich diese eigenschaften des herzens, wie es nicht anders sein konnte, im kreise seiner familie. Wackernagel verehelichte sich im jahre 1837 mit Louise Bluntschli von Zürich, der schwester J. C. Bluntschlis, mit dem er wie mit den Basler freunden auf der universität zu Berlin in nahe gemeinschaft getreten war. Begabt mit hoher anmut, zarter innigkeit und zugleich starker seele, schuf diese gattin das glück des bis dahin in seiner einsamkeit oft düstern mannes, trug mit ihm die nicht seltenen entbehrungen seiner damals noch sehr beschränkten lebensstellung, und erfüllte, auch von den ihrem manne befreundeten familien in ihrem hohen wert erkannt, des stille haus mit dem edelsten innerlichen lebensgenusse. Sie hatte ihm vier söhne und eine tochter geboren — von denen die tochter im zwölften jahre, der jüngste sohn in früher jugend wider gestorben — als im herbst 1848 ein rascher tod den erst heranwachsenden kindern und dem zärtlichen gatten sie entriem. Sein schmerz war nach der gewalt seiner empfindungen masslos, sein geisteleben wie gebrochen, auch seine leibliche gesundheit tief bedroht. Da sorgten die freunde, dass eine erholung fern von der stätte seines leides ihn wider herstellen möchte; er trat im frühjahr 1849 eine grössere reise nach Südfrankreich, Spanien und Italien an, von der er dann, vielfach in seinem wissen bereichert und körperlich und geistig gestärkt, im herbst des jahres zurückkehrte. Und derselbe winter brachte ihm auch noch die volle heilung seines gemütes, da eine edle freundin der verstorbenen gattin, Maria Sarasin von Basel, ihm die hand bot, um des vereinsamten neue lebensgefährtin und die mutter seiner verwaisten kinder zu werden. Es wäre der noch lebenden gegenüber unzart, die eigenschaften des geistes und herzens zu schildern, durch welche diese zweite gattin das neue lebensglück ihres mannes erbaute: jedoch die hingabe ihres herzens an das ganze wesen und alles thun des geliebten gatten, die mutterliebe und muttertreue für seine kinder, das volle mittragen mehrfachen leides, das tod, krankheiten und schwere erfahrungen über das haus brachten, die unermüdete pilege und sorge für den je mehr und mehr von krankheit heimgesuchten mann — das darf, wie es dieses lebensglück immer tiefer befestigte, wol auch heute schon genannt werden. Solche liebe und treue wurde aber auch reichlich belohnt durch die zärtlichkeit des gatten, der nicht nur sein ganzes herz mit allen freuden und sorgen mit der gattin theilte, sondern auch bis an sein ende ihr leben mit aller anmut zarter aufmerksamkeit und dem reichthum innigster liebe umgab. Auch dieser zweiten ehe entsprossen eine tochter und drei söhne, und es war ein herzerfreuender anblick, diese sehar vom grösten zum kleinsten*.... nur der älteste sohn weilte fern

von der heimat — um den zärtlichen, für das gedeihen und die erfreuung eines jeden bewegten vaters versammelt zu sehen. Zugleich hatte diese ehe Wackernageln auch in eine durch geistes- und gemütsreichtum ausgezeichnete familie geführt, deren glieder ihm theilweise schon früher nahe standen, und deren heller mittelpunkt er auch bald wurde, die schwester und die brüder seiner gattin mit ihren familien jedes in seiner weise erfreuend und in seinen bestrebungen unterstützend, und der schwiegermutter, einer frau von seltener frische und fülle des verstandes und herzens, ein aufs innigste liebender und geliebter sohn. Wer ihn namentlich auf dem stillen landsitze dieser mutter in den grünen wiesen- und waldhöhen des Witwald, wo sie jedes jahr eine der familien ihrer kinder um sich sammelte, gesehen, bäume pflanzend, wege bauend, lauben rüstend, in ernst und scherz das haus belebend, dem musste das bild eines beglückten und beglückenden menschen unvergesslich bleiben.

Noch eines darf eine schilderung Wackernagels nicht übergehen, seine dichterische thätigkeit. Seinem tiefen gemüte war diese gabe der dichtung, die den fluss der erscheinungen und empfindungen in lebendigen gestalten festhält, in reichem masse verliehen. Schon 1826 gab er ein büchlein „Gedichte eines fahrenden schülers“ heraus, in welchem, neben kunstreichen und ergreifenden nachbildungen altdeutscher stoffe und formen und jugendlichem scherz um die tageslitteratur, sich schon die klänge der zartesten, meist dunkel gefärbten, seelenstimmungen erheben. In diesem sinne gab er sich immer reicher und tiefer in einer reihe lyrischer gedichte kund, die zumeist in den mit Hagenbach und Fröhlich von ihm herausgegebenen „Alpenrosen“ der dreissiger jahre und mehrern „Weihnachtsgaben“ erschienen: die schönsten und bedeutendsten, vermehrt durch den „Liebesfrühling“ des zum lebensglück erwachten, sammelte er in den „Neuen gedichten“ von 1842, denen 1843 die „Zeitgedichte“ (mit beiträgen von B. Reber) folgten, diese besonders für sein deutsches herz ein machtvolles zeugnis. 1845 folgte noch das „Weinbüchlein“, ein kranz heller, munterer lieder alter und neuer zeit. Dann gab er keine gedichte mehr heraus, aber der quell der dichtung sprudelte in ihm fort und fort bis ans ende, wo irgend eine erregung des herzens ihn weckte. Kein öffentliches fest, keine feier im kreise der seinen ist wol vorüber gegangen, der er nicht einen längern oder kürzern gruss seiner dichtung geschenkt hätte. Solche gelegenheitsdichtung kann zweifelhaften werthes erscheinen, er selbst hat wol scherzend seines „stadtppfeiferamtes“ gedacht, aber wir fürchten keine widerlegung, wenn wir sagen: es ist von allen diesen gedichten keines ohne den geist und das leben der poesie, und es ist in allen keine zeile die prosaisch zu nennen wäre. Die art und weise von Wackernagels dichtung stand der von Rückert am nächsten, in der vorherrschenden lyrik, in der ungehemmten, durch reichthum der sprachkunde und dichterkenntnis getragenen beherschung der rede, nicht in der gesuchten und fremdartigen künstlichkeit mancher Rückertischen gedichte, aber in der erschlossenheit des geistes für alle poesie der welt, in ihrer klaren und reinen widergabe, und in dem tiefgeistigen hintergrunde, welche die einfachsten und besten gaben aus dem unerschöpften füllhorn jenes dichterfürsten wecken und zieren. Die dichternatur spiegelte sich auch in den prosaischen werken Wackernagels, in seinem blühenden styl, in den wirksamen widerholungen, ellipsen, inversionen (technisch zu reden) seiner sätze, die zuweilen an das künstliche streifen, aber nie unerfreulich werden, und in der fülle der anschauungen und deren empfindungsreicher darstellung, wie sie z. b. seine vorträge über Pompeji und Sevilla, die fruchte seiner reise, den erfreuten hörern und lesern boten.

Wilhelm Wackernagel war eine hohe gestalt, ein bild eines blonden Deutschen wie in den alten heldenzeiten. Seinem starken geist entsprach sein kraftvoller,

durch die entbehrungen der jugend noch gestählter leib. Aber die überlast der arbeit und die gewalt seiner gemüthlichen bewegungen, bei einer dauernden überreizung der nerven, die ihm namentlich oft allen schlaf raubte, untergruben die kraft dieses leibes. So suchten ihn seit den funfziger jahren mehrfache krankheiten heim, hautleiden, rheumatische übel, magenschwäche. Am wirksamsten war ein winteraufenthalt in Nizza, der ihn aus einer tödtlichen schwäche wider zu neuer lebensfülle zurückrief. Aber neue geschäftslast nahm auch die kräfte wider neu und schwerer in anspruch, er musste viel des arztes gebrauchen, badecuren, in Baden im Aargau, durchmachen, vielfach sich dem kranksein anbequemen. Der sommeraufenthalt in den grünen thälern und höhen von Baselland erquickte ihn stets, aber nur vorübergehend; er musste seine lehrstunden am pädagogium aufgeben und sich auf die universität beschränken. Am schwersten fasste ihn eine böse krankheit im winter 1867 auf 68, tief herabgebracht suchte er wider an Badens heissen quellen genesung. Aber so gross war die kraft und elasticität dieses vom geiste getragenen körpers, dass er immer wider aus dem siechtum erstand, ja dass er mitten in der krankheit zu arbeiten begehrte und vermochte. So schrieb er im letzten frühjahr in der krankenscheide sein letztes buch „Johann Fischart von Strassburg und Basels anteil an ihm,“ ein buch so voll des reichsten und lebendigsten studiums, so voll freudiger schaffenslust, wie nur je ein gesunder sie zu haben und zu leisten sich wünscheln möchte. Er schien auch glücklich hergestellt, genoss des sommerts auf dem lande, nahm an der sitzung der historischen commission im herbst theil, und kam froh und frisch ange-regt von der Münchner reise zurück. Auch die lehrertätigkeit übernahm er mit neu-kräftiger lust. „Ich gedenke, schrieb er noch am 26. october, diesen winter etwas frisch aufzunehmen, das ich seit jahren und jahrzehenden habe liegen lassen, näm-lich (neben dem germanistischen) widerum ein litterarisches kränzchen, in welchem neueres und auch fremdes gelesen und besprochen und von den jungen leuten auch eigenes dichten versucht wird. Es ist jetzt gerade ein flug von solchen vorhanden, die ebenso gut zu solchen zusammenkünften passen wie einst die ** und ** und ** und wie die übrigen hiessen. Mich freut meine freude darauf, weil sie mir beweist, dass ich noch einige jugend in mir trage.“

So hoffte, wer ihn liebte, mehr als je auf die abermalige erhebung aus den anfechtungen, die, weil sie immer wider gekommen, fast den wunsch zur sichern erwartung werden liess. Da kam im november ein neues unwohlsein, nicht heftig, doch bedeutend genug, um ihm das bittere aufzulegen, dass er dem sterbebette und dem leichenbegleite der theuren, unerwartet erkrankten schwiegermutter ferne bleiben musste. Auch jetzt schien er zu genesen und dachte eben bette und haus zu ver-lassen, als die böse vorjährige krankheit ihn am 11. december neu und schwerer als zuvor angriff, und, von aller sorge der ärzte und pflege der seinen unaufgehalten, in harten leiden ihn dem tode entgegenführte, bis er zuletzt doch noch sanft, am morgen des 21. unter den thränen und gebeten der seinigen entschlummerte. Die leiche war wunderbar schön, jede spur des kampfes vor dem ausdruck der verklärung entwichen. Seine freunde, pfarrer Stockmeyer und professor Hagenbach, hielten, jener die leichen-predigt in der Elisabethkirche, dieser die rede am grabe. Des nachts bewegte sich ein trauer-fackelzug der studierenden nochmals zum grabe; einer aus ihnen, dessen dichterische leistungen der liebende lehrer gefördert hatte, gab dem dank der jugend worte, und ein jüngerer college und verwanter des dahingeschiedenen antwortete mit dem gelübde, dem vorbild seiner treue zu folgen. Dann gieng die künde hinaus in die lande, und es werden wenige stätten geistigen lebens sein in deutschen landen, wo sie nicht verehrung und liebe, klage und dank hervorgerufen hätte.

Wackernagel schrieb einst unter sein bild ein gedicht, und der redner an sei-
n grabe hat es aufgenommen:

„Ein tropfe fällt: es klingt das meer nur leise;
Die stelle wird umringt von kreis' an kreise.
Und weiter, immer mehr. Nun ruht es wider.
Wo kam der tropfe her? Wo fiel er nider?
Es war ein leben nur und nur ein sterben,
Und kam, auch eine spur sich zu erwerben.“

Ja wol, eine reiche, gesegnete, unvergängliche spur!

ZÜRICH.

S. VÖGELIN.

CRONOLOGISCHES VERZEICHNIS DER SCHRIFTEN W. WACKERNAGELS.

7. 1. Kinrenbergii et Alrammi Gerstensis carmina. Berol. 8 s.
2. Zwölf mhd. lyr. gedichte. Berol. 14 s.
3. *Spiritualia theotisca*. Sermonum sex ecclesiast. et orationis domin. rhythmis expositae fragmenta. Vratisl. 22 s.
4. Das wessobrunner gebet und die wessobr. glossen. Berlin. 95 s.
28. 5^a. Ahtzeihen wahtel in den sac! Friedrichsstadt. Jan. 1828. (ed. princ. aus der Wiener hs. CXIX). 8 s.
- 5^b. Anmerkungen zum Wahtelmære; in Denkmäler deutscher Sprache und Lit. von H. F. Massmann 1. München 1828. (s. 105 — 112).
6. Lieder eines fahrenden schülers. Berlin. 125 s.
29. 7. Aufsätze in Hoffmanns monatsschr. von und für Schlesien. Breslau. (Zur schles. kirchengesch. — Zeichenunterr. in Schles. — Über Gotfr. v. Strassburg. — Zwei mittellat. fabeln von Fuchs Reineke. — Zur kunstgesch. von Breslau. — Gegen Kannegiessers übers. einer stelle in Dantes göttl. comöd. — Übers. dreier ged. d. Catull. — Aug. Hagens Nürnberg. novellen).
8. Theaterrecensionen und kleinere gedichte; in d. Bresl. zeitung, Febr. 1829 bis April 1830.
9. Gedichte, in: Zweckloses leben und treiben, hsg. v. d. zwecklosen gesellsch. in Breslau. 2 jahrg.
10. Gedichte, in: Weinbüchlein zum besten der wasserbeschädigten Schlesier, hrg. v. d. zweckl. gesellsch.
30. 11. Gedichte, in: Poesien der dichtenden Mitglieder des Bresl. künstlervereins (Geisheim, Grünig, Hoffmann v. Fallersleben, K. Schall, W. Wackernagel, K. Witte).
12. Über conjugation und wortbildung durch ablaut im Deutschen, Griech. und Lat.; in Seebodes archiv f. phil. u. paed. 1, 17 — 50.
13. Die mhd. negat. partikel *ne*. — Glossar für das XII — XIV. jh., von Hoffmann u. W.; in Hoffmanns fundgruben f. gesch. deutscher sprache u. lit. 1, 269 — 306. 347 — 400.
1. 14. Gedichte, in: Berliner Musenalmanach.
15. Geschichte des deutschen hexameters und pentameters bis auf Klopstock. Berl. 68 s.

1832. 16. Gedichte, in: Deutscher Musenalmanach. Lpz. 1832. 33. 34. 35. 37.
17. Gedichte, in: Schweizerische Alpenrosen. Aarau 1832. 33.
1833. 18. Die verdienste der Schweizer um die deutsche litt. Akadem. antrittsrede, 17. Mai. Basel. 41 s.
19. Gedichte Walthers v. d. Vogelweide. übs. v. Simrock und erl. v. Simrock u. W. 1. 2. Berlin.
1834. 20. Gedichte, in: Weihnachtsgabe zum besten der wasserbeschädigten, in der Schweiz. Basel.
1835. 21. Zur erklärang u. beurteilung v. Bürgers Lenore. Progr. d. Pädag. 20 s. 4. Wiederholt, mit nachträgen von W. u. Hoffmann, in Haupt u. Hoffmann, altdeutsche blätter. Leipz. 1836. 1, 174—204.
22. Deutsches lesebuch. I. Altdeutsches lesebuch. Basel. 872 sp.
1836. 23. Deutsches lesebuch. II. Poesie seit 1500. Basel. 1614 sp.
24. Aufsätze in Haupt u. Hoffmann, Altdeutsche blätter I. (Bruchst. eines unbek. ged. aus d. Dietrichssage. — Geistl. lehrged. aus d. XII jh. — Glossen aus d. XII. jh.)
25. Die altdeutschen hss. d. Basler Universitätsbibl. Progr. Basel. 64 s. 4.
1837. 26. Schweizerisches Museum für hist. Wissenschaften, hsg. v. Gerlach, Hottinger u. W. Frauenfeld.
a) Die germanischen personennamen. 1, 96—119.
b) Die epische poesie. 1, 341—372; 2, 76—102. 243—274.
1838. 27. Gedichte, in: Schweizerische Alpenrosen, hsg. von Fröhlich, Hagenbach u. W. Aarau 1837. 38. 39.
28. Herr Nithart; in: Minnesinger v. F. H. v. d. Hagen. 4, 436—442.
29. Über die dramatische poesie. Progr. Basel. 51 s. 4.
1839. 30. Vorbericht zu: Beiträge zur vaterl. gesch. hsg. v. d. hist. gesellsch. zu Basel. Bd. I. s. 5—16.
31. Gedichte, in: Weihnachtsgabe zum besten der wasserbeschädigten in der Schweiz, hsg. v. Fröhlich, Hagenbach u. W. Basel.
1840. 32. Beiträge zu Haupt u. Hoffmann, altd. bl. II. (Lyr. gedd. des 12.—14. jh. — Sprüche u. sprichwörter, deutsch u. lat.)
33. Das landrecht des Schwabenspiegels. Zürich. 342 s.
34. Vorrede zu: Beitr. z. Basler buchdruckergesch. v. Stockmeyer u. Reber. Basel.
35. Gedichte, in: Gedichte zur feier des Johannistages 1840. Basel.
36. Festreden bei d. 4. Saecularfeier d. erfindung d. buchdruckerkunst in Basel, 24. Juni 1840. Nebst einer beschreibung des festes. Basel. 4.
37. Gedichte, in: Weihnachtsgabe f. brandbeschädigte im Kanton Zürich, hsg. v. Schuster u. S. Vögelin. Zürich.
1841. 38. Deutsches lesebuch. III, 1. Prosa von 1500—1740. Basel. 1076 sp.
39. H. Fr. Drollinger. Akad. festrede. Basel.
1842. 40. Die Gottesfreunde in Basel; in: Beitr. z. vaterl. gesch. Basel. 2, 111—163.
41. Beiträge zu Haupts ztschr. f. deutsch. alterth. II. (Der sælden tor. — In den wald wünschen. — Zwölf schwerter und neun herzen. — Theilen, theilen und wählen, theilen und kiesen. — Verlöb- nis und traung. — F, H, Th. — Drei lügenmärchen).
42. Neuere gedichte aus den j. 1832—41. Zürich. 368 s.
43. Gedichte, in: Weihnachtsgabe für Hamburg, hsg. v. Fröhlich, Hagenbach u. W. Basel.

43. 44. Zeitgedichte, mit beiträgen von Balth. Reber. Basel. 192 s.
45. Beiträge zu Haupts ztschr. f. d. a. III.
(Sechzig rätsel u. fragen. — Sagen u. märchen aus d. Aargau. — Die vogelhochzeit. — Niederl. lied von d. Brennenberger. — Altdeutscher cento. — Segensformeln. — Bibl. glossen zu Engelberg u. Rheinau. — Proverbia Salomonis).
46. Deutsches lesebuch III, 2. — Prosa v. 1740—1842. Basel 1526 sp.
47. Das siechenhaus zu S. Jacob. 21 Neujahrsbl. f. Basels jugend. Basel. 25 s. 4.
44. 48. Redaction und vorrede von: Die schlacht bei S. Jakob in den berichten d. zeitgenossen. Säcularschrift d. hist. gesellsch. zu Basel. Basel. 4.
49. Das vierte säcularfest d. schlacht bei S. Jakob an der Birs. Im auftr. d. comites beschr. v. W. Basel. 73 s. 4.
50. Beiträge zu Haupts ztschr. f. d. a. IV.
(Die s. gallische rhetorik. — Geographie d. mittelalters. — Die 12 meister zu Paris. — Beschreibung d. gestalt Christi. — Bruder Berthold u. Albertus Magnus. — Kirchl. u. unkirchl. segnungen. — Zu Hartmann v. Aue).
51. Gedichte, in: Elsässische neujahrsblätter hsg. v. Stoeber u. Otte. Basel. 1844. 45. 46.
45. 52. Weinbüchlein. Leipz. 112 s.
53. Walther von Klingon. Progr. Basel. 31 s. 4.
54. Beiträge zu Haupts zeitschr. f. d. a. V.
(Altdeutsches kochbuch. — Provenzalische diätetik. — Gedichte des archipoeta Waltherus. — Die Schlettstädter glossen. — Deutsch-lat. hexameter. — Volkslied d. 15. jh.).
46. 55. Familienrecht und familienleben der Germanen, in: Schreibers taschenb. f. gesch. u. alterth. in Süddeutschl. Freiburg. 5, 259—316.
56. Altfranzösische lieder u. leiche. Basel. 253 s.
57. Über das schachzabelbuch Konrads von Ammenhausen; in: Kurz u. Weissenbach. beitr. z. gesch. u. litt., vorzügl. aus d. archiven u. bibl. d. kantons Aargau. 1. Aarau. s. 28—77. 158—222. 314—373.
58. Aufsätze in den Beiträgen d. hist. ges. zu Basel III.
(Bischof Udalrich v. Basel. — Schrutan v. Winkelried. — Das Rosenbad u. d. Rosengarten von S. Jacob. — Buck dich, Jäcklin! du must in Ofen).
47. 59. Deutsches lesebuch. N. A. I. Poesie u. Prosa bis z. 15. jh. mit einem wörterbuche. 1088 u. 632 sp. II. Poesie seit 1500. 1786 sp.
60. Vocabularius optimus. Zur begrüssung d. philologen usw. Basel. 58 s. 4.
61. Mitherausgabe der Fest- u. Abendmahlslieder für Basels evang. gemeinden. Basel.
62. Die altdeutschen dichter des Elsasses: Otfried von Weissenburg. Heinrich der Gleissner; in: Elsässische Neujahrsblätter 1847, 210—237. 1848, 190—216.
48. 63. Altdeutsche predigten und gebete aus hss. Mit abhandlungen. Ein beiträg zur kirchen- und litteraturgesch. Deutschlands. Basel. (Nur theilweise gedruckt und noch nicht ausgegeben).

64. Beiträge zu Haupts ztschr. f. d. a. VI,
(Die anthropogonie der Germanen. — Das glücksrad und die kugel des glücks. — Hellogräve. — Der welt lohn. — Die deutsche heldensage im lande der Zähringer und in Basel. — Niederländ. reimsprüche. — Schretel und wasserbär. — Das totenreich in Britannien. — Die spott-namen der völker. — Mete, bier, win, lit, lütertrank. — Das lebenslicht. — Der wolf in der schule. — Erde der leib christi. — Gold im munde. — Windsbraut u. windgelle. — Ein weib und drei liebhaber. — Vor liebe fressen. — Haus, kleid, leib. — Ital. liebeszauber und krankheitssegen. — Rom u. der pfenning. — Liber sententiarum).
65. Geschichte der deutschen litteratur. Basel. Heft 1. 1848, 2. 1850, 3. 1855. 496 S. bis zum beginne des 17. jahrh. reichend.
1849. 66. Beiträge zu Haupts zeitschr. f. d. a. VII.
(Tung. — Wergeld Christi u. psalmenzauber. — Predigten).
67. Pompeji. Öffentl. vortrag. Basel. 57 s. — Zweite, durchgesehene ausgabe. 1870.
1850. 68. Meinauer Naturlehre. Bibl. d. lit. ver. in Stuttg. no. 22. Stuttg. 19 s.
69. Mitherausgabe des evangel. gesangb. für Basel. Probedruck.
1851. 70. Beiträge zu Haupts zeitschr. f. d. a. VIII.
(Der starke Boppe. — Vier sprüche von Hans Folz).
1852. 71. Das bischofs- und dienstmannenrecht von Basel in deutscher aufzeichnung des 13. jahrh. Progr. Basel. 43 s. 4.
1853. 72. Über neuere bearbeitungen der deutschen litteraturgeschichte; in Gelzers protest. monatsblätt. Gotha. 2, 55 — 63.
73. Gewerbe, handel und schiffahrt der Germanen. Öffentl. vortrag. Erweitert abgedr. in Haupts ztschr. 9, 530 — 578.
74. Beiträge zu Haupts ztschr. f. d. a. IX.
(Der totentanz. — Kochbuch v. maister Hannsen, des von Württemberg Koch).
75. Vorrede zu: Buch der sinnsprüche usw. von W. K. Leipzig.
1854. 76. Mitherausgabe von: Die universität von Basel, was ihr gebriht und was sie sein soll. Polit. tagesschrift. Basel.
77. Sevilla. Öffentl. vorträge. Basel. 149 s. — Neue unveränd. ausg. 1870.
78. Von der deutschen pedanterei. Schulrede. In Gelzers prot. monatsbl. 3, 295 — 309.
79. Mitherausgabe des Evangel. gesangb. f. Baselstadt u. Baselland. Basel.
1855. 80. Der arme Heinrich herrn Hartmanns von Aue u. zwei jüngere prosalegenden verwanten inhalts. Basel. 101 s.
81. Die deutsche glasmalerei. Geschichtl. entwurf mit belegen. Lpzg. 180 s.
82. Lessings Nathan der Weise. Rectoratsrede. In Gelzers prot. monatsbl. 6, 232 — 256.
83. Vorwort zu Emil Wellers Liedern des dreissigjäh. krieges. Basel.
1856. 84. Das erdbeben von 1356 in den nachrichten der zeit und der folgezeit bis auf Christ. Wurstisen. — Der Todtentanz (erweiterung d. abh. v. j. 1853); in: Basel im 14. jahrh. Geschichtl. darstellungen zur 5. saecularfeier des erdbebens am 8. Lucastage 1356, herausg. von d. hist. gesellch. zu Basel. S. 213 — 250. 377 — 425.
1857. 85. Die goldene altartafel von Basel. Abbildung, erklärang u. zeitbestimmung. Progr. Basel. 34 s. 4. (Auch in den Mitteilungen d. Basler antiq. ges.)

86. Über die mittelalterliche samlung zu Basel nebst einigen schriftstücken aus derselben. Progr. Basel. 17 s. 4.
1858. 87. Vorrede zu: Geistl. lieder eines elsäss. zimmermannes, herausg. v. pfarrer E. Staehelin. Basel.
88. Konrad v. Würzburg aus Würzburg oder aus Basel? in Pfeiffers Germania. Wien. 3, 257—266.
89. Ritter- und dichterleben Basels im mittelalter. 36. neujahrsblatt für Basels jugend. Basel. 32 s. 4.
90. Lieder für die knaben in den sonntagssälen zu Basel, herausg. u. mit beiträgen von W. Basel. — N. verm. Aufl. 1868.
91. Otto von Passau, in Herzogs Realencycl. f. prot. theol. u. kirche. Erlangen. 9, 741—743.
1859. 92. Katalog der mittelalterl. Samlung zu Basel. 1839. 1862. 1866.
93. Altdeutsches Lesebuch (des deutschen Leseb. Th. I). N. A. Basel. 1348 sp.
94. Die deutschen appellativnamen. In Pfeiffers Germania 4, 129—160; 5, 290—356.
1860. 95. Ἑπτὰ πτερόεσσα. Ein Beitrag zur vergleich. Mythologie. Jubelschrift zur 4. säcularfeier d. univ. Basel 6. sept. 1860. Basel. 50 s. 4.
96. Gedichte auf das universitätsjubiläum, mitgeth. in d. beschreibung der 4. jubelfeier d. stiftung d. univ. Basel am 5.—7. sept. 1860, von J. W. Hess. Basel.
1861. 97. Wörterbuch zum altdeutschen lesebuch, oder Altdeutsches handwörterbuch. Neue sehr verm. ausg. Basel. 402 s.
98. Die umdeutschung fremder wörter. Progr. Basel. 53 s. 4. — Zweite verb. aufl. Basel 1863. 62 s. 4.
1862. 99. Die Lebensalter. Ein beiträg z. vergleich. sitten- und rechtsgeschichte. Basel. 74 s.
100. Walther von der Vogelweide nebst Ulrich von Singenberg u. Leutold von Seven. Hsg. von Max Rieger u. W. W. Giessen. XLVIII, 290 s.
101. Nachtrag z. geschichte d. grossen Erdbebens v. 1356 im Basler Taschenbuch f. 1862. s. 235—247.
1863. 102. Gedächtnisrede auf Ludw. Uhland, vorgetragen bei der Uhlandsfeier zu Basel, 13. Jan. 1863. In Gelzers protest. monatsbl. 1863. 20 s.
1864. 103. Kunstschatze der mittelalterl. samlung zu Basel, herausg. von W. W. u. Jac. Hoeflinger. Photogr. 3 Lieferungen.
1865. 104. Leben und wirken Walthers v. d. Vogelweide. In Herzogs realencycl. f. prot. theol. u. kirche; suppl. band. 16 s. — Sebastian Brant. Ebendas. 19, 259—262.
105. Das hündchen von Bretzwil u. von Bretten. Ein versuch in der mythenforschung. — Im Neuen schweizerischen Museum. Basel. 5, 339—350.
1866. 106. Sechs bruchstücke einer Nibelungenhandschrift aus d. mittelalterl. samlung zu Basel herausg. Progr. Basel. 48 s. 4.
107. Vorwort zu: Rud. Hotz, Lesebuch für elementar- u. volksschulen. Basel.
108. Basel und die eidgenössische universität. In den beilagen d. Augsb. allg. zeitung. 1866.
1867. 109. Voces variae animantium. Progr. Basel. 54 s. 4.
1868. 110. Beiträge zur zeitschrift f. deutsche philologie v. Höpfner u. Zacher. Halle. (Zur Alexandersage I. Zum Jul. Valerius. — Die altsächs. bibeldichtung und das Wessobrunner gebet).

111. Sprache u. sprachdenkmale der Burgunden. In: *Binding, gesch. des burgundisch-romanischen königreichs*. Leipzig. S. 329—404.
1869. 112. *Voces variae animantium*. Ein beitrug zur naturkunde u. zur geschichte der sprache. Zweite verm. u. verb. aufl. Basel. 179 s.
1870. 113. Joh. Fischart von Strassburg u. Basels antheil an ihm. Basel. 214 s.
114. Gothiche und altsächsische lesestücke samt wörterbuch. (Erste abtheilung einer neuen ausgabe des altdeutschen lesebuchs. Bis auf die zweite correctur des letzten bogens des wörterbuches vollendet. Die neue ausgabe des eigentlichen altdeutschen lesebuches, künftighin zweite abtheilung desselben, ist theilweise vorbereitet.)

VERZEICHNIS DER VORLESUNGEN W. WACKERNAGELS.

1. 1833. Deutsche grammatik (6). — 2. 1833. Deutsche metrik (7). — 3. 1833. Vergleichende grammatik der romanischen sprachen (2). — 4. 1833. Tacitus Germania (6). — 5. 1834. Deutsche syntax und stilistik (2). — 6. 1834. Gedichte Walthers von der Vogelweide (13). — 7. 1834. Erklärung des altdeutschen lesebuchs (13). — 8. 1835. Vergleichende grammatik des Deutschen, Griechischen und Lateinischen (13). — 9. 1835. Handschriftenkunde (1). — 10. 1836. Poetik und rhetorik (1). — 11. 1837. Geschichte der deutschen sprache und litteratur (7). — 12. 1837. Poetik, rhetorik und stylistik (13). — 13. 1838. Nibelungenlied nach Lachmanns ausgabe (*). — 14. 1838. Germanische altertümer (12). — 15. 1839. Einhardi vita caroli Magni (1). — 16. 1841. Übungen im styl und im freien vortrage (6). — 17. 1845. Erklärung und beurteilung ausgewählter dramen (1). — 18. 1847. Geschichte des deutschen predigtwesens im mittelalter (2). — 19. 1848. Geschichte des deutschen dramas mit lesung und erklärang ausgewählter beispiele (10). — 20. 1851. Geschichte der deutschen litteratur seit der reformation (9). — 21. 1854. Geschichte der deutschen litteratur bis zum schlusse des mittelalters (1). — 22. 1855. Erklärung des Armen Heinrich von Hartmann von Aue (7). — 23. 1856. Stylistik (3). — 24. 1856. Geschichte der deutschen verskunst mit erklärang ausgewählter stücke (1). — 25. 1857. Poetik (2). — 26. 1857. Germanistisches kränzchen (22). — 27. 1864. Erklärung des alt- und angelsächsischen lesebuches von Rieger (2). — 28. 1867. Reinke de Vos nach Lübbens ausgabe (1).

BASEL.

J. G. WACKERNAGEL.

L. SIEBER.

BRIEFWECHSEL ÜBER DAS NIBELUNGENLIED

VON

C. LACHMANN UND WILHELM GRIMM.

(Fortsetzung.)

6.

LACHMANN AN WILHELM GRIMM.

Lieber Freund,

ich habe nicht gewagt um eine Antwort auf meinen letzten Brief zu bitten, so lange ich sie auch gewünscht habe: ich wusste recht gut, dass er keine Antwort verdiente, so unbedeutend war er, geschrieben in einer Zeit, wo ich, eben in anderen Studien begriffen, zu jenen zurückzukehren wenig² aufgelegt war. Jetzt ist das anders, und ich möchte gern viel aus Ihnen herausfragen: schlimm wär' es, wenn nun Sie grade keine Lust hätten.

Ich will bei einer Äusserung in einem Ihrer Briefe anknüpfen. Sie sagen, die Fabel in den Nibelungen sei dieselbe wie in einem ungedruckten Rosen-Garten Liede.¹ Nach Ihrer Recension über Göttings Gibellinen² meinen Sie die jetzo gedruckte.³ Ich sehe die Ähnlichkeit wohl, die sich im Einzelnen mag weiter durchführen lassen, und endlich scheinen kann auf einen tieferen Grund zurückzuweisen. Allein erstlich ist es doch bedenklich, anzunehmen, wie Sie thun und thun müssen, dass neben der Nibelungensage gleichzeitig eine märchenhaft verkleinlichte Gestalt derselben dagesessen sei; denn den Hauptpunkt, Siegfrieds und Dietrichs Kampf im Rosengarten, vindiciert dem 13. Jahrhunderte das Zeugniß Ottokars v. Horneck.⁴ Und zweitens bin ich überzeugt, alle Deutungen der Nibelungensage sind falsch, die Dietrichen usw. mit einmischen, weil die Sagen von den Nibelungen ursprünglich getrennt waren von dem Kreise Dieterichs, und erst nachher vermischt wurden, der Gegensatz der Helden aus beiden Kreisen also zwar sehr wichtig ist, nur nicht zur Aufklärung der ältesten Gestalt der Sage. Dass aber Dieterich mit dem Nibelungenkreise nichts zu thun hat (und nicht etwa in der Nordischen Sage vergessen ist), beweise ich daraus, dass Dieterich von Bern schon im 11. Jahrhunderte im Chronicon Quedlinburgense in die Geschichte gebracht und für Theoderich den Grossen gehalten wird,

1) Siehe oben, im zweiten briefe, s. 203.

Z.

2) Wilhelm Grimms anonym erschienene recension über „Nibelungen und Gibellinen. Von D. Carl Wilhelm Götting. Rudolstadt 1816“ in der Leipziger Literatur-Zeitung. 1817. April. no. 86. 87. sp. 687. 694.

Z.

3) Gedruckt in: Deutsche Gedichte des Mittelalters herausg. von Fr. Heinr. v. d. Hagen und Joh. Gust. Büsching. Zweiter Band. Auch u. d. t.: Das Helden Buch in der Ursprache herausg. von Fr. Heinr. v. d. Hagen und Anton Primisser. Erster Theil. Berlin 1820. 4.

Z.

4) S. W. Grimm, heldensage no. 73. s. 172.

Z.

mit dem Ermanrich und Attila in den mythischen Verhältnissen stehen,⁵ dagegen von der Nibelungensage niemals etwas in die Geschichte aufgenommen ist, bis in der „*historia catolicum*“, die Heinrich von München (Altd. W. 2, 133)⁶ anführt. Was für ein Buch meint er, und wie alt ist es?⁷ Woher die ungarische Sage stamme und wie alt sie sei, ist noch fraglich,⁸ um so mehr wenn Müller Recht hat mit der Behauptung, das Susa der Vilkina Sage sei Buda (Sagabibliothek 2, 304).⁹ — Wenn aber der Attila, den die Sage mit Dietrich verbindet, für den Hunenkönig gehalten worden ist (und das ist erweislich schon im 11. Jahrhunderte in Deutschland geschehen), ja vielleicht ursprünglich nach ältester Sage dieser war, und in der Sage des 10. Jahrhunderts dieser historische Attila nicht der war, welcher Gunthers Tod veranlasste, so ist in Siegfrieds und der Nibelungen Sage auch an Dieterich nicht zu denken. Wirklich ist aber im Waltharius der historische Attila gemeint, auch ist Hagano von Troja der mythische (selbst einäugig 625. 1389. [= 627. 1393]¹⁰ wie Vilkinasaga 87. 165 [= c. 244. 184]:¹¹ in der ersten Stelle des Gedichts der Traum vom Eber, in der Saga der Wurf mit dem Eberücken), Gunthari Gibeken Sohn, König zu Worms: und doch ist unmöglich, dass der Dichter sich diesen schwachen und feigen Gunthere (s. Vers 1291. 1800 [= 1295. 1304] usw. besonders 1410 [= 1414], wo trotz dem prosodischen Fehler wohl pavit zu lesen ist, der ein Bein verliert 1360. 1398. [= 1364. 1402], als den Helden der Nibelungenfabel gedacht habe. Wegen der Franci nebulones hat Müller Recht. Sagabibl. 2, 353.¹² — Selbst in der Vilkinasaga greifen die Berner nur wenig ein in die Nibelungensage. Bei der Schlacht sind nur Dietrich und Hildebrand: Dietrichs Mann, welche die Nibelungen nennen, sind schon in der Rav. Schlacht geblieben, wenigstens Wolfhart c. 311 [= 344], Helfrich c. 310 [= 338], und die andern kommen nicht vor. Vorher sind die Berner nebst den Niflungen bloss mit Sigurd in Verbindung bei dem Krieg gegen Isung, dann bei Sigurds Vermählung c. 204 [= 226], auch holen sie Brynhild mit

5) „(Ermanaricus) Theodoricum similiter patruelem suum, instimulante Odoacro, patruela suo, de Verona pulsum, apud Attilam exulare coegit“ . . . „Et ille fuit Thideric de Berne, de quo cantabant rustici olim. Theodoricus, Attilae regis auxilio in regnum Gothorum reductus, suum patruelem Odoacrum in Ravenna civitate expugnatum, interveniente Attila, ne occideretur, exilio deputatum, paucis villis juxta confluentiam Albiae et Salae fluminum donavit.“ Wh. Grimm, heldens. no. 18 s. 32 fg. Z.

6) Vgl. oben s. 196. anm. 4. Z.

7) „Statt *Katolicum* ist zu lesen *Gothorum*, und *Jornandes* wird gemeint.“ Wh. Grimm, heldens. no. 84. s. 207. Z.

8) Vgl. Wh. Grimm, heldens. no. 63. s. 165. Z.

9) Vgl. oben s. 266 ff. Z.

10) Die in eckigen klammern beigefügten ziffern sind die entsprechenden versahlen der Grimmschen ausgabe des Waltharius, in: Lateinische gedichte des X. und XI. jh. hrsg. von Jac. Grimm und Andr. Schmoller. Göttingen 1838. Z.

11) Die in eckigen klammern beigefügten ziffern sind die zahlen der entsprechenden capitel in der Ungerschen ausgabe: *Saga Þiðriks konungs af Bern*. Udg. af C. R. Unger. Christiania, 1853. Z.

12) „Da der staaer i det latinske Digt om Attila, at Valther v. 558 udskielder i sin Forbittrelse Frankerne for nebulones, vilde man deri finde en Hentydning paa Niflungerne. Sammenligningen er blot et Vittighedaspil. Over alige Niflungar har allerede Cicero pro Roscio cap. 47 fældet Dommen, naar han siger: *nos ab illo nebulone faecio illudimur*.“ Z.

a. 206 [= 227]. — Selbst Atli hat bis auf die Letzt mit den Nifungen nichts zu schaffen. Siegfrieds Aufenthalt bei Etzeln, der fehlt, kann wohl anders als Sie (Altd. W. 1, 266)¹³ meinen erklärt werden, aus der späteren gemischten deutschen Sage: In beiden Rosengartenliedern werden Gibeke, Siegfried usw. Dietrich (und Etzeln) dienstbar (Siegfr. ausdrücklich genannt im neuen Ros. 2237)¹⁴ wie im Waltharius. (Bedenklich ist nur dabei die Erzählung im Biterolf S. 96^b,¹⁵ die mir nicht ganz deutlich ist, aber leicht der Fabel in der Nibelungen Noth näher stehn muss, (mit der sich wol der Rosengarten nicht gut verträgt,) weil der Biterolf ohne Frage vom Verfasser der Klage ist, obgleich er in einzelner mit ihr und den Nibelungen, mit diesen auch im Ganzen, streitet, was man doch dadurch, dass er aus Volksliedern entstanden ist, gut erklären kann. Sein Buch, das er lesen hörte, bestand aus Volksliedern. Neue Anfänge sind Avent. 3 [= v. 1989] und V. 9011. Widersprüche über Liudegér sind S. 52* und 67* [= v. 5047 und 6564]; Gelfrät und Else 862 Sohn und Vater, 6617 Brüder; 5080 Frideliep aus Schwaben, Berhtold von Elsáze, 6251 Hermann von Schwaben, Berhtold von Elsáze, 7739. 10306. 10770 Berhtold von Schwaben; die Zahlen S. 65 [v. 6337 fgg.] sehr verschieden von den vorher angegebene; sechs verschiedene Verzeichnisse von Dietrichs Mannen — Hagen sagt, Nibelungen¹⁶ S. 639, es seien immer ausdrücklich 12: unwahr: einmahl nur S. 117 [= v. 11558 fgg.] kommen mit Müh und Noth, weil nur 10 Landesherrn sind, 12 heraus; S. 54 [= v. 5285 fgg.] sind 9, S. 65 [= v. 6351 fgg.] — 10, S. 79 [= v. 7789 fgg.] — 9, S. 105 [= v. 10323 fgg.] — 11, S. 108 [= v. 10647 fgg.] — 13; bei der Berechnung verschweigt Hagen den Wikhér, der in 4 Verzeichnissen vorkommt und Landesherr ist; es wären aber richtig 12, wenn er den Helmnot ausliesse, der 2 mahl vorkommt, in den Nibelungen [2198, 1] und Biterolf S. 108 [= v. 10653]; auch dass Adelhart nur einmahl genannt werde, ist unwahr, Seite 105 und 108 [= v. 10380 und 10650].) — Ich läugne ganz, was Hagen (Wien. Jahrb. XII. Anz. S. 33) mit der grössten Sicherheit behauptet,¹⁷ dass Karls des Grossen (vermutliche) Sammlung Dietrichen zum Mittelpunkt gehabt habe; hingegen meine ich, dass damahls

13) „Etzel hatte ihn [den Siegfried] gesehen (4643) [= Nib. 1097, 3].“ Dazu die anmerkung: „Das ist merkwürdig und kann vielleicht nur aus der nordischen Sage erklärt werden.“ — Vgl. W. Grimm, heldens. no. 43. b. s. 76. Lachmann anm. zu Nib. 1097. 1084. Z.

14) v. d. Hagen, deutsche gedichte des mittellalters s. 27. Z.

15) Biterolf v. 9472 fgg. vgl. W. Grimm, heldens. no. 43. b. s. 76. Z.

16) Der Nibelungen Noth ... mit den Lesarten aller übrigen Handschriften herausg. durch F. H. v. d. Hagen. 3. Aufl. Breslau 1820. Z.

17) „Selbst Karl der Grosse, der strenge Sachsenbekehrer, machte bekanntlich noch eine schriftliche Sammlung solcher uralten Lieder von den Thaten und Kriegen der alten Könige, welche er sich über Tische vorlesen liess ... vermuthlich ist also auch das Hildebrands-Lied noch ein Bruchstück aus eben dieser karolingischen Sammlung, indem es sich ebenfalls auf den Verrath Sibichs (welcher darin aber, wohl schon durch Einwirkung der Geschichte, Otacher, Odoaker heisst), bezieht, und Dietrichs und Hildebrands Heimkehr von den Hunnen enthält. Es setzt also, wie dieselbe Erzählung in den übrigen deutschen und nordischen Sagen und Liedern, der Nibelungen Noth voraus. Und ohne Zweifel umfasste die Sammlung auch diese als Haupt- und Schlusstücke des ganzen Kreises.“ Jahrbücher der Literatur. Zwölfter Band. 1820. Oct. — Dob. Wien. — Anzeige-Blatt für Wissenschaft und Kunst. no. XII („Zur Geschichte der Nibelungen.“ s. 30 — 76) s. 33. Z.

zwei Fabelkreise gewesen sind, deren einer, der reichere, sich um Theodorich drehte, der andere um Sigifrid, in beiden aber ein Atzilo vorkam. Etwa so wie der Sigifrid und Gunthari bei Witekind lib. IV¹⁸ nichts mit den mythischen zu thun haben; wie das Gedicht von Gudrun die Namen Hagene, Ortwin, mit den Nibelungen als blosser Namen gemein hat (mit Üte, einem allgemeinen mythischen Character, der wandert, kann es anders sein);¹⁹ und wie eben diese Gudrun mit Dæmisaga LXVII²⁰ gar nicht übereinstimmt, und doch, wie sie, einen Högni und dessen Tochter Hildur kennt, die Hedin, Hedele (Hedeling, Hiadningar) Hiarandason (Hórandes Pfüngling) raubt oder rauben lässt. [Doch gesteh ich, dies letzte Beispiel ist bedenklich, und es kann sein, dass eine von beiden, die nordische oder Deutsche Sage einer gemeinschaftlichen ein aus einer andern entnommenes Ende angehängt hat.] Sehr viele Fabelkreise neben einander anzunehmen, trage ich gar kein Bedenken: wie sie sich aber vermischen, zeigt die Vilkina-Saga klar.

Das *πρώτον ψεύδος* in Hagens und Monens Deutung scheint mir zu sein, dass sie die Menschensage, ohne irgend ein Zeichen einer Verfälschung vorzuweisen, in Göttersage verwandeln; eben wie man die Thiersage nicht anerkennen will, sondern sie auch umsetzt. Als Gegenbeweis kann Saxos Balder dienen, der noch immer ein Halbgott ist.

Ist Dieterich weggeschafft, Atli durchaus nicht der Hunenkönig, sind die Personen der Fabel auch nicht entgötterte Götter, so fragt sich: ist die Sage eine Allegorie, etwa wie P. E. Müller will — dergleichen Dinge es aber vermutlich in der Volkspoesie gar nicht gibt —? oder ist es Geschichte aus einem volkmässigen Gesichtspunkt angesehen, epische Geschichte? Ganz gewiss das letzte: den historischen Grund auszumitteln bei einer nur episch überlieferten Erzählung kann natürlich kein Verständiger sich unterstehn.

Die Geschichte nun und die epische Ansicht auszufinden, ist es nöthig, dass vorerst der Umfang der Erzählung bestimmt werde. Ich nehme als Anfangspunkt Oturs Tod, als Ende Gunnars Tod an, nicht allein, weil so meine Erklärung, die nachher folgt, gut herauskommt, sondern weil dies, nur mit verdunkeltem Anfang, die Grenzpunkte der Deutschen Sage sind, in der Nordischen Sage alles frühere schwankend ist (vergleicht man Volsunga saga mit den Liedern), und weil früheres und späteres in die nordische Geschichte aufgenommen ist (Saxos Helgi p. 28, und

18) Mon. Germ. Ser. III, 450. c. 72. „De Gundthario et Sifrido.“ 465. c. 72. „Guntharium et Sifridum mittit in Calabriam.“ Z.

19) Beiläufig: Eschenbachs Stelle [Willchalm 439, 16 fgg.], *Meister Hildebrands frau Üte* (cod. Palat. *hildebrandes früte*) *Mit triuoen nie gebeite baz Danno er tet maniger storie naz* (Und) *Mit blüte begozzen*, versteh ich anders als Sie: Terramer erwartete treulich, ohne weiter zu fliehen, seine zurückgedrängten verwundeten Scharen. [Wie aus Altd. Wälder 1, 305 hervorgeht, hat Lachmann hier die Erklärung in der Ausgabe des Hildebrandsliedes von 1812 gemeint; sie lautet dort s. 48: „Eschenbach scheint in dieser etwas schwierigen Stelle sagen zu wollen, Terramer habe mit unverzagtem Muth der jugendlichen Feinde standhaft gewartet, wie Frau Ute der Rückkunft ihres Gemahls mit Treue.“ In der Heldensage no. 42. s. 66. hat W. Grimm die hier gegebene Lachmannsche Erklärung aufgenommen: „Rennewarts vater, der unverzagte Terramer, wartete treulich seiner blutenden, zurückgetriebenen schaaeren; frau Ute konnte mit nicht grösserer treue auf meister Hildebrand warten.“ Z.]

20) = Skaldskaparmal 50. = Snorra Edda ed. Rask. Stockh. 1818. s. 163. Edda Snorra Sturlusonar. Hafniae 1848. 1, 432. Z.

Jarmerik), aus der wohlbekanntem Mitte hingegen nichts, deren Inhalt der Norden immer als ausländische südliche Fabel ansah (Rhein, Hunaland, Frackland), weshalb auch die Nordländer im Hippodromus neben den Asen nur die südlichen Helden, Volung und Giukunge, abgebildet zu sehn glaubten, nicht aber particular-nordische. Den Gothischen Ermanaricus (Airmanareiks?) mit der Sage zu verbinden, veranlasste im Norden, wie man aus Saxo sieht, der Name Gudrun. Dass Aslaug ein späterer Anhang sei, scheint mir unzweifelhaft.

Wie ich nun die gesammte Fabel fasse? Es ist der Untergang von Helden-geschlechtern durch den Fluch der auf einem Schatze ruht (nicht, durch Habsucht),²¹ der gewonnen wird 1) durch Ermordung eines Verwandten, 2) auf Anstiften eines Verwandten des Fallenden, und zwar eines Weibes. 3) Der Besitzer Tod wird jedes-mahl veranlasst durch eine unheilbringende Vertauschung der Gestalt. 4) Die Ermordeten werden je von dem folgenden Mörder zufällig (nach dem Sprichwort, vom Wolf) gerochen. So geht es Zwergen und Menschen, so lange der Schatz vorhanden ist: Nur die Götter sind frei, aber nur weil sie die Mordbusse bezahlen. Wenn ich dies einzeln ausführe, werden Sie sehn, dass ich die Sage nicht zu verdrehen brauche, sondern alles gegeben ist. Kleine Unebenheiten wird sich die Sage erlaubt haben, theils mögen sie auch Missverstand sein.

Erste Reihe. Loki, des Jetten Sohn, erschlägt den Zwerg (Riese und Zwerg sind einerlei) Otur in Ottergestalt. Die Anstifterin des Mordes fehlt hier: auch ist wohl an keine Verwandtschaft der beiden andern Götter mit Otur zu denken.

Zweite Reihe. Da Hreidmar keine wichtige Person ist, fasst die Sage ihn mit Andvari zusammen. (Andvari, als er das Gold verflucht, weissagt nicht Hreidmars Tod, sondern der Brüder Fáfni und Reigin). Andvari, in einen Hecht verwandelt, wird nur beraubt, von dem Stammverwandten Loki; Hreidmar, bei dem die Verwandlung fehlt, von seinem Sohn erschlagen. Bei Hreidmar fehlt der Mordstifter — denn Reigin ist hier mit Fáfni eins, nicht etwa einer Verräther und der andere Vollbringer: Andvari wird mit dem Netz der Rán gefangen, die nicht zu den Asen gehört, und etwa Andvaris Gebieterin oder Verwandte ist. Für Otur ist die Busse gezahlt. Fáfni und Reigin, die vom Vater Mordbusse für ihn forderten, die ihnen nicht zukam, haben ihn ungebührlich an dem unschuldigen gerächt, weniger aus Habsucht als aus Übermut und durch den Fluch des Goldes.

Dritte Reihe. Sigurd erschlägt den Fáfni, der ein Drache ist, und seinen Pfleger, also beinah Verwandten, Reigin. Ohne zu wollen rächt er dadurch Andvari und Hreidmar. Dass ihn Reigin zum Mord reizet, wäre eine Unregelmässigkeit in der Sage: die Sigurdarqv. 2 α , 10 deutet auf Lynghild [Lyngheidr], die Schwester Fafnis und Reigins, als Mordstifterin. Sigurds Habsucht ist wohl ein unechter Zusatz. (Sigurdarqv. 2 β , 10).

Vierte Reihe. Sigurds Mord wird veranlasst durch die Vertauschung der Gestalt mit Gunnar. Den Mord fodert seine Verlobte Brynhild. Der Mörder ist sein

21) An sich habe ich auch dagegen nichts, aber es scheint nicht gemeint zu sein Fatal scheint das Gold auch in der Klage 3666 [= 1713 ed. Lachm.]: *Der Nibelunge golt rôt, Und heten sie (Gunther und Hagen) dar vermiten, Sô mühten sie wol sin geriten Zir sweester mit ir hulden.* 4233. 35. [= 2013 fg. L.] *Hagenen übermüt.* So auch 1359 [in C.], aber nicht in d. Münch. Hds [Vgl. Lachmanns anmerkung zu Kl. 627].

Schwager, der nicht die Absicht hat Fafni und Reigin an Sigurd zu rächen. Dass die Brüder das Gold haben wollen, weiss die nordische Sage nicht.

Fünfte Reihe. Gunnar, dessen Verderben auch die Vertauschung der Gestalt mit Sigurd ist, wird von Atli erschlagen, nebst Högni; beide sind Atli Schwäger, der, wenigstens nach der Deutschen Sage, kein Verlangen hat nach dem Golde, und es nicht bekommt. Er denkt nicht daran Sigurd zu rächen, sondern thut es zufällig. Den Mord veranlasst (nach der Deutschen Sage, die hier echt zu sein scheint) die Schwester: ihr echter Name ist wohl Grimhild, wenigstens stimmt er zu Lynghild und Brynhild, die vierte oder erste Mordstifterin Rán kommt nicht in Betracht, als eine übermenschliche. Mit dem Versenken des Goldes in den Rhein hört seine Wirklichkeit auf: daher ist auch über Atli und Grimhildens Tod die Sage willkürlich und verschieden.

Es kann sein, dass ich noch einiges übersehen habe. Der Aegishelm und die Vögel (woraus zum Theil Traumbilder geworden sind) könnten wohl noch wesentliche Punkte der Sage sein. Viel aber wird nicht fehlen, weil überall der einzelnen Personen Abstammung und weitere Verwandtschaften und Verhältnisse theils gar nicht angegeben werden, theils schwankend sind. Einer weiteren Deutung scheint mir die Fabel nicht zu bedürfen: es wäre nur etwa bei den einzelnen Punkten zu zeigen, wie sie mit andern Religionsbegriffen zusammenhangen, z. B. das Schicksal wie es hier erscheint, die Gestaltverwandlung.

Noch etwas Mythisches liegt wohl in den Namen *Volsung* und *Niflung*. Von den Herrlichkeitskindern weiss ich nichts zu sagen: wie würden sie Deutsch heissen? ²² (Angels. *Vælsungas*). Dietleibs Schwert *Welsung* als ein Deutsches Überbleibsel davon anzusehn, kann ich nicht rechtfertigen. Wo kommt der Name *Nefill* vor? Etwa im fundin Noregur? ²³ In Upruni [in Edda Islandorum, opera Resenii. Havn. 1665. Gg 3^b = Skaldskap. 64. Snorra - Edda ed. Rask. 1818. s. 192. ed. Hafn. 1848. 1, 520] steht *Nefur er Niflungar eru frá komnir*. Ich sehe nun gar nicht ein, wo in der Ableitung das *L* herkommen soll. Jener Nefer ist wohl nicht erdichtet, erdichtet hätte man einen Nifl, aber er wird nur mit den Niflungen nichts gemein haben. Unter Dverga heiti [Edda Isl. op. Resenii Ee 1^b] stehn 63. *Nefur*. 64. *Nefi*. ²⁴ Unter Odins Söhnen [Edda op. Resen. Cc 3] 4. *Nefur*, mit den Varianten *Nepor*, *Neprr*. ²⁵ Wissen Sie von diesen sonst etwas? Der Mangel einer regelmässigen Genealogie führt auf die Vermutung, dass man auch das Geschlecht der Rheinischen Nibelunge aus Nifheim abgeleitet habe; nur dass man gar nicht weiss, wie man sich Nifheim gedacht hat, und also Veranlassung wäre, nach der Weise der Mythologen, sich auf einen hohen Standpunkt zu stellen, d. h. etwas zu ersinnen, wie es denn Schel-

22) Ihres Hrn. Bruders Anmerkung, Gramm. S. 271 fällt mir erst jetzt wieder ein. [Die anmerkung lautete in der ersten ausgabe der grammatik s. 271: „Da das nordische *vols* (splendor) dem gothischen *sculthus*, dem althochdeutschen *scuidar* entspricht, so hiessen die sagenberühmten *volsungar* in unsern alten verlorenen liedern vermuthlich *wuidarunga*.“] Z.

23) Bezieht sich wol zunächst auf: Altnordische Lieder und Sagen = Lieder der sämundischen Edda, herausg. durch F. H. v. d. Hugen. Berlin 1812. s. LXXIX. — Der name *Næfill* findet sich unter den *sækonunga heiti* in Edda Snorra Sturlusonar. Hafniae 1848. 1, 548, 2. Z.

24) In cod. Arnabagn. 748 und 757. Edda Sn. Hafn. 1848. 2, 469 und 552. Z.

25) Snorra - Edda ed. Rask. Stockh. 1818. 211^a. Edd. Sn. Hafn. 1848. 1, 554. *Neprr*, varr.: *Nafar*, *Nefr*, *Nefrr*. Z.

ling, doch nur frageweise, wirklich gethan hat.²⁶ Für Niflungen aus Nifheim lässt sich anführen „der weissen Niflunges Schatz“ aus Vilkinasaga c. 367 [= c. 393 ed. Unger] (nach Müller Sagabibl. 2, 263:²⁷ in Hagens Übersetzung fehlt das Epitheton) — nämlich weisse Alfe —, der Alfensohn Högni, die Verwechslung der Burgunden und Nibelunge, und dass Andvari nach Dæmisaga 70 [Edda Isl. op. Resenii Z 46 = Skaldskap. 39. Sn. E. ed. Rask. Stockh. 1818. s. 136. ed. Hafn 1848. 1, 352] in Svart Alfaheim wohnt (Alfheim aber hielt man im 13. Jahrhundert für Norwegen,²⁸ wo nach der Nibelunge Noth Nibelungeland liegt). Mit der Verwechslung der Zwerg-^{Riesen-} nibelunge und Rheinnibelunge ist es eigen.

1) In der ersten Hälfte der Nibelunge Noth sind die Nibelunge Könige und Schatzhüter, haben Recken, Riesen und den Zwerg unter sich.

2) In der zweiten heisst der Schatz auch hort der Nibelunge 6982. 86 [= 1679, 2. 1680, 2], aber Nibelunge sind nur die Burgunden. Ausgenommen ist die einzige Strofe 6105 [= 1463]:

*Die Nibelunges helde kōnen mit in dan
In tūsent halsbergen. ze hūs sie hēten lān
Vil manige schæne frowen, dies gesāhen nimmer mē.
Sifrides wunden tātē Kriemhilde wē.*

Die ist aber unstrittig vom Ordner des ersten Theils eingeschoben. Die gleichen Reime *man dan dan lān* ürgiere ich nicht; sie sind häufig im zweiten Theil und bleiben auch wenn die Strofe wegfällt, *man dan dan man*. Aber der ungehörige Zusatz *Die Sifrides wunden* usw. verräth das Einschiesel: schon die dritte Zeile

26) „Söhne Sydyks und Dios-Kuren ist einerley Name. Aber derselbe Name ist ja noch urkundlicher in jenen בני האלהים Gen. 6 vorhanden . . . Von diesen erzählt das älteste Geschichtswerk: ‚Und die Söhne Gottes sahen die Töchter des Menschen, dass sie schön waren, und nahmen sich zu Weibern, die ihnen gefielen,‘ worauf in demselben Zusammenhang folgt: ‚In jenen Tagen waren Nephilim (Riesen) auf der Erde, zumal nachdem die Söhne Gottes sich mit den Menschentöchtern verbanden und sich Kinder zeugten. Diess sind die Gewaltigen, die Männer des Namens (die Berühmten) von Urzeiten der Welt her.‘ Es ist doch etwas ganz wunderbares um diese stelle . . . Will man nicht den ungereimten jüdischen Fabeln Glauben beymessen, so kann man בני האלהים nur von Verehrern des wahren Gottes erklären, die gleichsam als abgesondert von den übrigen Menschen und als ein eignes Geschlecht vorgestellt werden. Es waren also so zu reden die Eingeweihten der ersten und ältesten Mysterien . . . Söhne des höchsten Gottes wurden jene Inhaber der ältesten Geheimlehre, wie die in ihrem Ursprung offenbar menschliche Zwillinge Dios-Kuren wurden und zuletzt selbst unter die Kabiren übergingen. Von diesen höheren Naturen stammen die ersten menschlichen Heroen, die Nephilim (Niflungen?) die gewaltig waren, so lange sie lebten und noch in der Unterwelt (Niffelheim der altnordischen Mythologie?) gross und berühmt sind.“ Über die Gottheiten von Samothrace, von Fr. W. J. Schelling. Stuttg. u. Tübingen, 1815. S. 96 fg. Z.

27) Die stelle in Müllers Sagabibliothek lautet: „*Hogne levede endnu nøgle Dage, et Fruentimmer blev frugtformelig ved ham, han bad hende at kalde Barnet, hvis det blev en Søn, Aldrian, og give ham Nøglen til Sigisfrods Kelder, hvori de hvide Niflungers Skat laae bevarret.*“ Vgl. unten s. 853 fg. Z.

28) „*Alfaiodi* sec. literam Alforum popularis, quomodo paulo post *visi Alfa*, Alforum rex, salutatur; haud dubie quod in *Alfhemia* regnaret, id est: terrarum tractu inter *Gotifam* et *Römaifam*, cuius incolae *Alfar* et *Elfar-Grimar* dicti.“ Edda Sæmundar. T. II. Hav. 1818. 4. p. 10. Z.

ist müßig. Die Verse verdunkeln das nächste 6118 [= 1466, 2] *Er (Hagene) was den Nibelungen ein helflicher tröst*, 6122 [= 1467, 2] *Ez ergie den Nibelungen ze grözen sorgen*. Jene tausend Mann kommen nicht wieder vor: denn die tausend, die oft erwähnt werden, sind von Hagenen aus Günthers 3000 ausgewählt, 5903 [= 1412, 3]. 5925 [= 1418, 1] (wie vorher 2803 [= 642, 3]. 654 [655? = 159, 3]. Die tausend Nibelunge, die mit Siegfried kamen, hatte Siegmund wieder mitgenommen: nicht sie, sondern viel von Alberichs Magen kamen mit dem Schatze 4512 [= 1064, 4]. Der Umarbeiter, um den Widerspruch auszugleichen, setzt nach 4512 [= 1064, 5—8 C.] hinzu, Gernot und Giselher hätten sich Nibelungeland unterworfen.

3) In der Klage Burgunden und Rheinfranken, einmahl nur, und also vielleicht nicht ursprünglich, 1716 [Hgn.] (1626 [Myll.]) [= 771 L.] *Giselher der junge Voget der Nibelunge*. Der Nibelunge hort 1361 [Hgn. = Lachm. z. 627 C.] aber nicht in der Münchner Hds. [nicht in A.] Noch einmahl 3666 [Hgn. = 1713 L.]

9729 5965

4) Im Biterolf Burgunden und (Rhein-) franken. Erwerb des Schatzes S. 80 a 83a [= v. 7810 fgg. 8131 fgg.] wie in der Nibelunge Noth (mit kleinen Abweichungen), wieder die Nibelunge 8156, Nibelunges gölt, womit man in einem Tage 800000 Mann erwerben kann 8566, sprichwörtlich 12043 *Ob sie der Nibelunge gölt Des tages errechten solden hân*, — S. 74ⁿ [= v. 7226]: *Balmunk, Des alten Nibelunges swert*.

5) Im hörnenen Siegfried nur Worms am Rhein, nicht Franken oder Burgunden. Die Nibelunge sind Zwerge.

6) Anhang zum Heldenbuch, grade umgekehrt wie im ersten Theil der Nibelunge Noth: *Seyfrid ain künig außs Nyderland, des wz dz land vîn Wurms end lug nahent bey künig Gibich land, Sein vater hiefs künig Sigmund außs der Nibelunge*.²⁹

Ob nun damit etwas zu machen ist, weiss ich nicht. Über Siegfrieds Land bemerke ich, dass es in der Vilkina Saga ganz vergessen ist, dass er nach Biterolf 11699 drei Königreiche besitzt. — Der Dänen- und Sachsenkrieg kommt nach Hagen (Einl. z. N. N. S. XV)³⁰ nur in der Nibelunge Noth vor. Nach dem neuen Rosengarten 1362. 1392. 1442³¹ hat Gunther dem König Früt von Dänmark sein Land genommen und ihn vertrieben. In Volsunga Saga c. 38 haben Giukis Söhne den Dänenkönig erschlagen.

Was nicht das Wesen der Sage betrifft, da sind überall Dunkelheiten. Von dem Verlöbniß Sigurds mit Brynhild und dem Vergessenheitstrank hat der cod. Suhm. der jüngeren Edda nichts, wie in der Nibelunge Noth, auch in Vilkinasaga erst c. 205 [= c. 227 ed. Unger], nicht c. 148 [= c. 168 ed. Unger]. Mit den Nibelungen, wo Gunther eher vermählt wird als Siegfried, ist das Vergessen unvereinbar. Die Sache scheint also nach der Deutschen Sage so zu sein: Siegfried und Brünhild haben sich Eide geschworen. Nun soll sie gewinnen wer sie besiegt (— statt der Vafurlöga). Als sie kommen, glaubt sie, Siegfried sei es der sie gewinnen wolle (1678 [— str. 395, 2]). Aber er ist ihr untreu geworden, und giebt sich deshalb für

29) Das deutsche Heldenbuch, neu herausgegeben von Adelbert von Koller. Stuttg. 1867. s. 7. W. Grimm, Heldensage no. 134, 11. s. 296. Z.

30) In der ausgabe, welche den titel führt: Der Nibelungen Noth, mit den Lesarten aller übrigen Handschriften. Breslau 1820. Z.

31) Deutsche Gedichte des Mittelalters, hsg. von F. II. v. d. Hagen und F. G. Büsching. Zweiter Band. Berlin 1820. 4. Auch u. d. T.: Das Heldenbuch in der Ursprache usw. Erster Theil. Z.

Gunthers Mann aus; er verspottet sie, als sie besiegt ist (1909 [= str. 443]; deutlicher, wenn die eingeschobenen Verse 1897—1908 [= str. 442, 5—16] mit EM [= A] wegfallen). Nachher, da die Sache längst aufgeklärt ist, bleibt sie aus Groll dabei, er sei ihr Mann. — (Hat die Sage Siegfrieds Untreue vergessen? Oder ist sie absichtlich verschwiegen?) — Das hängt nun recht gut zusammen; eine bloss vergebene und eingebilddete Knechtschaft sieht aber nicht aus wie etwas ursprüngliches. In der Volsunga Saga c. 37 wirft Brynhild der Gudrun vor, Sigurd sei Hialpreks Knecht, was doch die Sage nicht hinreichend erklärt.³² In Vilkina Saga 322 [= c. 344 ed. Unger] ist der Vorwurf, als ich ihn zuerst sah wusste er nichts von seinen Vorfahren (cf. cap. 148 [= c. 168 ed. Unger]). Diese Dunkelheit weiss ich nicht zu erklären.

Lieber Freund, ich ermüde Sie, und die Wahrheit zu gestehn, ich werde selbst müde. Helfen Sie nun nach, machen Sie mir alles oder einzelnes zu Schanden, mir ist es recht: bei ehrlicher Forschung muss sich doch endlich das wahre finden, oder wenigstens der Punkt wo man stehn bleiben muss. Das Bestehnlasse fremder Meinung in historischen Dingen, eine Alterthumsforschung die alle Polemik aufhebt, weil sie auf eitelen Wähnen beruht, verabscheuen wir gewiss beide gleich sehr, wiewohl sie an der Tagsordnung ist.

Nur noch über zwei Stellen in Ihren Zeugnissen. Ildico mit Hildegund zusammenzustellen,³³ will mir gar nicht ein, besonders wenn ich noch dies bedenke. Der poeta Saxo de Karolo M. bei Leibnitz 1. p. 140 (Schilt. Scriptor.: Annal. p. 18a) hat auch die Sage, von dem Mädchen, das Attila ermordete, dabei auch die Worte *vino somnoque gravatum*, setzt aber hinzu: *Ulla necem proprii tamen hoc est crimine patris.*³⁴ — Altd. W. 1, 283. Der Vers des tugendhaften Schreibers gehört zu der Sage von Etzels Verschwinden. Keii sagt zu Gäwein: *Her Gäwein, niht enlät in dise rede wesen zorn: Der hof (ein solcher Hof, wie ihr ihn sucht), Etzel der Hiunen künik, und iuwer müter magtüm ist verlor.*³⁵ — S. 287 die Hellespontier sind nicht Thracier, sondern von Hveen. Der Öresund heisst *Hellespontus Danicus*. Den Hellespont nennt Saxo wieder in Ragnar Lodbrogs Geschichte, lib. IX p. 172, 50. 175, 39. 44. Von Dublin schiffte Ragnar durch das *fretum mediterraneum* (Kattegat) ad *Hellesponticum*. Vgl. Lodbrókarqvida 2.³⁶

Ich bin wirklich besorgt, Sie stürzen mir alles über den Haufen, so dass die Arbeit von neuem angehen muss. Zwar glaube ich ordnungsmässig verfahren zu sein, aber wer hütet sich genug vor Irrthum, wo mathematische Demonstration unmöglich ist? Wenigstens werden Sie mir nicht vorwerfen können, was von P. E. Müller

32) Oder doch? nach Ihrer Anm. z. Edda [Lieder der alten Edda. Aus der Handschrift herausgeg. und erklärt durch die Brüder Grimm. Bd. 1. Berlin 1816.] S. 185 bliebe es immer ein erdichteter Vorwurf.

33) „Ildico [bei Jormandes c. 49] ist niemand anders, als Hildegunde, von welcher ausführlich in dem lateinisch aufgeschriebenen aber ursprünglich deutschen Gedicht von Walter von Aquitanien und kürzer in der Wilkina Saga (c. 84 fgg.) vorkommt.“ Altd. W. 1, 222. Z.

34) Vgl. W. Grimm, heldens. no. 3. s. 9. Z.

35) Vgl. W. Grimm, heldens. no. 49. s. 157. Z.

36) W. Grimm hat diese Deutung Lachmanns aufgenommen, Heldens. no. 33. s. 47. Widersprochen aber wird ihr in Saxonis Grammatici historia danica. Rec. P. E. Müller. Opus morte Mülleri interruptum absolvit J. M. Velschow. Pars posterior. Havn. 1858. s. 236. Z.

gilt:³⁷ er findet einen allzu geringen Grund, auf den man mit Bequemlichkeit 20) Fabeln bauen kann, und die Deutung ist allzu einfach, unbegreiflich wie sich die Sage nicht weit mehr verändert hat (auch dass Rhein nichts als Fluss heisse, zu beweisen gelingt ihm nicht, anderes zu übergehen; oder was man Hagen Schuld geben muss: er ist gezwungen, als eben so richtig wie seine Nibelungen Noth = Ragnarök,³⁸ Dieterich = Loki und Muspellsöhne,³⁹ zuzugeben die Deutung im jüngsten Stück der prosaischen Edda, Ragnarök sei der Trojanische Krieg⁴⁰ usw. Haben Sie gelesen, wie Trautvetter in der Isis abermahls die Edda erschlossen hat? Sogar die Zahl der Dämesagen bei Resenius hat was zu bedeuten,⁴¹ wie nach Mone dreissig

57) P. E. Müller, Sagabibliothek 2, 344—373: „*Om den hele Sagnkredses Oprindelse og historiske Betydning.*“ Z.

38) „... auch im Norden sind die Nibelungen der letzte tragische Akt des ganzen grossen Götter- und Heldenlebens . . . und der Nibelungen-Noth entspricht selbst durch die Alliteration der nordischen Götterdämmerung, — *Ragna Rokur.*“ v. d. Hagen „Zur Geschichte der Nibelungen.“ in (Wiener) Jahrbücher der Literatur. Zwölfter Band. 1820. Oct. — Dec. Anzeige-Blatt, s. 32. Z.

39) „Aus solchem geisterhaften Ursprunge hat Dietrich die Flamme, welche ihm, wenn sein Zorn entbrennt, aus dem Halse schlägt es ist solchergestalt auch Loki . . . Noch deutlicher ist es Muspel mit dem flammenden Schwerte, d. i. dem vernichtenden Mundworte, und dessen feurige Söhne sind die Amelungen.“ v. d. Hagen, die Nibelungen: ihre Bedeutung usw. Breslau 1819. s. 105. Z.

40) „*En þat, er þeir gera lánnga frásögn of ragna rökr: þat er Trójomanna orrost.* (Quam vero contexitur de crepusculo deorum longam narrationem, hoc bellum Trojanum est.) Edda Snorra Sturlusonar. Hafn. 1858. 1, 226. Z.

41) „Asciburg oder die germanischen Götter und Heldenbilder des Tacitus und der Edda als Sternbilder dargestellt von Ernst Trautvetter,“ in Isis, von Oken. Jens. 4. Jahrg 1820. Bd. 2. Heft 9. sp. 597—618. Zuvor war erschienen: E. Chr. v. Trautvetter, Der Schlüssel zur Edda. Berlin 1815. — Sp. 597: „Schon in meinen „Bemerkungen zum C. C. Tacitus über deutsches Alterthum“ und in meinem „Schlüssel zur Edda“ habe ich den Sagenkreis auf den Jahreslauf zurückgeführt, habe die drey Reihen des Runstabs mit den Dämesagen-Reihen verglichen. In nachfolgenden Abhandlungen habe ich dies noch weiter entwickelt. habe die Jahreszeiten und Monate mit den Weltgegenden, das Zeitliche mit dem Räumlichen ausgeglichen und gezeigt, wie . . . mit einem Worte durch das Jahr und dessen Theile, durch Sonne, Mond und Sterne, oder die himmlischen Zeichen, alle alte Sagen und vornehmlich auch deutschen aufgeschlossen werden müssen.“ — Sp. 598: „Die erste Dämesagenreihe bis 49 entspricht der mittleren Reihe des Runstabes. Die Alten zählten 48 Sternbilder; 12 im Thierkreis und 36 ausserhalb. Auch der Wochenzahl entspricht diese Anzahl: 12 Wochen auf ein Vierteljahr gerechnet. Die zweite Reihe, Dämesage 50—62, entspricht der oberen Reihe des Runstabes. Dazu gehören auch die 4 folgenden Dämesagen, die Quatember. Die 12 letzten Dämesagen entsprechen der unteren Reihe des Runstabes.“ — Sp. 610. „Die Helden-sage, von Dämes. 67—78 einschl. . . Die Heldengeschichte ist die Geschichte des Tages, der Erleuchtung, Erhellung im Jahre, und Helge ist die Helle, das Licht, selbst; er ist der Heilige aller Heiligen, der Held aller Helden. Sein Gestirn aber ist das des Orion, des Horus-Apollo. In diesen wenigen Worten ist der ganze grosse Aufschluss enthalten.“ — Sp. 613: „72. Dämesage. Sigurd ist das Sternbild des knieenden Herkules . . . 73. Dämesage. Hilda oder Brynhilda ist die Andromeda, die kriegerische Jungfrau, Amazone, Walkyre. Giuke oder Gibich ist Cepheus. Die Burigunden sind

Tausend Mark in vier Tagen vertheilt (Nib. 4265 [= str. 1003]) = zwölf sind (Einl. S. 77)⁴² [Beiläufig, Zuweilen werden die Helden künstlich angeordnet. Im Rosengarten-Liede, dem früher gedruckten,⁴³ sind die ersten 4 Wormser Kämpfen Riesen, dann 4 Helde, endlich 4 Könige. In der Klage 3 deutliche Abschnitte: 1. Reihe von 8: 4 von Hunenland, Kriemhild, Ortlieb, Blödelin, Iring; 4 Burgunden, Gunther, Hagene, Volker, Dankwart; 2. Reihe, 8 Mann Dietrichs: Wolfbrant, Sigestab, Wolfwin, Nitiger, Gerbart, Wignand, Sigehar, Wighard; 3. Reihe von 4, 2 Paar: Wolfhart und Giselher, Gernot und Rüdiger. Beim Begraben aber sind keine Abtheilungen: Gunther, Gernot, Giselher, Kriemhild, Ortlieb, Blödelin, Rüdiger, Hagene, Volker, Dankwart, Hawart, Iring, Irnfried.]⁴⁴

Ich habe die weissen Niflungen der Vilkinasage vorher [oben s. 349] nach Müller angeführt, der sagt: *Sigisfrods Kielder, hvori de hvide Niflungers Skat laae beauret*. In diesem Augenblick bekomme ich die Vilkina Saga, die ich ganz uner-

die Bursöhne, d. h. die Gestirne um den Pol. Gunnar, Günther, scheint der kleinere Bär zu seyn, der auch der König heisst. Hagne ist wahrscheinlich der Geyer. Gutorm ist der Polwurm. Grymhilde ist Cassiopeia. Gudruna scheint die Medea, d. h. das Gestirn des Medusenhauptes zu seyn. Atle, Budles Sohn ist das Gestirn des Perseus oder Heimdall; dessen Schwester ist Brynhilde“ usw. Z.

42) F. J. Mone, Einleitung in das Nibelungen-Lied. Heidelberg 1818. S. 77: „Betrachten wir zuerst die Sache selbst, so wird Sigfrid unverkennbar als Sonnengott erscheinen. Oder sollte es etwa ganz bedeutlos und umsonst seyn, dass sich seine Sage erweislich und auffallend an die ältesten Sonnenfeste knüpft? Wir gehen aus von seiner Ermordung. Diese fällt bedeutvoll in die Zeit der Sommer Sonnenwende (v. 2955) [= 678, 3. *Vor diesen sumwenden sol er und sine man sehen hie vil manegen der im grözer éren gan.*] Hochzeit, Verrath, Mord und Begräbniss dauern gegen zwölf Tage.“ — Dazu die anmerkung: „Versteckter Weise liegt die Zahl Zwölf auch in V. 4265 und 4266.“ — Die betreffenden verse 1003, 1—3 lauten:

*In den tagen vieren, man hat gesaget das,
ze drize tusent marken oder dannoch baz
wart durch sine sèle den armen dá gegeben.*

Dieselbe redeweise findet sich 1217, 2. 3:

*gott das Kriemhilde teilte man derfür,
ze drize tusent marken oder dannoch baz.*

Darnach ist der sinn dieser stelle: binnen vier tagen wurden für Siegfrieds seelenheil in summa reichlich 30,000 mark an die armen gespendet. Mone dagegen scheint verstanden zu haben: binnen vier tagen je 30,000 mark, also in summa 4mal 30,000 = 120,000 = zwölf mal 10,000 mark. — V. d. Hagen hat die stelle eben so aufgefasst wie Mone, und sich ebenso unklar ausgedrückt, Anmerkungen zu der Nibelungen Noth Frankf. 1824. s. 117. zu v. 4265: „vieren: bisher sind immer nur drei Tage genannt, und auch wieder 4301 [= 1012, 1]; hier ist aber wohl der folgende Tag, nach dem Begräbnisse, vorausgezählt. Die Dreissig dabei bildet wieder Zwölf, aus Drei und Vier, wie 1453“ [= 351, 2 *ze vier tagen te drier hands kloider*]. Dazu die weiteren anmerkungen v. d. Hagens über die ans 3 und 4 oder auch auf andere weise entstandene zwölfzahl, s. 65 zu v. 1455, s. 8 zu v. 40, s. 122 zu v. 4502. Z.

43) Das deutsche Heldenbuch, hsg. von A. v. Keller. Stuttg. 1867. s. 646 fgg. (= 237^a fgg.). Z.

44) Vgl. Lachmann, zu den Nibelungen und zur Klage. Berlin 1836. Anm. s. Kl. s. 289; z. Kl. 816 s. 308; z. Nib. 11, 4. s. 9. Z.

wartet und zu meiner grössten Freude gekauft habe: hier steht nun gar: *at Sigisfrod kiallara, oc i er hvitur Niflunga skattur*, das hiesse also; den hvide Niflungerskat, woraus ich nun gar nicht klug werde, da er aus rothem Golde besteht.⁴⁵ Peringskjöld übersetzt: *uti honom är Niflungarnas penninge skatt*, und: *ubi thesauri Niflungorum immensae molis reconditi servantur*.⁴⁶

Leben Sie wohl, lieber Freund, und antworten Sie, sobald Sie Zeit und Lust haben. Ich grüsse Sie herzlich.

Königsberg, d. 3. Mai 1821.

Ihr
C. Lachmann.

7.

WILHELM GRIMM AN LACHMANN.

[Cassel] 26. Juni 1821.

Lieber Freund, stellen Sie sich unter mir doch nicht irgend einen hochmüthigen N. N. vor, der Ihnen vorletzten Brief so unbedeutend gefunden, dass er nicht darauf habe antworten mögen; die Schuld lag nicht an einem Mangel an gutem Willen, sondern in meinen äussern Verhältnissen, wodurch ich seit einem halben Jahr gezwungen bin, meine Lieblingsarbeiten bei Seite zu legen, und wahrscheinlich kann ich auch in den ersten Monaten nicht wieder daran gehen. Unterricht in der Geschichte, den ich geben muss, hielt mich eine Zeitlang ab, dann war von einer Reise die Rede, allein auch sonst auf manche andere Art war ich in ungewisser und gestörter Lage, so dass ich zu keiner ruhigen Arbeit, nach der ich mich oft unbeschreiblich gesehnt, habe gelangen können. Die Schrift über Runen ist beendigt;¹ wüsste ich, dass Sie einen näheren Antheil nähmen, so hätte ich sie Ihnen direct zugeschickt, so mag sie auf Gelegenheit warten. Jetzt will ich zunächst den dritten und mühsamen Band der Märchen fertig machen, denn ich bin von zu zäher Natur um etwas liegen zu lassen, oder ganz aufzugeben. Es kommt darin auch eine literarische Übersicht vor, die ziemlich viel geistlose Arbeit nöthig macht; denken Sie, Bücher wie das Cabinet des Fées von 41 voll. muss ich durchgehen und theilweise ordentlich durchlesen.²

Ihren letzten Brief kann ich aber unmöglich unbeantwortet lassen, Sie würden sich zu ganz falschen Schlüssen berechtigt glauben. Ich kehre also mit meinen Gedanken zu dem Gegenstand unsrer Briefe zurück, und will Ihnen so bestimmt und kurz als möglich meine Ansicht, aber nur aus freier Hand, niederschreiben, wie es sich gerade fügen will. Ich thue dies sehr gern, weil ich Ihrem Scharfsinn und glücklichen Tact viel verdanken möchte, und auch ungern, weil ich gezwungen bin, was zum Theil nur Vermuthungen und schwankende Ideen sind, die ich absichtlich noch nicht festsetzen will, auszusprechen, doch ein Brief ist kein Buch, und sollten Sie in diesem einmal etwas anderes finden, so dürfen Sie mich nicht aus jenem widerlegen.

1) Die frühesten Poesie hat es mit den mehr oder minder getrübteten Offenbarungen unseres geistigen Lebens zu thun. Sie geht allem Epos voran und vereinigt

45) Am rando nachgetragen: und Silber. Vilc. 381 [cap. 386? = c. 425 ed. Unger?]

46) In Ungers ausgabe lautet die stelle, cap. 393: „at Sigisfrod Kiallara. er i er hirðr Niflunga skattr;“ mit der anmerkung zu hirðr: „Saul. A. B; hvitr, Mmb.“ Z.

1) Vgl. oben s. 200.

2) Kinder- und Haus-Märchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Dritter Band. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin 1822. Z.

noch ungetheilt alle Richtungen der menschlichen Natur. Sie wird von wenigen, Berufenen verkündigt.

2) Das Epos ist ein Ergreifen der wirklichen Geschichte durch ein Anknüpfen derselben an eine religiöse Grundanschauung. Diese Verbindung ist nicht absichtlich, aber sie erfolgt aus einer Naturnothwendigkeit, so wie etwa jedes neue Wort sich an eine überlieferte Wurzel ohne weiter sich dessen bewusst zu seyn, von selbst anschliesst. Das Epos entsteht erst, wenn der Besitz des geistigen nicht mehr lediglich in den Händen der Priester ist, sondern sich ausbreitet. Es ist ein Grundirrtum von Creuzer den Homer als einen wissenden und absichtlich übergelassenen darzustellen, Recht aber hat er in dem Hauptsatz, dass eine reinere und tiefere Erkenntniss des Göttlichen vorangegangen, im Widerspruch mit Voss, der aus dem thierischen erst das menschliche und aus dem menschlichen das göttliche Stufenweise sich herausbilden lässt. Das Epos will also nichts anderes, als das Geschichtliche, aber indem es dies aus der Wirklichkeit heraushebt in eine geistige Freiheit, oder, wenn man will, in die poetische Wahrheit, verliert es durchaus die Qualität einer Historie in unserm heutigen Sinne, und es ist schlechterdings unmöglich, den historischen Grund auch nur mit einiger Gewissheit herauszufinden. Hieraus ergibt sich ein fortschreitendes Hinabsinken des Mythischen und eine natürliche, absichtslose Neigung es zurückzudrängen. (Eine späterhin, neben unserer modernen geschichtlichen Wahrheit erwachende Lust am Phantastischen und Abentheuerlichen ist etwas ganz anderes). Das Epos hat seine Freude an der frischesten Lebendigkeit und poetischen Wahrheit der Darstellung; das Mythische ist ihm nur insofern etwas, als es zu einer solchen Entwicklung taugt.

Das *πρώτον ψεύδος* in den Deutungen des Nibelungenlieds von Hagen, Mone (Trautvetter habe ich unmöglich lesen können) beruht darin, dass sie in allen Begebenheiten und Helden und in allen bloss sinnlichen Darstellungen einen mythischen Inhalt finden. Sie gerathen dadurch nothwendig in eine so unfruchtbare Allgemeinheit, dass sie immer alles und auch gar nichts in den Händen haben. Man kann solche Sätze gar nicht anpacken, auch nicht weiter widerlegen, aber auch ohne Nachtheil ganz wegwerfen. Es scheint mir nicht erlaubt, bei einem epischen Gedicht zu sagen: dieses oder jenes gehört nicht zu dem eigentlichen Inhalt; alles, was sich einer Sage zumischt, gehört, insofern es nur auf natürlichem Wege geschah, zu ihr. Es muss aber entweder alles bedeutend seyn, und da stockt die Arbeit auf dem ersten Blatte, oder gar nichts, und das ist es auch gewissermassen, nämlich in dem Sinne in welchem das Gedicht als solches lebt oder genossen wird; mit andern Worten: es ist sich seiner Bedeutung und zwar von Anfang an (darin liegt wohl das neue der Meinung) nicht bewusst. Etwas ganz anderes ist meine Behauptung, die daneben besteht, dass es ohne innere Bedeutung nicht da wäre.

3) Bei einer Betrachtung des Epos kann man also die mythische Bedeutung so gut auf der einen Seite wegschieben, als auf der andern den historischen Inhalt. Uns interessiert zunächst sein eigenes Wesen und die Art und Weise, wie jene beiden Elemente sich vereinigen und äussern. Dass der mythische Kern des Nibelungenlieds mit aus Asien gekommen sey will ich recht gern zugeben und läugnen, es folgt daraus für uns eben nichts; vorhanden war er in jedem Falle. Von der epischen Sage liegt aber eine doppelte Hauptformation vor uns, die nordische und die beiden deutschen (in der Nibelungen Noth und Vilkina Saga), und die Vergleichung und Betrachtung führt unsere Kenntniss weiter. Die nordische ist älter als die deutsche, nämlich schon aus dem 8. Jahrhunderte, und weist selbst auf ältere Lieder hin.

4) Da beide nicht bloss im Ganzen übereinstimmen, sondern oft bis ins Detail zusammenschreiten, so mussten sie im Zustande der Ausbildung geschieden seyn. Wollen wir zu dieser Stufe gelangen, so muss natürlich alles wegfallen, was jede eigenthümlich hat, also auf der deutschen Seite Dieterich von Bern, Ermanrich, auf der nordischen die Vorgeschichte von den Helgen, die nachfolgende von Aslaug (bloss in der Vilkina Saga), was auch schon Müller bemerkt hat.² In dem gemeinschaftlichen verdient in der Regel die nordische Darstellung den Vorzug, insofern man nach dem ältern und ursprünglicheren fragt. Der wesentliche Inhalt dieser Sage ist nach meiner Meinung folgender:

- a) Der Hort, dessen Besitz alle Wünsche erfüllt, daher im Nibelungen Liede die Wünschelruth, in der nordischen Sage der Aegirshelm; aus ihm stammt die Kenntniss der Vögelsprache, die Unverwundbarkeit durch den Hornleib usw. Er ist mit einem Wort das irdische Paradies, und bloss epische Sinnlichkeit, wenn hernach die Menge Gold als die Hauptsache dargestellt wird. Der Hort liegt an einem schwer zugänglichen Ort verborgen, im Wasser und in Felsenhöhlen, und wird von Dämonen (Andvari, Albrich) bewacht.
 - b) Streben nach dem Hort. Von Fafnir an, habsüchtig geschildert (Vols. S. c. 23), bis zu Atli dem Bruder der Gudrun. Es ist schon viel spätere Ansicht in dem Nibelungen Liede, wenn Kriemhild aus Rache ihre Brüder einlädt; sie war mit ihnen versöhnt und die germanische Sitte gestattet keine Rache mehr nach der Sühne. Es ist ganz richtig, dass sie in den Eddaliedern ihr Geschlecht an Atli rächt, sie war dazu verbunden.
 - c) Zwei Geschlechter und Völker einander gegenüberstehend. Die Giukungen und Budlungen; die Nibelunge und Heunen. Der epische Faden entwickelt sich durch das Einmischen eines Dritten, aus einem höheren Geschlecht, Sigurds des Wolsungen, mit den glänzenden Augen. Der dummklaue verbindet sich mit beiden und verwickelt sie in Streit.
 - d) Herausforderung und Kampf der beiden Geschlechter, des Hortes wegen. Übergang über den Fluss, der sie trennt. Er ist gefährlich (auch in der Edda, Atlamál Str. 34), das Schiff zerbricht. Der (treue) Eckhart warnt am Eingang. Verderben und Untergang auf beiden Seiten liegt im Charakter des Epos, das doch irgendwo abschliessen muss. Die weiteren Schicksale der Gudrun, die im Nibelungen Liede fehlen, scheinen aber ächt, d. h. gleich alt.
 - e) Ein waltendes Schicksal, vor dem gewarnt wird. Gripers Weissagung. Die Vögel bei Fafnir. Die Träume der Kriemhild; die Schwanenjungfrauen. Die Runen, die Gudrun sendet. Traum Atlis und der Kostbera.
- 5) Ich setze die Formation der Sage in den Eddaliedern in das sechste Jahrhundert, und würde sie noch früher setzen, wenn nicht schon darin einige Anspielung auf den historischen Hunnenkönig Attila erschiene; vielleicht ist sie auch ungegründet. Unser Nibelungen Lied mag sich im 12. Jahrhunderte gebildet haben, wo Pilgerim und Rüdiger dazu kamen, dazwischen aber lag, wie mir scheint, noch eine Stufe, wo die Verbindung mit dem Sagenkreis von Dieterich und die völlige Beziehung auf den historischen Attila stattfand, etwa im 9. Jahrhundert. Davon mag Kenntniss in den Norden gekommen seyn, wegen der Atlaquida und dem dritten Gudrunenlied. Ich glaube dieses Epos seiner Zeit liess Carl der Grosse aufschrei-

3) Dazu die Randbemerkung: Doch könnte in der nordischen Sage noch einiges erhalten seyn, was die deutsche sonst auch besass, aber verloren ist.

ben, wo sich zuerst das Bedürfniss der Schrift mag geregt haben, und das sind die libri teutonici des Frodoardus.⁴ Auch beim Eckehart im Walther von Aquitanien finden wir schon den geschichtlichen Attila.

6) Entsprungen ist das Epos in Deutschland, das zeigt deutlich der Rhein, welches unser bestimmter Fluss ist (gegen die Müllersche Hypothese habe ich mich im Hermes V, 14. 15 erklärt),⁵ die Mordsühne durch Bedeckung des Getödteten mit Gold, welche das nordische Recht nicht kennt, und anderes, was ich in der Recension der Edda (Hermes V. p. 126. 127) zusammengestellt habe,⁶ und was sich noch vermehren lässt; so heisst z. B. Sigurd der Deutsche, *inn sufræni* (Sigurdurq. 4).⁷

Nibelung ist ein deutscher Name, wie er ja noch als Geschlechtsname fort-dauert. Ich weiss keinen Grund warum ihn Hagen (Einl. LXXXII)⁸ für mehr alt-nordisch ansieht, er ist es gerade nicht. Die Ableitung in den Fundin und Upruni von Nefir hat gar kein Gewicht,⁹ das sind Stammtafeln im 12. Jahrhunderte zusammengesetzt, und mag auch Alterthümliches darunter seyn, die Abstammung der Niflungen von Nefir sieht aus, wie ein unglücklicher etymologischer Versuch sie von *nefr*, filius, abzuleiten, wie Müller Sagabibl. 445. bemerkt.¹⁰ Indessen allgemein eingeführt ist der Namen auch im Norden, die ältesten Kenningar stammen davon ab, und in der Edda (Helga Q. I. 44, welche Stelle im Glossar nicht bemerkt ist) ist er zu einem allgemeinen Begriff von Fürst geworden.¹¹ Wenn jemand die *Franci*

4) Vgl. oben s. 202.

Z.

5) Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur. Erstes Stück für das Jahr 1820. Nr. V der ganzen Folge. Amsterdam 1820. — S. 1 — 53: „Die altnordische Literatur in der gegenwärtigen Periode;“ ein sehr eingehender, vortrefflicher Litteraturbericht, unterzeichnet W. C. Grimm.

Z.

6) Recension von Edda Sæmundar hinns Froda. — Edda rhythmica seu antiquior, vulgo Sæmundina dicta. Pars II. etc. Havn. 1818 in 4. — Hermes 5, 116 — 129; unterzeichnet W. C. Grimm.

Z.

7) Sigurdar-Quida (en þridia) Str. 4. ed. Havn. 1818. s. 213. Sigurðarkviða Fáfnisbana þriðja eða Sigurðarkviða hin Skamma str. 4. ed. Bugge. s. 248.

Z.

8) „Mit ein Grund jener ersten Versetzung des Namens war, dass derselbe, ursprünglich mehr Altnordisch, in seiner wahren Ableitung (von Næfl), die selbst in den genannten Nordischen Darstellungen nur vorausgesetzt wird, dem deutschen Dichter undeutlich blieb.“ Altnordische Lieder und Sagen, welche zum Fabelkreis des Heldenbuchs und der Nibelungen gehören = Lieder der älteren oder Sæmundischen Edda. Herausg. durch F. H. v. d. Hagen. Berlin 1812. s. LXXXII.

Z.

9) „Eben so geben die „*Wpprunn Nockra Kongæheita*“ (Ursprung einiger Königsnamen), in den *Kenningar*, gedruckt bei Resenius [Edda Islandorum, Gg 3], und vollständiger, die *Fundinn Norregur*, den ganzen Stammbaum des grossen Heldengeschlechtes in allen seinen Zweigen.“ v. d. Hagen, Lieder der älteren Edda usw. s. IV. — Über die Litteratur von *Fundinn Noregr* vgl. Th. Möbius, catalogus librorum islandicorum et norvegicorum ætatis mediæ. Lips. 1856. s. 86; der sogenannte *Upprunni* (d. h. Ursprung) ist ein theil des 64. capitels des *Skáldskaparmál*; vgl. Edda Snorra Sturlinsonar ed. Hafn. 1848. I, 516 fgg.

Z.

10) „Ogsaa alle disse Slægtnavne kunne fortolkes som Appellativer. Hildinger de krigeriske kan udlædes af hildur pugna; Niflungur de Beslægtede, de af Kongestammen, af nefr filius“ usw.

Z.

11) *Hvi er hermdar litr á Hniflungum.* Helgakviða Hundingsbana I. str. 47. (ed. Möbius, Lpz. 1860. s. 108). Die stelle ist weder im Glossar der Kopenhagener ausgabe

nebulones für keine Anspielung will gelten lassen, bin ich es auch zufrieden, lasse es mir aber auch gefallen eine solche darin zu sehen; etwas gewisses hat man in keinem Falle damit und Hagen stützt mit Unrecht sein System von einem nordischen Durchgang (ich kann mir keine rechte Vorstellung von einem solchen Durchgang machen) auf diese *Nebulones*.¹² — In Nibelunge Noth heissen ganz richtig die Söhne des Königs (Gibichs) Nibelungen, und wenn sie anfangs im Gegensatz zu den Riesen-Nibelungen Burgunden heissen, so ist das eine falsche Annäherung an die Geschichte und in der zweiten Hälfte des Gedichts tritt wieder das richtige ein. Über Strophe 6105 [= str. 1463] denke ich, wie Sie,¹³ sie ist eingeschoben und soll den Widerspruch erläutern.¹⁴

7) Man könnte über die ursprüngliche epische Gestalt folgende Vermuthung haben. Die Nibelungen wohnen am Rhein (in dem Nebellande, der *Germania secunda*), drei Königssöhne herrschen gemeinschaftlich. Ihre Schwester Kriemhild ist ausgezeichnet durch Schönheit (Gudrun und Grimild im Norden sind eine Vertheilung der einen in zwei Personen, Üte im Nibelungen Liede ist späterhin eingeführt). Ihnen gegenüber im südlichen Deutschland, im Hünenland, wohnen die Budlungen, Atli und seine Schwester Brünhild. Sie ist eine kämpfende Hünenjungfrau, wie sie die Volkssagen noch kennen, und versteht Zauberkünste. Sigurd aus dem edlen Geschlecht der Leuchtenden (Wuldarungen; Gramn. 1. Aufl. 271) wie seine glänzenden Augen in der nordischen Sage noch bezeugen, gleichfalls aus dem Hünen-geschlecht (Volsung, sein Ahnherr, ist König in Hünenland), tritt zwischen beide. Er der seine frühesten Jugend in Verborgenheit und vielleicht in Unwissenheit seines Standes zugebracht (vgl. die seltsamen Strophen 2 und 4 in Fafnismäl, die in unserer Edda [s. 178 fg.] so gut es gehen wollte, erklärt sind; in der Kopenhagener Ausgabe nichts mehr), besiegt die Hünenjungfrau. Sie lehrt ihn Runen und Zauberei, und sie verbinden sich durch feierliches Gelöbniss. Nun geht der Dummklare dem über ihm waltenden, von einem Alten prophezeiten Schicksal entgegen. Er gewinnt den Hort, indem er die Dämonen, Drachen, die ihn bewachen, besiegt und sich unterwirft, und kommt nun zu den Nibelungen. Die mit dem Hort gewonnene Macht entrückt ihn seinen vorigen Verhältnissen, er vergisst Brunhild und vermählt sich mit der schönern Kriemhild, und theilt mit ihr den Besitz des Hortes. Günther wünscht sich mit Brunhild zu verbinden. Da sie weiss dass Sigurd allein durch die Feuerflamme dringen kann und stärker ist, als sie selbst, ergibt sie sich ihm,

von 1818 noch im Lexicon poeticum von Sveinbjörn Egilsson, Hafn. 1860, angeführt. Die übersetzungen lauten: Grimm (1815): wie ist harmes-antlitz an den helden? ed. Havn. (1818): unde principibus vultus iracundus? Simrock (1851): wie harmvoll seht ihr Helden mir aus? Thorpe (1866): why have ye Hnifungs auch wrathful countenances? — Dazu bemerkt die Kopenhagener Edda von 1818: „*Hnifungar* aut viri acres vel principes, aut specialiter heroes o familia Niflungorum“; Lüning (1859): „*Hnifunge* werden die Grammarssöhne genannt, weil sie Helgis feinde sind, und weil die *Hnifunge* in der Sigurdssage Sigurds gegner sind.“ Z.

12) „Wie in der Klage von den durch die Burgunden verdunkelten Franken, so ist auch im Walther von den durch die Franken verdunkelten alten Stammnamen der Nibelungen eine höchst merkwürdige Spur, und einmal (v. 553) werden sie, dem alten Lateinischen Dichter vielleicht selber unverständlich, *Franci nebulones* genannt.“ Lieder der älteren Edda. hsg. durch v. d. Hagen. Berlin 1812. s. LXXXV. Z.

13) Vgl. oben s. 349. Z.

14) Am Rande nachgetragen: Auch wohl die Strophe vorher.

und wie sie ihre Jungfrauschaft verloren hat, ist auch ihre Kraft dahin. Aber durch Vertauschung der Gestalt trägt er sie und überliefert sie dem Günther. Der Betrug enthüllt sich beim Waschen am Fluss. Brunhild reizt die Giukungen den Sigurd zu ermorden; um nicht dessen Mann zu seyn und um den Schatz zu haben. Kriemhild erlangt Sühne und verbindet sich mit Atli, der jetzt den Hort verlangt. Herausforderung der Giukungen. Übergang über den Fluss der das Hünenland trennt. Zeichen dabei und Verkündigung des Schicksals. Kriemhild kämpft (ganz in der Regel nach der alten Ansicht von Blutsverwandten) für ihre Brüder. Verderben beider Geschlechter.

(Hier kann ich schliessen, obgleich ich auch die weiteren Schicksale der Kriemhild, welche die nordische Sage hat, ihre Verheirathung mit Jonakur und die Aufreizung ihrer Söhne für alt halte und in Deutschland einheimisch.)

Ich denke mir diese Darstellung, wenn gleich an Grund und Boden geknüpft, doch im Ganzen ziemlich abgelöst von der Wirklichkeit und mit Wunderbarem ziemlich reichlich durchflochten. Etwa im Verhältniss der Hervarar Saga zu der nordischen Mythologie.

Bei dem Eintritt in das geschichtliche Element wurde Dieterich von Bern, von dem es allerdings einen besondern Sagenkreis mag gegeben haben, eingeführt, vielleicht durch Jormunrek, Ermanareiks, der dem Otacher im Hildebrandslied entspricht. In welche Stelle er zugleich trat, oder wie viel er von einem andern in sich aufnahm, lässt sich natürlich nicht mehr sagen. Aus dem Atli und den Hünen wurde der historische Attila und die Hunnen usw., denn im Hildebrandsliede sehen wir schon durch den Hunnenfürst die Verbindung, und vor dessen Abfassung liegt also jene Stufe.

Die Rache der Kriemhild als sittliches Motiv mag auch jetzt eingeführt seyn; in der alten Sage konnte nur von einer Mordbusse die Rede seyn. Auch Brunhilds Rache, nämlich insoweit sie aus beleidigtem Gefühl entspringt, ist später. Sie will ursprünglich nur entschieden wissen, ob sie mit Günther dem Sigurd unterthänig ist, oder sie will durch seine Ermordung frei werden.

Ob ursprünglich ein Gegensatz zwischen gut und böß in den Giukungen und Budlungen ausgedrückt worden, lasse ich dahingestellt seyn: Vielleicht eher Gegensatz zwischen Riesen und Menschen. In dem historischen Gesichtspunkt musste Parthie genommen werden, das konnte wechseln und von einem zum andern übergehen. In der Edda ist kein sonderliches Übergewicht, weder die Giukungen noch die Budlungen werden geschont, und die Poesie zeigt eben keine Vorliebe. In unserm Nibelungenliede stehen Anfangs die Giukungen im Nachtheil, dagegen von der Zeit der Abfahrt (wo sie Nibelungen werden) fällt das Licht auf sie, ungeachtet der Schandthaten Hagens. Im Walther liegt dagegen der Schatten auf ihnen. (Aus dieser Bemerkung ist Göttling auf den unlebendigen Unterschied zwischen Guelfen und Gibelinen verfallen).¹⁵

8) Hieraus ergibt sich, warum ich den Inhalt der Fabel nicht so wie Sie fassen kann. Es fällt mir zu viel heraus, was ich für ächt halte, und dann müssen Sie, um Ihre gesetzten Bedingungen zu erhalten, bald zu der nordischen, bald zu der deutschen Sage gehen; zwar bin ich auch der Meinung, dass sie sich im Grossen betrachtet ergänzen, aber was Sie wesentlich nennen, darf nicht bei der einen vermisst und von der andern geholt werden. Demnach fehlt es an Erfüllung Ihrer Bedingungen. Sie haben selbst manches bemerkt, was ich übergehe. Einen Untergang von

15) Nibelungen und Gibelinen. Von K. W. Göttling. Rudolstadt 1816. Z.

Heldengeschlechtern sehe ich streng genommen nicht, nur einen gewaltigen Kampf, in dem viele fallen; was eines Schlusses wegen schon nöthig ist. Der Schatz freilich ist mir auch der Mittelpunkt, aber gewonnen wird er:

ad 1. durch Ermordung eines Verwandten nicht immer, denn weder ist Siegfried ein Verwandter von Schilbung und Nibelung noch der beraubte Andvari ein Stammverwandter von Loki, wie Sie behaupten. Sigurd erschlägt den Fafnir, der den Schatz hat, und durchaus nicht mit ihm verwandt ist. Sie nehmen Reiginn dazu, der dann Pflögevater seyn soll, aber dies war ein bestimmtes Amt im Norden, und wenn Reiginn schon selbst Besitzer des Horts gewesen wäre, so hätte er nicht deshalb als ein Verwandter können angesehen werden.

ad 2. Auf Anstiften eines verwandten Weibes. Sie merken selbst an, in der ersten und zweiten Reihe fehlt die Mordstifterin, in der dritten ist es Reiginn, ein Mann, der reizt (ausserdem auch, wie vorhin bemerkt, kein Verwandter). In der vierten Reihe reizt Brunhild; Sie nennen sie bloss verwandt als Verlobte. Das ist eine gesuchte und schwerlich alte Ansicht. In der fünften Reihe träfe es allein ohne weiteres ein, aber nur in der deutschen Sage, wo es die Schwester ist die reizt, in der nordischen räth sie ab (und das scheint mir das richtigere).

ad 3. Des Besitzers Tod wird veranlasst durch Vertauschung der Gestalt. Fehlt in der zweiten Reihe, da Hreidmar nicht seine Gestalt verändert. In der vierten Reihe der grosse Unterschied, dass die Vertauschung der Gestalt bei Siegfried längst vorüber ist. Otur als Otter ist mit dem Fafnir als Drache in gleicher Lage, aber nicht mit Sigurd, der trinkend oder im Bette liegend ermordet wird; dasselbe gilt bei der fünften Reihe, wo Gunnars Vertauschung noch weiter abliegt.

ad 4. Die Ermordeten werden von dem folgenden Mörder zufällig gerochen. Sie machen bei der ersten Reihe eine Ausnahme wegen des Loki, der nicht wieder ermordet wird, weil er die Mordbusse bezahlte, und weil er ein Gott ist; das erste will ich gelten lassen, aber dann dürfte auch Gunnar nicht ermordet werden, denn Gudrun nimmt die Mordbusse an; der zweite, weil Loki ein Gott sey, ist also der eigentliche, aber den kann ich nicht zugeben; gerade wer zur Mordbusse verpflichtet ist, an dem wird Rache geübt. Wenn es in den übrigen Reihen eintritt, so will ich nur bemerken, dass es nicht als etwas characteristisches gelten kann. Diese Verknüpfung war die natürlichste zur Entwicklung der Geschichte.

9) Es gibt einen doppelten Rosengarten, der eine, welcher der gedruckte heisst,¹⁶ hat einen einfachen Inhalt. Kriemhilde, übermüthig, will die Helden am Rhein und die Wölfinde gegen einander streiten lassen; jenen wird der Kampf angesagt, sie nehmen die Ausforderung an und die Helden am Rhein erliegen. Die andere, bisher die ungedruckte genannt (die Hagen nach der Heidelberger und Strassburger Handschrift hat zusammengeschmolzen)¹⁷ ist ausführlicher, und hier erscheint

16) Das deutsche Heldenbuch nach dem muthmasslich ältesten drucke neu herausgegeben von A. v. Keller. Stuttg. 1867. s. 594 fg. — In W. Grimms ausgabe, Göttingen 1836, bezeichnet durch A. Z.

17) Deutsche Gedichte des Mittelalters. Bd. 2. Der Helden Buch in der Ursprache herausg. von F. H. v. d. Hagen und A. Prümmer. Th. 1. Berlin 1830. — Diese Hagen-

Etzel in Gemeinschaft mit Dieterich, und beide unternehmen die grosse Fahrt. Prachtvoll wird der Rosengarten mit seinen Wundern beschrieben. Rüdiger wird als königlicher Bote hingeschickt und Kriemhild sucht ihn zu gewinnen. In beiden Handschriften, deren Text im höchsten Grade verderbt ist, ist auch der Inhalt untereinander geworfen und alles zerstückelt. Ich habe eine Frankfurter Handschrift,¹⁸ die, (obwohl in gewissem Sinn keine Zeile mehr richtig ist, nämlich in Vergleichung mit dem, was ohne Zweifel im 13. Jahrhunderte davon existierte) den Text richtiger, den Inhalt geordneter vorträgt. Hier finde ich:

a) Den Hort, nämlich den Rosengarten, in dem alle Wünsche erfüllt werden und der alle Wunder umfasst. Kriemhild und Siegfried im Besitz desselben und übermüthig.

b) Streben nach dem Hort. Die Wölfinge und Budlungen wollen den Rosengarten erobern.

c) Zwei gegenüberstehende Geschlechter. Übergang über den Fluss. Deutlich in dem ungedruckten Rosengarten und zugleich gefahrvoll.

d) Waltendes Schicksal. Insofern dies nicht eigentlich ein episches Element ist, sondern heidnischer Glaube, ist es nicht so deutlich als im Nibelungenliede ausgedrückt. Doch der Fall des Übermuthes der Kriemhilde wird von dem alten Gibich vorausgesagt und geahndet.

Insoweit sehe ich eine Übereinstimmung der Fabel in dem Rosengarten mit dem Nibelunge Lied, ich behaupte deshalb nicht eine ursprüngliche oder wirklich vorhanden gewesene Identität. Dazu kommt, dass dieselben Personen auftreten; Nachahmung kann es nicht seyn, sie wäre zu fein, Verderbniss oder Entstellung ist es auch nicht, es ist ähnlich aber nicht gleich. Auch das Zeugniß aus dem Ottokar vergesse ich nicht, und werde die Bemerkung nicht unterlassen, dass wir ein höheres Alter durchaus nicht beweisen können. Aber die Vermuthung als solche wird man zulassen müssen. Ottokars Zeugniß ist bis jetzt das einzige, das wir über den Rosengarten besitzen, ohne dieses würde es, da der Text, der vor uns liegt, aus dem 15. Jahrhunderte ist, auch nur eine blosser Vermuthung seyn, wenn man behauptete, das Gedicht habe schon im 13. Jahrhunderte existiert.

Für das Alter der Rosengarten Fabel spricht vieles. Die Einfachheit und der Sinn, der in dem Ganzen liegt, welches um so wichtiger für mich ist, da ich überzeugt bin, dass ein Dichter im 13. Jahrhunderte, falls die damalige Bildung ein solches Bewusstseyn von dem Inhalt gehabt hätte, sich ganz anders würde ausgedrückt haben. Gibich, Giuki, ist gewiss merkwürdig; aus dem Walter ist er nicht geborgt, auch nicht aus dem hörnen Siegfried, und sonst wäre er (ein paar spätere Zeugnisse, ein Meistergesang und Anhang zum Heldenbuch) nur noch im Biterolf (Sie haben es gewiss überlegt: in der Klage nicht). Alt sind darin die Riesen Asprian mit zwei Schwertern kämpfend, die rohen Sitten der Herzogin, die zum Lohn ihr Magdthum geben will. *Du* und *ir* wechselt wie im Nibelungenliede, und wäre allein schon ein Beweis vom Daseyn im 12. Jahrhunderte.

Sie sagen, es ist misslich anzunehmen, dass neben der Nibelungensage gleichzeitig eine märchenhafte, verkleinlichte Gestalt derselben da gewesen sey. Freilich wäre es besser, es könnte bewiesen werden, wenn ich, was nicht dasselbe ist, ver-

sche ausgabe ist in W. Grimms ausgabe bezeichnet durch D, die Heidelberger hs. durch D^a, die Strassburger durch D^b. Z.

18) Diese „vordem in Frankfurt am Main befindliche, jetzt wahrscheinlich nach England verkaufte papierhandschrift“ ist in W. Grimms ausgabe bezeichnet durch C. Z.

muthe: es ist eine Gestaltung der alten Fabel, die sich neben der Nibelungen Sage erhielt, als eine nicht, oder nur theilweise in das historische Element eingetretene, eben darum auch in Beziehung auf Bildung und poetische, ausführliche Darstellung tiefer stehende; sie mag sich in gleichem Masse von dem ursprünglichen entfernt haben, aber auf ganz anderem Wege. Sie bezeichnen es richtig, es ist märchenhaft, allein das Märchen ist nur eine, schon einen gewissen Fortschritt bezeichnende, vom historischen Element getrennte, ohne Bewusstseyn von dem mythischen Grund an blosser Phantasie Gefallen tragende Darstellung der alten Überlieferung. Ich kann mich täuschen, wenn ich einen tiefern Grund in dem Rosengarten erblicke, aber ich bin überzeugt, dass er nicht von dem herrührte, welcher das Gedicht zuerst schriftlich abfasste, mag dies auch schon im 13. Jahrhunderte geschehen seyn. Von dem Verderbniss, worin sich der Rosengarten nach allen Seiten hin befindet, (gleichwohl hat er ansprechende, schöne und lebendige Strophen und Stellen) blieb nichts mehr übrig, als zur Prosa überzugehen und zu den zerstückten Darstellungen, welche sich in unsern Märchen befinden, welche, wie ich glaube, auf diesem Wege entstanden sind. Es war die Zeit gekommen, wo die Poesie in viele flachere Arme sich zertheilte und hier und da in den Sand verlор. Wer leugnet, dass etwas sich so lange erhalten könnte, dem halte ich das Hildebrandslied entgegen, von welchem wir gerade dieselben Stufen, wie vom Rosengarten besitzen, und ohngefähr so viel Zeugnisse. Ihre Behauptung, das alte und neue hätten gar nichts mehr ähnliches (? Kampf zwischen Vater und Sohn ohne sich zu kennen?) ist mir gerade vortheilhaft, denn offenbar ist es doch dasselbe Lied.

10) Die Handschriften des Rosengarten, die Heidelberger, Strassburger, Frankfurter, und von der andern Darstellung der Druck, haben alle viel gemeinschaftliches, aber auch viel eigenthümliches; jede stimmt mit der einen gegen die andere, keine stammt von der andern ab. Kurz dasselbe Verhältniss, nur viel gröber und härter, als in den Nibelungenhandschriften. Dort ist es an sich, wegen der grössern Anzahl der Handschriften, übrigens noch merkwürdiger und auffallender, und noch nicht erklärt. So viel scheint mir gewiss, auf dem Wege des gewöhnlichen Abschreibens, wo eine Handschrift vorliegt, konnten sie nicht entstehen; dass einer alle Handschriften vor sich gehabt und alle benutzt, ist an sich höchst unwahrscheinlich und nur etwa möglich, wird auch durch die Unbedeutendheit vieler Varianten im Sinn widerlegt. Ich glaube, die verschiedenen Recensionen des Rosengartens sind aus dem Munde der Sänger aufgeschrieben und die Mittheilung geschah auf diesem Wege durch Einmischung der Schrift, so dass nun der folgende sowohl an das Empfangene (das Buch) sich hielt, als auch hernach im gesangmässigen Vortrag weiter veränderte; dadurch erklärt sich das Gemeinschaftliche, dessen freilich immer weniger werden musste. Ich glaube, dass bei den Nibelungen dasselbe stattgefunden, nur in strengerer Ordnung und festerem Anhalten. Nachdem einmal das dem Untergang ausgesetzte Lied durch Schrift gerettet war, gieng es aus von dieser Quelle, (abgesehen von dem was in ganz verschiedener Fassung daneben bestehen konnte). Es entstanden Veränderungen, Zusätze, und so oft es für einen andern Sänger hergesagt und aufgeschrieben wurde, blieben Eigenthümlichkeiten kleben, und doch blieb auch die gemeinsame Grundlage. Je älter, desto strenger die Schule und sicherer das Gedächtniss, je später, desto mehr Verderbniss und Willkür. Diese Ansicht der Handschriften ist wichtig für die Critik. Ob es nun möglich ist, aus diesen verschiedenen Recensionen den ersten schriftlichen Text (den wir offenbar nicht haben, und der nach meinen in den vorigen Briefen erörterten Gründen auch weder in der Form rein noch dem Inhalt nach vollkommen war) herzustellen,

glaube ich fürs erste nicht, man kann sagen, dass jedesmal der Fluss bis in seine Quelle zurückgetreten ist, und die Kritik hätte also nur auszuschneiden, was sichtbar dem Abschreiber zur Last fällt, was plumper Verstand im Gegensatz zu poetischer Unbekümmertheit geändert; und dann immer weiter schreitend, die tauben und leblosen Ansätze zu obelisieren und uns auf diesem Wege der historischen Kritik zu dem nähern Verständniss zu leiten.

So weit hätte ich Ihren letzten Brief, in welchem von dem Inhalt der Fabel selbst die Rede war, beantwortet. Ich komme nun zu Ihrem vorletzten Brief, in welchem Sie einiges auf meine Ansicht von der äussern Entstehung erwidert haben. Der Punkt ist dieser: Sie hielten die Nibelunge Noth für eine Zusammensetzung einzelner Lieder und die Arbeit der Ordner dabei für so gering, dass nicht von ihnen, sondern vom Volke, die sichtbare Einheit des Ganzen herrührte. Ich war im Gegentheil der Meinung, von dem Anfang her, den wir setzen, sey schon ein organisches Ganzes da gewesen, welches nach und nach zerfallen sey, und die Lücken, Widersprüche usw. seyen Folgen dieses Verfalls. Neben diesem Ganzen (doch schon später) auch einzelne Lieder. Während ich diese nur als zersprungene Stücke eines ursprünglichen Ganzen betrachte, sehen Sie die Grundlage darin.

Ich hatte bemerkt, dass die etwaigen Lücken, die sich beim Aufschreiben des Ganzen gezeigt, durch die einzelnen Lieder könnten ausgefüllt seyn und dadurch Widersprüche entstanden. Sie erwidern: „es scheint mir unmöglich, dass der Aufzeichner eines dieser ältesten Gedichte (d. h. des Ganzen) aufgeschrieben und mit Einzelheiten kleiner Lieder ausgeschmückt habe.“ — Ausgeschmückt meine ich nicht, im Gegentheil er bedeckte die dortigen Blößen damit; doch am Ende konnte ihm auch eine aus der Erinnerung bekannte schönere Stelle so gefallen haben, dass er sie für das, was er gehört, einrückte, denn ich wiederhole, an Critik war nicht zu denken. Warum aber scheint Ihnen das unmöglich? Ist denn Ihr Zusammenheften von einzelnen Liedern nicht eine beständige Wiederholung von dem, was ich dort nur ein paarmal stattfinden lasse? — Sie fragen ferner: „warum führte der eine Aufzeichner nur eine Hälfte aus? welche Rolle spielte Dankwart und Volker? fehlte Siegfrieds Jugendgeschichte?“ Das weiss ich nicht, so wenig ich die Anlässe anzugeben vermag, welche in dem einen Eddalied die Sage von Helgi so in dem andern so vorstellte, hier den einen dort den andern Theil seines Lebens hervorhob, oder warum in den einzelnen Rhapsodien aus der Niflunga Saga dieselbe Erscheinung vorkommt. Im Ganzen weiss ich den Grund, es ist das Herabsinken von dem früheren, vollkommeneren Zustand, die Minderung jener hohen Achtung vor der Überlieferung, welche auch nöthig machte, dass sie aufgeschrieben wurden. — Sie fragen ferner: „wie war es möglich, dass neben den neuen ausgeführten Liedern ein nur einigermaßen älteres cykliches sich erhielt? Es widersprach natürlich im einzelnen überall den ausführlichen Liedern, und da diese an sich Werth hatten, die Idee aber immer dunkler ward, so mussten die alten in Verachtung, wenigstens Vergessenheit, gerathen?“ Ich meine, es war gerade nichts anderes möglich, es mussten diese verschiedenen Verhältnisse existieren, wegen der anhebenden verschiedenartigen Bildung der Zeit. Viel natürlicher wäre die Frage gewesen: wie konnte neben der Poesie der namhaftesten Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts, die nach deutlichen Äusserungen sich gegenüberstellte, jene alte Volksposie bestehen? Und doch hat sie, wie wir aus den vielen Handschriften der Nibelunge Noth allein abnehmen können, einen bestimmten Kreis gehabt, und ist geliebt worden. Auch behaupte ich nicht, dass

die einzelnen Romanzen allzeit ausführlicher oder sinnlich ansprechender gewesen, im Gegentheil, das grosse Gedicht wird Leute von tüchtigern und höherem Gefühl mehr angesprochen haben. Aus der verschiedenen Art, womit die Poesie jetzt genossen wurde, erklärt sich die Entstehung verschiedener Formen. Es konnten sich Leute damals auch an einem Bruchstück erfreuen, an etwas halb verstandenem. Das gebe ich in Ihrem Einwurf als richtig zu, dass das grosse Gedicht früher in Vergessenheit gerieth, und zweifle nicht, die einzelnen Lieder haben länger gelebt.

Sie kommen hernach auf Ihre Ansicht von der Zusammensetzung der Nibelunge Noth zurück und sagen: „nöthig hatten die Ordner kein Ganzes. Angenommen die Nibelunge Noth bestand aus 60 Liedern, jedermann kannte doch wohl 40, und dies war genug, den Gang des Ganzen zu kennen; wie sollten nun Sänger, die alle 60 kannten und auswendig wussten, eine Anleitung beim Aneinanderreihen bedurft haben?“ Dies setzt voraus, dass der Mittelpunkt die Einheit dieser 60 Lieder nur idealisch, nie in der Wirklichkeit vorhanden gewesen. Das glaube ich nicht, und wäre ganz gegen die menschliche Natur. Wo liegt der Anfang dieser Lieder? Sie sagen: „die Lieder verknüpfen war etwas sehr leichtes, das konnte jeder Blinde.“ Ich will den Satz in Ruhe lassen (wiewohl ich es für schwer halte, die doch viel älteren und mithin in mehr Übereinstimmung gehaltenen Eddalieder zu einem Gedicht zu verarbeiten; in den 60 Liedern wäre eine grosse Anzahl von Widersprüchen und Wiederholungen gewesen, von gleich guten doch verschiedenen Stellen), da Sie ihn nicht brauchen können. Sie bemerken selbst, dass wegen Einführung der strengen Reime nicht jeder die Arbeit habe übernehmen können. Diese Einführung, meine ich, müsste zugleich eine gewaltige Veränderung in der grössten Zahl von Reimpaaren (wenn auch bei einigen ganz leicht) verursacht haben, so dass nur eine sehr gewandte Hand es hätte ausführen können. Sie müssen da wider Willen Ihren Ordnern grosse Gewalt einräumen, und doch haben beide so viel schlechte Reime gemeinschaftlich. Die Vermuthung, 8965 — 9116 [= str. 21521, 1—2188, 4] gehöre in den Fabelkreis, wo Gernot und Hagen Brüder sind, habe ich auch schon in der Recension Ihrer Schrift geäussert, allein der Widerspruch war mir zu stark.¹⁹

Hier muss ich nun Ihr System von den beiden Ordnern (ich will den einen, den ersten, von dem das Nibelungen Lied, das der Verfasser der Klage vor sich hatte, herrührt, aus dem Spiele lassen) angreifen, dessen Scharfsinnigkeit ich übrigens fühle, und das im Anfange überrascht. Bedenklich ist schon der Umstand, dass beide viele schlechte Reime gemeinschaftlich brauchen (auch rührende Reime *getân : getân* 1352 [ist wol Schreibfehler, für 5235 = 1245, 3], *man : man* 5917 [= 1416, 1], *gast : gast* 575 [= 139, 3], *stat : stat* 5167 [= 1228, 8] mit verschiedenem Sinn stehen in beiden Theilen); man kann also nicht sagen, der eine war besser als der andere, und entscheidend würde der Schluss erst seyn, wenn man in dem ersten Theil bei dem zweiten Ordner²⁰ gar keinen ungenauen Reim tröfe. Doch wir wollen nun die übrigen, die dem zweiten Theil allein zur Last fallen, näher betrachten: *her : mēr* ist zu streichen, da es allein im St. Galler Codex [1537, 3] vorkommt, die übrigen haben *sēr* oder *schar : dar*, ausserdem haben Sie ja selber in der Recension²¹ bemerkt, dass auch im ersten Theil 1677 [1697 = 400, 1] der

19) Vgl. oben s. 213 anmerk. 2.

Z.

20) Mit der Randbemerkung: (Lachm. dritter).

21) Lachmann, in der Recension der beiden Hagenachen Ausgaben von 1820, 1) Der Nibelungen Noth (zweiter Titel: der Nibelungen Lied) mit den Lesarten aller übrigen Handschriften. Dritte Aufl. Breslau 1820. 2) Der Nibelungen Lied mit Ver-

Reim vorkommt. *naht* : *bräht* kommt nur einmal vor 6647 [1598, 3]. *naht* : *bedäht* auch nur einmal 5812 [1390, 1]. (Jedesmal hat HEL. einen richtigen Reim [*Rin* : *sin* 1598, 3 C. *stân* : *lân* 1390, 1 C.]). *gesit* : *gît* nur einmal 6229 [1494, 1 AD]. *Gernôt* : *tuot* einmal 8481 [2033, 1]. (HEL. richtig *guot* : *tuot*).²² *marschalk* : *bevalch* einmal 6961 [1674, 1] (auch Klage 1545 [ed. Müller = 719 Lchm.]). *verch* : *were* einmal 8947 [2147, 3]; allein das beweist nichts, da im vordern Theil steht *berk* : *getwerch* 1985. 397 [462, 1. 98, 1.]; *getwerch* : *werk* 2012 [469, 1]. Auch *march* : *stark* 141. 149. 853. 1601 [35, 1. 37, 1. 209, 1. 383, 9]. 3893.²³ *duo* für *dô* zweimal 7311 [1757, 3 und 7355 = 1768, 3]. *vorderôst* zweimal 6117. 8165 [1466, 1. 1957, 2]. — Sie werden aber nicht leugnen können, dass es viel gewagt ist, auf diese wenigen und dazu nur ein einzigesmal doppelt vorkommenden Fälle, die ausserdem nicht characteristisch sind (denn der erste Theil hat ähnliche Fehler) einen so wichtigen Schluss und das System von den beiden Ordnern zu stützen. Ich will nicht behaupten, dass die Warnehmung gar keine Rücksicht verdiene, allein man muss dem Zufall auch sein Recht lassen. So kommt z. B. der Reim *habe* (Hafen) : *abe* nur einmal im ersten Theil 2357 [= 543, 1], und *habe* (Vermögen) : *abe* nur einmal im zweiten Theil 5597 [1336, 1] vor; man sollte meinen, es wäre etwas eigenthümliches. *namen* : *schamen* nur im ersten Theil 2877 [660, 1], aber *genâmen* : *quâmen* im zweiten einmal 6537 [1571, 1]. Der Reim *sande* : *lande* nur 5701 [1362, 1] und im ganzen Gedicht gleichfalls nur einmal *mir* : *dir* 8737 [2095, 1] usw.

Noch danke ich für die Berichtigung der Zeugnisse. Aber nun finde ich auch kein Hälchen mehr in Ihren beiden Briefen, das ich nicht aufgenommen hätte.

(Schluss folgt.)

Otfrids von Weissenburg evangelienbuch. Text. Einleitung. Grammatik. Metrik. Glossar. Von **Johann Kelle**. Zweiter band. Die formen- und lautlehre der sprache Otfrids. Mit sechs tafeln schriftproben Regensburg, druck und verlag von G. Joseph Manz. 1869. XXXVI, 536 s. n. 6 thlr.

Der erste theil von Kelles Otfrid ist schon 1856 erschienen. Er enthält den text nebst einer einleitung. Die einleitung hat hauptsächlich das verdienst für die meisten stellen Otfrids quellen nachgewiesen und vor allem das von Kelles vorgänger Graff gänzlich verkannte verhältnis der einzelnen handschriften zu einander bestimmt zu haben, dass nämlich die übrigen handschriften (nur über das von Bethmann gefundene bruchstück lässt sich bei seiner mangelhaftigkeit nichts sicheres bestimmen) aus der Wiener stammen und dass diese die originalreinschrift ist mit korrekturen von des dichters eigener hand. Der text hält sich streng an diese, die von den übrigen abweichenden lesarten der übrigen stehen unter ihm. Da aber Kelle

gleichung aller übrigen Handschriften. Dritte Aufl. Breslau 1820; in den Ergänzungsblättern zur Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung. 1820. no. 70. sp. 174: „Einmal hat auch der dritte Sammler (im ersten Theil) sich einen falschen Reim nach Art des zweyten erlaubt, 1697 *mër* : *her*.“

22) Ist wol schreibfehler. Der reim lautet in C *höchgemuot* : *tuot*. Lassberg Z. v. 17428.

23) 3893 ist wol schreibfehler. Es wird wol gemeint sein 3577 = 834, 1. Z.

selbst, wie natürlich, nicht leugnet, dass Otfrid bei der korrektur manches versehen des schreibers entgangen sein kann, so hätte er wol in solchen fällen von der Wiener handschrift abweichen dürfen und sollen. Z. b. 1, 17, 43 gibt sie *éigiscota*: das hat Kelle aufgenommen, es ist aber sicher kein ahd. wort. Die Heidelberger handschrift bietet *eisgota*, die Freisinger *eiscota* aus nahe liegender konjektur, doch, wie ich trotz der übereinstimmung glaube, aus falscher. Otfrid wird in seinem concept allerdings ursprünglich *eiscota* geschrieben, dann aber gewiss *gi* über *ei* gesetzt haben, das der verfertiger der reinschrift an falscher stelle eingeschoben hat, während Otfrid sicher *gieiscôta* gewollt hat. Vergleicht man die varianten bei Kelle mit denen bei Graff, so ist ein grosser fortschritt auch hierin nicht zu verkennen, wenn auch Wilhelm Scherers neue vergleichung der in Müllenhoffs altdeutsche sprachproben (Berlin 1864) aufgenommenen stücke mit der Wiener handschrift, obgleich sie nur kleinigkeiten berichtigen konnte (z. b. in der überschrift 1. 2. *dm*, d. i. *deum*, nicht *dominum*, 2, 14. 17 *iûdûsger* „die beiden *i* unten mit schwärzerer dinte und vielleicht erst in neuerer zeit verbunden,“ nicht *iûdusger*) — wenn diese also auch zeigt, dass ein neuer herausgeber einer abermaligen vergleichung der handschriften nicht wird entraten können.

Das vorwort des ersten bandes versprach, dass der zweite, welcher grammatik, metrik und glossar enthalten sollte, sicher binnen jahresfrist erscheinen würde. Indessen Kelles berufung nach Prag (März 1857) legte ihm andere arbeiten auf, und er hatte auch das noch zu bewältigende unterschätzt. „So ist es gekommen,“ erklärt er in Haupts zeitschrift 12, 172 ff. „dass vier jahre seit vollendung des ersten bandes verstrichen sind. Endlich aber liegen grammatik, metrik und glossar ausgebreitet (? ausgearbeitet) vor mir, und ich werde demnächst den druck eines zweiten bandes beginnen lassen.“ Dieser zweite band sollte nur das glossar und einen abriß der grammatik auf etwa 5–6 bogen aufnehmen. Die metrik blieb einem dritten bande vorbehalten. Gleichzeitig sollte aber auch die vollständige grammatik in einzelnen rasch auf einander folgenden abhandlungen erscheinen: mit der darstellung der verbalflexion bei Otfrid machte Kelle bei Haupt 12, 1 ff. den anfang, bei dem es aber blieb bis 1869. Jetzt endlich erschien der zweite band, der aber nicht das enthält, was Kelle bei Haupt versprochen, sondern die formen- und lautlehre. Voran geht eine einleitung, in der man eine erklärung darüber erwartet hätte, warum das längst ausgearbeitete erst jetzt erscheint und warum Kelle seinen plan geändert hat. was zur folge hat, dass die verbalflexion, die die meisten fachgenossen doch schon besitzen, hier noch einmal abgedruckt ist. Die einleitung handelt von den handschriften, indem sie aus den in der formen- und lautlehre behandelten verschiedenheiten derselben die resultate zieht und den schon im ersten bande geführten beweis, dass aus der Wiener, der originalreinschrift, die übrigen stammen, vertieft. Ich hebe hier nur hervor, dass namentlich aus einer art ausleihkatalog der Weissenburger bibliothek (XVI ff.) fast zu völliger evidenz nachgewiesen ist, dass sich der bischof Waldo von Freisingen die handschrift aus Weissenburg lieh, um sie durch Sighard abschreiben zu lassen. Warum dann Kelle die formenlehre vor die lautlehre gestellt hat, ist mir unbegreiflich.

Wie sehr man den verfasser wegen des unendlichen fleisses und der selbstverleugnenden geduld, mit der die arbeit gemacht ist, bewundern muss; wie sehr man ihm auch dafür zu danke verpflichtet ist, dass man sich nötigen falles in folge der gesammelten belege, über das vorkommen jeder einzelnen form belehren kann: so kann ich doch meine überzeugung nicht verhehlen, dass bei sehr vielem die vollständigkeit der belege nicht den geringsten zweck hat, und dass das wirklich notwen-

dige sich auf dem drittel des raumes etwa hätte abmachen lassen. Ich zweifle sehr, dass des verfassers grundsatz viele theilen werden, den er bei Haupt 12, 177 zunächst nur mit rücksicht auf die verbalflexion ausgesprochen hat, der ihm aber mutatis mutandis für die ganze grammatik gilt. „Es ist wünschenswert zu wissen,“ meint er, „durch welche formen irgend eine person belegt ist, und welche formen überhaupt von irgend einem verbum vorkommen. Wem die vollständigen belege überflüssig scheinen, der mag sie überschlagen; andere werden sie mit mir für notwendig erachten.“ Ich muss gestehen durchaus nicht einsehen zu können, was das jemandem nützen soll, wenn er erfährt, wie viel mal und bei welchen wörtern jede verbal- oder sonstige endung im Otfrid vorkommt, wenn sie ganz regelmässig und häufig ist. Warum hat Kelle s. 322 bei *er*, nachdem er alle beispiele bis 1, 14, 7 aufgeführt, doch endlich „u. s. w.“ setzen zu können geglaubt, bei *iz* aber beinahe auf einer vollen seite sämtliche belege beigebracht? in diesen beiden und in noch unzähligen andern fällen hätte ohne allen schaden jeder beleg wegbleiben können, in den meisten aber hätten einige wenige genügt. Gründlich sein ist eine dem philologen unerlässliche tugend: aber nach Kuh schadet das gefährliche wörtchen „zu“ selbst dem wörtchen „ehrlich.“

Sehr dankenswert sind von den beigegebenen schriftproben die zweite und dritte tafel, aus denen man sich überzeugen kann, dass die hand des korrektors der Wiener handschrift auch eine abschrift einer von Otfrid abgefassten urkunde korrigiert und eine andere vollständig geschrieben hat, woraus sich, wie Kelle XXXIV ff. ausführt, eine äussere bestätigung der aus inneren gründen notwendigen vermuthung ergibt, dass die Wiener handschrift die vom dichter selbst revidierte originalreinschrift ist.

Mit grosser spannung erwarte ich das noch übrige, namentlich das glossar. Sollte vielleicht auch hier eine zu peinliche gründlichkeit mir die freude daran anfänglich stören: ich bin doch der festen überzeugung, dass wir ein vorzügliches hilfsmittel zum verständnis Otfriids erhalten werden.

BRESLAU.

JULIUS ZUPITZA.

Mittelhochdeutsches handwörterbuch von dr. **Matthias Lexer**. Zugleich als supplement und alphabetischer index zum mittelhochdeutschen wörterbuche von Benecke-Müller-Zarncke. Erste lieferung, Leipzig 1869. Zweite lieferung, 1870. à n. 1 thlr.

Das grosse mittelhochdeutsche wörterbuch lässt sich einem hause vergleichen, welches im rohbau ziemlich vollendet ist, das aber, um bewohnbar zu sein, fortgesetzter emsiger thätigkeit im innern bedarf. Gewiss war es ein bedeutender gewinn für die deutsche philologie, dass an die errichtung eines solchen gebäudes hand angelegt wurde: aber die innere vollendung ist nicht sache des bewohners, sondern des baumeisters und seiner leute. Daher hatten die klagen, die das mhd. wörterbuch von seinen anfängen an begleiteten und sich immer mehr geltung verschafften, ihre volle berechtigung. Denn nicht ein jeder besitzt musse und neigung zu umfassenden lexicalischen studien, umfassenden, weil bei keinem der in jenem werke benutzten schriftsteller mit sicherheit darauf gerechnet werden konnte, dass er auch vollständig excerptiert sei. Die herausgeber, welche diese mängel selbst anerkannten, verbiessen einen ergänzungsband, ohne jedoch der erfüllung ihres versprechens näher zu treten. Dafür erhalten wir jetzt durch Lexer, von dessen befähigung zu lexicalischen arbeiten sein kärntisches wörterbuch zeugnis gibt, ein ganz neues mhd. wörter-

terbuch, das auch hochgespannte erwartungen zu befriedigen geeignet sein dürfte. In demselben ist das von Benecke-Müller gesammelte material vorausgesetzt; alles dort aufgeführte wird, unter angabe der seite, auf der es zu finden, mit möglichster kürze citiert und es folgen dann in jedem artikel die reichen ergänzungen des herausgebers. Dieses verfahren, welches das mhd. wörterbuch nicht überflüssig macht, war schon durch die rücksicht auf raumersparnis geboten. Doch auch abgesehen hiervon würde das ältere werk nicht entbehrlich sein. Während dieses nämlich die worte nach den stämmen ordnet und uns dadurch in die lage versetzt, die sprossen und triebe einer wurzel bis in ihre auswüchse verfolgen zu können, so gewährt die strengalphabetische anordnung des Lexerschen buches den vorteil, dass sie einen leichten überblick über die compositionen nach ihrem ersten bestandteile ermöglicht. Auf diese weise ergänzen sich beide werke auf sehr willkommene weise.

Der herausgeber hat manches neu erschiene denkmäl in den kreis seiner arbeiten ziehen können, auch hat er die grenzen seiner forschung erheblich weiter gesteckt als seine vorgänger, wie das ein jeder schon aus dem umfangreichen quellenverzeichnisse auf dem umschlage der ersten lieferung ersehen wird. Für die folgenden hefte wird der verfasser auch lexicalische samlungen von W. Wackernagel benutzen können. Man darf daher mit dem verleger der hoffnung sich hingeben, dass auch in weitere wissenschaftliche kreise als die der eigentlichen fachgenossen das neue werk sich eingang verschaffen werde. Vor allem sind es zwei punkte, die ich hier rühmend hervorheben zu müssen glaube. Erstlich beruht die ganze arbeit auf durchaus solider grundlage, d. h. auf sorgfältiger lectüre der quellen und nicht bloss auf specialglossaren, wie das leider so häufig beim mhd. wörterbuch der fall ist. Zum andern hat der verfasser den idealen zweck eines wissenschaftlichen wörterbuchs verstanden, welcher der sein muss, die sprache in ihrer ganzen entfaltung zur anschauung zu bringen und zu dem zwecke eine, soweit das die vorhandenen denkmäler erlauben, absolute vollständigkeit des sprachschatzes zu erstreben. Die erreichung dieses zieleles nimt erst einer lexicalischen arbeit den charakter des hilfs- und nachschlagebuches und sichert ihr eine monumentale bedeutung. Es kann und darf an ein mhd. wörterbuch nicht die anforderung, wie an ein ahd., nämlich sämtliche stellen zu geben, gerichtet werden, denn beide bewegen sich auf ganz verschiedenem boden. Das ahd. besitzt keine *κοινή*, fast jedes denkmäl dieser periode hat seine dialektischen eigentümlichkeiten, die quellen fließen uns dort spärlich und bedürfen einer fast noch schärferen und behutsameren kritik als die mittelhochdeutschen. Was mir aber als für ein mhd. wörterbuch anzustreben erscheint, ist neben vollständigkeit der wortbildungen und angemessener entwicklung der bedeutungen das, dass ein jedes wort, soweit es sich vorfindet, für die verschiedenen zeiten und gegenden, für höfische und volkspoese, für prosa und gemeine rede, welche letztere am besten in den spätern glossaren zur darstellung kommt, nachgewiesen wird.

Wenn trotz der sorgfältigen benutzung des materials von dem herausgeber noch immer kein abschliessendes werk geliefert ist und auch nicht geliefert werden konnte, so hat dies einerseits in der für einen einzelnen fast erdrückenden fülle der quellen, andererseits in dem umstande seinen grund, dass unsere junge wissenschaft täglich noch neues zu tage fördert und hoffentlich lange noch fördern wird. Nur einige denkmäler sind etwas zu wenig benutzt, so der erste band der mystiker, Ludwigs kreuzfahrt, der heilige Ludwig. Vielleicht glaubte der herausgeber, es seien dieselben, weil häufig citiert, von seinen vorgängern erschöpft worden; doch hat das mhd. wörterbuch bei den mystikern nur die in Pfeiffers verzeichnisse befindlichen worte aufgenommen, und da dieses bloß eine zusammenstellung der in seinen anmer-

kungen erklärten, d. h. vom jetzigen sprachgebrauche abweichenden worte enthält, bleibt noch eine reiche nachlese übrig. Aus den eben erwähnten und aus andern schriften erlaube ich mir einige nachträge hier anzureihen, ohne mit ihnen auf irgend welche vollständigkeit anspruch zu machen.

S. 10. *äventlieht* steht auch myst. 1, 301, 18. — S. 14. *abevarn* stn. Ludw. kreuzf. 3620. — S. 15. *abheldec* abschüssig Pass. K. 239, 34. — S. 19. *ackerkneht* findet sich ferner bei Boner 62, 80, *ackerpfert* im heiligen namenbuche des Conrad v. Dankrotzheim (Strobel, beiträge zur deutschen litteratur, Paris und Strassburg 1827) s. 127. — S. 20. Neben *adelheit* kommt *adelkeit* vor. Bon. 21, 6. — S. 21 würde *adelie*, edele abstammung, aus Hagens Germania 4, 137, 3 zuzufügen sein. — S. 23. *affenhüt* in etwas anderem sinne lässt sich aus Dankrotzheim s. 126 nachweisen: *und ist min seckel von affenhiuten und wil kein barschaft dinne beliben*. — S. 29. Unter *ahselbein* ist als beleg ohne nähere angabe Liecht. aufgeführt, obwohl das mhd. wörterbuch eine stelle desselben nicht beibringt; gemeint wird Frauend. 187, 15 sein. — S. 31. *ahthjerec* auch altd. mus. 1, 308. — S. 34. *albe* findet sich auch schwach flektiert: *so tuot er danne die albin ane, die ist wit und lanc*, Adrian, mitteilungen (Salomôn's hús) s. 443. Ausserdem kann zugefügt werden Philipps Marienleben 704. — S. 40. *almetin* Ernst B. 3031. — S. 51. Unter *amiral* liesse sich noch die form *emmaral* Ludw. kreuzf. 1451 aufführen. — S. 53. Bei *amürschaft* müssen die citate aus Ludw. kreuzf. lauten: 2079, 7100. *anebetère* steht auch myst. 1, 97, 30. — S. 68. *anerheben*, anheben Pass. K. 491, 69. — S. 70. Das swv. *angeln* auch in Ludw. kreuzf. 7633. — S. 73. Die belege von *anherre* lassen sich mehren durch kreuzf. 1036. *enis* hat auch das b. v. g. sp. 1. — *ankapfen* stn. myst. 292, 10. — S. 74. *ankumen* stn. kreuzf. 6694. — S. 75. *annámekeit*, fähigkeit etwas anzunehmen Adrian s. 427. — S. 76. *annemunge* assumptio Haupt 8, 144. — S. 77. *anschouungunge* ausserdem in den briefen des Heinrich v. Nördlingen an Magaretha Ebner (14. jahrh.) in Heumanns opusculis, Nürnberg 1747 s. 389. — S. 87. *appellieren* bietet daneben Heinzelein, R. 352. — S. 89. Das adv. *arbeitliche* ferner in der kreuzf. 3671. — S. 90. *archidiacénât* Leyser pred. s. XXX. — S. 93. würde unter *armbruster* Tetzl s. 167 beizufügen sein. — S. 94. Derselbe schriftsteller s. 168 bietet *armbrustschug*. — S. 98. Unter *arten* wäre noch kreuzf. 5581: *als im wol ardet an* zu vergleichen. — S. 100. *ascherkwoche* auch bei Heumann s. 392. — S. 110. *bachmeister*, bäcker myst. 1, 108, 37. — S. 111. *badekubelin*, kleine badewanne Ludw. 14, 17. — S. 112. Bei *batscheffelin* wäre Philipps Marienl. 3019 zu erwähnen und auf derselben seite zuzufügen *badwarm*, lauwarm Tetzl 170. — S. 124. *bantläsere* als epitheton des heil. Leonhart (vgl. darüber die legende myst. 1, 236 f.) Dankrotzheim s. 120. — S. 130. *barmherze* als subst. und adj. ferner in den myst. 1, 340, 9. — S. 131. *barschaft* in der schon angeführten stelle von Dankrotzh. s. 126. — S. 132. *bartuoch*, tuch welches über die bahre gebreitet wird, Grieshaber denkm. s. 33. — S. 141. *bediutnisse* auch Ludw. 14, 30. — S. 145. *begeerlichkeit* Ludw. 27, 32; 28, 23. — S. 146. *begir* ferner Heinzelein Ml. 752. *begeerlich*, begehungswürdig myst. 1, 29, 27, *begirec*, begierig Heumann s. 384 und 386. — S. 151. Der tugend *behaltarinne* myst. 1, 338, 20. — S. 153. *behelfunge* schon bei Heumann s. 384. — S. 156. *behouwen*, von steinen Leyser 116, 21 u. 32. — S. 157. *behulftich* adj. Ludw. 10, 10. *behuotekeit*, bewahrung Heumann s. 352 u. 384. — S. 158. *behüsen* aus myst. 1, 379, 30 ist hier nach dem mhd. wörterb. intr. = wohnen gefasst, aber schon Pfeiffer in der anmerkung erklärt richtiger: behausen, verwahren, custodire, und dies ist nach dem zusammenhange allein möglich: *in ist allen dar über erlowbet grifen zuo dem schatze, swi sie luste unde nemen swic vil sie wellen, unde begrifen só sie aller*

meiste bevähnen mugen. in zerinnet è der stete, dà sie inne behüsen è des mázlösen gutes schutzes. Allenfalls könnte man noch aus *inne* ein *in* ergänzen. — S. 160. Die beiden citate myst. und Alexius s. v. *beinhüs* sind ein und dasselbe. — S. 164. Christus *bekenner* der herzen Heumann s. 361. — S. 165. *beclaren*, deuten, kund thun Dankrotzh. s. 108. — S. 170. Zu *bekumben* vgl. noch Ludw. kreuzf. 1864. *bekümmers* findet sich auch bei Heumann s. 364. — S. 179. *benedictie* schw. f. Ludw. 54. 22 u. 26; 74. 27. — S. 182. *bepflichtigen* Leyser 29, 15. *bequemlich* ausserdem im Ludw. 57, 21. — S. 190. Bei *berespunge* könnte Adrian s. 490 beigefügt werden. — S. 194. *berleht* adj. mit perlen besetzt: *vine hüben*, *berlehte löcke* Dankrotzh. s. 108. — S. 198. Unter *berührung* liesse sich noch myst. 1. 29, 26 nachtragen. — S. 201. *besalbe mit peche und mit lime* Leyser 46, 32 und 39. — S. 210. Vgl. Leyser 128, 3: *beschrenke sie mit eime steinene züne*. *beschribunge*, aufzeichnung, ordnung a. a. o. 47, 15, 17, 27, 28. — S. 216. *besüthekeit* auch myst. 1, 309, 11; 352, 9. — S. 234. *beter* findet sich ebenfalls myst. 1, 148, 35. — S. 235. Unter *betehüs* ist das citat aus Philipps Marienl. aus 23019 in 2319 zu bessern. — S. 236. *betelisch* adj. Ludw. 67, 31. — S. 240. *betriegunge* ferner Ludw. 34, 5. *betroc* Kindheit Jesu 817 Feif. wo Hahn *getroc* liest. — S. 242. *betstuel* mönchl. 231. — S. 243 ist *bettegenözinne* Ludw. 18, 6 zu streichen: die stelle lautet: *in allir wise als on got gewürdigit hat in disem leben zu einem elichin bettegenözin der heiligen frouwen Elyzabeth*. — S. 246. *betwingenlichen* adv. Reinfrit s. 55 Goedeke. — S. 257. *beuweisung*, benehmen Ludw. 55, 1. — S. 258. *beurzeln*, befestigen Leyser 90, 32. — S. 261. *bezgerunge* schwf. im leben der väter Marienleg. s. XIV. — S. 263. *bibenunge* begegnet auch bei Haupt 8, 126. — S. 265. *biderbeckliche* adv. ferner in Griesh. chron. s. 38. — S. 272. *bihthöeren* stn. Heumann s. 362. — S. 284. *pisembälglein* Tetzels. s. 183. — S. 287. *bitter* stf. führe ich ausserdem aus Haupt 8, 122 an. — S. 307. *blitzgen* stn. (: *crucificen*) Reinf. s. 41. — S. 308. Wäre s. v. *blindeheit* das citat des mhd. wörterb. aus den Marienleg. (25 für 27) zu verbessern gewesen. — S. 315. *bluomenkranz* Haupt 11, 495, Marienleg. 22, 403. Bei *bluomenzit* hätte noch Frauend. 338, 27 citiert werden können. — S. 318. *blutrünstig* gebraucht auch Tetzels s. 179. — S. 323. *boien* swv. in ketten legen Leyser 69, 36. — S. 331. *bozwillec* adj. Leys. 53, 29. — S. 335. *boumklimmer* stn. der auf einen baum klettert myst. 1. 293, 15. — S. 348. *breitruoze* vgl. Bartsch z. h. Ernst s. CLXVIII. — S. 350. Unter *üz bresten* wäre vielleicht noch Frauend. 340, 11 zu erwähnen: *daz ich an dem libe vil gar üz brast*, wie wir sagen, ausfuhr. nämlich von den bitten der ungenannten würme. — S. 354. *bringenie* stf. die höhen bringenie nam mit vollen éren die pfafheit Ludw. kreuzf. 8177. last, ladung; gemeint ist der sarg. — S. 362. *brüchnisse* f. verkehr Adrian s. 423. — S. 364. *brüederlin* ferner Krolewitz, vaterunser 196. *brüeterin* f. Boner 49, 82. — S. 367. *brunnenquelle* swf. Dioclet. 3148, 3168, 3183. — S. 372. *brustgezierte* st. f. vom rationale der priester myst. 1, 355, 6. — S. 374. Vgl. *brütlichez kleit* vateruns. 4299. — S. 387. *buochtilter* findet sich auch in Rudolfs weltchronik bei Docen, miscell. 2, 43. — S. 389. *buoze* als sw. f. Adrian s. 456. — S. 393. *burcstat* feste stadt oder hauptstätt bei Leyser 32, 8: *zu Damusch, zu der grozin burchstat*. — S. 402. *buterwecke* b. v. g. sp. 23. — S. 404. Als älteres beispiel lässt sich den belegen für *büwunge* Haupt 8, 120 anreihen. — S. 440. *dispensieren* swv. und *dispensacie* swf. Ludw. 48, 26; 40, 20 und 48, 13. — S. 442. Fernere beispiele für *diubinne* sind myst. 1, 333, 30, Ludw. 86, 29. — S. 451. *dösen* stn. *getöse* Reinf. s. 24. — S. 460. *drüteclich* adj. und adv. Reinf. 21779 und 21796 (Bartsch z. h. Ernst s. CXXXVII). — S. 464. *drinusside* stf. trinitas Haupt 8, 141 und 143. — S. 475. *dümelle*. Ich füge den zahlreichen citaten noch Ernst 2399 zu. — S. 480. *durchern*

durchpflügen: *du hast durchart manch durres felt* Muskatbl I. 28. — S. 481. *durchglectec* adj. gleichbedeutend mit *durchliuhtec* Heumann s. 386. — S. 491. *durchvrezzen* ausserdem Ludw. 89, 7. — S. 493. Bei *durchwunden* kann Suso in Griesh. denkm. s. 39 zugefügt werden. — S. 500. *ebenerbe* findet sich auch bei Heumann s. 366, *ebenêwic* bei Haupt 8, 143. — S. 501. *ebengewaltlichlich* adv. Germ. 4, 440, 168. — S. 503. *ebemensche* ausserdem myst. 1, 277, 11; 279, 15. — S. 505. *ebenwesenlich* adj. myst. 1, 394, 31. — S. 506. *ëbrechunge* schon Ludw. 21, 13. — S. 518. *eiertoter* b. v. g. sp. 21, 22. — S. 520. *hulde und eigenschaft swern* Reinfr. s. 33. — S. 534. Ist für *eiser* (*und was vil gar eiser der cristenheit*) im Pass. nicht vielleicht *neiser* zu schreiben? dieses letztere wort ist in der mhd. poesie beinahe ein ständiges epitheton des Diocletian und Decius geworden. — S. 556. *pi miner engelschaft*, kraft meiner eigenschaft als engel. Germ. 4, 457, 608. — S. 563. Ein älterer beleg für *enphennisse* und in anderer bedeutung steht bei Leyser 25, 42; 27, 9. — S. 570. *enthaldicheit* *continentia* Leyser 91, 32. *enthaltære* (*enthelder*) *salvator* myst. 1, 27, 19 u. 21. — S. 603. *Der minne enzünderinne* a. a. o. 338, 23. — S. 606. *erarnunge*, verdienst Ludw. 21, 1; 69, 20; 70, 4 u. ö. — S. 607. *ërbêrlichlich* adv. schon Ludw. 5, 21; 65, 24. — S. 609. *erbeguot* ferner myst. 1, 152, 5. — S. 610. *erbehulde swern* Ludw. 29, 31, erbhuldigung leisten. — S. 617. *erblichen* adv. a. a. o. 30, 22. — S. 626. Den belegen für *ërencleit* lässt sich myst. 1, 381, 18 nachtragen. — S. 635. *erhaschen* ergreifen Ludw. 86, 29. — S. 638. *erhærunge* f. erhörung myst. 1, 388, 10.

Es wäre erwünscht, wenn die in recensionen und anzeigen gesammelten nachträge zum wörterbuch wenigstens soweit, als darin bisher gar nicht belegte wörter nachgewiesen werden, dem ganzen werke späterhin als anhang beigefügt würden. Sie möchten sonst das schicksal der zahlreichen und wertvollen lexicalischen zusammenstellungen, welche F. Bech in einer reihe in der Germania erschienenen aufsätze gegeben hat und auf die ich bei dieser gelegenheit das auge des herrn herausgebers lenken wollte, theilen und unbenutzt vergessen werden.

BERLIN, FEBRUAR 1870.

ELIAS STEINMEYER.

Der verfasser, dessen ganz vortreffliches, jetzt bis „*erkennen*“ reichendes werk einem jeden, der sich mit mhd. studien befassen will, durchaus unentbehrlich ist und namentlich in keiner schulbibliothek fehlen sollte, bittet auf dem umschlage „um gefällige zusendung von recensionen, die berichtigungen, nachträge oder ergänzungen zum handwörterbuche enthalten.“ Im interesse der wissenschaft wäre aber dringendst zu wünschen, dass jeder, der in der lage ist es thun zu können, ihm nicht allein „nachträge,“ sondern noch vielmehr reichliche lexicalische beiträge zu dem noch ausstehenden theile, von „*erkennen*“ ab, zusenden möchte, damit diese von vorn herein dem fortschreitenden werke zu gute kämen. Mit dem trefflichsten beispiele ist in dieser weise W. Wackernagel vorangegangen, der ihm von seinem letzten krankensette aus drei quartbände seiner lexicalischen samlungen gesant hat. Ich erlaube mir, diese bitte allen fachgenossen und freunden der mhd. sprache und litteratur aufs angelegentlichste ans herz zu legen.

J. ZACHER.

Beovulf. Mit ausführlichem glossar herausgegeben von Moriz Heyne. 2. auf. Paderborn 1868. VIII, 284 s. n. 1 $\frac{1}{2}$ thlr.

Nach dem erscheinen von Greins bibliothek der ags. poesie blieb, bei dem überwiegenden und allgemeinen interesse des Beovulf, eine besondere ausgabe dieses werkes bedürfnis. Heyne hat das verdienst, diesem bedürfnis schon 1863 zuerst ent-

gegen gekommen zu sein; und es zeugt sowol von der stärke desselben, als von dem beifall, den Heynes arbeit fand, dass sie nach fünf jahren in zweiter auflage erscheinen konnte, obwol inzwischen auch Grein mit einer specialausgabe aufgetreten war. In der neuen auflage bildet Heynes Beovulf nunmehr den III. band der „bibliothek der ältesten deutschen litteraturdenkmäler“, in deren erstem derselbe herausgeber einer neuen bearbeitung des Ulfilas von Stamm die ergebnisse von Uppströms so fruchtreicher revision des Codex argenteus einverleibt hat, während der zweite band uns mit einem kritisch bearbeiteten und lesbar gemachten texte des Heliand beschenkt und der vierte die in mancherlei drucken zerstreuten kleinern Denkmäler altniederdeutscher sprache zum ersten mal vollständig vereinigte.

Heynes Beovulf war schon in der ersten auflage ein für vorlesungen wie für das selbststudium sehr brauchbares, wolausgestattetes buch. Der text ist mit grosser genauigkeit bearbeitet; nur ein paar fälle sind mir aufgestossen, wo die urkundliche lesart verlassen und in der anmerkung nicht angegeben ist: *on* für *an* 1248 und *gchnæged* für *genæged* 1440. In den anmerkungen, die im vergleich mit der ersten auflage jetzt erheblich gewachsen sind, und im glossar finden wol alle schwierigeren stellen eine erklärung, die dem leser darüber hinaushilft. Das glossar beschränkt sich übrigens streng auf die aufgabe eines repertoriums für die im Beovulf vorkommenden wörter und formen, und es wird mancher, der das buch ohne fremde hilfe benutzt, den gänzlichen mangel an hinweisungen auf die verwanten mundarten wie auf den sprachgebrauch anderer werke der ags. dichtung beklagen. In der einrichtung hat das glossar leider das beispiel Greins nachgeahmt, der die langen vocale gesondert von den kurzen, die diphthongen und brechungen gesondert von den vocalen, endlich *ea* und *eá*, *eo* und *eó* wider gesondert von einander aufführt, statt alle lediglich an ihrer alphabetischen stelle einzureihen; und auch die neue auflage ist davon nicht abgegangen, während doch Grein im zweiten band seines glossars jenes lästige system wenigstens modifizierte. Ebenso wenig ist eine andere ärgerliche eigentümlichkeit in der zweiten auflage beseitigt worden, dass nämlich von v. 587 an Heynes verszählung der Greinischen um einen vers voraus ist. Ich habe gegen die annahme einer lücke hinter 586¹ gar nichts einzuwenden, aber warum denn die ausgefallenen zwei halbverse mitzählen? und wer sagt uns, dass ihrer nur zwei, nicht vier, sechs oder mehr sind?

Den anmerkungen ist in der neuen auflage eine metrische erörterung vorausgeschickt, ein an sich dankenswerter versuch auf wenig angebautem felde, den ich aber von meinem standpunkt für gänzlich verfehlt erkennen muss. Heyne ist ein anhänger der vierhebungslehre und legt die angelsächsischen verse auf das prokrustesbette des ofriedischen schemas. Irgendwie muss alles, was sich nicht fügen will, zurechtgebracht werden. Verse wie *preányd pólad* oder im Heliand *krist gódes sínú* müssen da beweisen, dass bereits im Angelsächsischen wie im Altsächsischen die organische kürze zweifelhaft war. Von versen wie *þrym gefrunon* heisst es, sie hätten „nur drei hebungen, aber dazu eine senkung, die die stelle einer vierten hebung einnimmt.“ Lautet ein vers *þý he þone feond oferctrom*, so muss „nach altem system“ (nach welchem?) *ofer* als einsilbig genommen werden. *Sórh is mé tó sécganné ist* „ein beispiel eigentümlicher betonung.“ Unstreitig! aber was wird denn überhaupt bei einem solchen verfahren aus allen gesetzen deutscher betonung und metrik? Es ist sehr lange her, dass Schmeller in seiner akademischen abhandlung „über den versbau der alliterierenden poesie“ den rechten weg zur beurteilung auch der angelsächsischen verse gezeigt hat. Wer sein augenmerk auf das richten will, was Schmeller die cadenz des verses nennt, der wird sich leicht überzeugen, dass beides, die

organische kürze und das deutsche betonungsgesetz, im Beovulf in ungeschmälerter geltung steht. Er wird dann auch nicht glauben, dem hemistisch *hät in gän* 386 durch einschaltung eines *hig* aufzuhelfen, bloß weil man um vier hebungen zu zählen doch mindestens noch eine silbe braucht, sondern er wird lesen *hät in gangan*; und wenn er bei Grein 946 f. findet *nu ic, Beovulf, þec || secg betsta*, wird er nicht aus demselben grunde durch herüberziehung des *þec* zum folgenden vers eine fehlerhafte cadenz erst herstellen. Von der sorge um die vier hebungen befreit wird er ferner eine gute urkundliche lesart wie *gódne* 181 nicht in *god* ändern, um den halbvers *ne riston hie drihten gódne* auf sein vermeintliches mass zu reducieren; und den vers *gðelice, siððan he eft ústóð* 1557 wird er nicht, unter zerstörung der notwendigen congruenz mit dem satzbau, hinter, sondern vor *siððan* abteilen, wenn es ihm auch an mut fehlen sollte, die vier silben von *gðelice* zu ebenso viel hebungen zu stem-peln. Freilich jene congruenz scheint der herausgeber kaum für notwendig zu halten, da er 1217 f. interpungiert *Beovulf, leófa || hyse, mid hæle*, statt *Beovulf leófa, || hyse mid hæle*. Ein waches ohr ist eine hauptsache, wenn man verse herzustellen hat.

In dem kritischen verfahren des herausgebers herrscht übrigens ein löblich conservatives princip, und er hat es darin seinem so besonnenen vorgänger Grein noch zuvor getan. Man kann indes hierin zu weit gehn, besonders gegenüber einer halbzerstörten urkunde spätem ursprunges; und ich glaube dass dies dem herausgeber in einer reihe von fällen begegnet ist. Aus rücksicht auf den gestatteten raum unterlasse ich es beispiele anzuführen, und verzichte überhaupt darauf, die nicht ganz wenigen misgriffe kritischer wie exegetischer natur, die ich zu bemerken glaube, zur sprache zu bringen; es wird sich wol dazu eine andere gelegenheit finden. Nur eine grammatische bemerkung möchte ich nicht unterdrücken: sie betrifft die quantitätsbezeichnung. Heyne hält sich in dieser hinsicht genau an Grein, Grein aber bezeichnet gerade keinen fortschritt über Grimm. Hatte sich letzterer in der grammatik über die zweifelhaften formen des pron. dem. nicht entschieden, so that er es doch in Andreas und Elene zu gunsten der nordischen analogie, und mit vollem recht, weil nur die nordischen laute zu den angelsächsischen stimmen. Grein darauf schreibt zwar *þære þára* und *þám þæm* im plural, aber *þam þám* im singular. Also für den genetiv nordische, aber für den dativ gotische analogie? Sagte man uns doch auch warum. Der auslaut *e* in einsilbigen pronominalformen erscheint bei Grimm als kürze mit ausnahme des instrumentalen *þé*. Spätere herausgeber hätten wol darauf achten dürfen; welche dieser formen in der hebung ohne darauf folgende senkung vorkommen, womit doch kürze unvereinbar scheint; Grein erobert statt dessen die von Grimm circumflexierten *þú* und *nú* für die kürze zurück. Grein schreibt *geómor*, mit *jámar* unvereinbar, während *geomor* uns ein ursprüngliches ahd. oder doch alts. *jamar* erschliesst; *scóp*, obgleich ahd. nicht *skuof*, sondern *skof* entspricht; *hërian*, obgleich er got. *hazjan* und das präteritum *herede* (nicht *herde*) kennt; *verig* im sinn von *miser, tristis, damnatus*, mit formell unmöglicher anlehnung an *vearg*, obgleich Grimm zu Andr. 80 die leichte entwicklung dieser bedeutung aus *verig fess-sus* gezeigt hat; *mágas cognati*, obgleich *mæg* im plural *mægas* haben muss, wie *væg vægas*, und *magas* ein kurzes *mäg* verrät; *þohite* und *brohte* neben *þúhte* und neben abd. *dáhta bráhta*, diese inconsequenz allerdings mit Grimm theilend. In allen diesen stücken hätte ich bei Greins nachfolger gern eine neue prüfung und ein richtiges ergebnis derselben wahrgenommen. Anzuerkennen ist, dass Heyne der von Grimm eingeführten bezeichnung des substantivischen und adjectivischen instrumentals durch einen circumflex den abschied gegeben hat; wozu diesem casus ein vor-

recht vor seinen brüdern, deren quantität man unbezeichnet lässt? Dagegen sehe ich keinen nutzen dabei, wenn Heyne bei der durch ausfall von „entstandenen Länge als quantitätszeichen den Acutus neben sonstigem circumflex einführt.

Dem alphabetischen namenverzeichnis hätte ich stellenweise etwas mehr ausführlichkeit gewünscht; man erfährt z. b. nicht wer die *Headoræmas* sind noch dass sie eigentlich *Headoreåmas* heissen. Statt *Headbeardnas* sollte *Headbeardan* angesetzt, und *Hared* und *Hædcyn* ohne bezeichnung der länge des vocales geschrieben sein: jener ist ein eponym zum volksnamen *Hörðar* = *Harudes*, dieser ein deminutiv zu *Heðca* (= hd. *Haducho*) im Travellers song.

Die gemachten ausstellungen sollen keinem leser die lust vertreiben, diese saubere, sorgfältige ausgabe zu benutzen. Bei einem künftigen widererscheinen möge sie uns nach neuer durcharbeitung vervollkommet entgegen treten.

DARMSTADT.

M. RIEGER.

Handbuch der deutschen mythologie mit einschluss der nordischen.
Von Karl Simrock. Dritte sehr vermehrte auflage. Bonn 1869. XII
und 625 s. gr. 8. n. 2 $\frac{3}{8}$ thlr.

Anlage und ausführung der grundgedanken sind in dieser neuen auflage von Simrocks handbuch durchaus die alten geblieben, dagegen hat im einzelnen eine nicht unbedeutende vermehrung stattgefunden. Durch compresseren druck — denn von kleinigkeiten abgesehen ist nur am schluss von § 53 eine längere betrachtung fortgeblieben — ist raum geschafft für zahlreiche zusätze, die namentlich in den spätern abschnitten, etwa von § 118 an, hinzugetreten sind und besonders den § 145 gänzlich umgestaltet haben. Ein ganz neuer § 130.* über die helden enthält manchen fördernden gedanken, wird aber in anderen punkten auch einigen widerspruch herausfordern; endlich ist eine reihe wertvoller nachträge am schluss des buches zusammengestellt. Von neu benutzten schriften fallen etwa am häufigsten ins auge Rochholz deutscher glaube und brauch, Lütolfs sagen aus den fünf orten, die Bavaria, Uhlands schriften (namentlich der 7. band), endlich verschiedene aufsätze Liebrechts. Einige untersuchungen, die Simrock bereits anderwärts ausgeführt hat, sind in die hier gegebene darstellung auf s. 208 ff. und 551 ff. von neuem aufgenommen. Gegen Mannhardt, der auch in dieser auflage nur vereinzelt citiert wird, behauptet Simrock seine ziemlich ablehnende stellung (man vergl. über seine letzten schriften s. 565). Absolute vollständigkeit liegt nicht in der absicht des verfassers, doch hätte noch manches nahe liegende citat und zwar z. th. schon in der vorigen auflage einen passenden platz gefunden: so s. 124 bei gelegenheit des todenschuhs die hinweisung auf die von Liebrecht zu Gervasius s. 90 und von Dietrich HZ. 9, 181 f. besprochene visio Godeschalci als das älteste zeugnis dieser vorstellungen für Deutschland, beim traum vom schatz auf der brücke s. 510 die erwähnung von Jac. Grimms abhandlung im dritten band der kleineren schriften (vgl. auch KZ. 17, 77), bei der Chasse machabée s. 195 die offenbar verwante benennung des todtentanzes danse Macabre, chorea Machabaeorum (Wackernagel HZ. 9, 314 f.). Erheblicher ist die mangelnde erwähnung von Zarnkes abhandlung über Muspilli, der wie Müllenhoff die heidnischen erinnerungen leugnet; befremdend aber erscheint, dass in den nachträgen über den aberglauben s. 580 des Wutkeschen buches gar nicht gedacht wird. Endlich würde sich Simrock nach unserer meinung ein grosses verdienst erworben haben, hätte er Scherers übertrieben strenge kritik der bisherigen leistungen in deutscher mythologie durch tatsächliche berücksichtigung aller begründeten einwendungen auf ihr wahres mass

zurückgeführt. Denn die einschaltung des abschnitts über die helden, so wie die kurze abweisung des indischen ursprungs der märchen (s. 579),¹ von denen doch gerade Simrock einen so mässigen gebrauch macht, dürften diesem zwecke noch nicht genügen.

In den citaten finden sich auch diesmal einige fehler und ungenauigkeiten, so sind namentlich die beiden bände von Rochholz glaube und branch öfters mit einander verwechselt worden. Zu s. 29 erinnern wir, dass es „regenbogen schüsselchen“ heisst; schlüsselchen ist doch wol nur druckfehler. Ein lesefehler ist dem verfasser auf s. 137 begegnet, an der angeführten stelle des Heiligenstädter programms steht altvater, nicht allvater.

Die erzählung s. 53 von könig Olaf und dem riesenbaumeister findet ihre nächste parallele in einer tавastländischen sage Castrén kl. schriften s. 248.

Zu dem kalten schlage der schmiede s. 111, speciell dem nach Mannhardt Germ. myth. s. 88 bei den Armeniern gebräuchlichen halte. man das älteste zeugnis bei Moses von Chorene im fünften jahrhundert. Derselbe erzählt buch 2, cap. 51 das geheimnisvolle ende des von seinem vater verfluchten königs Artavasdes und fügt hinzu (nach der übersetzung von Le Vaillant de Florival, Venedig 1841): „Les vieilles femmes racontent d'Ardavazt, qu'il est incarcéré dans quelque caverne, chargé de chaines de fer; deux chiens rongent incessamment les chaines d'Ardavazt, qui s'efforce de s'échapper et de causer la fin du monde; mais, sous les coups retentissans des forgerons, les fers du captif, dit on, prennent une nouvelle force. C'est pourquoi, même de notre temps, beaucoup de forgerons, suivant les renseignements de la fable, battent l'enclume trois ou quatre fois le premier jour de la semaine, pour consolider, disent-ils, les chaines d'Ardavazt.“ Die beiden hunde erinnern übrigens an ein esthnisches märchen Kreutzwald-Löwe no. 7 und an Schiefners heldensagen der Tataren s. XXI.

Dass die sage vom ewigen juden, in welchem übrigens v. Hammer-Purgstall Zeitschr. d. deutsch. morgenl. ges. 5, 184 einen reflex des durch Rückert bekannten Chidher finden wollte, aus der vom wilden jäger entsprungen sei, ist sicher zu viel behauptet; die ältesten zeugnisse bieten dafür durchaus keinen anhalt. Wäre der räthselhafte name Buttadaeus, -deus etwa ein compositum wie Amadeus mit ital. buttare schlagen, stossen? Dass derselbe auf Odin deute, hätte nach wegfall des citats aus Rochholz nicht stehen bleiben sollen.

Die „tiefwurzelnde sage vom herzessen“ s. 236, vgl. 514 erinnert mich an Rochholz abhandlung im ersten band dieser zeitschrift und den daselbst s. 194 besprochenen schwank vom bruder Lustig u. ä. Diesem stellt sich zur seite ein gedicht des Persers Ferid ed' din Attâr (1119 — c. 1230), übersetzt von Rückert Zeitschrift d. d. morgenl. ges. 14, 280 — 287, mit einem eigentümlichen schluss, der in Westfalen selbständig localisiert ist Westf. sagen I, no. 66 anm. Die pointe des schwanks ist gänzlich verloren gegangen in einer italienischen version bei Ang. de Gubernatis Le novelline di Santo Stefano Torino 1869 p. 57 f.

Über Apollo Grannus als deutscheu, nicht keltischen gott s. 208 ff. können wir leider dem verfasser nicht beistimmen; diese frage ist durch Diefenbach Orig. Europ. 363, Stokes Irish Glosses 113, Glück Rénos, Moinos usw. 22 f., sowie durch

1) Ausführlicher versuchte dies bekanntlich v. Hahn in seinen griechischen märchen und neuerlich ein russischer gelehrter, dessen darlegung im auszuge mitteilt G. Krek über die wichtigkeit der slavischen traditionellen litteratur. Wien 1869, s. 33 ff. — beide, glauben wir, mit geringem erfolg.

Beckers ausführliche behandlung dieses ganzen götterkreises im Archiv f. Frankfurts gesch. und kunst, neue folge bd. 3 längst zu seinen ungunsten entschieden. Ebenso bedenklich ist die ansicht vom deutschthum der matres oder matronae, das Simrock jetzt s. 335 und 406 durch neue gründe zu stützen sucht, desgleichen die von früherher beibehaltenen etymologien der Rosmerta usw.; wir verweisen über jene auf Becker Beitr. z. vgl. Sprachf. 4, 146—152, über Rosmerta auf Gramm. Celt. 1829. *46.

Zu dem s. 420 aus Wolfs Beiträgen II, 264 mitgetheilten glauben, dass die schönste von sieben töchtern nachmar werde, vergleiche man ausser Strackerjans sagen aus Oldenb. I, 377 für die weitere verwantschaft Myth. 1105. Daran schliesst sich eine stelle in Victor Hugos Meerarbeitern (I, 45 f. der deutschen übersetzung, Berlin 1856): „Wenn eine frau von einem manne sieben männliche kinder hinter einander zur welt bringt, so ist das siebente ein marcou Der marcou hat an irgend einer stelle seines körpers das zeichen der lilie, welches ihm die fähigkeit verleiht, die scropheln eben so gut zu kurieren wie die könige von Frankreich. Es gibt in Frankreich fast aller orten marcou, besonders um Orleans“ usw. Dies marcou könnte erinnern an den wilden jäger Marcolfus, Myth. 897. Beyer, die wendischen Schwerine s. 15 (separatabdruck aus den Meklenb. jahrb. bd. 32).

Zur chrlichen theilung in der österreichischen sage s. 430 stimmt das esthn. märchen Kreuzwald-Löwe no. 21 auf s. 294 f.

Das märchen von den Bremer stadtmusikanten s. 514 liegt jetzt auch in mehreren slavischen fassungen vor: böhmisch bei Waldau, märchenb. s. 208, russisch nach Afanasjew bei Schiefner im Inland 1861, no. 25, ruthenisch bei L. von Sacher-Masoch in Steffens Volkskalender f. 1870, s. 143 f.

Reichliche parallelen und ergänzungen zu den in § 147 besprochenen hochzeitsgebräuchen finden sich zerstreut in den abhandlungen von Weber und Haas Ind. Stud. 5, 267—412.

Wir scheiden von dem verfasser mit aufrichtigem danke für vielfache belehrung und wünschen zum schluss, dass auch diese neue auflage dazu beitragen möge, das interesse für deutsche mythologie in den weitesten kreisen zu wecken und zu fördern.

BERLIN, JAN. 1870.

ERNST W. A. KUHN.

Andresen, Karl Gustav. Über die sprache Jacob Grimms. Leipzig, Teubner 1869. VIII. 299 s. 8. n. 2 $\frac{1}{3}$ thlr.

Herr dr. K. G. Andresen ist den forschern und freunden deutscher sprache durch sorgsame arbeiten vortheilhaft bekannt, die sich auf orthographie, syntactische fragen und namenkunde beziehen. Mit besonderer treue hat er die werke J. Grimms zum gegenstand grammatischer studien gemacht; ihm verdanken wir auch bekanntlich ein gutes register zu des meisters deutscher grammatik. Liebevoll hat er sich in die eigenheit der Grimmschen schrift-, sprach- und ausdrucksweise vertieft und legt nun seine ergebnisse in dem buche über die sprache J. Grimms gesammelt, neu bearbeitet und zum grossen theil ganz neu der gelehrten welt vor.

Wer wüste nicht, welch reiche lehre die genaue beschäftigung mit der sprache eines grossen schriftstellers bietet? wie sich die einsicht in das persönliche arbeiten und sinnen mit der erkenntnis vom schafften des volkstümlichen sprachgeistes verbindet? Es ist philologische arbeit und darum bei uns bis jetzt fast allein an mittelhochdeutschen dichtern in grösserem umfange getan oder wenigstens versucht.

Bei den neueren schriftstellern tritt mit der grösseren gleichgiltigkeit gegen die grammatischen formen und der fast ausschliesslichen bedeutung des geistigen ausdrucks ein wesentlicher theil des sprachstoffes der älteren autoren zurück. Durch die unstäte orthographie und unsre abhängigkeit von setzern und correctoren hat überdies die beobachtung dieses theils unserer bücher kaum noch wissenschaftliche bedeutung, wenn man nicht etwa auch unter schutt einzelne giltige funde zu machen versteht.

Anders freilich kann sich dies bei J. Grimm verhalten, dem schöpfer der geschichtlichen grammatik, von dem eine bewusste und gleichmässige behandlung auch dieser scheinbaren äusserlichkeiten zu erwarten stünde. Allein, wer es nicht wüste, kann es durch herrn A. sowol hier als in der besondern schrift über J. Grimms orthographie (Göttingen 1867) erfahren, dass erstens in dem langen zeitraume seiner schriftstellerei seine schreibweise wechselte, sowie dass er nach augenblicklicher eingebung und stimmung zweifelhafte fälle höchst mannigfach behandelte; ferner dass bei aller mit ironie gemischten achtung gegen die herkömmliche schreibung, J. Grimm dennoch, alles zusammen erwogen, dem historischen princip der deutschen orthographie, das manche freilich pseudohistorisch schelten, nicht blos den weg gebrochen hat, sondern ihm im wesentlichen treu blieb.

Der schwerpunkt einer darstellung der sprache unsers meisters kann nicht in diesen äusserlichkeiten liegen, sondern in vorführung seines wortschatzes und seiner ausdrucksweise. Wie J. Grimm die buchstaben wählte, conjugierte und declinierte, tritt dagegen zurück. Hier erscheinen seine innern eigentümlichkeiten, die grundzüge seines wesens.

Die liebe zu unserm altertume liess ihn vergessene und verschüttete worte hervorziehen und ausgraben, bildungen, welche fast aufgegeben waren, ungewöhnliche oder abgestorbene verbindungen und wendungen mit heller freude anwenden. Er machte sich auch selbst wortgestalten und satzgefüge zurecht, ohne grade belege dafür zu haben. Der reiche schöpferische zug seines geistes verbindet sich dann oft mit naivem eigensinn. — Aus der natürlichen frische, der sinnlichen triebkraft, der dichterischen stimmung, aus der unbefangenen einfachheit und der kindlichen geringschätzung alles schmuckes entspringen die eigenheiten des Grimmschen styls: der unaussprechliche reiz, welcher über so vielen stellen seiner schriften sich breitet, der würzige erd- und waldgeruch, der sie durchzieht, die fülle an geist und gemüt, aber auch die herbe, die knappheit und der nicht seltene verzicht auf die ordnung gewöhnlicher menschenkinder. Derselbe mann, der anmutig, klar und schlicht schrieb, konnte sätze bilden, an denen sich ein neudeutscher leser verwundert die stirn rieb.

Das alles zur anschauung zu bringen, hat sich herr dr. Andresen vorgesetzt, und er verfährt nun wie der anatom, welcher die einzelnen knochen, bänder, muskeln und nerven präpariert vorzeigt und daraus das lebensvolle menschenbild zu entwickeln sucht. Der herr verfasser hat fleissig gesammelt und verständig beobachtet. Wollen wir etwas ausstellen, so ist es, dass uns mehr die formen als der geist J. Grimms vorgeführt werden. Wir hätten gewünscht dass die elementaren kapitel selbst der syntax mehr beschränkt wären und die abschilderung der geistigen physiognomie des styls einen grösseren raum erhalten hätte. Zum schluss hätten wir gern ein gesamtbild des schriftstellers gesehen, zu dem in der einleitung zwar manche züge entworfen werden, das man aber doch nach der langen wanderung durch einzelheiten am ende als bedürfnis empfindet.

Wörterbuch der littaunischen sprache von **Friedrich Kurschat**. Erster Theil: Deutsch-littaunisches wörterbuch. (I. II. lieferung). Halle. Buchhandlung des Waisenhauses. 1870. Liefgr. 1—3 (A—f). 30 Bog. Lex. 8. geh. à Liefgr. 25 Sgr.

Unter allen noch lebenden sprachen des indogermanischen sprachstammes ist die littaunische die einzige, welche durch formreichtum und formreinheit sich bis heute auf dem standpunkte der sogenannten alten sprachen erhalten, und noch nicht, wie die meisten ihrer schwestern, zur bildung formloser, wenigstens formarmer tochter-sprachen sich herbeigelassen hat; und gerade diesem umstande verdankt dieselbe ihre hohe bedeutung für die sprachengeschichte und die allgemeine sprachwissenschaft. Ihre heimat ist das ehemalige grossfürstentum Littauen, d. h. der bereich der jetzigen russischen gouvernements Wilna, Grodno, Minsk, Witebsk, Mohilew und das sogenannte polnische Littauen zwischen der preussischen grenze und dem Niemen bis südlich nach Augustowo herab; von da ist die sprache, wie es scheint ziemlich frühe, in den nordöstlichen theil des alten Pruzzenlandes eingedrungen, wo sie sich ehemals von Memel bis in die jetzigen kreise Goldap, Gumbinnen, Insterburg, von der russischen grenze bis westlich nach Labiau, Tapiau und Wehlau ausdehnte. Heute hat sie preussischerseits ihre grenzen, und zwar in der richtung von süden nach norden, bedeutend zurückgezogen, und in Trempen, im kreise Insterburg, wo Jakob Brodowski, sowie in Walterkehmen im kreise Gumbinnen, wo Philipp Ruhig im zweiten viertel des vorigen jahrhunderts das material für ihre littaunischen wörterbücher zusammentrugen, wird heute niemand mehr littaunische vocabeln sammeln. Im russischen Littauen soll dieselbe erscheinung zu tage treten, nur vermag referent aus mangel an authentischen quellen die grenzen der jetzigen ausdehnung des sprachgebietes nicht correct zu bezeichnen. Dass in dieser auf einem so ausgedehnten terrain herrschenden sprache, welche nunmehr seit etwa einem halben jahrtausend fast ausschliesslich im munde der untersten volksschichten fortlebt, und welche durch keine gemeinsame nationallitteratur zusammengehalten wird, sich in ziemlich mässigen distanzen bedeutende dialektische abweichungen geltend gemacht haben, darf nicht befremden. Diese abweichungen sind aber nicht so erheblich, dass nicht die Littauer der verschiedensten districte sich gegenseitig ohne anstoss und schwierigkeit leicht verständigten; die abweichungen bestehen fast ausschliesslich darin, dass der in einer gegend ganz übliche ausdruck für einen gegenstand oder einen begriff in einer andern gegend wenig oder gar nicht gebräuchlich (wol aber verständlich) ist, und dass einzelne laute, besonders die vocale hier mehr, dort weniger rein gesprochen werden. Die reinste aussprache findet sich in den südlicheren districten des preussisch-littaunischen, und die unreinere aussprache nimt zu mit der weiteren ausdehnung nach dem osten von russisch Littauen hin. Nur ein dialect steht allen übrigen in starker abgrenzung gegenüber, es ist der zemaitische, welcher den nördlichsten theil des ganzen oben bezeichneten sprachgebietes einnimt und in dem nördlich an Kurland angrenzenden ehemaligen fürstentum Samogitien (in der landessprache Zemaiten, russisch Żmudz genannt) und in dem preussischen kreise Memel gesprochen wird. Es ist hier nicht der ort, diesen dialect vollständig zu zergliedern; nur zwei charakteristische eigenthümlichkeiten desselben seien hier hervorgehoben. Wo alle südlichen Littauer die lautverbindungen tj, dj mit folgendem vocal in cz, dz erweichen, haben diese lautgruppen im zemaitischen sich rein erhalten; so lauten die gen. sing. von jautis, ochse. zódis, wort, im zemaitischen jautjo, zódjo, im ganzen übrigen Littauen dagegen jáuczo, zódzo; ferner liebt der zemaitische dialect das zurückziehen des accents von der flectionsendung auf die stammssylbe, z. b. nom. und instr. sing.

ranka hand, mérga jungfrau, sonst überall rankà, mergà. Aber auch die Zemaiten und die südlichen Littauer verständigen sich gegenseitig ohne mühe. Misbräuchlich wird nicht selten von den preussischen Littauern alles russisch Littauische zemaitisch genannt, aber mit grossem unrecht.

Das praktische bedürfnis, besonders der geistlichen und lehrer, welche, selbst nicht littauischer herkunft, mit dem Littauervolke zu verkehren gezwungen waren, hat seit der zweiten hälfte des 17. jahrhunderts mehrere grammatische und lexicalische arbeiten ins leben gerufen, spärlich und unvollkommen in russisch Littauen, viel reichlicher und eingehender in preussisch Littauen, aber erst in neuester zeit haben diese arbeiten auch diesseits einen mehr wissenschaftlichen charakter angenommen. Russischerseits ist dem referenten nur eine lexicalische arbeit bekannt geworden, das Dictionarium trium linguarum des Jesuiten Constantin Szyrwid, Vilnae 1677 (5. Aufl. ebend. 1713); es ist dieses ein polnisches wörterbuch, in welchem die polnischen wörter lateinisch und littauisch erklärt werden; einige sehr dürftige grammatische arbeiten hat dort die neuere zeit geliefert, die aber kaum der erwähnung wert sind. Preussischerseits tritt dagegen eine namhafte reihe zum theil recht tüchtiger werke an uns heran, so die grammatiken von Klein (1653), Schulz (1673), Haack (1727), P. F. Ruhig (1747), Ostermeyer (1791), Mielke (1800), und Schleicher (1856), ferner die Wörterbücher von Haack (1730), Brodowski (vor 1744, nur handschriftlich vorhanden), Ph. Ruhig (1747), Mielke (1800), Nesselmann (1850). Aber alle diese bearbeiter, wie schon ihre namen beweisen, waren Deutsche, denen mehr oder weniger die genaue kenntnis der feineren eigentümlichkeiten der lebendigen sprache abgieng; noch immer fehlte es an einem geborenen Littauer, der mit der nöthigen gelehrten bildung ausgerüstet auf dem gebiete seiner muttersprache als mitarbeiter mit jenen Deutschen in die schranken getreten wäre; als dieser fall eintrat, wurden die folgen augenblicklich sichtbar, und geradezu epochemachend für das studium des Littauischen wurde die kleine schrift: „Beiträge zur kunde der littauischen sprache von Friedrich Kurschat. Zweites heft: Laut- und tonlehre der littauischen sprache. Königsberg 1849.“ (Auch das erste 1843 erschienene heft: „Deutsch-littauische phraseologie der präpositionen“ ist nicht ohne verdienst und wert). Dieses werkchen, aus der hand eines UrLittauers hervorgegangen, bewirkte eine völlige umgestaltung der littauischen orthographie und stellte zuerst die grundzüge der sehr schwierigen und verwickelten littauischen accentlehre fest, auf beiden gebieten eine vollständige revolution hervorrufend. Leider erschien Kurschats schrift zu spät, als dass Nesselmann dieselbe noch für sein wörterbuch hätte ausbeuten können; desto mehr aber kam sie Schleicher zu statten bei abfassung seiner grammatik; auch auf Nesselmanns spätere arbeiten im gebiete des Littauischen (Volkalieder 1853, Donalitiuss 1869) hat Kurschats neugeschaffene theorie ihren woltätigen einfluss nicht verfehlt. Und doch war diese „Laut- und tonlehre“ nur ein vorläufer zu dem, was wir von diesem gründlichen kenner und bearbeiter seiner muttersprache noch zu erwarten hatten, und was jetzt als das resultat vieljähriger geräuschloser arbeit vor den augen des publikums sich zu entwickeln beginnt, nämlich F. Kurschats wörterbuch der littauischen sprache, von dessen erstem, dem deutsch-littauischen theile bis jetzt zwei lieferungen (9 bis 10 stehen zu erwarten) erschienen sind. Zwar zeigt sich der verfasser in vorliegendem werke so wenig wie in seiner laut- und tonlehre als einen wissenschaftlich durchgebildeten sprachforscher; zwar haften ihm als eingeborenen mehr, als es bei einem deutschen erlerner der sprache der fall sein würde, schwächen des speciellen heimatdialectes an (er unterscheidet z. b. nicht mit sicherheit die laute é und ic̄ (è), und ganz besonders schwankend ist er in bezug auf den

lautunterschied zwischen o und ū, indem er ganz promiscue wartóti und wartúti, kowóti und kowúti, zioróti und ziorúti usw. schreibt); zwar ist er nicht selten in conflict mit den feinheiten der deutschen sprache — trotz alledem wird die wissenschaft sein werk als ein höchst verdienstliches begrüßen müssen, indem es nicht nur an äusserer stoffmasse, sondern auch in bezug auf betonung, synonymik und praktischen sprachgebrauch ein reiches und meist wol sehr zuverlässiges material bietet. Jedenfalls wird Kurschats werk für jeden künftigen wissenschaftlichen bearbeiter der littauischen sprache, deren noch mancher wird auftreten müssen, bevor wir über diese interessante sprache zu vollständiger klarheit werden gelangt sein, eine ergiebige und unentbehrliche vorarbeit, eine sorgsam auszuschöpfende quelle sein. Zu bedauern ist die aus einem misverstandenen streben nach absoluter vollständigkeit hervorgegangene überlästige, ja den gebrauch des buchs oft geradezu erschwerende weitschweifigkeit, zumal dieselbe auch auf den preis desselben einen nicht vorteilhaften einfluss ausüben muss. Nichtsdestoweniger geht wol aus dem gesagten zur genüge hervor, dass referent dem verdienstvollen werke eine möglichst weite verbreitung zu wünschen nicht umhin kann.

KÖNIGSBERG.

G. H. F. NESSELMANN.

Berichtigungen:

Man lese s. 131 z. 6 metra)

s. 144 z. 8 Háleygjatal und dem Ynglingatal

Man füge hinzu s. 337 nach z. 12: Altleutsche curiositäten. Durch Wilh. Wakkernagel. SIC. Berlin MDCCCXXVII. 8 s. (Hexam. u. pentam. aus e. Görlitz. ls. des Ssp.; judeneid; beschwörungsformel für drüse und schelmen; verzeichn. v. spielen).

DIE DECLINATION DER SUBSTANTIVA IM GERMANISCHEN INSONDERHEIT IM GOTISCHEN.¹

Dass jemand, der sich mit der grammatik einer einzelnen indogermanischen sprache beschäftigt, die vergleichende sprachwissenschaft nicht entbehren könne, wird jetzt von den meisten philologen theoretisch zugestanden, und würde häufiger praktisch bewährt werden, wenn sich nicht viele durch die scheu vor der unendlichkeit des stoffes zurückschrecken liessen. Dass ein mensch zu seinem griechisch, lateinisch und deutsch noch sanskrit und zend und litauisch und slavisch beherrschen solle, diese forderung scheint vielen mit der philologischen gründlichkeit unvereinbar. Und in der that müste jeder bescheidene mensch an dieser aufgabe verzweifeln, wenn er alle genannten sprachen nach derjenigen methode sich aneignen sollte, nach der auf einer grossen anzahl deutscher gymnasien die schüler griechisch und lateinisch lernen. Aber glücklicherweise wird das von niemand verlangt. Die vergleichende grammatik hat nicht nur die einsicht in den bau und die geschichte der sprachen mächtig gefördert, sondern auch die methode des erlernens vereinfacht und vergeistigt. Indem sie jede einzelheit als theil eines grossen zusammenhängenden ganzen zu erkennen sucht, unterstützt sie das gedächtnis auf das wirksamste durch die thätigkeit des verstandes, und da der lernende durch die nahverwanten sprachen von vornherein auf die formen der neuzulernenden sprache mit einiger sicherheit vorbereitet ist, erscheinen diese nicht mehr bloss als widerstrebender lernstoff, sondern

1) Der zeitschrift ist eine folge von abhandlungen freundlichst in aussicht gestellt worden, in welchen die hauptabschnitte der deutschen grammatik nach der methode und entsprechend dem gegenwärtigen stande der geschichtlichen und vergleichenden sprachwissenschaft, und unter überwiegender berücksichtigung dessen, was bereits als gesichertes und feststehendes wissenschaftliches ergebnis gelten darf, übersichtlich und bündig erörtert werden sollen. Die gegenwärtige abhandlung über die substantivdeclination bildet den anfang dieser reihe. Als fortsetzung ist zunächst von anderer befreundeter und bewährter hand die erörterung der pronominal- und adjectivdeclination verheissen.

Z.

bis zu einem gewissen grade als erfreuliche ergebnisse der eigenen combination.

Diese geistigere methode kann, da die deutsche grammatik nur von gereifteren betrieben wird, gerade bei ihr am sichersten in anwendung kommen. Und doch fehlt viel daran, dass dies schon überall geschähe. Vielleicht darf man einen entschuldigungsgrund für diese nur zu häufige unterlassungssünde in der beschaffenheit unserer grammatischen litteratur finden. Grimm hat gerade für diejenigen theile seiner grammatik, welche die laut- und flexionslehre enthalten, nur von den anfängen der linguistischen bewegung nutzen ziehen können; das ganze gerüste der Grimmschen grammatik darf man — so gewaltig hat sich die wissenschaft entwickelt — als veraltet bezeichnen. In Bopps vergleichender grammatik spielt das germanische neben dem sanskrit die hauptrolle, und in Schleichers compendium ist es in ebenso scharfen und sicheren zügen gezeichnet, als die übrigen sprachen, aber für den anfänger in der sprachwissenschaft ist es nicht eben leicht aus diesen hauptwerken die zerstreuten theile zu einem gesamt-bilde zu vereinigen und kritisch zu verarbeiten. Er wird sich vielmehr nach solchen werken umsehen, welche sich speciell die linguistische behandlung der deutschen sprache zur aufgabe gesetzt haben. Von werken dieser art kommen hauptsächlich vier in betracht: Schleicher, die deutsche sprache. Stuttgart 1859. (2. aufl. 1869), Rumpelt, deutsche grammatik, erster theil. Berlin 1860, Scherer, zur geschichte der deutschen sprache. Berlin 1868, Westphal, philosophisch-historische grammatik der deutschen sprache. Jena 1869. Heynes laut- und flexionslehre gehört weniger hierher, weil sie, wenn auch auf linguistischer grundlage aufgebaut, doch nicht eine entwicklung der methodischen principien und sprachlichen gesetze, sondern eine übersichtliche darstellung des sprachstoffes beabsichtigt. Das erste nun der vier genannten werke ist nicht für philologen von fach, sondern für gebildete deutsche geschrieben, denen es das verfahren und die ergebnisse der sprachwissenschaft deutlich machen will, und thut dies mit meisterhafter klarheit. Doch ist es nötig, auf eine gefährliche seite dieses buches hinzuweisen. Der grosse meister der linguistik popularisiert nämlich nicht sowol die hauptresultate der sprachwissenschaft überhaupt, sondern im wesentlichen die hauptzüge seiner eigenen anschauungen über sprachen und sprachliche entwicklung. Und natürlich weichen seine ansichten von denen anderer forser in manchen wichtigen punkten ab. Die arbeit von Rumpelt, die ihr wesentlichstes verdienst in der berücksichtigung der lautphysiologie hat, ist über die lautlehre nicht hinausgediehen. Das dritte der erwähnten werke, Scherers buch Zur geschichte der deutschen sprache

ist zur einföhrung in das studium weder bestimmt noch geeignet. Es gibt in der neueren sprachwissenschaftlichen litteratur wenige bücher, in denen so verschiedenartige studien zusammengearbeitet sind. Die hauptabsicht des verfassers war, die entwicklung des deutschen aus der indogermanischen grundsprache darzustellen, da aber diese nichts festes, gegebenes, sondern selbst erst etwas zu suchendes ist, so entstand ihm unter der hand eine entwicklungsgeschichte der indogermanischen grundsprache. Indem er nun diese in die geschichte des deutschen hineinarbeitete, wurde seine darstellung verschlungen und dunkel. Der leser und kritiker wird gut thun wider auseinander zu wickeln, was der verfasser in einander verwoben hat. Was nun die entwicklungsgeschichte der indogermanischen grundsprache betrifft, wie Scherer sie aufstellt, so ist diese von Kuhn in einer eindringenden kritik in seiner zeitschrift 18, 321 fig. so besprochen, dass ich sie als in den meisten wesentlichen punkten widerlegt betrachte. Die entwicklungsskizze des germanischen dagegen scheint mir ein bedeutender und dankenswerter fortschritt gegen das früher auf diesem gebiete geleistete. Wer die freilich nicht ganz leichte aufgabe unternimmt, diesen theil des Schererschen buches genau durchzuarbeiten, wird sich ebenso durch die reiche fülle des stoffes wie durch das streben nach wahrhaft geschichtlicher auffassung mannichfach belehrt und gefördert finden. In Westphals deutscher grammatik endlich spielt das deutsche eine durchaus nebensächliche rolle. Die absicht des buches geht auf nichts geringeres als einen umsturz der gesamten agglutinations-theorie, was sich z. b. am griechischen hätte ebenso gut veranschaulichen lassen. An grammatischem detail ist Westphal arm; von der seit seinem trefflichen aufsatz über das auslautgesetz des gotischen in Kuhns zeitschrift (band 2, 1853) erschienenen germanistischen litteratur dürfte kaum etwas benutzt sein. Auch fehler nicht unbedenklicher art finden sich, so dass die germanistische seite des buches in keiner weise zu empfehlen ist, auf die philosophische einzugehen ist hier nicht der ort.

Unter diesen umständen dürfte es nicht überflüssig sein, wenn die hauptpunkte der deutschen grammatik noch einmal in der absicht besprochen würden, den germanisten die methode und die resultate der sprachvergleichung näher zu bringen. Ich versuche diese aufgabe zunächst bei einem der leichtesten capitel, der declination der substantiva zu lösen. Dabei soll vorzugsweise das gotische in betracht kommen, die andern germanischen dialecte jedoch natürlich nicht ausgeschlossen, sondern jedesmal erwähnt werden, wenn sie eine vom gotischen abweichende oder das gotische aufklärende bildungsweise zeigen.

Man pflegt zu lernen, dass die griechische sprache drei declinationen habe, die lateinische fünf, die deutsche dagegen eine starke und

eine schwache, deren jede in mehrere unterabteilungen zerfällt, und dass ausserdem jede der drei sprachen sich einer nicht geringen zahl unregelmässig flectierter wörter erfreue. Die wissenschaftliche grammatik nun hat nachgewiesen, dass diese verschiedenartigkeit der einteilung zum geringeren theile auf der verschiedenheit der sprachen, zum grösseren auf der willkür der grammatiker beruht. Sie setzt an die stelle der mehr oder minder willkürlichen einteilungen eine notwendige, welche sie im einzelnen fälle nur so weit modificiert, als die individualität jeder sprache es fordert.

Der notwendige einteilungsgrund ergibt sich, sobald man irgend eine nominalform in ihre bestandteile, stamm und endung, zerlegt. Der begriff des stammes als der grundform, aus welcher alle casus, auch der nom. sing. abgeleitet sind, wird keinem germanisten anstössig sein, während in der classischen grammatik der alte unsinn von der ableitung der übrigen casus aus dem nom. sing. noch nicht überall verdrängt ist. Wir bitten unsere leser den abschnitt über stamm und endung in Curtius „Erläuterungen“ (2. aufl. Prag 1870) pag. 44 — 50 nachzulesen. Von diesen zwei bestandteilen nun ist der eine, die casusendungen, im ganzen und grossen gleichbleibend, die stämme dagegen haben sehr verschiedene gestalt, von ihnen also muss der einteilungsgrund hergenommen werden. Und zwar kommt natürlich, da die endung hinten an den stamm antritt, nur der auslaut des stammes in betracht: Die declination muss nach dem auslaut des stammes eingeteilt werden. Über den auslaut der nominalstämme im indogermanischen handelt Schleichers Compendium², 521 fig., die stämme des germanischen können, wie man aus jeder deutschen grammatik ersieht, auslauten auf: *a i u n n d r*. Dazu kommen noch einige stämme auf dentale und gutturale, die durch abwerfung des ursprünglichen vocalischen auslautes unter die consonantisch ausgehenden stämme geraten sind. Die stämme zerfallen also in vocalische und consonantische. Es entsteht nun zunächst die frage, welche gruppe man voranstellen solle. Schleicher im compendium stellt die consonantische voran, weil die endungen an den consonantischen stämmen im allgemeinen reiner hervortreten, als an den vocalischen, und für eine indogermanische grammatik ist diese anordnung entschieden die beste; in der germanischen grammatik aber ist die umgekehrte vorzuziehen, weil im germanischen die consonantischen stämme zu einem sehr grossen theile junge, nicht indogermanische bildungen sind, und weil die zahl der alten vocalischen stämme die der alten consonantischen ganz unverhältnismässig überwiegt. Wir beginnen also mit den vocalischen stämmen. Da sich nun weiterhin herausstellen wird, dass, wie in allen indogermanischen spra-

chen, so auch im deutschen, die stämme auf *i* und *u* den consonantischen näher stehen, als die auf *a*, so ergeben sich drei gruppen in folgender anordnung:

- 1) Stämme auf *a*,
- 2) Stämme auf *i* und *u*,
- 3) Stämme auf consonanten.

An die stämme nun treten die casusendungen. Es gab in der indogermanischen grundsprache folgende casus: nominativ, accusativ, genitiv, dativ, locativ, ablativ, instrumentalis, vocativ. Von diesen sind im deutschen als lebendige casus allgemein nur der nom., acc., gen., dat. (von dem der loc. nicht zu trennen ist, s. unten) erhalten, im gotischen hat der voc. sing., wo er nachweisbar ist, noch eine vom nom. abweichende form, in den übrigen germanischen dialecten nicht mehr, im althochdeutschen, altsächsischen, gotischen (nur bei pron.) ist noch ein instrumentalis des sing. in resten erhalten. Der ablativ findet sich vielleicht noch in erstarrtem zustande in den gotischen adverbien auf *o* (vgl. Scherer 461). Diese casusverarmung teilt das deutsche bis auf einen gewissen grad mit den übrigen europäischen sprachen. Für die syntax ergibt diese thatsache den wichtigen gesichtspunkt der bedeutungsübertragung. Die bedeutungen der verlorenen casus sind im ganzen und grossen von den erhaltenen mit übernommen worden, was ich in meiner schrift *Ablativ, localis, instrumentalis*, Berlin 1867. im einzelnen ausgeführt habe.

Die endungen der erhaltenen casus sind, wie schon oben bemerkt ist, im wesentlichen bei allen stämmen dieselben, doch haben allerdings die vocalischen stämme, und unter diesen wider die *a*-stämme, einiges besonders. Wir werden am besten von den endungen der *a*-stämme ausgehen.

Stämme auf *a*.

Innerhalb dieser gruppe sind die *ā*-stämme (masc. und neutr.) von den *a*-stämmen (fem.) zu unterscheiden. In der griechischen und lateinischen declination pflegt man die letzteren als erste declination voranzustellen, was in der thatsache, dass nur diese stämme das *a* rein bewahrt haben, während die *ā*-stämme es zu *o* verdumpften, eine wissenschaftliche begründung empfängt (vgl. Curtius erläuterungen 56). Im gotischen ist vielmehr das *ā* rein erhalten und das *a* zu *ō* verdumpft, weshalb wir hier mit den *ā*-stämmen beginnen.

Die endungen der masculinischen *ā*-stämme nun lauteten, wie man aus der übereinstimmung aller indogermanischen sprachen schliessen muss, in der grundsprache wie folgt:

	sing.	plur.
nom.	s	as
gen.	sja	ām
dat.	ai	bhjas
loc.	i	
acc.	m	ns

Wie sie im einzelnen modificiert worden sind, zeigt das paradigma: skrt. *ájra*,¹ gr. *ἀγρό*, lat. *agro*, got. *akra*. Davon lautet zunächst der singular:

nom.	<i>ájras</i>	<i>ἀγρός</i>	<i>ager</i>	<i>akrs</i>
gen.	<i>ájrasya</i>	<i>ἀγροῖο</i>	<i>agrī</i>	<i>akris</i>
dat.	<i>ájraya</i>	<i>ἀγρῷ</i>	<i>agrō</i>	<i>akra</i>
acc.	<i>ájram</i>	<i>ἀγρόν</i>	<i>agrūm (om)</i>	<i>akr</i>
voc.	<i>ájra</i>	<i>ἀγρέ</i>	<i>ager</i>	<i>akr</i>

Sobald man diese paradigmata mit einander vergleicht, fällt sofort in die augen, dass die ausgänge im gotischen ungleich mehr gelitten haben, als in den übrigen sprachen. Diese verstümmelung der endungen im gotischen unterliegt ganz bestimmten gesetzen, welche man unter dem namen des auslautgesetzes zusammenzufassen pflegt. Um die ergründung des gotischen auslautgesetzes, wie es aus der betrachtung sämtlicher verbal- und nominalformen, und sämtlicher nicht flexionsfähiger wörter gewonnen werden muss, hat sich Westphal, K. Z. 2, 161 fig. verdient gemacht. Nachdem besonders Ebel, K. Z. 4, 138 fig. manches auf die declination bezügliche genauer gefasst hatte, hat Scherer in umfassenderer weise auch das übrige germanisch herbeigezogen. Von diesem auslautgesetz, auf das ich am ende dieser abhandlung noch mit einigen worten zurückkommen werde, interessieren uns jetzt nur die folgenden thatsachen:

- 1) Das aus indogermanischer zeit überlieferte *a* und *i* in den endsilben schwindet, so weit es nicht durch doppelconsonanz geschützt ist, während das *u* erhalten bleibt.
- 2) Das aus indogermanischer zeit überlieferte *ai* und *ai* wird zu *a*.
- 3) Das auslautende *m* schwindet, nachdem es vielleicht vorher zu *n* geworden war.

Mit berücksichtigung dieser gesetze erklären sich nun die gotischen casusausgänge, wie folgt:

1) Es sei hier in erinnerung gebracht, dass der sanskritbuchstabe, dessen laut unserem *j* entspricht, durch *y* transscribiert ist, während *j* in derselben transcription den wert von *dsch* hat.

Das *s* des nom. mit dem stamme *akra* gab ursprünglich **akras*. Das *a* ist im germanischen selbst gemäss dem auslautsgesetz verschwunden,¹ dagegen noch bei einigen germanischen wörtern, die vor dem auslautsgesetz in die finnischen sprachen aufgenommen wurden, hier und da erhalten. Dass das *a* in finnisch *kuningas* könig, *parmas* busen, *ansas* balken u. a. wirklich das alte stamhafte *a* sei, scheint mir von Thomsen (Über den einfluss der germanischen sprachen auf die finnisch-lappischen, aus dem dänischen übersetzt von E. Sievers, Halle 1870.) pag. 84 fig. nachgewiesen. Erwähnung verdient noch die nominativbildung bei den stämmen auf *sa* und *ra*. Einfach sind die auf *sa*. Aus **halsas* wird nach dem auslautsgesetz *hals* und das *ss* wird zu einfachem *s*. Auf den ersten blick sehr auffallend sind die auf *ra*. Wenn vor dem *r* noch ein consonant steht, so kann das *s* als dritter stehen bleiben, z. b. **akras akrs*, aber wenn vor dem *r* ein vocal steht, so wird ein *s* nicht geduldet: **vairas* aber nicht *vairs*, das doch lange nicht so hart ist, als *akrs*, sondern *vair*. Eine erklärung dieses scheinbar so seltsamen vorganges ergibt sich, wenn man analoge erscheinungen aus dem griechischen herbeizieht, welche Curtius studien 2, 159 fig. erörtert hat. Curtius hat a. a. o. einleuchtend gemacht; dass z. b. *πατήρ* aus der vorauszusetzenden form **πατερς* nicht durch abfall des *σ*, sondern durch assimilation des *σ* an das *ρ* (*ρρ*) entstanden ist. Dieselbe annahme haben wir im gotischen zu machen. Aus **vairas* ist **vairs* **vairr* und mit verdünnung des *rr* zu *r* endlich *vair* geworden, in *akrs* aber konnte eine assimilation des *r* an das *s* nicht stattfinden, weil eine form *akrr* selbst einem gotischen munde zu schwierig gewesen wäre. So blieb denn das *s* erhalten.

Der acc. sing. musste gemäss dem auslautsgesetz sowol *a* als *m* einbüßen, aus **akram* wurde *akr*, vielleicht zunächst *akran*, was die analogie des pronom. acc. *þan-a* für sich hätte. Doch vgl. unten 391.

Der gen. sing. zeigt im sanskrit den ausgang *-asya*, im griechischen *οιο* aus *οιοο*, im lateinischen *ī* (welches mit höchster wahrscheinlichkeit auf *īs* und dies auf *ois* und schliesslich auf *oius* zurückgeführt wird, worin *oi* der ausgang des um *i* erweiterten themas, *us* die andere indogermanische genitivendung *as*, griechisch *ος* ist, vergleiche Schleicher, comp.², 558, Bücheler, lat. declin. 36, Windisch in Curtius stud. 2, 237, also mit einer anderen endung gebildet ist). Es fragt sich wie got. *is* zu deuten ist. Es ist unzweifelhaft, dass *is* wie

1) Dass in „altnordischen“ runeninschriften noch nominative mit stamhaftem vocal erhalten seien, kann ich nach dem, was Möbius, K. Z. 18, 152 fig. mitteilt, nicht als bewiesen ansehen.

das sanskrit und griechische gebildet ist, also *akris* auf **akrasja* zurückgeht. Freilich lässt sich das nur indirect beweisen. Setzen wir nämlich den fall, im gotischen sei wie im lateinischen die andere indogermanische genitivendung *as* an den einfachen oder erweiterten stamm angetreten, also etwa *akra + as*, oder **akrai + as*, so müssten wir statt *i* einen langen vocal oder diphthong erwarten. Da wir nun nicht annehmen dürfen, dass im gotischen gen. der *a*-stämme eine sonst ganz unerhörte dritte genitivendung vorliege, so müssen wir auf *sja*, also **akrasja* schliessen. Ebel, K. Z. 4, 149, dem sich Scherer 417 anschliesst, versucht für diese annahme einen directen beweis. Er macht nämlich darauf aufmerksam, dass im altnordischen ein schliessendes einfaches *s* immer in *r* übergehe, dass aber der gen. der *a*-stämme immer *s* zeige (z. b. nom. *fiskr* und gen. *fisks*), folglich sei das *s* kein einfaches, sondern ursprünglich *ss*, durch assimilation aus *sj* hervorgegangen. Aber gegen diese erklärang ist doch zu erinnern, dass vielleicht das streben, den gen. vom nom. zu unterscheiden, auf die erhaltung des *s* eingewirkt hat. Wie dies indessen auch sei, schon durch den indirecten beweis steht die entstehung von *is* aus *asja* vollständig sicher. Die art, wie *is* aus *asja* entstanden sei, lässt sich nicht mit absoluter gewissheit angeben. Zu beachten sind die althochdeutschen und altsächsischen gen. auf *as* (Litteratur bei Scherer 437). Aus ihnen ist wenigstens so viel zu folgern, dass eine assimilation des *a* an das *j* jedenfalls in urgermanischer zeit noch nicht eingetreten war. Ob man annehmen muss, dass im gotischen das *j* assimilierend gewirkt habe, oder dass das *i* einfach schwächung aus *a*, und das *ja* spurlos abgefallen sei, weiss ich nicht zu entscheiden. Die frage ist erörtert von Ebel, K. Z. 4, 149, Schleicher, Comp.², 561, Kuhn, K. Z. 15, 428, Scherer, Zur Gesch. d. deutsch. Spr. 437.

Über den dat. sing. ist folgendes zu bemerken. Das singulare dativsuffix im indogermanischen ist *ai*. Im sanskrit haben die *a*-stämme die längere form *aya*, z. b. *ájrāya*, während im zend der dat. auf *ai* von *a*-stämmen erhalten ist, z. b. *aredraī* von *aredra* der opferer. Im griechischen und lateinischen dat. erkenne ich mit Schleicher Comp. 572, wozu noch Curtius erläuterungen 71 zu vergleichen ist, dasselbe suffix *ai*, *ἀγῆῃ* aus *ἀγο* + *αι*. Dagegen liegt in der sogenannten dritten declination des griechischen das alte locativ-suffix *i* in dativischem gebrauche vor. Dasselbe ist, wie sich noch zeigen wird, der fall bei den stämmen auf *i* und *u* und auf consonanten im deutschen. Ob bei den deutschen *a*-stämmen im dat. das eigentliche dativsuffix *ai* oder das locativsuffix *i* vorliegt, ist schwerlich zu entscheiden, da *ai* sowol als *ai* nach dem auslautgesetz in *a* übergehen.

Der voc. sing. verliert einfach den auslautenden stammvocal.

Der plural lautet in den vier sprachen folgendermassen:

nom.	<i>ájras</i>	<i>ἀγροί</i>	<i>agrī</i>	<i>akros</i>
gen.	<i>ájrānām</i>	<i>ἀγρῶν</i>	<i>agrōrum</i>	<i>akre</i>
dat.	<i>ájrebhyas</i>		<i>agrīs</i>	<i>akram</i>
loc.	<i>ájreshu</i>	<i>ἀγροῖς</i>		
acc.	<i>ájrān</i>	<i>ἀγρούς</i>	<i>agrōs</i>	<i>akrans</i>

Im nom. plur. gleicht das deutsche dem sanskrit *akros* = *ájras*, während das griechische, lateinische, litauische (*vilkaí* die wölfe vom masc. *vilka*) altslavische (Schleicher, Comp. 536) eine erweiterung des stammes durch *i* und kein pluralzeichen zeigen.

Der gen. plur. hat im sanskrit *nām*, mit vorhergehender verlängerung des stammvocals griechisch *ων*, lateinisch *rum*, (aus *sum*) mit vorhergehender verlängerung des stammvocals, oder einfach *um*. In allen diesen formen steckt das element *ām*, was wol als die älteste indogermanische genitivendung anzusehen ist, im sanskrit aber nur als endung der consonantischen stämme erscheint. Dies *ām* nun trat im deutschen auch an die *a*-stämme, so dass **akraām* als ursprüngliche form anzusehen ist. Daraus ist *akre* durch verlust des *m* und übergang des *ā* in *e* entstanden. Ob der nasal irgend einen einfluss auf die färbung des vocals gehabt habe, ist noch nicht ermittelt. Man ist über die gründe der verwandlung des ursprünglichen *ā* in *e* und *o* im gotischen trotz mancher versuche noch nicht im klaren.

Die deutsche form des gen. pl. stimmt also am nächsten mit der griechischen, und ebenso mit der litauischen und slavischen: lit. *vilki*, altsl. *vlükū* = got. *vulfe*.

Im dat. plur. hat das griechische sicher das suffix des localis, über die lateinische bildung existieren verschiedene ansichten, sicher übereinstimmend sind dagegen sskr. *bhyas* und deutsch *m*, nur dass im sskr. vor dem *bhyas* eine erweiterung des stammes um *i* eingetreten ist (*ájrebhyas*), die sich im deutschen nur in *þai-m* = *tebbhyas* zeigt. Aus dem auslautgesetz folgt, dass das *m* noch eine silbe oder einen consonanten hinter sich gehabt haben muss, sonst hätte das *a* schwinden müssen. Einen solchen consonanten nun weist das altnordische noch auf in *tveimr* und *þrimr*. Es folgt also, dass *m* zunächst auf **ms* zurückgeht. Genau dies suffix zeigt nun der litauische dativ: *vilkams*, gleich got. *vulfam* aus **vulfams*. Es kann keinem zweifel unterliegen, dass das litauisch-deutsche (auch slavische) *m* dem indischen *bh* entspricht. Obgleich nämlich der übergang von *bh* in *m* sonst nicht üblich ist, so ist doch die übereinstimmung der litauischen instrumentalendung *mis* mit der indischen

bhis zu entscheidend, als dass man nicht den allerdings auffallenden übergang des *bh* in *b* und weiter in das homorgane *m* im litualavischen und deutschen annehmen müste (Schleicher, Comp. 315). Somit ist nicht zu zweifeln, dass in *bhyas* und *ms* die consonanten stimmen. Es muss nun noch untersucht werden, welcher vocal in *ms* ausgefallen sein mag. Im litauischen ist die älteste noch erhaltene gestalt des dativsuffixes *mus*. Im deutschen kann es aber nicht eben so gelautet haben, da *u* nach dem auslautgesetz hätte bleiben müssen (Scherer 277). Die wahrscheinlichste annahme ist, dass lit. *mus*, für das eine noch ältere gestalt im preussischen *mans* vorliegt (Schleicher, Comp. 588), auf eine ursprüngliche suffixform **bhjams* zurückgeht, das deutsche aber auf *bhjas*. Aus *bhjas* nun hätte im deutschen mit der besprochenen consonantenveränderung **njias* und daraus **mas* oder **mis* werden können. Ersteres nimt Scherer 105 an, letzteres 422 und sonst. Auch Schleicher, Chrestomathie 365, erklärt sich für **mis*. Wie man aber auch über den vocal urteile, die identität von *ms* und *bhyas* steht ausser zweifel.

Der acc. plur. ist im deutschen ganz besonders altertümlich, indem er die endung *ns* zeigt, die im sanskrit nur noch in spuren (Sonne, K. Z. 12, 326), im griechischen, in dem kretischen *κρηγευστάς* und wahrscheinlich in dem argivischen *τόνς* (Curtius, erläuterungen 60), im litauischen dialectisch in formen wie *vilkins* (Schleicher, comp. 540), nirgend aber so rein wie im deutschen vorliegt.

Die neutra unterscheiden sich von den masculinis nur im nom. acc. Von *yugá-* joch, griech. *ζυγό*, lat. *jugo*, got. *juka* lauten die betreffenden casus:

n. a. sg.	<i>yugám</i>	<i>ζυγόν</i>	<i>jugum</i>	<i>juk</i> (aus <i>*jukam</i>)
n. a. pl.	<i>yugáni</i> (alt <i>yugá</i>)	<i>ζυγά</i>	<i>juga</i>	<i>juka</i> (aus <i>*juka</i>)

Das zeichen des nom. acc. im sing. ist also *m*, wie im acc. sing. der masc., die silbe *am* schwindet natürlich bei **jukum* wie bei **akram*. Im plur. ist *a* das zeichen, und zwar wie sich bei den consonantischen stämmen zeigen wird, wahrscheinlich langes *a*. Diese endung *a* mit dem stammauslaut gibt den ausgang *ā*. Dies *ā* ist im vedischen sanskrit vorhanden, im classischen ist eine andere endung (*ani*) angetreten, im griech. lat. (bis auf einige spuren der länge, Bücheler, declin. 19) alt-slavischen, gotischen zu *a* verkürzt.

Demnach haben sich uns für die *a*-stämme folgende urgermanische ausgänge (d. h. mit dem stammauslaut verbundene endungen) ergeben:

	nom.	gen.	dat.	acc.
sing.	<i>as, am</i>	<i>asja</i>	<i>ai</i> oder <i>āi</i>	<i>am</i>
plur.	<i>ās, ā</i>	<i>ām (āām)</i>	<i>amis</i>	<i>ans, ā</i>

Diese tabelle stimmt mit Scherer 433 durchaus überein, bis auf folgendes: Scherer setzt überall statt des indogermanischen *m* urgermanisches *n*, also statt *am*, *ām* vielmehr *an*, *ān*, indem er sich auf das schon oben erwähnte *pana* aus **pam-a* stützt. Ich habe das *n* nicht durchweg setzen mögen, weil es doch auch möglich ist, dass das auslautende *m* im germanischen, wie im griechischen, doppelt behandelt wurde, und habe deshalb überall das alte *m* beibehalten. Die einzige wesentliche differenz ist, dass Scherer im nom. plur. neben *ās* auch *āsas* ansetzt, welche endung für das von ihm so genannte westgermanische (alle dialecte mit ausnahme des gotischen und altnordischen) gelten soll. Diese annahme stützt sich auf die thatsache, dass die *a*-stämme im altsächs., ags., altfries. im nom. plur. *s* resp. *r* haben, während bei allen übrigen stämmen das *s* des nom. plur. abgefallen ist, z. b. alts. *fiscōs* neben *gasti* und *sunī* (Heyne, laut- und flexionslehre 255). Um diese auffallende erscheinung zu erklären, nimt Scherer an, es läge in diesen nom. plur. nicht die einfache pluralendung *as* vor, sondern die im ältesten sanskrit und im zend bisweilen vorkommende verdoppelte endung *asas*, so dass alts. *fiscōs* aus **fiskāsas*, **fiskāss* zu deuten wäre. Ich glaube indessen nicht, dass man diese nur im indisch-eranschen kreise auftretende endung auch im germanischen voraussetzen dürfe, und glaube vielmehr, dass in diesen formen das *s* der urform **fiskas* geschützt ist, weil bei den *a*-stämmen der nom. ohne *s* dem genitiv gleich geworden wäre, was bei den übrigen stämmen nicht eintreten konnte. Es ist also dem uniformierenden triebe des auslautgesetzes das streben nach deutlicher scheidung der formen entgegengetreten, eine erscheinung, die uns schon bei dem gen. sing. der altnordischen *a*-stämme begegnet ist und uns noch bei dem dat. sing. der *a*-stämme im got. begegnen wird.

Die zweite gattung der *a*-stämme sind die nur feminina enthaltenden *a*-stämme, den fem. der ersten declination im griechischen und lateinischen entsprechend. Wir fügen zu den paradigmern noch das litauische, das in auffallender weise mit dem deutschen übereinstimt.

	<i>açvā</i> stute	<i>χωqā</i>	<i>terra</i>	<i>mergā</i> mädchen	<i>gibā</i> gabe
nom.	<i>áčvā</i>	<i>χώqā</i>	<i>terra</i>	<i>mergā</i>	<i>giba</i>
gen.	<i>áčvāyās</i>	<i>χώqās</i>	<i>Prosepmais, Albā</i>	<i>mergós</i>	<i>gibos</i>
			<i>familiās</i>		
dat.	<i>áčvāyāi</i>	<i>χώqā</i>	<i>terrai</i> (Büch. 53)	<i>mergai</i>	<i>gibai</i>
acc.	<i>áčvām</i>	<i>χώqān</i>	<i>terram</i>	<i>mergā</i>	<i>giba</i>
voc.	<i>áčve</i>	<i>χώqā</i>	<i>terra</i>	<i>mergā</i>	<i>giba</i>

Zunächst ist zu bemerken, dass die bezeichnung des stammhaften *a* als eines langen mit einer reserve gemacht ist. Die fem., welchen wir ein stammhaftes *ā* zuerkennen, zeigen im instr. sing. im sanskrit und altslavischen kurzes *a*, von dem man nicht mit sicherheit behaupten kann, dass es aus langem *ā* verkürzt sei. Man müsste also, wenn man genau sein wollte, den stamm vielmehr kurzvocalig auslauten lassen, da nur aus diesem stamme sich alle formen erklären, wir bleiben aber mit absicht bei der ungenaueren bezeichnung durch langes *a*, indem wir damit nur sagen wollen, dass die indogermanischen femininischen *a*-stämme sich in fast allen formen durch länge des *a* auszeichnen.

Für das gotische entsteht ferner die vorfrage, ob es richtig sei, wenn man diese stämme, wie es häufig geschieht, auf *ō* auslauten lässt. Diese frage muss entschieden verneint werden. Von *gibō* kann man nicht zu *gibu* und *gibai* gelangen, denn wenn das *a* einmal zu *o* gefärbt ist, wird es nicht wieder zu reinem *a*. Folglich muss man als thema *gibā* aufstellen. (Vgl. den ganz analogen fall der ersten declination im griechischen, Curtius, Erläut. 56). Dass es im ulfanischen gotisch kein langes *a* gibt, ist kein grund dagegen, denn dass das gotische früher langes *a* hatte, ist nicht zu bezweifeln.

Nach diesen vorbemerkungen können wir zum einzelnen übergehen. Die *ā*-stämme haben die eigentümlichkeit, im nom. sing. kein *s* anzunehmen. Das auslautende *ā* ist im sanskrit lang geblieben, im griechischen nicht selten verkürzt, im lateinischen lang bis zu ende des 6. jahrhunderts (Bücheler 9), im litauischen und deutschen durchweg verkürzt.

Der gen. sing. hat im sanskrit den ausgang *āyās*, d. h. der stamm ist um *i* vermehrt und statt *as* ist die endung *ās* angetreten. Auch im lateinischen muss man einen zusatz von *i* an den stamm annehmen, ob aber *ais* in *Prosepnais* (was ganz sicher steht, vgl. C. J. Lat. I, 554) auf *ājas* oder *ājās* zurückgeht, dürfte kaum zu entscheiden sein. Für *ājas* entscheidet sich Schleicher, comp. 558, für *ājās* Curtius erläut. 57. Desgleichen kann es zweifelhaft sein, ob *as* in *familiās* aus derselben grundform, wie Curtius, oder aus *familia* + *as* entstanden ist, wie Schleicher und Bücheler meinen.

Hinsichtlich des griechischen *χώρας* theilen sich die ansichten von Schleicher und Curtius in gleicher weise. Im deutschen hat man keinen grund, eine verstärkung des stammes durch *i* anzunehmen. Es erklärt sich also *gibos* einfach aus *gibā* + *as*, und ebenso litauisch *mergós*.

Der dat. sing., wenn er ebenso wie der gen. gebildet ist, würde einfach aus *gibā* + *ai*, also *gibai* zu deuten sein. Aber da erhebt sich

eine lautliche schwierigkeit. Wir haben eine gotische form, welche entschieden auf *ai* auslautete, und doch nur *a* zeigt, das ist *þamma* = sanskrit *tásmāi*. Eine spur der länge des *a* hat sich in *hwamme-h* erhalten. Ebenso muss man *blindamma* auf **blindammāi* zurückführen. Wir haben also sicher den übergang eines ursprünglichen auslautenden *ai* in *a* constatirt. Sollen wir in unserem falle den übergang von *ai* in *ai* zugeben, und danach das auslautgesetz modificieren? Scherer, dem ein so ungleichmässiges wirken des auslautgesetzes nicht denkbar scheint, sieht sich zu der annahme getrieben, dass *gibai* nicht aus **gibāi* entstanden sein könne, und versucht eine urform **gibāja* zu begründen (Zur gesch. d. deutsch. spr. 287.). Auch Westphal (Deutsche Gr. 150) sucht aus derselben verlegenheit einen ähnlichen ausweg. Ich glaube vielmehr, dass wir auch hier eine hemmung des auslautgesetzes durch das streben nach deutlicher formenscheidung annehmen müssen, dass also das *ai* im dat. des fem. erhalten blieb, damit dieser nicht einerseits mit dem nom. acc. voc. fem., andererseits mit dem dat. des masc. zusammenfalle.

Im acc. ist die kürze des *a* einigermaßen auffallend. Während aus der grundform **hananām hanane* entstand, ward aus **gibām giba*, und nicht *gibe* oder *gibo*. Man muss wol annehmen, dass das *m* oder *n* von **gibām* früher abgefallen ist, als das von **hananām*.

Im voc. sing. hat das altindische eine vermehrung des stammes um *i*.

Im plural lautet das paradigma

nom.	<i>áçvās</i>	<i>χῶραι</i>	<i>terrae</i>	<i>mérgos</i>	<i>gibos</i>
gen.	<i>áçvānām</i>	<i>χωρῶν</i>	<i>terrarum</i>	<i>mergú</i>	<i>gibo</i>
dat.	<i>áçvābhyas</i>		<i>terrīs</i>	<i>mergóms</i>	<i>gibom</i>
loc.	<i>áçvāsu</i>	<i>χώρας</i>			
acc.	<i>áçvās</i>	<i>χώρας</i>	<i>terrās</i>	<i>mergās</i>	<i>gibos</i>

Bemerkenswert ist die gleichheit des nom. und acc. im sanskrit, deutschen und litauischen. Denn nach Schleicher, comp. 550 ist *mergās* erst aus *mergās* gekürzt. Die ausdrängung des *n* (die endung ist ja *-ns*) ist in diesem casus uralt. Das griechische und lateinische haben im nom. stammerweiterung durch *i*.

Meine darstellung der *a*-stämme stimmt übrigens mit Scherer 423 vollständig überein, bis auf den dat. sing., wo er neben **gibāi* auch **gibāja* ansetzt. Im gen. plur. hat das ahd., alts., ags. und fries. (doch mit ausnahmen) den ausgang *anām* (*gibōnō*, *gifena*, *jevena* oder *jeva* s. Heyne), also genau wie das sanskrit.

Ehe wir die *a*-stämme verlassen, müssen wir noch der stämme auf *ja* erwähnung thun, welche im nom. und gen. sing. bemerkenswerte

lautveränderungen zeigen. Am einfachsten sind die neutra. Aus der grundform **andbahtjam* entwickelt sich regelrecht der nom. *andbahti*. Der gen. sollte, nach *akris* von *akra*, *andbahtjis* lauten, und lautet auch so. Es kann aber auch *ji* zu *ei* contrahiert werden, so dass *andbahteis* entsteht. Schwieriger sind die masculina. Von den stämmen *harja* und *hairdja* sollte nach dem auslautgesetz (da *a* ausfällt) der nom. **haris* und **hairdis* lauten, lautet aber *harjis* und *hairdeis*. Das *ei* von *hairdeis* macht keine schwierigkeit, es ist erst aus *ji* entstanden, weil die wurzelsilbe, die der Gote als trägerin des accentus möglichst schwer machen will, in *hairdja* schon zwei consonanten hat, was bei *harja* nicht der fall ist. Aber schwierig ist zu erklären, wie *harjis* und **hairdis* entstanden seien. Scherer 113 hilft sich in folgender weise: „Ich möchte von der grundform *hairdias*, *harias* ausgehen, und annehmen, sie seien wie *ija*, *sijum*, für *ia*, *sium* behandelt worden. Aus *hairdijas*, *harias* ergaben sich gesetzmässig die gotischen formen.“ Dabei ist nur auffallend, dass das thema *hairdija* nicht auch in den anderen casus geblieben ist, wobei denn im dativ **hairdija* hätte entstehen müssen. Am wenigsten deutlich sind mir die feminina. Zwar ein theil von ihnen, deren repräsentant *sunja* ist, geht regelmässig, indem aus dem thema *sunja*, wie zu erwarten, der nom. und acc. *sunjä* wird, ein anderer theil wie *bandjä* und *hvoftuljä* hat die regelrechten accusative *bandjä* und *hvoftuljä*, aber die auffälligen nom. *bandi* und *hvoftuli*. Diese nom. sollen nach der regel nur eintreten bei schwerer wurzelsilbe wie *band-i* oder bei mehrsilbigen wie *hvoftuli*, also nur wenn das *j* nicht zur stärkung der wurzelsilbe seine consonantische natur bewahren muss. Die verschiedene behandlung des *jä* wäre also vom rein gotischen standpunkte wol erklärlich. Aber es erhebt sich die frage, warum denn der accusativ nicht dieselbe form zeigt, wie der nominativ? und es kommt das interessante factum hinzu, dass das litauische wenigstens bei einigen femininen auf *jä* ganz dieselbe nominativbildung zeigt. So heisst von dem thema *martja* braut der nom. *marti*. Diese form ist im litauischen eine sehr auffallende erscheinung. Nach den litauischen lautgesetzen sollte aus *martjä*- vielmehr **marczà* werden, wie denn auch der acc. *màrczà* lautet (Schleicher, litauische grammatik 181). Wir haben also in den zwei nahverwandten sprachen dieselbe erscheinung, die sich im litauischen deutlich als altertümlich verrät, sollte man also nicht annehmen müssen, dass die zusammenziehung auch im gotischen aus einer vorgermanischen epoche stamme? Es wäre interessant, wenn jemand einmal die *ja*-stämme durch alle dialecte verfolgte und genau die wirklich vorkommenden formen verzeichnete.

Stämme auf *i* und *u*.

Die stämme auf *i* und *u* haben im wesentlichen dieselben casus-endungen, wie die auf *a*. Nur im gen. sing. haben die *i*- und *u*-stämme in keiner indogermanischen sprache die endung *sja*, welche allein den *a*-stämmen zukommt, sondern die andere genitivendung *as*. Im dat. sing. haben sie im deutschen durchweg das suffix des localis *i*, während es bei den *a*-stämmen zweifelhaft war, ob wir *ai* oder *i* als suffix annehmen hatten. Hinsichtlich des stammauslautes haben die *i*- und *u*-stämme in den indogermanischen sprachen die eigentümlichkeit, dass das *i* und *u* in den casus, deren suffixe mit vocalen anlauten, gesteigert, d. h. in *ai* und *au* verwandelt werden kann. Im gotischen und so weit ich sehe im übrigen germanischen ist diese möglichkeit überall wirklichkeit geworden.

Wir behandeln zunächst die stämme auf *i*. In den ältesten zeiten der indogermanischen sprachen scheinen neben den gesteigerten formen vielfach ungesteigerte im gebrauch gewesen zu sein. Im sanskrit hat sich folgender canon festgesetzt.¹ Steigerungsfähig ist der stammvocal im gen., dat. sing. und im nom. plur. Im gen. plur. ist der stamm um *n* vermehrt und das *i* verlängert (*kavīnām* von *kavi* m. sänger, *gatīnām* von *gati* f. gang). Die drei steigerungsfähigen casus lauten von dem masc. *kavi*- der regel nach: *kavés* (aus **kavayas*) *kaváye* (der loc. hat eine andere bildung, deren erklärang noch nicht sicher steht) *kaváyas*. Doch kommen auch ungesteigerte formen vor, z. b. *patyus* gen. von *pati* herr (aus **patyas*) gleich *πόσιος*, *avyas* gleich *οἰός*. Von dem fem. *gati* lautet der nom. plur. *gatay-as*, der gen. sing. *gates* (aus **gatayas*) der dativ *gataye*, daneben *gatyās* und *gatyāi*.

Im griechischen kennt das attische und zum theil das altionische steigerungsfähige casus. Es sind ausser den sanskritischen auch der gen. plur., der die alte endung *ων* an den stamm anfügt. Am deutlichsten treten diese lautverhältnisse am femininum zu tage. So sollten von dem stamme *πολι* die betreffenden casus lauten: **πολεjos*, **πολεji*, **πολεjes*, **πολεjων*. Daraus sind, indem das *j* den ersten vocal verlängert hat, *πόληος*, *πόληι*, *πόληες*, indem es den zweiten verlängert hat, *πόλεως*, indem es einfach ausfiel *πόλεων* entstanden. Daneben aber läuft bekanntlich noch *πόλιος* ohne steigerung, und von *ποσι* findet sich *πόσιος* neben *ποσεῖ* aus **ποσεji* (vgl. Curtius, erl. 49, Delbrück in Curtius studien 2, 194). Der acc. plur. richtet sich gewöhnlich nach dem nom., doch finden sich auch acc., die den deutschen entsprechen,

1) Die im deutschen nicht vorkommenden casus sind nicht mit erwähnt.

also auf die endung *ns* zurückgehen, so das herodotische $\pi\acute{o}\lambda\iota\varsigma$ aus $*\pi\omicron\lambda\iota\nu\varsigma$ (Curtius, erl. 65).

Das lateinische, das eine längere erörterung erfordern würde, lassen wir hier bei seite.

Im deutschen endlich ist die steigerung zur regel geworden. Nur muss man beachten, dass der sing. des masc. nach der analogie der *a*-stämme gebildet ist, also *faḥs*, *faḥis*, *faḥa*, *faḥ*, als ob der stamm *faḥa* und nicht *faḥi* lautete. Der plural dagegen ist regelrecht. Die grundformen müssen im germanischen (wenn es erlaubt ist, mit lautverschiebung zu schreiben):

**faḥajas*
**faḥajām*
**faḥimis*
**faḥins*

gelautet haben. Daraus entwickelten sich regelrecht die gotischen formen. Im nom. plur. fand assimilation des mittleren *a* an *j*, und nach dem auslautsgesetz ausfall des letzten *a* statt, aus **faḥijs* aber entstand natürlich *faḥeis*. Der acc. im gotischen ist gleich der grundform, ebenso der dat.: **faḥimis*, **faḥims*, *faḥim*. Nur der gen. plur. kann einem zweifel unterliegen. Wenn man mit Scherer 421 **faḥajām* (nach seiner schreibung **faḥajān*) ansetzt, so muss man ausfall des *j* und contraction der beiden *a* zu *e* annehmen. Schleicher, comp. 565 hält dagegen *faḥe* ebenso für eine nachahmung von *akre*, wie *faḥis* und *faḥa* von *akris* und *akra*.

Die feminina haben im sing. und plur. die ihnen zukommenden formen. Es ergeben sich als grundformen von *ansti-* die folgenden:

<i>*anstis</i>	<i>*anstajas</i>
<i>*anstajas</i>	<i>*anstajām</i>
<i>*anstaji</i>	<i>*anstimis</i>
<i>*anstim</i>	<i>*anstins</i>

Daraus entstanden regelrecht die gotischen: *anstis*, **anstajs*, *anstais*, *anstai*, *anst*, im plur. **anstijs*, *ansteis*, *anste*, *anstim*, *anstins*.

Man beachte, wie das sanskrit, griechische und deutsche in verschiedener weise den einklang des nom. plur. und gen. sing. zu hindern wissen. Im sanskrit wird aus der gemeinsamen grundform **gatajas* einerseits **gatajs*, *gates*, andererseits bleibt sie, ebenso *pates* und *patajas*, im griechischen wird aus **πολαγας* einerseits **πολαγος*, andererseits **πολεγες*, im gotischen aus *anstajas* einerseits **anstajs*, *unstais*, andererseits **anstijas*, **anstijs*, *ansteis*. Schliesslich sei bemerkt, dass die hier aufgestellten grundformen mit Scherer 423 vollständig übereinstimmen.

Stämme auf u.

Die declination der *u*-stämme ergibt sich von selbst, sobald man erwägt, dass nach dem auslautsgesetze das *u* bleibt, und dass in allen steigerungsfähigen casus steigerung des *u* zu *au* eintritt. Demnach sind von dem stamme *sunu* als germanische grundformen die folgenden anzusetzen:

* <i>sunus</i>	* <i>sunavas</i>
* <i>sunavas</i>	* <i>sunavām</i>
* <i>sunavi</i>	* <i>sunumis</i>
* <i>sunum</i>	* <i>sununs</i>

Von diesen grundformen sind der nom. sing. und acc. plur. im gotischen geblieben. Der dativ sing. hat gemäss dem auslautsgesetze sein *i* eingebüsst: **sunavi*, **sunav*, *sunau*, ebenso der dativ plur. **sunumis*, **sunums*, *sunum*. Im gen. plur. ist *a* zu *i* geschwächt (**sunavām*, *sunive*). Endlich die grundform *sunavas* für den gen. sing. und nom. plur. ist auf dieselbe weise differenziert wie in der *i*-declination. Im gen. sing. wurde aus **sunavas* mit wegfall des zweiten *a* und vocalisierung des *v*: *sunaus* (vgl. *anstais*), im nom. plur. mit verwandlung des ersten *a* in *i* und wegfall des zweiten *a*: **sunivs* und daraus mit liquidierung des vocals und vocalisierung des halbvocals: *sunjus*. Das femininum unterscheidet sich vom masculinum gar nicht, das neutrum, dessen plural unbelegt ist, nur dadurch, dass der nom. acc. wie überhaupt im indogermanischen kein casuszeichen hat. Denn nur die *a*-stämme haben *m*. Im voc. sing. findet sich im gotischen bald *u*, bald *au* als auslaut. Es liegt nahe, an die steigerung des *u* im litauischen und sanskritischen voc. zu erinnern, aber es darf nicht vergessen werden, dass in der *u*-declination im gotischen auch ein auf verderbnis beruhender wechsel zwischen *u* und *au* zugegeben werden muss, wie wenn Eph. 4, 13 *sunus* statt *sunaus* steht.

Auf eine eingehendere vergleichung der deutschen *u*-stämme mit denen anderer indogermanischer sprachen verzichten wir, da das deutsche in dieser beziehung so unversehrt ist, dass es eher aufklärung zu geben als zu empfangen hat.

Consonantische stämme.

Die consonantischen stämme haben im indogermanischen die eigentümlichkeit, dass sie im acc. plur. nicht die endung *ns*, sondern *as* aufweisen. Vielleicht ist auch bei ihnen einst *ans* die ursprüngliche endung gewesen, worauf die bewahrung des *a* im griechischen (*ἄνας* gegen *ἄνες*) schliessen lässt, aber jedenfalls ist das *n* sehr früh verloren gegangen.

Auch die deutschen consonantischen stämme haben im acc. plur. *as*, im übrigen weichen sie hinsichtlich der endungen von den stäm-

men auf *i* und *u* nicht ab. Was den stammauslaut betrifft, so zerfallen sie in 1) stämme auf *n*, 2) stämme auf *nd*, 3) stämme auf *r*, 4) stämme auf auslautend gewordene gutturale und labiale.

Stämme auf *n*.

Diese wiederum sondern sich in drei gruppen, je nachdem vor dem *n* ein *a*, *ā* oder *ei* steht, welches letztere aus *ja* oder *jā* entstanden ist. Wir behandeln zunächst die stämme auf *an*, masculina und neutra umfassend.

Um zu einem verständnis der flexion der *an*-stämme zu gelangen, ist es nötig sich zunächst in den verwanten sprachen, und zwar vor allem dem sanskrit, zu orientieren. Im sanskrit nun gibt es — wenn man, wie billig, die composita ausschliesst — nur masc. und neutr. auf *an*. Sie haben die gemeinsame eigenschaft, den stamm derart zu variieren, dass sie das *a* verlängern oder ausstossen, das *n* abwerfen können. Für die masculina hat sich folgender canon, der indess in der vedischen sprache nicht durchaus festgehalten erscheint, festgestellt. Von dem stamme *rājan* könig, den wir zum beispiel nehmen, wird der voc. sing. *rājan* gebildet, vielleicht auch der nom. sing. *rājā*, obwol dieser auch auf den stamm *rājan* zurückgeführt werden kann. Auf *rājan* gehen sicher zurück der acc. sing. *rājānam*, nom. plur. *rājānas* und dual. *rājānāu*; von den übrigen casus haben die mit vocalischen suffixen den stamm *rājñ*, die mit consonantischen den stamm *rāju*, so dass sich als paradigma ergibt:

nom.	<i>rājā</i>	<i>rājānas</i>
gen.	<i>rājñas</i>	<i>rājñām</i>
dat.	<i>rājñi</i> oder <i>rājani</i>	<i>rājabhyas</i>
acc.	<i>rājānam</i>	<i>rājñas</i>
voc.	<i>rājan</i>	<i>rājānas</i>

Die neutra, z. b. *nāman* name haben im nom. acc. sing. *nāma* mit wegfall des *n*, also nicht die form mit verlängertem *a*, im plur. *nāmāni*, was in seiner formation nicht vollkommen zweifellos ist, indem man nicht sicher entscheiden kann, ob *nāman* oder *nāma* als stamm zu diesem casus anzusehen ist. Jedenfalls ist *nāmāni* eine speciell indische form, die als parallele zum deutschen nicht ohne weiteres gebraucht werden darf.

Im griechischen und lateinischen pflegen sich länge und kürze des vocals nicht in die casus eines stammes zu teilen, sondern entweder die länge oder die kürze des vocals völlig einen stamm zu beherrschen. Im litauischen sind die *n*-stämme in den meisten casus in die vocalische declination übergegangen. Das deutsche nähert sich in der behand-

lung der *an*-stämme am meisten dem sanskrit, wie sich aus der folgenden übersicht ergeben wird.

Im deutschen hat das gebiet der *an*-stämme eine bedeutende bereicherung erfahren, man muss also ältere und jüngere *an*-stämme unterscheiden. Unter älteren verstehe ich solche, welche sich in derselben gestalt in einer oder mehreren der verwanten sprachen widerfinden. Zu dieser kategorie gehören von masc. *auhsan* der ochse = sanskr. *ukshán* und *guman* der mensch = lat. *homōn*, *homōn*, *homin*. Von ihnen finden sich im Ulfilas die folgenden formen, zu denen ich die sanskritischen und lateinischen hinzufüge:

	sing.	plur.
nom.	<i>guma, homo</i>	
gen.		<i>auhsne ukshnām, gumane hominum</i>
dat.	<i>auhsin, ukshāni</i> oder <i>ukshni</i>	
acc.	<i>auhsan, ukshānam</i> oder <i>ukshānam</i>	
voc.	<i>guma, homo.</i>	

Für das gotische dürfen wir aus dieser übersicht folgern, dass bei den alten masc. stämmen auf *an* im gen. plur. sowol die form mit *a*, als die ohne *a* existierte, dass also die syncope des *a* nicht eine unregelmässigkeit genannt werden kann. Sie zeigt sich ausser in *auhsne* noch in *abne* von dem stamme *aban*, dem man in den verwanten sprachen keinen identischen an die seite setzen kann. In allen übrigen *an*-stämmen ist im germanischen (mit ausnahme des altnordischen, wo immer synkope eingetreten ist) im gen. plur. die form mit dem vocal regel geworden.

Als paradigma für die übrigen *an*-stämme ergibt sich von *hanan* hahn:

nom.	<i>hana</i>	<i>hanans</i>
gen.	<i>hanins</i>	<i>hanane</i>
dat.	<i>hanin</i>	<i>hanam</i>
acc.	<i>hanan</i>	<i>hanans</i>

Der nom. sing. führt natürlich schliesslich auf **hanans* zurück. Ob aber die beiden consonanten noch in germanischer zeit ganz sicher standen, ist schwer zu sagen. Der dat. plur. ist von einem stamme *hana* gebildet, genau so wie *rājabhyas* von *rāja*. In den übrigen casus bedarf die verschiedene färbung des stammhaften *a* (*hanins* und *hanin* gegen *hanan*, *hanans*, *hanane*) einer erklärung.

Wir werden sie gewinnen, wenn wir zunächst die ansicht Grassmanns (K. Z. 12, 242) der sich Scherer 436 anschliesst, abweisen. Nach dieser ansicht soll das *i* in *hanins* und *hanin* ein reflex des flexionsvocals sein, oder mit andern worten, die assimilierende kraft des *i*

in den urformen **hanani* und **hananis* seine entstehung verdanken. Bei **hanani* ist das vielleicht möglich. Aber **hananis* als grundform zu postulieren hat man kein recht. Die genitivendung ist *as*, also **hananas*. Das *a* der endung musste nach dem auslautsgesetz ausfallen. Zu *i* konnte es nur werden in fällen wie *harjis*. Folglich darf man das *i* in *hanins* nicht auf assimilation zurückführen. So bleibt denn die andere annahme übrig, dass das *i* einfache schwächung aus *a* sei. Das *a* aber in *hanan* usw. kann dann nur aus *a* hervorgegangen sein (vgl. Schleicher, comp. 152). Demnach ergeben sich folgende grundformen für die in rede stehenden casus:

	sing.	plur.
nom.		<i>*hanānus</i>
gen.	<i>*hananas</i>	<i>*hanānām</i>
dat.	<i>*hanani</i>	
acc.	<i>*hanānam</i>	<i>*hanānas</i>

Aus diesen grundformen entwickelten sich regelmässig die gotischen formen, und es stimmen damit auf das trefflichste althochd. acc. *hanun*, gen. *hanin*, dat. *hanin*, plur. nom. acc. *hanun*, gen. *hanono*.

Unter den neutris auf *an* sind zwei, welche als ursprüngliche *an*-stämme angesehen werden müssen, nämlich *naman* = skr. *nāman*, lat. *nōmen* (vgl. Curtius, grundzüge³, 299, wo das *τ* vom griech. *ὄνοματ* (**ovomaτ*) als erweiterndes suffix bezeichnet wird) und *vatan* = vedisch *udán*, litauisch *vandan* (vgl. Curtius, grundz.³, 233, *iđagt* hat dieselbe wurzel, aber anderes suffix). *naman* nun wird im got. so flectiert:

nom.	<i>namo</i>	<i>namna</i> (aus dem acc. zu schliessen)
gen.	<i>namins</i>	<i>namne</i> Eph. 1, 21 (fehlt bei Schade)
dat.	<i>namin</i>	<i>namnam</i>
acc.	<i>namo</i>	<i>namna</i>

und *vatan*, so weit es belegt ist, schliesst sich diesem paradigma an. Der gen. dat. sing. ist ebenso gebildet wie *hanins*, *hanin*, der gen. plur. wie *auhsne*, der dat. plur. hat ebenfalls syncope: *namn-* aus *naman-*. Dieser syncopierte stamm aber ist um *a* erweitert, so wie auch z. b. stämme auf *nd* zu stämmen auf *nda* erweitert werden, also *namnam* ist aus **nam(a)namis* entstanden. Schwieriger sind die nom. acc. plur. und sing. Was zunächst den plural betrifft, so führt *namna* nach dem auslautsgesetz auf **namnā* zurück. In diesem *a* sieht Schleicher einfach die pluralendung der neutra, die er, gestützt hauptsächlich auf das altslavische und gotische, als lang annimmt. Will man dem nicht zustimmen, sondern hält man die pluralendung der neutra für ursprüng-

lich kurz, so muss man, wie Scherer 432 andeutet, auch hier, wie beim dat. plur. eine vermehrung des stammes um *a* annehmen, also **namnā* auf **namna* + *a* zurückführen. Der nom. sing. endlich *namo*, ist aus der grundform **naman* nicht zu erklären. Die analogie des griech. ἴδιος, die Leo Meyer, flex. der adj. im deutschen 43 zur erklärang beibringt, und der Scherer 432 von seinem standpunkt aus nicht hätte beistimmen dürfen, beweist nichts, da man die länge des vocales in ἴδιος aus dem umstande erklären muss, dass es zwei consonanten hinter sich hatte (ἴδιος), vgl. Curtius studien 2, 173. Zu dieser sonderbaren form des nom. acc. sing. kommt nun noch eine ebenso auffallende des nom. acc. plur. bei denjenigen neutralen *an*-stämmen, welche sich nicht als alte erweisen lassen. Als paradigma für diese mag *hairtan*, herz gelten:

nom.	<i>hairto</i>	<i>hairtona</i>
gen.	<i>hairtins</i>	<i>hairtan</i> <small>nc</small>
dat.	<i>hairtin</i>	<i>hairtam</i>
acc.	<i>hairto</i>	<i>hairtona</i>

Die versuche, das *o* in *namo*, *hairto*, *hairtona* zu deuten, scheinen mir nicht gelungen, namentlich muss die parallele *augona* = *akshāni* (Bopp und Scherer 432) abgewiesen werden, da, wie schon oben bemerkt, die bildung von *akshāni* selbst nicht ganz klar ist. Man wird sich begnügen müssen zu constatieren, dass neben *hairtan* ein stamm *hairton* (für den plur. vielleicht *hairtona*) anzusetzen ist. Zur anbahnung einer erklärang möchte ich auf folgendes hinweisen: Die zahl dieser neutra ist überhaupt sehr gering, mehrfach treten sie zu den andern geschlechtern über, *naman* z. b. wird in andern dialecten masc., *hērsan* wird im ahd. zuweilen, ferner im ags. und fries. weiblich (Heyne 249). Ein solches überschwanken des neutralen stammes in die stamm bildung des fem. darf man vielleicht schon im gotischen in *namon*, *vaton*, *hairton*, *augon* etc. (Grimm I² 609) annehmen.

Die feminina auf *n* im gotischen — und wir wollen uns an dieser stelle auf das gotische allein beschränken, weil im ahd. usw. noch manche specialuntersuchungen über diese bildungen zu machen sind — zerfallen in zwei klassen, je nachdem sie vor dem *n* ein *ei* oder *o* haben. Das *ei* ist aus einem älteren *ja* oder *jā*, das *o* aus *a* entstanden. Hinsichtlich der klasse auf *ein* stimmen die ansichten der grammatiker, so viel ich weiss, überein. Die ansicht Bopps, dass das stammhafte *n* erst in der zeit des einzellebens der deutschen sprache eingetreten sei, wird auch von Leo Meyer, der sonst gemäss seiner ansicht von der entwickelung der suffixe die längeren formen als die ursprünglicheren

anzusehen geneigt ist, in seiner schrift über die flexion der adjectiva im deutschen 59 zugestanden. Die richtigkeit dieser ansicht ist besonders einleuchtend bei den fem. der participia praes.; *bairandēin* z. b. entspricht dem sanskr. *bharantī* und dem griech. *φέρουσα* aus **φέροντια* genau, und es ist unmöglich anzunehmen, dass etwa schon in der ursprache diese formen einen nasal gehabt hätten, der in allen sprachen ausser dem deutschen verloren gegangen sei. Ebenso entsprechen die abstracta auf *ein* wie *frijein* den abstractis auf *iā* wie *φιλία*.

Diese beschaffenheit der fem. auf *ein* legt die vermutung nahe, dass es mit denen auf *on* ebenso bestellt sei, und in der that entsprechen auch die vergleichbaren gotischen fem. auf *ōn* solchen auf *a* in den andern indogermanischen sprachen, z. b. *viduon* = *vidhavā vidua*, *dauron* = *Ἰνρά* u. a. m. (Scherer 429). Eine ausnahme macht nur *raþjon* = *ration*. Wenn *raþjon* nicht aus dem lateinischen entlehnt ist, so muss man an diesem worte allerdings die möglichkeit einer vorgermanischen entstehung des *n* zulassen. Für indogermanisch aber darf man es deswegen noch nicht ansehen, denn in dem asiatischen teile der indogermanischen sprachen findet sich ein derartiges suffigiertes *n* durchaus nicht.

Leo Meyer freilich hat über die fem. auf *on* eine ganz andere ansicht, die er mehrfach entwickelt hat, am eingehendsten in der citierten schrift über die adjectiva. Nach seiner ansicht ist das *n* dieser formen uralt. Sie sollen ihr gegenbild haben in indischen bildungen wie *aryānī* herrin, frau eines *arya*. In *aryānī* und genossen nun sei, sagt Leo Meyer, das *ī* zeichen des femininums und sei selbst entstanden aus *yā*. Als nun dieses *yā* noch intact gewesen sei, habe die form *aryan-yā* gelautet, wobei *an* der stammauslaut des zu grunde liegenden masculinums, *yā* das feminine ableitungssuffix sei. Daraus sei mit zusammenziehung des *yā* zu *ī* und ersatzdehnung des *a* zu *ā* *aryānī* geworden. Diesem *ā* nun entspreche das *o* der gotischen feminina, dessen länge also einen bestimmten äusseren grund habe, das *ī* aber sei verloren gegangen. Leo Meyer denkt sich also die entwicklung der suffixform so: *anyā*, *anī*, *ān*, *ōn*. Gegen diese beweisführung nun, die mir ganz misslingen zu sein scheint, muss vor allem folgendes eingewendet werden:

1) Die fem. auf *anī* im sanskr. gehen gar nicht auf masc. mit dem stammauslaut *an* zurück. Unter den 21 wörtern, die Leo Meyer 47 anführt, ist nur eins, bei dem diese annahme statthaft ist, nämlich *brahmānī* aus *brahman*, von den indischen grammatikern aber wird dies wort aus **brahmanāni* erklärt. Alle andern fem. auf *anī* stammen von *a*-stämmen, wie *aryānī* von *arya*. Dass diese *a*-stämme einst *an-*

stämme gewesen seien, ist eine hypothese der Benfey'schen schule, die nach meiner meinung weit davon entfernt ist, bewiesen oder wahrscheinlich zu sein.

2) Die art, wie Leo Meyer sich die verlängerung des *a* entstanden denkt, scheint mir nicht glaublich. Diese unlebendige auffassung von der ersatzdehnung darf als überwunden gelten (vgl. Curtius studien 2, 159 flg.)

Damit scheinen mir die formellen gründe für die vereinigung von *anī* und *on* beseitigt. Innere gründe aber sind nicht vorhanden, denn die bedeutung der suffixe ist durchaus verschieden. *arjanī* ist die frau eines *arja*, wie königin die frau eines königs, sollte der Germane die *viduon* als frau eines *viduus* bezeichnet haben?

Demnach scheint mir klar, dass wir auch bei diesen feminin-stämmen das *n* als einen secundären zusatz betrachten müssen, und es ergibt sich: In den masc. auf *an* ist das *n* teils ursprünglich, teils neuer zusatz zu *a*-stämmen, ebenso bei den neutris. In den fem. auf *ein* ist das *n* durchweg neu, ebenso bei denen auf *on*, nur bei *raþjon* ist es vielleicht vorgermanisch.

Das paradigma lautet:

sing.	nom.	<i>tuggō</i>	<i>managei</i>
	gen.	<i>tuggōns</i>	<i>manageins</i>
	dat.	<i>tuggōn</i>	<i>managein</i>
	acc.	<i>tuggōn</i>	<i>managein</i>
	voc.	<i>tuggō</i>	<i>managei</i>
plur.	nom.	<i>tuggōns</i>	<i>manageins</i>
	gen.	<i>tuggōnō</i>	<i>manageinō</i>
	dat.	<i>tuggōm</i>	<i>manageim</i>
	acc.	<i>tuggōns</i>	<i>manageins</i>
	voc.	<i>tuggōns</i>	<i>manageins</i>

Man sieht, die declination stimmt vollkommen zu *hanan*. Auch bei den femininis auf *on* und *ein* wird im dat. plur. das *n* abgeworfen: *tuggōm* und *manageim*. Nur das *o* im gen. plur. ist auffallend, es ist wol nach der analogie von *gibo* gebildet.

Stämme auf *nd*.

Die activen participia des praesens haben im indogermanischen das suffix *nt*, welches im germanischen zu *nth* hätte werden müssen, aber durchgängig zu *nd* erweicht ist. Diese participia nun, wenn sie als substantiva declinirt werden, gehen nach folgendem paradigma:

	sing.	plur.
nom.	<i>nasjands</i>	<i>nasjands</i>
gen.	<i>nasjandis</i>	<i>nasjande</i>
dat.	<i>nasjand</i>	<i>nasjandam</i>
acc.	<i>nasjand</i>	<i>nasjands</i>
voc.	<i>nasjand</i>	<i>nasjands</i>

In diesem paradigma sind nur die gesperrt gedruckten formen sicher von dem stamme *nasjand* herzuleiten. Sie haben sich in regelrechter weise aus den grundformen **nasjandi*, **nasjandas* entwickelt. Die übrigen casus müssen oder können aus dem stamme *nasjanda* erklärt werden. Man vergleiche *nasjands*, *nasjandis*, *nasjand*, *nasjande*, *nasjandam* mit *akrs*, *akris*, *akr*, *akre*, *akram*.

Stämme auf r.

Die nominalstämme auf *tar* sind im sanskr., zend, griech., lat. sehr häufig. Sie zerfallen dort in zwei klassen, die nomina agentis und die verwantschaftsnamen. Die letzteren unterscheiden sich im griechischen und lateinischen (im sanskrit ist das verhältnis etwas anders) von den ersteren durch eine neigung zur syncope. Z. b. *πατήρ* neben *δοτήρ*, *patris* neben *datoris*. Im slavischen ist das suffix der nomina agentis durch *ja* weiter gebildet, im litauischen verschwunden. Das suffix *tar* der verwantschaftswörter ist im slavischen bei den stämmen *mater* und *dušter*, im litauischen nur in *mötèr*, *duktèr*, *genter* (frau des bruders des mannes), *scser* schwester, wenn dieses je das suffix *tar* hatte (vergl. diese zeitschrift 1, 142) erhalten. Doch gehen diese stämme auf *tar* im litauischen wie im altslavischen in der mehrzahl der casus in die *i*-declination über. Das gotische steht durchaus auf dem standpunkte des slavischen und litauischen, indem es die nomina agentis auf *tar* verloren hat und entfernt sich von den beiden schwestersprachen nur insofern, als es bei den verwantschaftsnamen *broþar*, *fadar*, *dauhtar*, *svistar* den singular rein erhalten hat, den plural aber mit ausnahme des genitivs in die *u*-declination übergehen lässt.

Als paradigma ergibt sich:

nom.	<i>pitá</i>	<i>πατήρ</i>	<i>patēr</i>	<i>duktē</i>	<i>broþar</i>
gen.	<i>pitúr</i>	<i>πατέρος, πατρός</i>	<i>patris</i>	<i>duktērs</i>	<i>broþrs</i>
loc.	<i>pitári</i>	<i>πατέρι, πατρί</i>	(<i>patri</i>)		<i>broþr</i>
acc.	<i>pitáram</i>	<i>πατέρα</i>	<i>patrem</i>		
	(<i>naptáram</i>)				<i>broþar</i>
voc.	<i>pítar</i>	<i>πάτερ</i>	<i>pater</i>		<i>fadar</i>

Was zunächst den nom. sing. betrifft, so ist eine grundform **patars* für alle sprachen zweifellos, sie findet sich aber in keiner sprache so

vor. Im gotischen dürfte zunächst die form **broþar* zu grunde liegen, gleich dem griech. *πατήρ*, über dessen bildung der öfter citierte aufsatz von Curtius zu vergleichen ist. Es ist wahrscheinlich, dass nicht jede sprache den weg von **patars* bis zu der betreffenden einzelform für sich gemacht hat, sondern dass sie etwa bis zu der station **patar* zusammen gegangen sind; doch lässt sich diese annahme (Schleichers vgl. comp. 339) nicht sicher beweisen. Der acc. sing. dürfte entsprechend dem analogen *hanun* aus **hanānam*, aus **broþāram* entstanden sein, der voc. ist gleich dem nom., der gen. und dat. aus **broþras*, **broþri* regelrecht entstanden.

Im plur. zeigen die verwantschaftswörter durchweg syncope des *a*, und — mit ausnahme des gen. — erweiterung des stammes durch *u*, so dass *broþre* mit *namne*, aber *broþrjus*, *broþrum*, *broþruns* mit *sunjus*, *sunum*, *sununs* übereinstimt. Die annahme Bopps, dass im griech. *πατρ-ιός* die gleiche erweiterung eines *tar*-stammes vorliegt (vgl. Gramm. 3, 358), hat viel ansprechendes, die thatsache, dass gerade das *u* als erweiternder vocal diene, dürfte in der verwantschaft des *u* mit dem *r* einen phonetischen grund finden, einer verwantschaft, die z. b. auch in dem sanskritischen genitiv *pitúr* aus **pitaras* hervortritt (Kuhn, K. Z. 11, 380_{fig.}).

Es bleiben uns schliesslich von den consonantischen stämmen noch einige auf dentale und gutturale übrig, nämlich *guf*, *menof*, *alh*, *baurg*, *miluk*, *dulþ*, *mitaþ*, *naht*, *vaiht*, *spaurd*. Als paradigma pflegt *baurg* angeführt zu werden.

	sing.	plur.
nom.	<i>baurgs</i>	<i>baurgs</i>
gen.	<i>baurgs</i>	<i>baurige</i>
dat.	<i>baurg</i>	<i>baurgim</i>
acc.	<i>baurg</i>	<i>baurgs</i>

was auf die einfachen grundformen **baurgs*, **baurgas*, **baurgi*, **baurgam*, **baurgas*, **baurgām*, **baurgas* zurückführt, nur der dat. plur. *baurgim* verlangt die ansetzung eines *i*-stammes. Ein *i*-stamm neben dem consonantischen zeigt sich auch in dem dat. sing. *dulþai* und *vaihtai*, und dem gen. sing. *vaihtais* und acc. plur. *vaihtins*. *Dulþi* aber ist der ältere stamm = altind. *dhriti* (vgl. diese zeitschrift 1, 9) und *dulþ* ist daraus gekürzt. Ein ähnlicher vorgang lässt sich noch bei einem anderen worte nachweisen. Zu *naht* nämlich lautet der dativ plural *nahtam*. Ein stamm *nahta* nun liegt im ind. *naktā* vor, und dürfte auch im deutschen als der ursprüngliche anzunehmen sein. Der stamm *naht* ist aus *nahta* abgekürzt wie *vuxt* aus *vuxti* = altindisch *nakti*, lateinisch *nocti*. Die abstumpfung eines *a*-stammes liegt auch in *guf*

und vielleicht in *menoþ* aus *menoþa* vor, denn das *u* in *menoþum* ist wol erst aus *a* verdumpft.

Nach diesen thatsachen darf man die Vermutung aufstellen, dass alle die genannten wörter einst vocalisch auslautende stämme hatten, und nur durch abwerfung dieser vocale unter die consonantischen stämme gekommen sind.

Eine besprechung erfordert noch das gewöhnlich als irregulär bezeichnete thema *man*. Um zunächst einen überblick über die formen zu gewinnen, so sei bemerkt, dass sich im germanischen vier stammgestalten bei diesem worte unterscheiden lassen: 1) *man* vorliegend im got. gen. sing. *mans* und nom. acc. plur. *mans* aus **manas*; 2) *mann* im gen. plur. *manne* und dat. sing. *mann*; 3) *mannu* vielleicht im dat. plur. *mannam*, sicher im alts. gen. sing. *mannas* (wie *fiscas*) und dat. *manna* (wie *fisca*); 4) *mannan* im got. nom. sing. *manna*, acc. *mannan*, nom. acc. plur. *mannans* und vielleicht dat. plur. *mannam*. Die diesen vier variationen zu grunde liegende urform lässt sich nur durch die vergleichung mit dem sanskrit ermitteln. Schon K. Z. 2, 463 hat Kuhn *man* mit sanskr. *manú* mensch identifiziert und damit den schlüssel zum verständnis der deutschen flexion gegeben. Aus **mann* nämlich ist durch apocope des *u* 1) *man* geworden; 2) konnte, wenn ein vocal folgte, das *u* zu *v* und dieses dem *n* assimiliert worden, so ward aus **manuām*, **manui*, **manvām*, **mannām*, *manne* und **manwi*, **manni*, *mann*. Endlich konnte der stamm um *q* erweitert werden, und an dieses *a* konnte *n* antreten.

Rückblick.

Wir haben in der vorstehenden abhandlung überall die am ende verstümmelten germanischen formen auf die ursprünglich vollständigern zurückzuführen gesucht, und haben dabei überall die bemerkung gemacht, dass diese verkürzung und verstümmelung bestimmten gesetzen folgt, welche wir mit andern unter dem namen des auslautgesetzes zusammenfassten. Es bleibt noch übrig, in wenigen worten über die natur dieses auslautgesetzes zu orientieren. Zunächst, denken wir, wird dem leser die frage gekommen sein, warum denn das deutsche in so auffällig starker weise an seinen endsilben schaden gelitten habe, während z. b. das griechische und lateinische sich verhältnismässig gut conserviert haben. Diese frage lässt sich mit einem hinweis auf das deutsche accentgesetz beantworten. Die indogermanische grundsprache hatte, wie man aus sicheren kennzeichen schliessen muss, etwa ein accentgesetz wie das sanskrit, welches, wie das griechische, oxytona, paroxytona, proparoxytona, aber noch weitergehend als dieses proproparoxy-

tona usw. hat. Der hauptaccent des wortes hat bei jedem nominalstamm — denn nur von diesen ist zunächst die rede — seine feste stelle, die er nur unter ganz bestimmten bedingungen verlässt, aber diese stelle ist bei dem einen stamm die letzte, bei dem andern die erste, bei dem dritten die mittelste silbe usw. Das germanische hat dies überkommene accentgesetz dahin verändert, dass es stets die wurzelsilbe betont. So treten denn die endsilben gegen die tonsilbe in den schatten und können als dürftig betonte wertteile der verwitterung weniger widerstand entgegensetzen.

Soweit ist das germanische auslautgesetz auf den ersten blick verständlich. Weit auffallender ist die verschiedenheit der behandlung, die den endsilben zu teil wird. Warum, dies ist die hauptfrage, wird das überlieferte *a* und *i* so entschieden verfolgt, dagegen das *u* geduldet. Auf diese frage hat meines wissens zuerst Scherer eine befriedigende antwort erteilt. Er macht zunächst darauf aufmerksam, dass die accentuierte silbe nicht blos verstärkt, sondern auch musikalisch erhöht wird. Nun bleibt die stimme natürlich nicht bis zum ende des wortes auf der gleichen höhe, sondern sinkt von der höhe herab. Dies sinken findet kein hinderniss, wenn der vocal der endsilbe an und für sich einen verhältnismässig tiefen eigenton hat. Einen tiefen eigenton aber hat das *u*, daher ist das *u* in der endsilbe der wortmelodie nicht hinderlich und kann deshalb bleiben. Dagegen das *a* und *i* mit ihrem höheren eigenton unterbrechen das sinken der stimme und werden deshalb ausgeworfen.

Das auslautgesetz, so weit es für uns in frage kommt, hängt also wesentlich ab von dem accentgesetz. Eine untersuchung aber über das accentgesetz können wir an diesem orte nicht anstellen, und müssen es daher bei den gegebenen andeutungen über das auslautgesetz bewenden lassen.

FRIDANC.

Unweit der ruhestätte Freydancks, des in Treviso 1384 — 88 beerdigten meistersängers, ist das grab des verfassers der Bescheidenheit zu finden, dessen lebensende, wenn gegenwärtige zeilen irgend einen wert haben sollen, unzweifelhaft am 23. jänner 1218 erfolgte.

Um zu diesem schlusse zu gelangen, müssen wir vorerst den talentvollen dichter enträtseln, der sich hinter dem namen des von J. Grimm¹ besprochenen archipoeta versteckt, welcher sich selbst *vates vatum* (II, 59) und, gewiss auch mit bezug auf den plan des kaisers den erzbischof von Trier zum primas einer deutschen nationalkirche zu machen, der poeten primas² nennt. Aus der taufe gehoben ward er, wie aus II, 25 erhellt, vom grafen zu Dassel Reinald, nachherigen reichskanzler und köln erzbischofe; auch lässt sich, wie wir weiter sehen werden, das jahr 1136 als sein geburtsjahr bestimmen. Die Staufer hatten eben ihre langjährige fehde mit könig Lothar und den Welfen beigelegt, und nicht ohne absicht ward ihm ein auf jene fehde bezüglichlicher bedeutender taufname gegeben. Des dichters stammschloss zwar lag in Niederbaiern; aber weder dieses, noch sein familiensitz wurden sein geburtsort, sondern Köln, die gröste stadt Deutschlands, ward es, wohin ökonomische verhältnisse den vater werden getrieben haben. Der taufpathe, der graf von Dassel, war damals domherr zu Hildesheim,³ hatte aber auch mannigfache verbindungen in Köln; dies erschen wir aus seinem briefe an den abt und reichskanzler Wibald von Corvei,⁴ in dem es heisst, dass er auf weihnachten 1149 nach Köln sich begeben wolle und er sich erbietet für Wibalds wahl zum erzbischofe zu wirken.⁵ Ich vermute, dass Reinald bei dieser gelegenheit seinen täufeling, oder, den ausdruck des archipoeta zu gebrauchen, adoptivsohn auf seinen hof nach Hildesheim, wo er eben zum domprobste⁶ erwählt worden war, mitnahm und ihn als den sprössling einer wenig begüterten familie für den gelehrten, d. h. den geistlichen stand bestimmte. Der dreizehnjährige knabe musste nun eine mittelschule besuchen, das trivium und quadrivium durchzumachen. Reinald selbst hatte auf der stiftsschule zu Hildesheim stu-

1) Gedichte des mittelalters auf könig Friedrich I. den Staufer. — Archipoeta wird der dichter nur in liederüberschriften des göttinger codex genannt.

2) Carmina burana, 189.

3) Koken, gesch. der grafsch. Dassel, 156; im Archiv des hist. vereins f. Niedersachsen, j. 1840.

4) Martène, Coll. II, 395.

5) Ficker, Reinald v. Dassel, s. 10.

6) Koken, die Winzenburg, s. 175.

diert,¹ wo fürstensöhne des in- und auslandes ihre humane bildung holten; dort genoss auch unser dichter durch sechs jahre jenen unterricht, der heutzutage etwa in einem guten bischöflichen seminar, wo ein gymnasium, eine philosophische und eine theologische facultät sich vereinigt finden, zu gewinnen ist. Zur weitem ausbildung sollte er sich nach Paris begeben, wo vermutlich auch Reinald seine universitätsstudien gemacht hatte (Ficker, a. a. o. s. 5); dies war schon beschlossene sache (Hauptzeitschr. 5, 296, 297); aber im jahre 1155 gründete Reinald, der indes auch probst zu Goslar² und zu Münster geworden war und die bischöfliche würde ausgeschlagen hatte, aus eigenen mitteln das Johannisspital am eingange der stadt Hildesheim, am ufer der auf seine kosten überbrückten Innerste, stattete es mit dem nötigen hausgeräte, mit büchern und einkünften aus,³ und schickte seinen vielversprechenden kölnler schützling nicht auf die theologische facultät nach Paris, sondern auf die berühmteste medizinische universität jener zeit, nach Salerno. Bevor dieser von Hildesheim schied, um zu Michaelis 1155 auf der hochschule einzutreffen, hatte er schon als volkmässiger dichter auch in der nationalsprache sich bemerkbar gemacht. Das wertvolle gedicht besitzen wir noch, und werden es weiter andeuten. Hier sei vorerst auf das epigramm vom jahre 1154 gewiesen, verfasst, als Eleonore von Poitou königin von England ward, worin der junge poet den besitz der galanten frau dem des ganzen herzogtums Sachsen vorziehen möchte.⁴

Den medizinischen studien lag er in Salerno vier jahre ob. Als sein maecenas, nunmehr reichskanzler, im sommer 1158 in Italien erschien, die reichsangelegenheiten bis zur ankunft des kaisers zu besorgen, in der Romagna und der mark Ancona ohne waffen und blos mit der kraft des geistes die sache seines herrn gegen die Byzantiner emporbrachte, darauf dem hochwichtigen roncalischen reichstage nicht untätig beiwohnte, gen ende des jahres dann mit seiner ciceronianischen beredsamkeit⁵ Genua zur nachgiebigkeit bewog, zu anfang 1159 mit genauer not in Mailand sein leben rettete, und später im sommer wider in der

1) Fertur enim, quod cum in scholis Hildenesheim puer nutritur, quodam tempore scholaribus in meridie quiescentibus, iste inter ceteros dormiens repente huiusmodi vocem emisit: Ego sum. Quod cum saepius repeteret, magister, qui praesens erat, nec dormiebat, eum percontari studuit, dicens: quis es tu? Tum ille respondit: Ego sum ruina mundi. Exinde a coetaneis suis ruina appellatus est. (Chron. montis sereni ad ann. 1188).

2) Heineccii Antiq. Gosl. 1707, p. 156.

3) Koken, gesch. s. 238.

4) Burana 108a.

5) Caffari annal. gen. in Murat. script. VI, 271.

Romagna für den kaiser wirkte: da wante sich unser dichter, der in Salerno am fieber krank lag, mit einer bitte an ihn, die der freigebige kanzler nicht nur gern gewährte, sondern ihn auch nach der Lombardei zu sich beschied. Bevor aber der widergenesene der einladung nachkommen konnte, war Reinald, im frühjahre zum erzbischofe von Köln erwählt, im sommer zur besitznahme des reichslehens abgereist, und kehrte, mit einem gefolge von dreihundert rittern, erst im herbstanfange wider zurück. Im herbeste 1159 also, und nicht früher, muss der vates vatum dem neuen erzbischofe das VI. gedicht überreicht haben, in welchem er über seine studien, seine krankheit, seine in Salerno ausgestandene bedrängnis als unbemooster bursche berichtet. Er weiss, dass Reinalds milde jenseits der Alpen eben so sehr gerühmt wird als in Italien, und nennt sich in diesem gedicht seinen, des erwählten erzbischofs, poeten: er hatte ihn demnach bereits in Hildesheim besungen, dessen milde erfahren. Aber auch in Salerno kannte und nannte man den jungen Baiern vorzugsweise als den poeten.¹

Im folgenden jahre 1160 war er sicherlich im gefolge des kanzlers, als dieser nach Frankreich zog, um für den neuerwählten gegenpapst Victor partei zu gewinnen. Diesem aufenthalte in Burgund entsprossen die provenzalischen verse (Burana, 81), die etwa noch im nämlichen jahre in Deutschland, oder möglicherweise nach dem zu Dole im herbstanfange 1162 gehaltenen reichstage, und sodann in Italien niedergeschrieben wurden.

Das erste der von Grimm bekannt gemachten gedichte riecht stark nach der fastenzeit. Der dichter liegt den in Pavia anwesenden deutschen prälaten, denen allen er bereits gut bekannt ist, um ein gesellschaftsgeschenk an; es fällt auf den anfang april 1161; er war eben grossjährig geworden, d. i. nach dem in Italien geltenden römischen rechte in sein 26. lebensjahr getreten — non sum puer, aetatem habeo —, hatte also doppelten anspruch auf eine gemeinschaftliche osterbescherung. Einige wochen früher oder ein jahr später entstand auch das X. gedicht in Pavia, in dem für unseren zweck der name Ypolitus hervorzuheben ist. Darunter verstehe man immerhin den athener; dieser aber wurde dem niederbairischen dichter erst durch den christlichen märtyrer besonders geläufig gemacht.

Zu allerheiligen² 1162 in Köln schrieb er das VII. gedicht, wo er der eroberung Mailands gedenkt; dann das VIII. fragment; das 80.

1) Ecce . poeta . peris . non . vives . sed . morieris (VI, 11). Ich möchte *sed* statt *sed* lesen.

2) Dum Sanctorum Omnium colitur celebritas.

schmellersche lied, worin das wortspiel von der britische vorkömmt, und manches andre. In diese zeit fällt auch sein ausflug nach Trier (lied 181) und die erwähnung des Elsasses (lied 177), wenn unter Simon nicht überhaupt ein bischof, unter Elsass Welschland oder sein stammschloss, unter patria der landsmann oder sein väterhaus zu verstehen ist.

Im herbeste 1163 begrüsst er mit dem IX. gedichte den in Italien ankommenden kaiser, dem er mit dem kanzler vorausgeeilt war. Die weihnachten 1163 muss er mit Reinald und dem gegenpabste Victor, den er meus Alexander, im gegensatze zum andern in Frankreich verweilenden, welchen er deshalb Franco nennt, und mit dem paveser zum bischof von Meaux erwählten Petrus in Rom gefeiert haben; worauf sich das XVIII. schmellersche stück bezieht, das demnach im jänner 1164 verfasst ward, so wie bald darauf XIX, XX, XXI, XXI*, CLXXI.

Am 20. april starb Victor in Lucca; zwei tage später liess der unbeugsame reichskanzler, der sich gerade in Toscana befand, Paschalis III. zum gegenpabst erwählen, ohne die willensäusserung des in Pavia fieberkranken kaisers abzuwarten. Die einseitigkeit und voreiligkeit der nicht notwendigen neuen wahl machte, dass viele zu Alexander hinneigten, auch von denen, die den Rothbart liebten: so der Wittelsbacher Konrad erzbischof von Mainz, und der ende juni erwählte Babenberger Konrad von Salzburg. Darauf anspielend sang der dichter im sommer 1164: „quidam colunt Albinum et diligunt Rufinum“ (Burana XVII); liess sich aber durch derlei politische verwicklungen in seinem humor und seinen liebeleien durchaus nicht stören (50, str. 12). Da wies der kanzler seiner muse einen edleren stoff an, die kriegstaten des kaisers. Der ritterliche scholar (IV, 18) verspricht dem auftrage sich nach kräften zu widmen, bittet aber, da der rauhe herbst bereits anrückte, vorerst um eine reichliche gabe (III, IV). Bald darauf wohnt er dem reichstage in Bamberg bei; er bedankt sich bei dem kanzler, dass er in einem kloster gut untergebracht sei, der abt seiner pflege (V), und nennt sich selbst scherzweise einen unterabt: „subprior Galtherus.“ (CXIV).

Ob er anfangs 1165 den kanzler Reinald nach der Normandie begleitete, ist aus den gedichten nicht zu bestimmen, doch eher das gegen- teil zu folgern. In einer grössern deutschen stadt, zu Wien etwa, muss er sich in diesem jahre durch mehrere monate aufgehalten haben, worauf das gedicht 49 (strophe 21) zu weisen scheint. Im juni war er unzweifelhaft in Wien (II), wo man nach dem zu pfingsten in Würzburg abgehaltenen reichstage den kaiser und mithin auch den reichskanzler, den „kirchenbräutigam,“ der am 29. mai die priesterweihe empfangen hatte, erwartete. Der dichter entschuldigt sich, von seinem tauf-

paten¹ wie ein Jonas sich entfernt zu haben, preist des erzbischofs in Würzburg vollbrachtes einigungs- und friedenswerk, verspricht vernünftiger zu werden, sich an das verlangte epos zu machen; bittet aber wider um eine sehr nötige gabe.

Ausgesöhnt mit dem gestrengen erzbischofe, musste er im frühjahre 1166 wider nach Italien ziehen, wo auch der kaiser im november einrückte; im frühjahre 1167 befindet sich Reinald in Lucca, der hauptstadt Toscanas, schlägt sich ende mai vor Tusculum mit den Römern, stirbt den 14. august in Rom plötzlich an der pest, die in wenig tagen das ganze kaiserliche heer auflöste. Der dichter, 31 jahre alt, eilt über Verona und Innsbruck in seine heimat zurück.

Es ist nunmehr zeit, dass wir nach seinem namen fragen und seine heimat erweisen. Langer und immer nur einen subjectiven wert behauptender conjecturen überhebt uns glücklicherweise der dichter selber. Seinen taufnamen gibt er uns in einem rätsel an, das für einen, den seine conjecturen schon überzeugt haben, unschwer zu lösen ist:

„Littera bis bina me dat vel syllaba trina.

Si mihi dematur caput, ex reliquo generatur

bestia, si venter, pennis ero tecta decenter;

nil, si vertor, ero, nil sum laico neque clero.“

(Burana, 183 a.)

Er heisst mit lateinischer endung „Wolf-ker-us.“ Der name ist dreisilbig; doch in den vier ersten buchstaben „Wolf“ steckt er schon ganz, wenn man mit dem dichter „ker“ (franz. *chier*) kopf übersetzt; nimt man ihm den kopf ab, so entsteht das thier „Wolf“; nimt man den bauch (ital. *epa*, zu deutsch mit lautverschiebung *eph* =) „f“ weg, so wird daraus ein „wölliger“ (wol-c-er, Volcherus = Wolbertus) mensch, ein sanftes lamm; kehrt man den ganzen deutschen namen um, d. h. liest man ihn rückwärts „rek-flow,“ so gewinnt man einen flauen recken, der weder für pfaffen noch für laien taugt.

Auch ist der dichter so „hovebære,“ uns seinen viel wichtigeren geschlechtsnamen anzugeben, und zwar, um unsere aufmerksamkeit zu spornen, in vier zeilen zweimal hintereinander: „Primas autem qui dicitur Vilissimus (Burana, 189), zu deutsch „der durch sein superlatives elend glänzende,“ *ellendeberht*. Wolfger von Ellenbrechtskirchen aber ist eine weltbekannte grosse persönlichkeit!

Die lage des ehemaligen schlosses Ellenbrechtskirchen, an der untern Isar, nicht weit vom rechten ufer der Donau, ersehen wir aus einem alten cataster, das in der Collectio nova monumentorum boicorum

1) v. 25 nennt er sich „taus quondam adoptivus.“

t. XXVIII p. 160 zu lesen ist: „Incipit index reddituum ecclesiae Pataviensis Isti sunt redditus in Ellenbrechteschirchen: Due hube in eadem villa — In Uttenhoven una villicatio — In Tenen II villicationes — In Pezlungesperge II villicationes — In Wissendorf I hubam — In Walchersdorf decimas — In Alberach VIII mansus — In Hofmarchia Waeneinstorf molendinum et piscinam — In Hofmarchia Malgersdorf VI mansus — In Hofmarchia Achalminge XV mansus et hubam — In Penzeling 69 modii tritici — in Gerchwis molendinum“ etc.

Dass aber das Stammschloss, von dem Wolfger seinen geschlechtlichen Namen ableitete, keinem Gliede seiner Familie angehörte, erhellt aus folgendem Instrumente derselben Sammlung, p. 261: „Wolfkeri Pataviensis Episcopi dispositio de bonis agnati sui Pabonis de Ellenbrechteschirchen an. 1194, 27 octobris Notum itaque esse volumus omnibus in Christum credentibus qualiter quidam homo nobilis Babo nomine de Ellenbrechteschirchen nostro rogatu et consilio inductus, cum esset nobis in consanguinitate proximus ad perpetuam sui memoriam Christum habere cupiens heredem sine omni contradictione potestativa manu tradidit Ecclesie Pataviensi Sanctoque Protomartyri Stephano omne predium suum quod habuit in terra Austriae inter fluvium Anasim cultum et incultum quesitum et inquisitum; predium videlicet in Brunae et in Erlahe et vineas cum hominibus suis quos ibi habuit. Similiter in Bavaria tradidit Ecclesie Pataviensi Castrum in Ellenbrechteschirchen et predium in quo idem castrum situm est. curtem unam in Uttenhoven, vineas in Chollenbach duas et in Hekkingen tres. predium in Wanningenstorf quod ibi habebat et curtem unam que vulgo appellatur; und(er) den Aichen et duo molendina Misit etiam jam antedictus Babo nos in possessionem proscripti predii, ut debeamus habere castellanos nostro in castro Ellenbrechteschirchen Praeterea suo rogatu statutum est ut predium in Waningsdorf quod est in illa villa ut superius molendinum dominus Episcopus qui tunc temporis fuerit, Friderico de Pergen ipsius Babonis consanguineo in feudum concedat“ etc.

Und in der Tat, bei Hansiz¹ zwar heisst er „vir nobilis de Ellenbrechtskirchen“; H. Pez aber und de Rubeis² (der eigentlich nur den Pez ausschreibt, da er in den aquilejenser pergamentblättern, die das cividaleser Archiv in 28 foliobänden aufbewahrt, kein einziges mal dessen Zunamen und Vaterland erwähnt fand) nennen ihn „Wolfcherus de Leubrechtskirchen.“ Leubrechtskirchen ist, nach dem „geographischen

1) Germania Sacra, I, 337. A. 1727.

2) Pez, Script. r. aust. I, 17. A. 1721 — De Rubeis, Monumenta Ecclesiae, c. 652. A. 1740.

lexicon von Baiern“ vom j. 1796, ein ort im rentamte Landshut in Niederbaiern, pfleggericht Vilsburg, diözese Regensburg. Es wäre demnach kaum zu zweifeln, dass Wolfker zwar von Ellenberht abstamte, und davon den geschlechtsnamen, aber von Leubrechtskirchen, der östlich von der (1204 gegründeten) stadt Landshut gelegenen ortschaft, den familiennamen erhielt.

Die alltagssorgen an seinem bescheidenen herde behagten dem an fürstenhöfe gewohnten nicht lange (lied 110); froh dass in Rom ihn nicht der letzte tag ereilt, und den liebes- und sangesfrühling im herzen, zog er nach Andechs, dem schlosse der mächtigen grafen und alsbald herzöge, im doppelten Ammerthale am östlichen ufer des gleichnamigen sees gelegen. Hier fand Wolfger gefallen an einer nichte Ottos des heiligen, die gegen 24 jahre alt (lied 39, 4) für seine freiheit gefährlich wurde: leicht jene Mechthild, die zehn jahre später den witwer Engelbert II von Görz heiratet. Er besang sie in den liedern 82. 31. 51. 102. 103. 37 den winter und den frühling 1168 hindurch; dachte, nach den liedern 39 und 36 zu urteilen, ernstlich an die heirat; nur ihr allzuhoher stand (36, 17) erschien ihm als ein bedenkliches hinder nis. Doch die heirat gieng zu wasser; im liede 38 sagt er der geliebten und der hohen familie lebewol. Den namen des edelfräuleins birgt der vers des 36. liedes „nam flores constat emergere“ in den worten *ἄνθος* und *ex*, und weil der dichter diesen ausgang *ex* allzuversteckt erachtete, gibt er sich die mühe, durch die zwei folgenden strophen denselben noch besonders hervorzuheben. Den grund seiner entsagung entdeckt er uns siebzehn jahre später in einem unglimpflichen zu Verona verfassten gedichte; angedeutet ist er schon in den angeführten liedern. Ein umstand aber musste ihm den entschluss erleichtert haben. Der kaiser, so scheint es, rief ihn im sommer 1168 nach Hohenstaufen, und vertraute ihm, dem gelehrten, dem dichter, dem arzte, dem ritter, dem angenehmen gesellschafter, dem treuen freunde seines unvergesslichen kanzlers, die erziehung seiner beiden söhne Heinrich und Friedrich an. Auf dem hohen Staufen entzieht er sich, nachdem er auf Amalrichs zug nach Aegypten (1167—68) nach so vielen minneliedern wider einmal ein politisches lied (XXVII) abgeschmalzt, unseren blicken durch viele jahre fast gänzlich, nebenbei mit seinem epos über den Rotbart beschäftigt: ein süßes angedenken an seinen woltäter, den verlorenen grafen von Dassel. Das 90. lied lässt uns vermuten, dass er den beiden knaben es zu verdanken hatte, dass er anfang august 1169 weltlicher probst zu Zell am See wurde, nachdem Albert, erzbischof von Salzburg, dem bistume und den regalien in die hände des kaisers entsagt hatte. — Am 16. desselben monats muss er der krönung seines zöglings Heinrich in

Aachen beigewohnt, und sich dann auch mit dem, zum herzog von Schwaben erhobenen, dreijährigen Friedrich wider auf Hohenstaufen zurückgezogen haben.

Im friedensjahre 1177 war Wolfger nicht in Venedig; denn obgleich der zwölfjährige Heinrich sich dort befand, war Wolfger für die vier andern prinzen, Friedrich, Konrad, Otto und Philipp, als lehrknecht und zuchtmeister in Schwaben zurückgeblieben. Der weltliche probst feierte das friedenswerk mit den beschwörungsformeln XXIX, XXX. In ersterer wird der pabst Alexander III. „quartus“ genannt, was so viel heisst als verschlagen. Der *squadra*, dem winkelmasse, entlehnt, gilt noch heute die redensart „*dar di quarto*“ einem eins anhängen; ebenso wie „*di sesto*“ nach dem zirkel, geschickt und tüchtig bedeutet, wonach Clemens VII. in einem 1381 geschriebenen serventesse „*Clemente sesto*“ heisst.¹

Am glänzenden, zu pfingsten 1184 in Mainz gehaltenen hoffeste nahm unser dichter neben den 40—70000 anwesenden rittern ganz gewis teil, obwol unter seinen bekannten gedichten keines darauf anspielt. Des kaisers söhne Heinrich und Friedrich wurden am 21. mai zu rittern geschlagen, und hiebei der ritterliche hofmeister seines vor 16 jahren übernommenen amtes, „*sincer meisterschefte*“ enthoben. Ein blutsverwanter des kaisers, der reichsvicerekanzler Gottfried, bis dahin Abt von Sesto in Friaul, war seit 1182 patriarch von Aquileja; bald darauf finden wir unsern Wolfger von Leubrechtskirchen als agleier domherrn und trevisaner grafen erwähnt; es ist daher höchst wahrscheinlich, dass Wolfger bei seiner amtsenthebung zu seiner salzburger probstei noch ein kaiserliches lehen in der trevisaner mark und eine kirchliche rente vom weltlich gesinnten und Wolfgern nicht unähnlichen patriarchen Gottfried erhielt. Sylvester Giraldus nämlich, der in Cambrai sein *Speculum ecclesiae* um 1214, also noch bei lebzeiten Wolfgers, schrieb und darin, ohne den verfasser zu ahnen, seine entrüstung über Goliath (Wolfgers) redefreiheit äussert, den er „*litteratus tamen affatim, sed nec bene morigeratus, nec bonis disciplinis informatus*“ nennt, führt folgende verse an, als von ihm gegen den pabst Lucius III. geschleudert:

Lucius est piscis, rex atque tyrannus aquarum,
a quo discordat Lucius iste parum:
devorat hic homines, hic piscibus insidiatur,
esurit hic semper, hic aliquando satur;
amborum vitam si lanx æquata levaret,
plus rationis habet, qui ratione caret —

1) Von Maffei, Verona Illustrata c. 62, nicht verstanden. Siehe das gedicht im auszuge in meiner ausgabe „Delle rime volgari di Antonio da Tempo“ Bologna 1869.

und der bologneser dominicaner Franz Pipin, der seine chronik im jahre 1314 schrieb und ihn als ein übermenschliches genie im dichten aus dem stegreife preist, weiss dass er jene verse gegen den pabst improvisierte, weil der um ein benefiz anhaltende dichter kein gehör fand, „dum ipse Primas (= vates vatum, archipoeta) Canonicus esset Aurelianensis, et idem Papa (Lucius III.) fnisset in Gallia.“ Pabst Lucius III. (1181—85) aber ist nie im transalpinischen Gallien gewesen, sondern aus Rom entflohen kam er unaufgehalten und gerades weg es nach Verona, wo er vom 1. august 1184 bis zum 4. november sein concil hielt, und am 25. november des folgenden jahres starb. Die scene muss also in Verona vorgefallen sein; und hierher scheint auch Boccaccio; der nach seinem in dieser (in der marmel-) stadt spielenden roman Filocopo zu urteilen, Verona genau kannte, mit seiner novelle (I, 7) zu deuten, dadurch, dass er sie Cangrande della Scala (geb. 7. mai 1280, gest. 22. juli 1329) erzählen lässt. Möglich auch, dass der cluniacenser mōnch cardinal Theobald, dem irrigerweise der viel ältere Physiologus zugeschrieben scheint, die von ihm erlebte interessante scene überliefert habe, was dann den Boccaccio veranlasste, den abt von Clugny in die novelle zu mengen. Leicht aber konnte das wort acuileiōsis in der sogenannten gothischen schrift mit aureliāsis verwechselt werden. Und dass Wolfger canonicus von Aquileja war, bezeugt uns der historiker Giovan Francesco Palladio da wo er p. 195 seiner geschichte Friauls (gedruckt 1660) die domherrn von Aquileja zum patriarchen erwählen lässt, den *Volchero di Colonia Agrippina già loro canonico, allora vescovo pataviese, conte trevigiano, nato di nobile stirpe, e allevato nelle corti*. Dies zeugnis wird noch von besonderm werte durch die angabe des geburtsorts unseres dichters, zumal es noch einer zeit angehört, wo das aquilejenser archiv noch ungeteilt war. Das patriarchat hörte 1751 auf; daraus wurden die zwei erzbistümer Udine und Görz. Nur der bessere teil des archivs kam oder verblieb in Udine; er ist noch ungeordnet und fast gänzlich unerforscht, auch wegen des gewalt habenden cerberus vor der hand unnahbar.

Dem durch die anwesenheit von 23 cardinälen, des berühmten propheten Joachim von Calabrien, und einer gesantschaft Moliq's Salah-ed-din verherlichten concil von Verona wohnte gleich anfänglich auch Barbarossa mit seinem sohne Heinrich bei. Er war im october 1184 im kloster san Zeno beherbergt, wie wir aus Muratoris Ant. Est. I, 6 wissen; Lucius III. im bischöflichen palaste. Hauptgegenstand der verhandlungen zwischen kaiser und pabst waren die mathildischen erbgüter und die heirat Heinrichs mit Constanze von Sicilien. Der pabst, der sogenannte hecht, war zu keinem zugeständnis zu bewegen; und dem gelau-

ten dichter blieb nichts übrig, als selber auch gegen die ehe zu eifern; freilich aus andern gründen als denen des pabstes. Da verfasste er das gedicht *de non ducenda uxore*, das der marcianer codex mit recht dem Primas zuschreibt, während die überschrift „Valerius ad rufinum“ der englischen entweder so zu verstehen ist, dass Wolfger unter Valerius (Valterus?) sich selbst, unter Rufinus den schon vordem so geheisenen Rotbart meinte; oder sind die gleichvielzähligen züge V. elenbrechtskirchen zu Valerius ad rufinum nur verlesen worden. In diesem aufsatze nun erzählt der dichter, dass er ehemals, im Ammerthale (Mambre) verweilend, ein zweiter Abraham durch die gaben Melchisedechs (Meliqs An — edechs) sich zu bereichern verschmähete; und zu diesem entschlusse hätten ihn bewogen die schriften *de muliere Chanaanaca* des Johannes Chrysostomus und des Laurentius Mellifluus (im jahre 507 bischof von Novara), so wie auch ein dritter, den die marcianer handschrift P. de Corbolio nennt. Pierre de Corbeil, gestorben als bischof von Sens den 3. juni 1222, hat als professor der theologie in Paris ein buch „*satyrae adversus eos qui uxores ducunt*“ verfasst, das noch auf der kaiserlichen bibliothek existiert. Es ist, nach dem gesagten, vor 1185 verfasst; ob auch vor 1168 muss dahingestellt bleiben; der dichter könnte es als im jahre 1168 schon vorhanden nur fingiert haben.¹

In diese zeit fallen die gedichte 61 und 78, in denen der 48jährige probst sich mit einem zärtlichen rhinoceros vergleicht, auch hier nicht ohne anspielung auf die zweite silbe (ker) seines taufnamens, und zugleich auf seine geburtsgegend; sonst hätte er die figur des einhorns, des biblischen unicornus, vorgezogen. Der kaiser hatte am 11. februar 1185 seinen vertrag mit Mailand abgeschlossen; der pabst Lucius war am 25. november in Verona gestorben, an seiner statt der mailänder, den deutschen und der sicilischen heirat abgeneigte, Crivelli als Urban III. gewählt worden. Die heirat war völlig beschlossene sache: anfang

1) Im gedichte „*de uxore non ducenda*“ entspricht die 20. strophe bei Wright der 19. des marcianer codex, die 34. der 38. Diese stropfen lauten im marcianischen codex also:

Vir lapsus dormiens labores somniat,
Sic se continuo labore cruciat,
Ut pascat conjugem quam nunquam satiat;
Uxorem potius quilibet fugiat. (str. 19.)

Ideircho plurime fiunt adultere,
Tedet quam plurimas maritos vincere;
Cum nullus femine possit sufficere,
Credo quod nemini expedit nubere. (str. 38.)

august¹ 1185 verliess die braut die stadt Palermo; zu ihrem empfang wurde bis nach Rieti eine ehrengesantschaft abgeschickt, zu der unser dichter zählte. Er besingt sein unternehmen im 32. gedichte, verfasst nach dem 14. jänner 1186, als die sonne schon in den fischen stand, und vor dem 27. dem hochzeitstage; er gedenkt der meeresgöttin Thetis, der sicilischen mutter und tochter Ceres und Proserpina, und — sonst hätte er sein profanes wesen verläugnet — auch der heiligen landschaft Elis Pisatis (strophe 8). In Mailand schrieb er dann das 33. gedicht, und ins fünfzigste lebensjahr getreten zu Verona, wo im herbst auch der kaiser und sein vicekanzler, der vom pabste wegen der vollzogenen ehe gebannte patriarch von Aquileja, sich befanden, das 155. und das 164. Von Verona aus begleitete er kurz darauf den kaiser nach Deutschland.

Die nachricht vom falle Jerusalems traf ihn in seiner probstei und erschütterte den humoristischen ritter und bis dahin der welt anhängenden klostervorstand nicht weniger als den alten kaiser. Seine salbungsvollen aufforderungen zum kreuzzuge XXIII — XXVI, die ins jahr 1188 gehören, bewirkten, dass das passauer domcapitel es sich zur ehre rechnete, den gelehrten, beredten, am hofe angesehenen mann zum canonicus zu ernennen. Er selbst blieb vorderhand bei Heinrich VI. in Deutschland, und liess den kaiser und den passauer bischof Dietpold nach dem orient ziehen. Als die nachricht einlief, dass Dietpold am 3. (13.) novbr. 1190 bei Akkaron² gestorben sei, hatte er bereits in Mailand dem könige, Heinrich VI, wie ich glauben möchte, über seine sendung nach Sicilien bericht erstattet; und erfuhr wahrscheinlich in Rom zur zeit der krönung Heinrichs (15 ap. 1191) seine am 11. märz geschehene wahl zum bischof von Passau. So konnte er mit der päpstlichen bestätigung in der tasche Rom verlassen, am 8. juni zu Salzburg in den priesterstand treten, am 9. zum bischof geweiht und am 12. installiert werden.

Als bischof tötete nun der alte weltmann mit seinem eigenen gêr den wolf in sich, und liebte es mit dem angewohnten hange zu wortspielen sich bald Wolger oder Wolbert, bald je nach umständen Walther zu nennen; so dass am ende sogar der unfehlbare pabst in seinen bullen dessen namen verfehlte. Eingestehend im XIV. gedichte seine menschliche gebrechlichkeit, befiess er sich nun eines ernsteren styles. Nicht nur das XIII. und das XV. stück gehören dieser zeit-an, sondern höchst wahrscheinlich ist manches andere namenlos umlaufende lied seiner muse schöpfung in jenen geistlichen flitterwochen: so der hymnus

1) Abel, könig Philipp, s. 298 anm. 12.

2) Chron. Salisb. Pez script. c. 235.

auf s. Florian bei Pez t. 1. c. 51. Dabei vergass er nicht der von seinem woltäter ihm vermachten pflicht, den Rotbart zu besingen; jetzt, nach dem tode Friedrichs († 10. juni 1190) führte er das in Hohenstaufen bei dessen lebzeiten begonnene epos zu ende, das 1241 Rudolf von Ems kannte, der auch wuste was er verfasst hatte:

wolde iuch meister Fridanc
getihtet hân, sô wæret ir
baz für komein dann an mir;
od der von Absalône,¹
hæt er iuch alsô schône
berihtet als diu mære,
wie der edel Stoufære,
der keiser Friderich, verdarp
und lebende hôhez lop erwarp.

Der dankbare Heinrich ernannte seinen ehemaligen erzieher zum reichsfürsten; diesen titel finden wir nämlich ihm beigelegt in einer am ostersonntage (28. märz) 1193 in Speier vom könige ausgestellten urkunde. Im vorhergehenden jahre, am 10. jänner, war Wolfger in Regensburg gewesen. Im selben jahre 1192 bedachte er die domherrn zu S. Hypolit, als deren probst 1197 sein, wie ich glaube, leiblicher bruder erscheint; den namen Hypolit fanden wir schon geläufig im munde des in Italien dichtenden Baiern. Im februar 1194 zu Würzburg fasste auch er von dem lösegelde Richards, vielleicht die 2000 mark, die er später, 1202, trotz dem geheiss des pabstes, dem kreuzlustigen könig von Ungarn vorenthält. Am 24. februar und am 21. april ist er wider auf seinem bischofssitze in Passau; zwei tage später finden wir den presbyter und canonicus Otto, „consanguineus episcopi et valde nobilis progenie,“ zum reichersperger probsten gewählt, am 13. juli Wolfgern in Worms. Am 28. october desselben jahres bewegt er seinen blutsverwanten Babo von Ellenbrechtskirchen seine allodialgüter als kirchenlehen anzuerkennen; am 25. juli 1195 weiht er in Wien einen altar des im bau begriffenen klostern zu den Schotten; am 22. august ist er wider in Passau documentiert; im november am Wormser reichstage nimt er das kreuz; am 25. märz 1196 treffen wir ihn in castro Chiwe, anfangs 1197 bei seinem bruder, dem probsten Sieghart; im sommer 1197 zieht er mit Friedrich von Östreich über Friaul, Apulien und Messina nach Akkers, wo er am 22. september anlangt; er verlässt im folgenden jahre 1198 nach dem tode des österreichischen herzogs († 16. april) das heilige land,

1) Nach unserer eingangs aufgestellten ansicht Wolfgers jugendarbeit, als er noch am Hildesheimer pröbstlichen hofe verweilte.

wird im mai vom neuen pabste Innocenz III. in Rom mit auszeichnung empfangen und ist dann am 30. juni wider in Passau beglaubigt. Alle diese daten liest man im ersten bande von Hansiz Germania sacra (Augsburg 1727, p. 337 et seqq.), auf grund des anonymen chronicon garstense vom jahre 1257.

Mit Friedrich von Österreich, um ehre, fahrendes gut und gottes huld werbend, war nach Palästina gezogen auch der sänger Leutold von Seven, von der passauer insel oder dem freisinger schlosse den familiennamen führend, in Würzburg, wenn nicht geboren, so doch aufgewachsen. Da verstummte die nachtigall von Hagenau, Leutolds stammburg am einflusse der Matting in den Inn, die durch zehn jahre ihr lied hatte durch Österreich erschallen lassen; denn der Savener schrieb sich hinfort, an den ersten kreuzritter Walther Sensaveir erinnernd, Walt-her von der Vogelweide. „Er kann nun auf die vögel schießen“ gilt wenigstens in der Steiermark für so viel als „er ist brodlos“; Leutold hatte unter dem wahren namen gesungen: „Ich hoere manegen vrâgen, Wâ von die senger alsô selten singen? Daz wil ich wol bescheiden den: Man vand ê under zwelven wilent eteswen, Der einen drûf behielt, Torst' erz mit schelten wâgen: Des enist nû niht, Swaz si alle mugen twingen, Daz bûezet an in niht ein brôt“; wollte aber darum nicht „der sorgen walten“, es wäre denn „der trûrenden kleinen vogellin.“ In Palästina schrieb er ende september 1197 die beiden lieder „Allerêrst lebe ich mir werde“ und „Vil sûeze wære minne“; und kehrte nach dem tode seines herzogs über Brandeiz und Rom mit Wolfger nach Österreich zurück.

Indessen war Heinrich VI. in Sicilien gestorben, und der, anfang mârç 1198, in Sachsen ausgerufene kônig Philipp stand unserm Wolfger, wiewol weniger als der ältere bruder Heinrich, doch als ein Staufer entschieden näher am herzen als der Welfe Otto. Er erklärte sich mit wärme für Philipp, und verfocht dessen sache so lange dieser lebte. Als daher der bischof von Sutri; ein deutscher, den Staufer Philipp vom banne löste, und Innocenz III. die lösung (1199) vernichtete, fühlte der passauer bischof den schneidenden wolfgêr wider in sich, und schleuderte das lied der entrüstung XCIII—XCIV, eine unabsehbare reihe von unheilvollen verwicklungen ahnend; vielleicht zu Nürnberg, wo er am 15. april sich befand. Und als bald darauf im nämlichen jahre 1199 die beiden grafen von Ortenburg, Rapoto und Heinrich, sich erlaubten die kirchengüter des freundes eines excommunicierten kônigs zu brandschatzen, kämpfte er ruhmwürdig (mirabiliter) gogen dieselben, zerstörte ihre schlösser, und trieb sie, mit dem untergange vieler, siegreich zu paaren (Chron. Sul. bei Pez I. c. 348). --- Am 18. mârç 1200 treffen wir

ihn am hoftage in Nürnberg (Böhmer, reg. Ph. no. 26); zu pfingsten, während er in Wien das kloster zu den Schotten dediciert, wird auch in seinem namen von Speier aus ein schreiben an Innocenz abgeschickt, in dem die vorgenommene wahl Philipps zum könige und die baldige heerfahrt desselben nach Rom angekündigt wird; am 27. october finden wir Wolfger in Passau am sterbebette des erzbischofs von Mainz; dann in Coblenz; am 1. october in Nürnberg; am 18. november zu Bamberg (Böhmer, no. 2); am 14. september 1201 wider daselbst (Mon. boic. XXIX, 1 p. 504 no. 571).

Wolfger war als anhängler Philipps vom päpstlichen legaten zu Köln am 3. juli und dann wider in der zweiten augusthälfte 1201 feierlich gebannt worden; im september hatte er dann, trotz dem bei strafe des bannes ergangenen päpstlichen gebote Otto als könig anzuerkennen, ein blankes blatt zu gunsten Philipps unterschrieben, darin später ein protest aufgesetzt ward gegen die einmischung der kirche in unkirchliche geschäfte, den man mit vielen hohen unterschritten versehen im nächsten märz 1202 vom salzburger erzbischof in Rom überreichen liess. Dadurch wäre Wolfger, wenn die päpstlichen drohungen ernst gemeint waren, dreifach in den bann verfallen; mit ihm ein dutzend deutscher bischöfe, der weltlichen fürsten zu geschweigen. Zu eben der zeit wurden auf den erledigten mainzer stuhl von den parteigängern der beiden könige zwei erzbischofe erhoben, die einander nach herzenslust bannten und befehdeten; während die päpstlichen gesanten Deutschland durchreisten und gegen Philipps sache das feuer schürten.

Wol hatte also Wolfger ursache, im herbeste 1201 zu singen: *Versa est in luctum cythara Waltheri, non quia se ductum extra gregem cleri vel eiectum doleat, ut abjecti lugeat vilitatem morbi etc.* Er war oder glaubte sich aus der clerisei ausgestossen, oder wenigstens bei seite geschoben, auf dass er, wie er sagt, zeit habe, des geistlichen amtes sich enthaltend, zu trauern über die schmachlichkeit solcher zustände. Zwar misbilligte Innocenz III. in seinem schreiben vom 2. november 1201 den excommunicierungseifer seines legaten; aber bevor das schreiben nach Deutschland kam und der legat den weg fand, ohne sich eine blösse zu geben, das geschehene ungeschehen zu machen, mochte so mancher monat verstreichen. In jener stimmung also, im grunde des herzens fühlend die wahrheit seines spruches: „so der wolf müsen gât — so ist sin ère gewachet,“ brachte Wolfger den herbst in dem eine kleine meile nördlich von Passau von ihm angelegten lustschlosse Leoprechting, den ersten wintermonat 1201 — 2 in seiner passauer burg in der Ilzstadt zu; und nach 65 stürmischen lebensjahren nach frieden, nach scharf begrenzter gesetzlichkeit sich sehnd, schrieb

er da unter dem bedeutsamen namen Frid-anc, des nach frieden, nach gesetzmässiger sicherheit sich sehnenen, seine Bescheidenheit, „ein teil von sinnen die sint kranc“: tristis est anima mea: — worte die mir nur mit dem angedeuteten bezuge rechten sinn zu gewinnen scheinen. Die hebung der ersten silbe ohne folgende senkung verleitete bereits gegen die vierziger desselben XIII. jahrhunderts Rudolf von Ems, das *f* als lang anzunehmen und Fri-danc, Fri-gedanc zu verstehen; seitdem hat der irrtum sich in den handschriften und der literarischen tradition festgesetzt. Der einsilbige fuss aus kurzer silbe in einer zusammensetzung ist allerdings ein seltener (Lachmann zu d. Nibel. 557), doch in einem neologism nicht befremdend, der zugleich ein versteckname sein soll. Die media statt der tenuis im auslaute betrifft mehr die schreibweise; auch hat sie, im südosten, inlautend gebraucht Ulrich von Zatzikhoven: wârheide, kemenâden.

Das werk besitzen wir zum teil in grösseren bruchstücken, zum teil in vollständigen, aber auch stark interpolierten capiteln. Die ersten zehn, dann das 12. 29. 30. 32. 44. und vom 47. an alle folgenden veraten den geistlichen herrn; capitel 17, 18, 54 (v. 8—12) den alten mann; capitel 23 den arzt; blatt 54, 8—11 den ritter; die altertümlichen, die mitteldeutschen, die schwäbischen, die dem-italienischen (wie albel für weissfisch) entlehnten formen einen schon um die mitte des XII. jahrhunderts in Mitteldeutschland erzogenen, in Italien und Schwaben einheimischen mann; die eigennamen Wænich und Trûwesniht, Vilkarc und Samkarc einen geschickten wortbildner und personificator; die verse bl. 67, 6—7. 27—68, 2. 72, 1—6 seine und des deutschen reiches lage; die im vergleiche zu den ausbrüchen Thomasins grosse milde, womit von den ketzern gehandelt wird, eine den albigenser kriegem vorhergehende zeit. Für die zeitbestimmung der abfassung des werkes sind die abschnitte von Rom und Akers von besonderer wichtigkeit. Merzt man vom erstern die unechten, wenn auch wertvollen verse der handschriften a--f und 151, 23—152, 7, 152, 16—19, 22—27. 153, 11—154, 1 der andern aus, so stellt sich einerseits eine vollkommene harmonie des stils, der färbung und des gedankens in den übrigen sprüchen ein, andererseits passt alles auf den character Wolfger als deutschen fürsten und bischofs, und sieht man gleichfalls vom zweiten abschnitte nur die verse 154, 18—156, 27, 162, 26—163, 18, 25—164, 2 als echt an (das übrige ist 1228 eingeschmuggelt und enthält anklänge an Walther v. d. Vogelweide), so passt alles auf den auch von Wolfger als epigonen mitgemachten dritten kreuzzug; gegenteiligs wimmelt alles von wiederholungen und widersprüchen. Die worte 156, 26: „und stürben hundert tûsend dâ, man klagete ein esel mê anderswâ“

können sich nur aufs jahr 1191 beziehen, da Richard 1191 — 8000 gefangene vor Akkon, dessen belagerung 18 bischöfen und 600 hochadeligen das leben gekostet hatte, kalten blutes hinausführen und niedermetzeln liess; nur auf diesen dritten kreuzzug, von welchem nur 6000 pilger in die heimat zurückkehrten von den 300000, die das kreuz genommen hatten. Nur auf diesen, nicht auf den sogenannten fünften kreuzzug passen die worte 162, 26: „ich sah daz man kristes lant — an offentliche wer dâ vant,“ 163, 7—8 „swer schuldic si daz rihte got — daz wir dâ sin der Walhe spot,“ und „aleiz unde rit — in dîn lant hin über mer“; sie sitzen Wolfgern sehr wol im munde, der an der gefangennehmung des Walhen Richard teil nahm, und später dessen stellvertreter Heinrich von Champagne noch in Akkon findet, bevor dieser vom söller stürzt oder gestürzt wird, „eine strafe des himmels für die den Deutschen bewiesene geringe achtung.“ „Kristen unde heiden“ waren „zÅkers ungescheiden“ wol 1197, da die neuangekommenen gefährten Wolfgers, und Wolfger mit ihnen, die Saracenen dem waffenstillstande zu trotz aus Tyrus, Sidon, Berytus, Gibellum, Laodicea verjagen; kaum noch nach dem jahre 1228, als gerade zu Akers die mächtigen tempelritter vom frieden des Staufers nichts wissen wollten. Im herbst 1201 und dem folgenden winter endlich, als die Deutschen unter bischof Konrad von Halberstadt und dem grafen Berthold von Katzenellenbogen sich auf den zug nach Akkon über Verona und Venedig zugleich mit den Franzosen vorbereiteten, war es angezeigt von Akkon abzumachen; nicht um 1228, wo man gar nicht mehr mit Akkon um sich warf, sondern eher mit Damiat, Joppe und Jerusalem. Auch gemahnen die körnigen, geschlossenen echten sprüche an den massvollen prälaten, der selbst den Akkaröfer kreuzzug mitgemacht; die unechten hingegen an den zungenfertigen laien, der seiner curienfeindlichen gesinnung den zügel schiessen lässt.

Derselbe dichter also, der des Staufers Friedrich leben und tod besungen, hat auch Fridancs Bescheidenheit berichtet; was Rudolf von Ems, der wol schon im dritten zehent des jahrhunderts als dichter aufgetreten sein muss, seiner zeit, die von der Wolfgers nicht gar ferne stand, sicherlich wissen konnte.

Am 14. september 1202 liess Innocenz III. den bischöfen von Passau, Freisingen und Eichstädt eine glimpfliche rüge zukommen, sie der leichtgläubigkeit zeihend, weil sie auf unechte päpstliche bullen hin den von ihm geförderten mainzer erzbischof zur verantwortung vorgeladen hatten; und schon am 2. october darauf citierte er wegen der bereits erwähnten protestation den passauer bischof allein, bei strafe der suspension, auf den sonntag Lætare nach Rom (Baluz. I, 720). Die ihres

rechtes bewusste aber besonnene stimmung, die aus der Bescheidenheit hervorleuchtet, bürgt dafür, dass Wolfger keinen augenblick anstand, der einladung eines ganzen mannes, wie der characterfeste Lothar graf zu Segni war, folge zu leisten. Auch die wolfenbüttler handschrift der Bescheidenheit weiss, dass „der pabst näch Fridanc het gesant,“ und dass Fridanc sich stellte (W. Grimm in den schriften der berliner akademie 1849: Über Freidank IV). Am bestimmten tage, 23. märz 1203, war er in Rom erschienen, hatte sich mit leichter mühe bei Innocenz gerechtfertigt und mit ihm verständigt, ohne seine anhänglichkeit für die Staufer zu verläugnen. Wahrscheinlich noch vor ende märz verliess er Rom, um den ostersonntag in Passau zu feiern. Auch abgesehen von der bereits veröffentlichten Bescheidenheit, war Wolfger in Deutschland als musenfreund allgemein bekannt; kaum zurückgekehrt empfing er daher des bremers Eilbert¹ widmung der „Summa iuris metrica,“ des versificierten processverfahrens, das von Hansiz (p. 349) erwähnt wird als auf der wiener hofbibliothek existierend. Die widmung lautete: „Patri præstantissimo, prærogativa omnium virtutum privilegiato Wolfkero pataviensi episcopo,“ und weiter:

Et tu, quo typice Christi persona renidet,
 Corpore concivis hominum, sed corde polorum,
 Pollenti pietate pater, generalis in omnes
 Pastor apostolice, tibi præsens carmen adopto.

Neben diesen überschwenglichen dichterischen lobpreisungen liefen auch sehr prosaische unannehmliche verleumdungen her. Deshalb sendete Innocenz III. am 22. mai 1204 Wolfgern, auf dessen verlangen, eine beglaubigte abschrift seines in Rom geleisteten eides zu, damit er dem gerüchte begegnen könne, als hätte er in demselben den reichsrechten vergeben. Denn Wolfger hatte zwar den passus der protestation, der dem pabste das recht absprach, sich überhaupt in weltliche geschäfte zu mischen, verleugnet, aber der römischen curie nicht das recht zugestanden, in die deutsche königswahl einzugreifen; auch gar nicht versprochen, für Otto oder gegen Philipp zu wirken. Philipp aber stand im frühjahre 1204, nach beschwichtigung einer die kräfte seiner freunde in Baiern lähmenden fohde, gerüstet und auf dem punkte, seinen widersachern obzuziogen. Inzwischen hatte nach dem am 15. mai 1204 erfolgten ableben des patriarchen Pilgrim das domcapitel von Aglei, mit genehmigung des parlamentes, seinen ehreanonicus Wolfger zum patriarchen postuliert, wol auf vorschlag des mit seinen collegen in hader lebenden probstes Popo, der bei sedisvacanz auch im parlamente den

1) Besprochen von Savigny, Gesch. d. röm. rechts V, 153.

vorsitz führte und sich durch Wolfgers versetzung den passauer bischofsstuhl erledigte. Dem pabste war es gar nicht unangenehm, den ghibellinen Wolfger auf eine ehrenhafte weise vom deutschen kampflplatze zu entfernen; er beeilte sich das pallium ihm zuzuschicken, forderte ihn auf sich binnen acht tagen für oder gegen die annahme zu entscheiden, zugleich (24. juni 1204) aber liess er ihn brieflich einen gewöhnlich nur von läien verlangten personaleid schwören, dass er in der angelegenheit des römischen reiches der römischen curie gehorchen werde (Baluz. ep. no. 114); gewitzigt durch die schon einmal gemachte erfahrung „werz bezzer hät, swâ der wolf den boc bestât.“

So konnte sonntags am 27. august, dem tage der übertragung des metropolitopatrons s. Hermagoras, welcher nach Tillemont einem lesefehler die existenz verdankt, der belesene und schriftstellerische patriarch seinen geistlichen einzug in Aglei begehen. An den stadthoren vom clerus und den weltlichen würdeträgern erwartet zog er unterm baldaschen himmel, ein weisses maulthier reitend, zur hauptpforte der basilica, wo er auf einen geschichtlichen stein abstieg, dann in der mitte der kirche niederknieend von den chorherrn den violetten ihnen zufallenden mantel sich abnehmen und vom capitelsdechânt den weihsprenkel reichen liess, worauf dieser ihn zum hauptaltare auf einen antiken weissmarmornen sitz geleitete, den krumstab des heiligen Hermagoras in seine hand gab, und ihn als patriarchen begrüßte. Die höhern lehensträger oder die vier edlen landämter geleiteten ihn dann nach seinem palaste. Zu den höhern lehensträgern des patriarchats gehörten der könig von Böhmen, die herzöge von Kärnthen und Österreich, die grafen von Görz, Cilli, Ortenburg. Die vier edlen ministerialen waren die herrn von Cucanea, Spilimbergo, Tricano und Prampero. Cucanea ist ein noch jetzt erhaltenes, wiewol halb zerfallenes schloss im nordosten von Udine, das nach einigen im jahre 1005, nach andern 1016 (Palladion, p. 148) erbaut sein soll, 1142 diplomatisch bezeugt ist (Nicoletti, Vite dei patriarchi); der kämmerer Johann von Cucanea „giovò molto col consiglio alla grandezza di Volfero patriarcha, legato imperiale in tutta Italia“ (Nicoletti a. a. o.).

Der weltliche einzug in Cividale, die ehemalige hauptstadt des longobardischen herzogtums, geschah der sitte gemäss einige tage später. Vor dem stadttore übernahm der patriarch von der hand eines edlen Boiani das staatschwert in weisser scheid, zog dann nach dem palaste, in der capelle des heiligen Paulinus das gebet zu verrichten, stieg in die domkirche hinab, setzte sich hier in den noch zu sehenden marmornen sitz, empfing vom dechânt das blosses schwert, schwang es vor dem volke, und steckte es in die scheid, worauf er sich von den

prälaten, den edlen, den ministerialen und den gemeindevertretern den lehenseid schwören liess. Am dreikönigsfeste tritt noch heutiges tages im dome von Cividale der diacon zum hochaltare, den weiss- und rot-befiederten helm auf dem haupte und das blossе schwert in der hand, das evangelium abzusingen.

Am tage Mariae reinigung, 2. februar 1205, weihte Wolfger zu Aquileja die waffen der von den görzer grafen und kirchenvögten zu rittern geschlagenen Wolfger von Dornberg, Herbort von Berhtenstein, Johann von Portis, Galluccio Gallucci, Dietrich von Fontebono, Heinrich von Villalta, Friedrich von Caporiacco, Arnold von Brazzano, Conetto aus Udine. Über das geschlecht des erstgenannten Wolfger von Dornberg hat einige nachrichten gesammelt Guis. Dom. Della Bona,¹ zugleich mit andern über das geschlecht der Reiffenberge, die sich auch Grifimberch und Grefimberch nannten. Die schlösser Dornberg, Reiffenberg und Grafenberg existieren noch im görzischen; die beiden erstern im wippacher thale, das dritte flankiert auf der westseite die stadt Görz, die von dem dominierenden schlossberge der einstigen fürsten von Görz ostwärts eingeeengt wird. Auf diesem schlosse Grafenberg starb am 6. november 1836 der flüchtige könig Carl X. Es gehörte im XIII. jahrhundert den patriarchen, ausschliesslich, wie aus dem cormonser frieden vom 27. jänner 1202 erhellt; kam dann gen ende des XIV. jahrhunderts, als die damit belehnte familie von Grafenberg ausstarb, an die familie Strassoldo, von der ein zweig, der in Strassoldo sesshafte, noch immer von Grafenberg heisst; dann an die grafen Coronini bis auf unsere zeit. Der deutsche fürst Wolfger von Ellenbreht wurde also, als patriarch von Aquileja, im jahre 1204 auch ein herr zu Grafenberg. Zehn jahre früher schrieb vielleicht hieselbst, als gast der patriarchen Gottfried von Schwaben († 1195) und Pilgrim II. aus Brixen, Hartmann von Aue seinen Erec, den er mit Ginevra nach dem patriarchischen Tolmein, dem schlosse Iweins, reiten lässt. Es ist ein classisches land der dichtung, das wir nun betreten: das land der Heliaden und Argonauten, Etzels und Dietrichs von Bern, des Oraniers und der Tafelrunde, des Welschen Gastes und des Frauendienstes.

Indessen hatte die sache des Staufers in Deutschland obgesiegt, und Philipp war am 6. jänner 1205 in Aachen vom erzbischofe von Köln gekrönt worden. Innocenz strafte zwar am 19. juni den erzbischof dafür mit der absetzung, gieng aber schon am 4. desselben monats Wolfgern, des königs ehemaligen lehrer und freund, mit dem ersuchen an, sich nach Deutschland zu Philipp zu begeben, und diesen zur verleugnung

1) In Schweitzers Noticie di numismatica, 2. decade, Triest 1854.

des bischofs zu vermögen. Das päpstliche schreiben ertheilte den patriarchen im juli 1205 auf der geistlichen visitation im nordosten seines erzbistums, zu Windischgrätz; Wolfger machte sich ohne aufschub durch Kärnten nach Augsburg, wo er zu anfang august den könig traf. Es ward ihm ein leichtes, diesen zu überzeugen, dass er ohne beistimmung des papstes nie und nimmer zur allgemeinen anerkennung gelangen würde; er dictierte ihm demnach einen versöhnlichen brief (Raynald ad 1206. Pertz IV, 210) in die feder, welcher vom papste sehr gut aufgenommen wurde. Innocenz bedankte sich dafür bei Wolfger anfangs juli 1206, und rechtfertigte sich zugleich beim salzburger erzbischofe, dass er den verkehr mit dem genannten könige dem ehemaligen suffraganen Salzburgs erlaube, während er denselben dem metropoliten und allen andern untersage. Den dankesbrief mag Wolfger noch in Nürnberg empfangen haben, wo er am 11. juni von Philipp die belehnung mit den regalien seines hochstiftes, jedoch unter ausdrücklicher anerkennung angenommen hatte, der agleier patriarch sei als italienischer fürst nicht gehalten, für die belehnung in Deutschland zu erscheinen; und wo er am 1. juli ein privilegium für den bischof von Brixen erwirkte. Bald darauf kehrte er über den Brenner nach Italien zurück, konnte am 6. september 1206 seinem sterbenden freunde Berthold IV. von Andechs in Meran die augen zudrücken und kam nach Verona zur feierlichen besitznahme der gerichtbarkeit über das domcapitel, welches bis um die mitte des XVIII. jahrhunderts vom patriarchen abhieng. Der einzug fand statt am dritten september sonntage 1206, und nach demselben entspann sich ein von jahrhundert zu jahrhundert sich wiederholender streit zwischen dem domcapitel und dem geleitegebenden edlen-de Capite pontis, wem das reitross des patriarchen als geschenk zukomme. Den process hat Ughelli¹ ver-

1) Italia sacra, t. V. — Die bestätigung lautet: „Anno 1207. 3. Martii. Valterus Dei gratia s. Aquileiensis Ecclesie Patriarcha dilectis in Christo filiis V. Archipresbytero et universis Maioris Ecclesie Canonicis in Verona salutem et sinceræ dilectionis affectum. Cum iustas et rationabiles petitiones vestras ex officii nostri debito exaudire debeamus, votis et petitionibus vestris annuentes, sententiam a dilectis in Christo filiis Stephano, Aquileiensis Ecclesie Magistro Scholarum, et Johanne Bono Judice Tarvisino super possessione Pallafredi, cum primo Veronam accessimus, unde contentio inter vos ex una parte et Adelardinum de Capite Pontis Veronensis et Vidonem nepotem eius ex alia vertebatur, latam sicut rationabiliter lata est, nec legitima appellatione suspensa, ita eam Patriarchali auctoritate confirmamus, stantes ut nullus huic nostre confirmationi ausu temerario contradicat. Si quis autem hoc attentare voluerit, indignationem omnipotentis Dei et Sanctorum Apostolorum Petri et Pauli et Beatorum Martyrum Hermagoræ et Fortunati, et nostram maledictionem incurrat.“ Da wird Fridang zum Fridebrand; ist er „daz kint von missewende gescheiden“? Dann wäre könig Tirol 1203—4 verfasst. Vergl. Walthers ged. 34, 36.

öffentlich; das document liegt in der capitularbibliothek. Das pferd wurde dem capitel zuerkannt; das erkenntnis, vom patriarchen am 3. märz 1207 in Verona bestätigt, lässt in den letzten zeilen die heitere laune unseres dichters durchscheinen.

Gegen ende des jahres 1206, wahrscheinlich zu Venedig, wo der patriarch laut einer älteren verpflichtung jährlich mehrere wochen zubringen musste, schloss er (am 22. november) einen schiffahrtsvertrag mit Venedig, der einer längeren fehde mit dieser republik ein ziel setzte. Im darauf folgenden frühjahre 1207 musste er sein in Deutschland begonnenes friedenswerk fortsetzen; am 18. juni finden wir ihn bei könig Philipp in Strassburg als zeugen bei der belehnung Azzos VI. von Este,¹ am 3. august in Worms; im august führte er dann zu Nordhausen, im september zu Quedlinburg die verhandlungen mit Otto, die vorderhand zu einem waffenstillstande auf ein jahr, d. i. bis zum 24. juni gediehen; am 2. october wird er mit dem könige in Erfurt sich befunden haben; am 2. november treffen wir ihn in Nürnberg, am 6. december in Augsburg.

Seine ratschläge hatten den könig bereits im august mit dem pabste vollständig ausgesöhnt; und in folge der abschliessenden augsburger verhandlungen ward Wolfger gegen ende des winters 1208, von Strassburg aus, vom könig Philipp beim römischen hofe als sein bevollmächtigter beglaubigt. In allen nebensachen und kirchlichen streitfragen dem pabste nachgebend, gelang es Wolfgern vollkommen, Innocenz für Philipp als den deutschen könig zu gewinnen. Schon war er mit dieser siegesbotschaft, auf der reise nach Franken, in Piacenza angelangt, als ihn wie ein blitz aus heiterm himmel die nachricht traf, sein könig sei am 21. juni ermordet worden. Das schöne werk, an dem er seit zehn jahren mit ritterlicher hingebung gearbeitet hatte, nun so gut als vollendet, war plötzlich durch mörderische hand niedergerissen. Seinem schmerze, dem herbst den er erlebt hatte, gab er in Piacenza im lateinischen liede LXXXVII ausdrück.

Mehr als ein ganzes jahr von seiner kirche abwesend, zog er jetzt, nachdem er zuvor nach 22jähriger abwesenheit Mailand besucht, nach Aquileja, um die beiden hohen festtage des 12. und 13. juli daselbst zu begehen. Nicht lange darauf, um die mitte september, empfing er aber ein päpstliches schreiben, das ihn aufforderte, nunmehr könig Otto, dem Welfen, mit rat und tat beizustehen. Es war keine geringe zumutung an den erzieher Philipps; auch sputete sich Wolfger gar nicht, dem

1) Er war am 21. februar 1201 in Gemona von Wolfgers vorgänger im patriarchate mit Alice von Antiochien getraut worden.

verlangen folge zu leisten. Innocenz versendete deshalb am 18. november eine zweite ähnliche aufforderung an ihn, und am 25. februar 1209 konnte er sich schon wegen des angenommenen auftrages bedanken¹ und den patriarchen mit der ermächtigung auszeichnen, in seinem namen von den mathildischen gütern besitz zu ergreifen. Denn gleich nach weihnachten war Wolfger nach Augsburg zum könig Otto abgereist, und schon am 13. jänner 1209 lässt er sich von Otto in seinen kirchlichen besitzungen und seinem titel eines herzogs von Friaul² bestätigen, den unbeschränkten blutbann im ganzen umfange seines herzogtums, und die vom geächteten Heinrich von Andechs wegen der mitschuld an Philipps morde verlorene markgrafschaft Istrien verleihen. Am nämlichen tage schrieb Otto an seine getreuen Italiens über die sendung des herzogs Wolfger als seines bevollmächtigten dahin und seinen bevorstehenden römerzug. Wolfger führte den auftrag mit gewohnter umsicht aus, die gewalt nicht sparend, wo, wie in Bologna und Florenz, friedliche mittel nicht ausreichten. Unterm 30. juli liess dann Otto, nachdem er streitigkeiten zwischen dem patriarchat und den Istriern geschlichtet,³ sich vor der zeit „Rom. Imp. et August.“ nennend, „dilecto ac fideli principi suo W. viro honorabili et amico“ seine nahe ankunft durch „Magistrum Laur.“ wissen. Diese erfolgte unverweilt zu anfang august: am 18. befindet er sich schon in Valeggio am Mincio, nachdem er in der Valle Lagarina bei Orsanigo mehrere tage mit dem heere gelagert, ja sogar im vicentinischen mit dem chronisten Maurisius auf der jagd gewesen. Hier stellte sich beim könige ein uns bekannter welscher gast ein, Tommasino dei Cerchiarì, ein dienstman Wolfgers als probsten des cividaleser capitels, der 19jährige sohn eines ritters aus Cividale. Die stadt Vicenza hatte, nach dem zeugnisse desselben Gherardus Maurisius,⁴ in den jahren 1204 — 1209 universitäts-studien oder, mit andern worten, die aus Bologna übersiedelte juridische facultät durch fünf jahre besessen, bei der unter andern ein Gottfried aus Bergonia, einem dorfe nördlich von Cividale, und der eben zum erzbischofe von Colocsa ernannte noch nicht 25jährige Berthold von Andechs sich befanden. Thomasin, der im Wälschen Gaste universitäts-studien verrät, muss um diese zeit, und daher in Vicenza, auf der hochschule gewesen sein. Von Vicenza aus begleitete er den könig bis nach Rom, wohnte der krönung bei, und trennte sich vom hofe am 12. october bei der belagerung von Monfiascone, die er erwähnt; was genau seiner angabe entspricht, er

1) Waltero Patriarchae Aquilegensis. — Baluz. Ep. 173.

2) Ughelli, Italia sacra V, 79.

3) Rubeis handexemplar zu Cividale, p. 665.

4) Muratori script. VIII, 15.

habe sich über acht wochen am hofe aufgehalten. Das geburtsjahr Thomasins folgere ich aus folgendem nicht unwichtigen documente, bereits 1858 von mir veröffentlicht:

„Anno Dñi millesimo C. LXXXVIII. nono die intrante Julio Indictè VII. In præsentia bonorum hominum et rogatorum testium. scilicet. Amalrici de Muruzzo. --- Amalrici de proco. Rodulfi de Cusano. Rodulfi de Sacil, Gotefredi et Adalperti de Artegna. Vicenti de Maniago. Warnerij de Cucagna. Conradi et Leonardi de Galano, atque Webeli, Pelegrini et Adalperti fratris ejus, et aliorum plurimorum. -- Bernardus de Cerclaria. una cum Agnete uxore sua, et Adeleta filia sua, atque Matelda sorore sua, cum jure domini, proprietatis ac possessionis, pro remedio animæ suæ suorumque parentum, dedit cum pergameno uno super altare sanctæ Mariæ majoris Ecclesiæ austriæ civitatis. ad primum tradidit. Curtem suam austriæ Civitatis cum casis et ortis ingressu et egressu suo, et quinque masaricias alodii sui, quarum tres sunt scitæ (sic) in villa de Moimago, et quarum una regitur per Johannem. aliam vero tenet Irmingardi Coreanisa. tertiam autem tenet Dñus Marquardus. quarta vero est sita in villa di Galano (et eam tenet?) dñus Cernius de Moimago, quarta (sic) est in Albana. cum casis, sediminibus, campis, pratis, bagarcis, vineis, arboribus, et Caplo comunitatibus, et cum omni jure, actione et integritate ad prædictam curtem et prædictas masaricias pertinente. Insuper ad habendum, tenendum, ac possidendum. Ita quod ipse Bernardus et sui hæredes tam masculi, quam feminae debent habere prenotatam curtem cum jam dictis massariciis in feudum a præposito ejusdem Ecclesiæ. -- Eodem die et in eodem loco et coram suprascriptis testibus, dñus Pellegrinus memoratæ Ecclesiæ præpositus investivit prætaxatam curtem cum jam dictis masariciis eidem Bernardo et Adalctæ filiaejus ad justum et rectum feudum ita ut dictum est, quod omnes eorum hæredes tam masculi, quam feminae habeant jus succedendi ipsum feudum nec non et Agneti uxoris ejus dum vixerit, et omnes tres fecerunt omagium prælibato præposito.

„Actum ante Altare Majoris Ecclesiæ civitatis feliciter Ego Petrus sacri Palatii notarius interfui, et hanc cartam sub Serenissimo Imperatore Federico scripsi rogatus.“ (Cividaleser capitulararchiv. bd. II p. 11).

Bernhard de Cyrelara, der in andern documenten unterm 16. juli 1185 (Collezione Guerra, bd. 22), 28. decbr. 1186, 1. febr. 1188, 20. jänner 1191, 8. august 1192 (capitulararchiv von Cividale) als zeuge oder bürge vorkömmt, erscheint hier als Agnes gemal, Mathildens bruder, und Adelheids vater: er hat seinen sitz in Cividale (de Rubeis c. 634),

und güter in Moimago, Cagliano, Albano. Von Thomasin geschieht keine erwähnung. Da ich diesen Bernhard, der hier am 19. juli 1189 eine bereits lehensfähige, d. i. mindestens 13 jahre und 6 wochen alte tochter hat und als vierziger hoffnung auf männliche nachkommenschaft äussert, für dessen vater halte, und andererseits der Welsche Gast (v. 2445) von sich aussagt, er sei im august 1215, als er das zweite buch schrieb, im allgemeinen gesprochen noch nicht dreissig jahre alt, d. h. jedesfalls etwas mehr als eben grossjährig; so muss ich annehmen, seine geburt falle in die erste hälfte des jahres 1190.

Allerdings findet sich um diese zeit noch zweier andern Cerchiarer erwähnung: am 3. april 1198 leistet Leonhard von Tarcento dem dogen von Venedig bürgschaft, dass Bernhard de Cerclaria der unter andern auch von Conradus de Cerclaria verbürgten, 1197 geschlossenen, übereinkunft nachkommen werde (document im notariatsarchiv in Venedig); und im capitulartotenbuche von Aquileja findet sich, zum behufe der am bestimmten tage zu lesenden seelenmesse, ohne jahresangabe ange-merkt: „III kal. maij Widront filia Alperti de Cerclara ob. que unum mansum in Premariacco canonicis dedit.“ Aber ersterer erscheint nicht als verehlicht, und über des letzteren lebenszeit wissen wir gar nichts bestimmtes.

Am 22. april 1198 versprechen in Venedig die edlen Caporiacco, bei strafe von zehntausend pfund, dass sie zur ersten reise nach Syrien ihr schiff in dem hafen s. Nicolò di Rialto klar halten werden: einer der zeugen ist Bernhard de Cerclara (Archivio dei Frari). Im september desselben jahres überlässt in Venedig Sebastian Ziani aus Caprulæ dem dogen Enrico Dandolo seinen anteil an einem von Bernardus de Circlaria miles de Forojulij gekauften schiffe (Museo Correr, pergamene Cicogna). — Das oben erwähnte totenbuch gibt uns auch an, dass ein Thomasin de Cerclara canonicus von Aquileja war: „Ob. (d. i. obitus) Tomasini de Cerclara Can. Aquil.“ ohne zeitbestimmung. Ich zweifle wider nicht, dass dieser unser dichter sei, den nach vollendung seines Welschen Gastes der patriarch Wolfger zum weltlichen ehrendomherrn seines erzstiftes ernannte.

Annäherungsweise können wir auch Thomasins sterbejahr bestimmen. Unterm 21. mai 1238 teilen die abgeordneten richter zu Aquileja dem boten Bernhards von Zuccola einen act mit „pro curia que fuit olim D. Bernardi de Cerclara“ (civid. cap. archiv); unterm 6. juni 1238 kömmt zu Cividale „in curia que fuit olim D. Bernardi de Cerclaria“ Bernhard von Zuccola mit dem capitelsdechant über genannten hof überein (ib.); unterm 21. märz 1259 macht D. Bernardus von Zuccola zu Cividale in die seele seiner mutter Mathilde dem domcapitel

eine schenkung (ib.); unterm 6. november 1335 schliessen zu Cividale die edelherrn Preogne von Spilimbergo (das geschlecht Spilimbergo beerbte jenes von Zuccola) und Franciscus von Strassoldo einen compromiss bezüglich der güter in Cerclaria (notariatsarchiv zu Udine); unterm jahre 1239 endlich schreibt der belesene und emsige cividaleser historiker Marcantonio Nicoletti († 20. april 1596); „Al... Capitolo di Cividale del Friuli Bernardo die Zuccola rilasciò un lungo ordine di case; acciocchè ogn' anno nelle orazioni si ricordasse della famiglia Cerchiara, che per assai centinaja di anni, essendo stata illustre per operazioni d'uomini e per copia di rendite, era ora mancata in Bernardo della Cerchiara.“ (Codex des im letzten herbst verstorbenen geschichtschreibers Ciconj, vita di Bertoldo Patriarca Aquil. p. 183).

Mit dem mehr als achtzigjährigen Bernhard, dem vater Thomasins, erlosch also anfangs 1238 das cividaleser edelgeschlecht Cerchiari, das entweder von den reifen (cerchi), die sich im wappen der toscanischen, im jahre 1153 nach der zerstörung ihrer burg Montecroce von der pfarre Acone in die stadt Florenz gezogenen und vielleicht auch nach Friaul verschlagenen familie finden, oder von einem eichengehölze (der antike palast der Cerchi zu Florenz erhebt sich bei der via querconia) den namen erhielt; dieser name musste in Cividale, auf die familie bezogen, sprachgerecht Zerclara und Zerclere oder Zirclere lauten. Im jahre 1335 gab es einen ort Cerclaria; wahrscheinlich dasselbe landgut, das noch heutiges tages so heisst auf der gleichnamigen strasse, hart an Cividale. Thomasins schwester Mathilde heiratete einen Giovanni von Zuccola, einer nordwestlich von Cividale gelegenen, später von den bürgern zerstörten burg, deren grundmauern noch bestehen; Mathildens sohn Bernhard, nach dem mütterlichen grossvater genannt, macht nach dem tode des grossvaters († 1238) und der mutter († 1259?) schenkungen an das capitel von Cividale, während Albrechts tochter Widront die hufe in Premariacco bei Cividale dem capitel von Aquileja vergabte. Dieser letztere umstand allein kann mich nicht geneigt machen, in Widront mehr als eine base Thomasins zu erblicken.

Thomasin hatte vor seinem Welschen Gaste anderes von geringerer umfange (v. 14683) in deutscher sprache gedichtet, was sich fibrigens voraussetzen liesse; schon während seiner universitätsstudien fröhnte er lieber den musen als den pandecten (v. 12239 — 12256), und wahrscheinlich zu Vicenza schrieb er (1208 — 9) seine beiden im ersten buche des Gastes erwähnten italienischen gedichte von der höflichkeit und von der falschheit. Prof. Mussafia hat, wie mir sicher scheint, im jahrbuch für romanische und englische litteratur (VIII, 211) 28 verse dieses letzteren aus 756 versen bestandenen gedichtes in einem auf der Marciana bewahr-

ten excerpte Apostolo Zeno's gefunden, das aus einer handschrift des beginnenden XIII. jahrhunderts der von Giovanni Saibante in Verona zu stande gebrachten berühmten bibliothek gezogen ward. Die bruchstücke von der falschheit und von der höflichkeit, und der Welsche Gast zumal zeigen uns in Thomasin einen der didactik zugewanten dichter; anklänge an Fridanc sind im Gaste nicht zu verkennen; gewis hat diese schöpfung seines patriarchen und herzogs mächtig dazu beigetragen, den friauler edelmann für diese kunstgattung einzunehmen, wenn nicht überhaupt ein grösseres werk in deutscher sprache zu verfassen bewogen.

Um nun von diesem, vielleicht nicht unwillkommenen, ausschweifer auf herzog Wolfger zurückzukommen, so treffen wir ihn, und nach unserer voraussetzung auch Thomasin mit ihm, am 1. september 1209 an Ottos hofe bei Bologna; dann (27. septbr.?) bei der kaiserkrönung in Rom; am 12. october vor Monfiascone, bei dessen belagerung Thomasin den kaiser und seinen herzog verlässt; am 25. october in Poggibonzi; am 29. october und 4. november in Samminiato; am 16. november in Lucca; am 14. december in Foligno; am 20. bei Interamnem; am 5. jänner 1210 in Foligno; am 6. februar in Prato; am 12 in s. Genesisio; am 2. märz in Ravenna; am 30. in Imola; dann über Ferrara, Bologna, Parma, Piacenza, Mailand und Pavia, am 2. mai 1210 in Lodi. Wahrscheinlich am 23. juni, wenn nicht schon am 3. mai zu Lodi, trennte sich Wolfger zu Piacenza vom kaiser, in gesellschaft mit den herzögen Bernhard von Kärnthen und Ludwig von Baiern, und dem erzbischof Eberhard von Salzburg, der am 22. juni zu Piacenza, am 6. juni bei Botzen in urkunden vorkömmt: angaben, die ich Böhmers und Meillers regesten entnehme. Der patriarch trennt sich von Otto für immer: einerseits hatte er versprochen auch in angelegenheiten des reiches mit dem pabste zusammenzugehen, andererseits stand Otto auf dem punkte gegen den Staufer Friedrich, den einzigen sprossen des Wolfgern ans herz gewachsenen schwäbischen kaiserhauses, auszuziehen. Er hatte aus vaterlandsliebe und aus achtung für den grossen character Innocenz III. dem welfischen hause gedient. Sein opfer war zu ende: pflicht und gesinnung hiessen ihn auf sein patriarchat zurückgehen und den lauf der dinge abwarten.

„Der biderbe patriarke missewende frí,“ „der zouberære wolfGER-ellenBREHT,“ der mit seiner staatsmännischen fesselnden beredsamkeit erst Philipps, dann „sein eignes ich zu falle gebend“ Ottos sache zum siege geführt hatte, war nun froh endlich wider einmal sich selbst und seinem erztifte ganz ausschliesslich leben zu können. Wir finden ihn vom sommer 1210 bis zum winter 1213 — 14 in einsichtsvoller erfüllung seiner pflichten als kirchlichen und weltlichen fürsten in

Friaul und Istrien beschäftigt. Ein späterer act seines nachfolgers, Bertholds von Andechs, zeigt uns, wie er im jahre 1210, kaum in sein herzogtum zurückgekehrt, gleichsam dem päpstlichen vorwurfe vom jahre 1209, als hätte er heimkehrende pilger für des königs zwecke unbilligerweise angehalten, begegnend, zugleich aber seinem eigenen der in Syrien überstandenen drangsale erinnerlichen gefühle genügend, in s. Nicolò di Ruda, am Isonzo, für pilger, die aus Palästina zurückkehren, eine herberge errichten liess; wie er für anlegung von strassen, für die sicherheit derselben, für urbarmachung des bodens sorgte; 1213 von Serafedin die erlaubnis erlangt, den christlichen gefangenen in Syrien während des waffenstillstandes die gesammelten almosen zuzuschicken. Wir sehen, wie er, seit den tagen des römischen kaisers Claudius Gothicus zum ersten male wider, eine münzpräge in Aquileja gründet, die seine dreizehn nachfolger bis zur mediatisierung des patriarchats in stand halten; Istriens verfassungen in den jahren 1211—12 ordnet; die samlung der rechte und gewohnheiten Friauls veranstaltet, welche uns vom historiker Nicoletti im auszuge erhalten unter dem titel „*Costumi e Leggi antiche dei Forlani sotto i Patriarchi*“ 1861 theilweise im drucke erschienen ist.

Diese ernsten und preiswürdigen sorgen entfremdeten ihn den heiteren musen keineswegs; auf seinem schlosse Grafenberg, einen pfeilschuss weit vom gürzler schlosse der leicht noch lebenden wittve Mathilde von Andechs, oder auf Soffimberg unweit dem bergschlosse Cucanea, bewirtete er im frühjahre 1214 Walthern von der Vogelweide, der, den kärnthner hof verlassend, seinen alten bekannten Wolfger mit einem besuche hatte erfreuen wollen, und gerne sich gleichfalls einen wirt statt einen gast (31, 23) genannt hätte. Der patriarch war eben von Augsburg zurückgekehrt, wo er nach herzlicher anerkennung des bereits gekrönten deutschen königs Friedrichs II., am 22. februar 1214 die rechte und freiheiten der agleier kirche hatte bestätigen lassen. Ein jahr früher war der stock für die beabsichtigte kreuzfahrt in der cathedrale von Aquileja vom päpstlichen boten mit genehmigung Wolfgers aufgestellt worden; denn mehr als die freiwilligen spenden sammeln, sie aufbewahren bis man sie „in gottes dienst legen würde,“ verlangte vorerst die römische curie nicht. Aber dem mit päpstlicher bulle vom juni 1213 verkündeten kreuzzuge war Wolfger nicht besonders gewogen: er, der den dritten, den vierten, und jüngst den kinderkreuzzug erlebt hatte. In dieser sache traf seine ansicht mit der Walthers zusammen. Auch als ihn der pabst bald darauf einlud, zu Martini 1215 am concile in Rom zu erscheinen, fühlte der bald 80jährige greis wenig lust zu der weiten, kostspieligen reise, die ihn zwang, das nicht ganz beruhigte herzogtum auf unbestimmte zeit zu verlassen; erst als der pabst, seine

entschuldigungsgründe nicht gut heissend, unterm 9. september 1215 ihn zum zweiten male dringend dazu aufforderte, schickte er sich ins unvermeidliche und gieng. Thomasin war zu jung um in das vertrauen des kirchenfürsten gezogen zu werden; hätte er es wie der ältere hagenauer genossen, den er vermutlich bei dieser gelegenheit persönlich kennen lernte, so würde er zu seinem erstaunen erfahren haben, dass der „guote kneht,“ der „liebe friunt sin,“ welcher „zuht unde sin an maniger siner rede guot erzielt“ (v. 11240), selbst nach des patriarchen meinung nicht weit vom ziele geschossen hatte. Anders urteilte der 50jährige Walther, anders der 25jährige Thomasin: jener nach trüber erfahrung des alters, dieser nach redlichem gefühle der jugend. Auch blieb Walthers angezogener spruch: „Sît willekomen, hêr wirt“ nicht ohne einfluss auf die wahl des titels „Der Welhische Gast“; so wie Thomasin auch in hinsicht des wappens Ottos sich zu Walther in gesuchten widerstreit setzt (v. 10471 ff. — Walther 12, 25 — 26).

Mehr aber noch als Walthers lieder und Fridancs Bescheidenheit schwebte Thomasin bei abfassung des Welschen Gastes das büchlein „Der Minne Fürgedanc“¹ vor. Er schreibt in den jahren 1208 — 9 seine romanischen werke von der „triuwe“ und von der „zuht,“ in den jahren 1215 — 16 von der „stätekeit“ in seinem Gaste; das sind aber gerade die drei ersten gebote der minne! Die einteilung des Welschen Gastes in zehn bücher ist auch keine zufällige, und durch den ganzen Gast weht der geist des Fürgedankes der minne. Die minnegebote waren also vor 1208 geschrieben, und zwar von einem dichter, den sich Thomasin zum muster nehmen konnte und musste. Die minnegebote sind in ihren 223 ersten reimpaaren gewiss Wolfgers werk; das übrige ist fremde zutat des neigenden jahrhunderts. Das büchlein muss kurz vor der Bescheidenheit verfasst sein, d. h. im october 1201; darauf weist der 12. vers „Swem daz ze Rôme iht behage.“ Das zehnte gebot der minne wird dann der titel und vorwurf zu einem viel mehr als die blosser liebe begreifenden moralischen gedichte. Nicht nur der titel „Der Minne Fürgedanc“ — ein wort, das im Fridanc schon 5, 20 sich einstellt — erinnert an „Fridankes Bescheidenheit,“ nicht nur stimmen die verse „Mich hât ein man mit sinnen kranc — berihtet vlizicliche“ zu denen der Bescheidenheit „Mich hât berihtet Fridanc — ein teil von sinnen die sint kranc“; das büchlein hat Thomasin mehr als sin anderes werk schon 1208 vorgeschwebt; es muss daher des patriarchen arbeit sein.

Nachdem er an der kirchenversammlung, die vom 11. bis 30. november 1215 dauerte, in Rom teil genommen, war Wolfger am 12. decem-

1) Gedruckt in Docens Miscellaneen 2, 171 fgg. Vgl. Lachmann zu Walther 3, 2. W. Grimm, über Freidanc s. 22.

ber wider in Cividale, wo die Görzer Grafen in seiner gegenwart der vogtei über die in Faganea gelegenen güter des Cividaleser capitels entsagten (De Rubeis c. 672). Gleicherweise hatten diese, dem herzoge zu willfahren, am 9. december 1211 auf die vogteirechte über Dignano am Tagliamento zu gunsten des abtes von Moggio, jedoch gegen ein lösegeld entsagt. Dafür fanden sie in bezug auf ähnliche rechte über Marano gegen das Agleier capitel beim patriarchen unterstützung; und als dieses gegen Wolfger's rechtspruch an den pabst appellierte, beauftragte Innocenz den patriarchen von Grado mit erkennung der streitfrage. Am 14. juli wies nun das Agleier capitel in Grado nach, dass ein vorfahr der Görzer Grafen auf jene rechte verzichtet hatte; diese hingegen schützten vor, der neue patriarch hätte sie damit wider belehnt. Mögen nun die domherrn recht oder unrecht daselbst behauptet haben, es fiel zu ihrem schaden aus; denn während Wolfger am lateranensischen concile sich befand, überfielen dieselben Grafen den markt Farra, am Isonzo, wegen ähnlicher advocatierechte. Das capitel recurrierte nochmals an den pabst, und dieser beauftragte am 11. februar 1216, vermutlich nachdem er vom heimgekehrten patriarchen selbst in kenntnis gesetzt war, dass er gerne die entscheidung der römischen curie überlasse, den paduaner bischof Jordan, die Grafen vor sich zu laden und sie zu verhalten, bei strafe des bannes den angetanen schaden zu ersetzen. Der bischof lud zwar die mächtigen Grafen mit wörtlicher anführung der päpstlichen bulle auf den 3. juni nach Padua vor; doch die Grafen, die sich eben in Portogruaro an der westlichen grenze Friauls befanden, schickten nur den Grafen Wernher von Attems dahin, der die sache in die länge zog, aber endlich unverrichteter dinge zurückkehrte. Die Görzer Grafen waren kirchlich gebannt. Da berief Wolfger in der fastenzeit 1217 eine provinzialsynode nach Aquileja, auf der auch sein suffraganbischof von Padua erschien. Dadurch war der hochmut der Görzer zufriedengestellt; sie entsagten ihrem sehr zweifelhaften rechte in die hände ihres freundes, des fürsten Wolfger; der bischof löste sie dann vom banne und holte die genehmigung von Rom ein. — Überhaupt sehen wir Wolfgern seit der blutigen fehde mit den Ortenburg vom jähre 1199 immer nur als frid-anc bestrebt, den frieden zu wahren und entstehende streitigkeiten auf gütlichem wege zu schlichten, nicht etwa aus scheu vor der arbeit, oder aus engherzigem kleinmut, sondern im gegenteile die schwierigsten unternehmungen auf sich ladend und sie mit nie ermüdender beharrlichkeit tactvoll zu glücklichem ende führend, sei es dass er der sache Philipps oder Ottos sich annahm, dass er der mächtigen venezianischen republik oder seinen streitsüchtigen kirchenbrüdern und vögten sich gegenüber fand, dass er den schwierigen pabst oder den

seiner markgrafschaft entsetzten Heinrich von Andechs u bestehen hatte.

Kurz vorher, am 17. april 1216, war von demselben bischofe Jordan in der domkirche zu Padua das werk eines grammatikers gekrönt worden, das unseres dichters von Ellenbreht rühmlische erwähnung thüt. Schon zu ende des vorigen jahrhunderts hatte sich in Bologna der florentiner Henrighettus Septimellensis als grammatiker einen namen gemacht; grossen ruhm erwarb sich darauf in Italien durch seine „ars dictaminis“ der engländer Galfrid Vinesauf, der in der widmung derselben das namenrätsel unseres Wolfger nachzuahmen scheint:

Papa stupor mundi, si dixero papa NOCENTI,

Acephalum nomen tribuam tibi; si caput addam,

Hostis erit metri — (Leyser, hist. poet. med. æv. p. 855);

im jahre 1215 am 26. märz ward die ars dictaminis des florentiners Buoncompagno in Bologna feierlich gekrönt; gleiche ehre erntete ein jahr später die ars epistolaris dictaminis des paduaners Arseginus. Gänzlich unbekannt ist gegenwärtig dieses gekrönte, von den litteratoren des XVI. jahrhunderts noch gelesene schriftchen. Ich habe es im codex no. 1182 der universitätsbibliothek von Padua unter mehreren aufsätzen verschiedenen inhalts wiedergefunden, und gebe davon hier notiz. Der anfang lautet: „Vivit Deus quod non habeo panem nec quantum farine pugillus potest capere. pauca scilicet gramatice documenta que omnium scientiarum primordialis materia merito dici potest. Quare quisquam debet minori admiratione moveri, si navicula mea in tanti operis assumptione navigat tremebunda. presertim cum sim indignus illo pane cor hominis qui confirmat. Scio enim veraciter, quod altus est puteus scripturarum, nec vasis haustionis hauriendus. Crebris tamen amicorum sociorumque sollicitationibus invitatus, personis quibus me denegare non audeo, rem quamquam arduam sed volentibus profecturam non ingenii confidentia sed benivole caritatis astrictus acceptare presumpsi, artem scilicet epistolaris dictaminis diffusam et latius evagantem velud in unum corpus sub membrorum articulis compilare Ea propter ego magister arseginus notarius paduanus tandem victus precibus amicorum expono et gratis erogans quod gratis mihi divinitus est concessum.“ Weiter heisst es: „Species dictaminis sunt tres. scilicet prosaichum ut tullij et salustij. metricum ut virgilij et lucani. ritimichum ut primatis. Invenitur etiam alia species dictaminis scilicet prosametricum quod constat ex prosa et metris ut dictamen boetii et marcialis capelle.“ Dass jenes dictamen ritimichum primatis das dictamen des lebenden agleier patriarchen, zu dem der paduaner bischof ein suffragan war, und nicht überhaupt die dichtung eines nur unter diesem, dem vates

vatum entsprechenden, hehlnamen bekannten gemeinen poeten sei, wird deutlicher aus dem bald darauf zu lesenden passus: „Personae sive personarum situs sunt tres, scilicet maior. media. minor maior persona in clero ut apostolicus. patriarche seu primates,“ wo der grammatiker adressen concipieren lehrt, und folgende anführt: „Venerabili patri et domino J. dei gratia paduano episcopo dignissimo p. suorum clericorum minimus debite subiectionis reverentia“ . . . „Arseginus dictus magister . . . vel arseginus qualis qualis magister“ . . . „fidei ac sapientie radiis illustrato patri et domino reverendo. v. dei gratia aquilegiensi patriarche dignissimo Jor. divina miseratione paduanus episcopus“ . . . „potentissimo et illustrissimo viro domino A. dei gratia ungarie regi metuendo b. novellus sibi consanguinitatis linea copulatus“ . . . „Ho. episcopus servus servorum Dei dilecto in christo fratri Jor. paduano episcopo“ . . . „Sancto patri et domino. H. dei gratia sancte universalis ecclesie summo pontifici. a. marchio estensis.“ — J. und Jor. = Jordanus; v. = Volcherus; A. = Andreas II., Gertruds von Andechs gemahl; b. novellus = Berthold (V.) von Andechs, damals erzbischof von Colocsa; Ho. und H. = Honorius III.; a. = Azzo. Erst nennt Arseginus den primas als rhythmischen dichter; dann erinnert er, dass die patriarchen auch primates betitelt werden können; und zuletzt führt er in den beispielen nur den agleier primas Wolfger an. Ich glaube, wenn auch oben nicht erwiesen wäre, dass Grimms Primas unser Wolfger ist, diese stellen des gleichzeitigen paduaner grammatikers könnten allein dazu hinreichen.

Der pabst Innocenz III. starb am 16. juli 1216; sein nachfolger Honorius III. beauftragte den herzog primas, die zwischen Trevisanern und Paduanern einerseits und den Venezianern anderseits wider ausgebrochene fehde beizulegen, was ihm auch am 17. april 1217 gelang. Diese seine letzte nennenswerte that ward vier jahrhunderte später, zufällig nach Fridancs wunsche, in die inschrift aufgenommen, die Giambattista Scarsaborsa zu Wolfgers bildnis für die „Sala dei Ritratti“ im udineser patriarchenpalaste verfasste, und also lautet: — Volcherius, stabilita patriarchali dignitate atque auctoritate, inter caetera quae gessit sapienter, Patavinos et Tarvisinos populos Venetae Reipublicae conciliavit —

Am 6. juni 1217 begegnen wir dem patriarchen in Sacile an der westlichen grenze Friauls; am 9. juli in Gemona mit Leopold von Österreich, Berthold und Heinrich von Andechs; am 13. november, wie es scheint, zu Aquileja, wo er gewisse einkünfte verpachtet. Er genoss also noch bester gesundheit, da er an weltliche geschäfte denken mochte. Er starb, nach dem necrologium aquilejense, am 23. jänner 1218; wie wir glauben, im 82. jahre seines alters.

Sein unverwüstlicher humor versagte ihm auch nach dem tode nicht. Als die mutter (Gisela) des 82jährigen verblichenen — so erzählt das 1422 — 45 geschriebene *chronicon tertium patriarcharum aquilejensium* (De Rubeis, appendix p. 11) — nach Aquileja auf besuch kam, ihn bereits im grabe fand, und ausrief: Ach, mein sohn, was gibst du mir, das ich forttrage? erhob er unverweilt den arm, den die getröstete mutter mitnahm.¹ Es ist nicht zu zweifeln, dass der wundertätige arm der durch den frommen sinn Giselas, der gemahlin kaiser Konrads II., gross gewordenen kirche durch viele jahre eine erkleckliche rente wird abgeworfen haben. Uns machte er reicher an minder vergänglichen gütern, seinen lateinischen und deutschen gedichten. Das beste vielleicht, das leben Friedrichs des Rotbarts vermessen wir noch. Aber bevor man die hoffnung aufgibt, eine vollständige Bescheidenheit und das vermisste deutsche epos wider aufzufinden, müste man die udineser archive, das erzbischöfliche und das domcapitelsche, und vor allem die archive der gräflichen familien Strassoldo, die Grafenberg und Soffimberg ererbten, erforschen. Auf dem domcapitelschen zu Udine habe ich deutsche gedichte geistlichen inhalts bei einem flüchtigen besuche zu gesicht bekommen; die strassoldschen, besonders das gerühmte und ganz unerforschte zu Mortegliano, wo die Strassolds seit den ältesten zeiten besitztümer und seit 1312 vogteirechte hatten, dürften jetzt, nachdem mit dem jahre 1867 die feudalprocesse auch diesseits des Judri ein ende genommen haben, ohne gefahr für die eigentümer zugänglich werden.

Fridanc liegt also im langhause der agleier hauptkirche mit den andern patriarchen deutscher abkunft und ghibellinischer gesinnung: mit Poppo († 1042), Sieghart von Plaien († 1077), Ulrich von Treven († 1182), Pilgrim II. († 1204), Berthold von Andechs († 1251) und Marquard von Randeck († 1381); die patriarchen, die auf Berthold folgten, guelfen welscher abstammung, haben sich in der abgesonderten Ambrosiuscapelle ihre ruhestätte erwählt. Die gräber der sechs angeführten haben inschriften, und daher weiss man wem sie gehören; eine einzige marmorne arche im nördlichen seitenschiffe ist ohne inschrift. Schlicht und ohne allen pomp kann sie unmöglich den patriarchen herzoglicher abkunft gehören: Ulrich I. von Eppenstein († 1122), Pilgrim I. von Sponheim († 1161), Gottfried regali prosapia orto († 1194), die das zeitliche segneten als

1) Hic multa sanctitatis opera in vita sua fecit, quæ Deus post ejus obitum demonstravit. Nam ejus tumba marmorea in Ecclesia Aquilegensi in aere diu pependit circumquaque quatuor digitis super terram. Adhuc solum in uno angulo modicum tangit de terra, et alii tres anguli minime tangunt. Hic etiam dicitur, quod mater ejus veniens visitare, et reperiens eum mortuum dixit, Heu fili mi, quid mihi das ut mecum portem; et elevavit brachium, et mater sua accepit et secum portavit.

ihre familien in vollster blüte standen.¹ Es bleibt demnach kaum eine andere wahl übrig, als sie für Wolfgers grabmal zu halten, das ja von den verfassern des chronicon tertium keine gruft mit marmorplatte, sondern ein ebenerdiger steinsarg genannt wird. Auch war weder Wolfger der mann, bei lebzeiten in der letzten willensverfügung irdische eitelkeit zur schau zu tragen, welche die habsucht der nachkommen gereizt hätte, noch konnte er eine ausserordentliche, mit grösseren auslagen verbundene ehrenbezeugung seitens seiner weitläufigen verwanten oder der von ihm wenig begünstigten domherrn nach seinem tode gewärtigen.

VERONA, JULI 1869.

DR. JUSTUS GRION.

ISLANDS UND NORWEGENS VERKEHR MIT DEM SÜDEN VOM IX. BIS XIII. JAHRHUNDERT.

Das verhältnis der altnordischen heldensage zu unserer deutschen ist schon längst gegenstand der untersuchung geworden. Für die frage, wie sich das mythische element innerhalb derselben zu dem historischen verhalte, ist die andere frage theilweise präjudiciell, wann und wie die nordische fassung jeder einzelnen sage von der deutschen sich abgezweigt habe; jedenfalls bedarf die eigentümliche thatsache einer erklärung, dass deutsche ortsnamen oft genug in der nordischen sage genannt, und zwar in bezug auf deren eigentlichen schauplatz genannt werden:

So lange man an der traditionellen anschauung schlechthin gläubig festhielt, dass die sämtlichen lieder der sogenannten Sæmundar-Edda in das graueste altertum hinaufreichen, musste sich selbstverständlich die zeit eng begrenzen, innerhalb deren eine einwirkung der deutschen überlieferung auf den norden möglich scheinen konnte, und so erklärt sich, dass Müllenhoff noch im jahre 1854 „ungefähr das jahr 600“ als die grenze bezeichnen mochte, an welcher der verkehr mit dem norden aufhörte und abbrach.² Jetzt hat man angefangen auch an diese heiligtümer die kritische hand anzulegen, und wird sich schwerlich durch die

1) Von Popo an, der die domkirche erbaute, bis zu den gnelfischen patriarchen zählt man ausser den genannten noch folgende: Eberhard, domherr von Augsburg (1042 - 1049); Gotepold, probst von Metz, ein verwanter des salischen kaiserhauses (1049 - 1060?); Ravanger, ein Deutscher (1060? - 1068); Heinrich, domherr von Augsburg (1077 - 1084); Friedrich II, ein Slave, der ermordet (1084 - 85), und Gerhard von Premariacco (1122 - 1128), der entsetzt wurde.

2) Haupts zeitschrift, X, s. 177.

vornehmen machtsprüche einzelner, wenn auch noch so verdienter, gelehrter von solchem unterfangen abschrecken lassen;¹ eben damit ist aber auch die notwendigkeit erwachsen, einen ungleich geräumigeren zeitabschnitt ins auge zu fassen, und der möglichkeit rechnung zu tragen, ob nicht in weit späterer zeit erst deutsche einflüsse auf die gestaltung der nordischen sage gewirkt haben. Bei der führung der untersuchung wird es aber notwendig werden, die verschiedenen einschlägigen fragen möglichst scharf von einander zu trennen, und bei der prüfung einer jeden von ihnen stets von denjenigen punkten auszugehen, welche als bereits sichergestellt gelten dürfen, oder doch ihrer natur nach einer objectiven feststellung am leichtesten zugänglich sind.

Etwas anderes ist zunächst die frage nach dem alter derjenigen liedersammlung, welche wir als die ältere Edda zu bezeichnen gewöhnt sind, — etwas anderes die frage nach der entstehungszeit der einzelnen lieder, welche in dieser sammlung enthalten, oder als einzelne neben derselben überliefert sind, — wider etwas anderes endlich die frage nach der zeit, in welcher die von diesen liedern behandelten sagenstoffe im norden aufgekommen oder demselben vom auslande her zugeführt worden sind. Es ist möglich, dass die einzelnen lieder längst gedichtet waren, ehe sie zu einer sammlung vereinigt wurden; möglich auch, dass die sagenstoffe längst im norden umgelaufen waren, ehe sie dichterische bearbeitung erlangten. — Durch Sophus Bugge's mustergiltige forschung ist mit ziemlicher sicherheit ermittelt, dass die liedersammlung, auf welche unsere handschriftliche überlieferung im grossen und ganzen als auf ihren archetypus zurückführt, ungefähr um das jahr 1240 auf Island entstanden sein müsse, und zugleich wahrscheinlich gemacht, dass daselbst gleichzeitig noch andere, ähnliche samlungen im gebrauche gewesen waren. Eine endgrenze für die entstehung derjenigen lieder wenigstens, welche in jener ersteren sammlung nachweisbar enthalten waren, ist damit gewonnen; die anfangsgrenze dagegen ist erst noch zu ermitteln, und zwar für jedes einzelne lied einzeln, sei es nun aus sprachlichen oder aus materiellen behelfen, wie sie etwa das eine oder andere lied an die hand gibt. Theodor Möbius hat bereits, bd. I, s. 434 bis 37 dieser zeitschrift, in treffendster weise darauf aufmerksam gemacht,

1) Ohne mich über diesen punkt mit Svend Grundtvig in eine polemik einlassen zu wollen, bemerke ich in bezug auf eine seiner auslassungen („*Er Nordens gamle Literatur norsk, eller er den dels islandsk og dels nordisk?*“ s. 110, anm.), dass die von mir, bd. I, s. 58 dieser zeitschrift angeführten äusserungen Guðbrand Vigfússons über das alter einzelner eddalieder einem, später cassierten, probebogen des „*Icelandic-English Dictionary*“ entlehnt waren, auf dessen s. 2 sp. 2 sie nunmehr, wenig verändert, zu lesen sind.

auf wie schwachen gründen die herkömmliche annahme von dem hohen alter der „Eddalieder“ beruhe, und wie sehr eine grundlegende, jedes einzelne lied einzeln würdige untersuchung not thue; aber freilich leicht ist die aufgabe nicht, welche damit gesetzt ist. In sprachlicher beziehung zunächst liegt auf der hand, dass die sämtlichen lieder im grossen und ganzen das gepräge der zeit tragen, in welcher sie zu einer sammlung vereinigt wurden; so kann es sich demnach nur darum handeln, einzelne spuren älterer sprachformen zu sammeln, welche sich der späteren umgestaltung entzogen haben, oder umgekehrt einzelne spätere sprachformen, welche durch ihre metrische bedeutung sich als dem liede von anfang an zugehörig erweisen. Aber da stösst man auf die doppelte schwierigkeit, dass einerseits die zeit, in welcher die altnordische sprache diese oder jene veränderungen erlitt, sich schwer feststellen lässt, sowie man über die mitte des 12. jahrhunderts zurückgeht, indem ältere handschriften nicht vorhanden sind, und dass andererseits in der dichterischen sprache theils absichtlich, theils als notbehelf für die handhabung des stabreimes altertümliche wortformen vielfach noch in zeiten festgehalten wurden, in welchen die prosaische rede solche längst hatte fallen lassen.¹ Sicherer führt die benützung materieller behelfe zu einem entscheidenden ergebnisse in bezug auf die entstehungszeit einzelner lieder; aber solche aufzuspüren, ist eine doppelt und dreifach schwierige sache. Bei den *Atlamál* freilich ist die sache leicht genug gemacht. Dass deren bezeichnung als „*hin grœnlensku*“ nur auf das amerikanische Grönland, nicht auf das norwegische Grenland bezogen werden dürfe, wird nach Bugge's schlagender beweisführung (s. 433 seiner Edda) kaum noch jemand bezweifeln wollen, und in der that muss schon die erwähnung des *heitalhörn* in str. 18 für diese auslegung entscheidend genannt werden, da der eisbär den nordleuten stets als ein spezifisch grönländisches thier galt, und vor der entdeckung Islands, wohin er zuweilen durch treibeis geführt wird, nicht einmal bekannt war;² vor der entdeckung Grönlands, also dem jahre 985, kann dieses lied unmöglich gedichtet sein. Minder einfach liegt die sache in anderen fällen; aber doch lassen sich auch aus verborgeneren anhaltspunkten hin und wider ziemlich

1) Manches hierhergehörige findet man bei Svend Grundtvig, *Om Nordens gamle Litteratur*, s. 65--72, und *Er Nordens gamle Litteratur norsk*, s. 66--77, dann bei E. Jessen, *Smaating om oldnordiske digte og saga*, s. 262--57, und *Bemærkninger til Hr. Docent Captain Svend Grundtrigs Artikel: Er Nordens gamle Litteratur osv.*, s. 224--30 zusammengestellt.

2) Vgl. die nachweise, welche ich in einem „Waldbär und Wasserbär“ überscribenen artikel des anzeigers für kunde der deutschen vorzeit, 1863, no. 11 mitgeteilt habe.

sichere schlüsse ziehen. Die *Rígsþula*, 12, zählt zu den geschäften der unfreien das torfgraben; erinnert man sich nun, dass die *Orkneyínga saga* von Torf-Einarr jarl erzählt: „*hann fann fyrstr munna at skera torf ór jörðu til eldivíðar*“ (Flbk. I, 223), so ist klar, dass vor dem schlusse des 9. jahrhunderts jenes gedicht nicht entstanden sein kann. — Nach der *Helgakviða Hundíngsbana* I, 10 begann Helgi seine heldenlaufbahn:

„*Þú er fylkir var
fimtán vetra.*“

Nun ist es ein bekannter zug in den sagen, dass sie ihre helden sofort nach erreichter mündigkeit auf abenteuer ausziehen lassen; der alte mündigkeitstermin aber war, in Norwegen sowol als auf Island, auf das erreichte 12. jahr gesetzt,¹ und demgemäss geht in Norwegen noch der heilige Ólaf mit 12 jahren auf die heerfahrt (1007), ganz wie ein paar jahre früher auf Island Gunnlaugr ormstúnga im gleichen alter auf die reise will.² Erst in späterer zeit, und jedenfalls nicht vor dem ende des 10. jahrhunderts, kam neben dieser älteren noch eine weitere altersgrenze auf, welche jene erstere mit der zeit völlig verdrängte, und zwar setzte dieselbe das isländische recht auf das erreichte 16., das norwegische recht aber auf das erreichte 15. jahr. Vor dem 11. jahrhunderte wird hiernach dieses lied kaum entstanden sein. Die *Guðrúnarkviða* III, 6 lässt die des ehebruchs beschuldigte Guðrún zu ihrem gemahl sprechen:

„*Sentú at Saxa,
Sunnmanna gram;
hann kann helga
hver vellanda.*“

Nun wissen wir, dass der kesselfang sowol als das eisentragen dem nordischen rechte völlig fremd war, bis der heilige Ólaf beide nach dem vorgange der englischen, französischen und deutschen rechtsverfassung in Norwegen einfuhrte, von wo sie dann auch sporadisch nach Island herüberdrangen, und wir wissen auch, dass das altnordische heidentum anstatt dessen seinen gang unter die rasenstreifen hatte,³ dessen bedeutung zwar mit der unserer gottesurteile verwant, aber doch nicht unwesentlich von ihr unterschieden war. Jene strophe setzt die bekantschaft mit dem kesselfange bereits voraus, aber sie ist sich zugleich des fremdländischen ursprungs der probe noch vollkommen bewusst; beides zusam-

1) Den nachweis habe ich in Pözl's Kritischer vierteljahresschrift für gesetzgebung und rechtswissenschaft, bd. II, s. 85—91 geliefert.

2) *Legendarische Ólaf's s. ens helga*, cap. 8, s. 6; *Heimskringla*, cap. 4 s. 219; *Gunnlaugs s. ormstúngu*, cap. 4, s. 204.

3) *Laxdæla*, cap. 18 s. 58—60.

men dürfte etwa auf das 11. jahrhundert weisen, also ganz auf dieselbe zeit, auf welche auch Gudbrandr Vigfússon geneigt ist die von den Völsungen handelnden lieder zurückzuführen, u. dgl. m. Aber, wie gesagt, selbst wenn es gelingen würde, den sämtlichen einzelnen eddaliedern, auf derartige behelfe gestützt, eine ungleich spätere entstehungszeit anzuweisen, wäre doch immerhin die andere frage noch nicht entschieden, zu welcher zeit die betreffenden sagenstoffe selbst den nordleuten zugekommen seien, und müste zumal immerhin noch dahingestellt bleiben, wie weit diese etwa südgermanischer import, oder aber ursprünglicher gemeinbesitz des gesamten germanischen volksstammes gewesen seien, welcher nur nachgehends in einzelnen beziehungen im norden eigentümlich ausgeprägt, aber auch wol wider durch südländische einwirkungen modifiziert worden wäre. Um auch in dieser beziehung zu einer endgiltigen lösung zu gelangen wird einerseits nötig werden, auch die ausserhalb der eddalieder, der Snorra-Edda, der Völsunga saga, des Nornagests þátrr u. dgl. m. erhaltenen reste der heldensage möglichst vollständig zu sammeln, und dabei vorzugsweise auf solche vorkommnisse zu achten, welche eine möglichst genaue chronologische fixierung gestatten, andererseits aber auch an der hand der politischen und handelsgeschichte, der kirchen- und gelehrtengegeschichte festzustellen sein, zu welchen zeiten denn überhaupt ein hinreichend erheblicher verkehr Islands und Norwegens mit den ländern des südens und westens bestand, um eine namhafte einwirkung fremder sagenüberlieferungen möglich erscheinen zu lassen. Die erste hälfte dieser aufgabe ist unendlich schwer zu erfüllen. Bei den poetischen stücken, die in erster linie in betracht kommen müssen, so wie in die hinter dem 12. jahrhundert zurückliegende zeit hinaufgestiegen werden soll, ist zufolge der unglücklichen neigung so mancher sagenschreiber, ihre erzählungen durch selbstgemachte verse auszuschnüßeln, zumeist erst eine prüfung ihrer ächtheit notwendig, ehe man ihnen das alter zugestehen darf, das sie sich selber beilegen, und auch bei nicht wenigen einzeln erhaltenen liedern ergibt eine solche, wie z. b. bei den Krákumál, eine weit spätere entstehungszeit als die, welche sie sich selber beilegen; bei eigennamen dagegen, zu denen man etwa seine zuflucht nehmen möchte, entsteht vielfach die frage, wie weit solche wirklich der heldensage von anfang an ihren ursprung verdanken, und nicht vielmehr, wie etwa die namen Atli, Sigurðr, Gunnar u. dgl. m. erst hinterher in dieselbe aufnahme fanden, weil man es vorzog an die stelle eines ausländischen namens einen ähnlich klingenden inländischen zu setzen, wie etwa bischof Gizurr während seines aufenthaltes in Gautland seinen namen in Gísurðr verwandelt sah (*Íslendingabók*, cap. 10), oder verschiedene in Norwegen thätige bischöfe bald unter dem deut-

schen namen Sigafrið, bald unter dem nordischen Sigurðr auftreten. Ungleich leichter ist es dagegen mit dem zweiten teile der aufgabe voranzukommen, da man es bei diesem mit sehr greifbaren tatsachen zu tun hat. und überdies des grossen vorteils geniesst, neben den nordischen auch ausländische quellen benutzen zu können, und zwar quellen, die der zeit nach viel weiter hinaufreichen als jene, und somit zumal auch in chronologischer beziehung weit verlässiger sind. Hier also mag es am ersten gelingen, festen fuss zu fassen und einen bestimmten rahmen auszustrecken, innerhalb dessen die weitere untersuchung sich sodann um so leichter bewegen und zurechtfinden kann.

Das ziel ist damit bezeichnet, welches ich für diesmal zu verfolgen mir vorgenommen habe. Es gilt also lediglich die verbindungen nachzuweisen, welche zwischen Norwegen und Island einerseits und denjenigen ländern andererseits jeweilig bestanden haben, von welchen aus die deutsche heldensage dahin gelangen konnte, und so weit möglich zu ermitteln, zu welchen zeiten dieselben der art gewesen seien, um einen import von sagenstoffen zu ermöglichen, wie solche in den heldenliedern der Edda und den andern verwanten quellen vorliegen. Ich glaube übrigens nicht unerwähnt lassen zu sollen, dass die wahl dieses themas zunächst nicht von mir selber ausgieng. Professor Zacher war es, welcher mich zu dessen bearbeitung für die zeitschrift aufforderte, so dass also ich zwar für die ausführung der arbeit allein haftbar bin, die anerkennung aber, welche allenfalls die stellung der aufgabe sich erwerben möchte, nicht mir, sondern der redaction dieser zeitschrift gebührt.

Dass schon in sehr früher zeit verbindungen des nordens mit dem deutschen süden bestanden, lässt sich nicht verkennen. Die vielbesprochene frage nach einer südgermanischen urbevölkerung der südlichen theile Skandinaviens darf ich hier auf sich beruhen lassen, und nur im vorbeigehen daran erinnern, wie dem Jordanes seine Scandza insula als „quasi officina gentium aut certe velut vagina nationum“ gilt (cap. 4), aus welcher er nicht nur seine Goten auswandern, sondern auch die Heruler von den Dänen vertreiben lässt, und wo er überdies Ethelrugi sesshaft weiss, während etwas weiter südlich Uimerugi wohnen, namen, die in der auffälligsten weise an die norwegische landschaft Rogaland, und deren bewohner, die Rygir, erinnern, für welche die nordische dichtersprache sogar noch die bezeichnung Hólmrygir kennt; ein könig Rodulf, der gleichfalls auf Scandza gesessenen Ranii, d. h. Ranir, soll sogar zu könig Theodorich gekommen sein, was zu einer bei Cassiodor aufbewahrten nachricht über einen könig stimmt, der von jenseits der Ostsee nach Italien gekommen sei. um sich an Theodorich anzuschliessen. Erinnert mag auch daran werden, dass nach Prokop (Gotenkrieg, II, cap. 15)

zu anfang des 6. jahrhunderts ein teil der Heruler nach einer durch die Langobarden erlittenen niederlage von der untern Donau weg nordwärts zog, um an slavischen völkern, Warnern und Dänen vorbei nach der insel Thule zu gelangen, und hier neben den Gauten sich niederzulassen: eine nachricht, welche mit der obigen angabe des Jordanes zusammengehalten doch auch auf die meinung zurückführt, dass Skandinavien die alte heimat des volkes gewesen sei, mit welcher dieses auch nach seiner auswanderung noch beziehungen unterhalten habe. Aus Skandinavien lässt ferner Paul Warnefrieds sohn seine Langobarden ausziehen, und bezüglich der Burgunder weist der name Borgund, welchen eine insel in Hördaland, eine zweite in Summaeri und eine landschaft in Sogn trägt, dann der name Borgundarhólmr, woraus dann später Bornholm wurde, auf ähnliche verbindungen hin. U. dgl. m. Es mag dahin stehen, wie viel oder wie wenig geschichtlich glaubhaft ist an derartigen wandersagen; aber auf gegenseitige bekanntschaft unter den völkern, und auf einen gewissen verkehr unter denselben lassen sie doch immerhin schliessen, wie denn auch nur unter dieser voraussetzung jene detaillierten nachrichten sich erklären lassen, welche zumal Jordanes über die geographie des nordens zu geben weiss. Zu anfang des 6. jahrhunderts hören wir auch bereits von einem seezuge, welchen der dänenkönig Chochilaich, d. h. Hugelíkr, gegen das Frankenreich unternahm, und die von Gregor von Tours bezeugte tatsache (histor. Franc., III. cap. 3) spielt zwar nicht in der nordischen oder fränkischen, aber doch in der angelsächsischen sage ihre bedeutsame rolle, sofern könig Hygelác des Beowulfliedes unverkennbar mit jenem heerkönige zusammenfällt. Aus diesem letzteren umstande möchte man schliessen, dass gerade jene frühen verbindungen zwischen nord und süd es gewesen seien, welche deutsche sagenstoffe in den nord und nordische nach Deutschland und England brachten; indessen erweist sich doch der schluss bei genauerer prüfung nicht recht stichhaltig. Das alter des Beowulfliedes, wie es uns vorliegt, reicht nicht über das 9. jahrhundert hinauf, also nicht über die zeit, in welcher England zum nord in ganz anders enge beziehungen gesetzt war als vordem; die quellen aber, aus denen es geschöpft ist, wer weiss, wie die ausgesehen haben mögen? Hat doch Thorpe das gedicht noch neuerdings (1855) für eine metrische paraphrase einer im südwesten von Schweden entstandenen sage erklärt;¹ warum sollte da nicht angenommen werden können, dass der nordische teil seines inhalts wenigstens erst durch nordische heerleute nach England gekommen sei? Ähnlich mag es sich mit dem Wandererliede verhalten. Ich kann mich

1) Siehe die vorrede zu seiner ausgabe, s. VIII--IX.

nicht davon überzeugen, dass ein gedicht, welches in trockenster weise eine nomenclatur von helden- und volksnamen zusammenstellt, und dabei unter die gestalten der germanischen geschichte und sage frischweg Israeliten und Syrer, Hebräer und Inder, Egyptier, Meder und Perser (str. 165. 9), Idumäer (176), Saracenen und Serer (151 - 52), Alexander den Grossen (31), den oströmischen kaiser (41) und einen zweiten kaiser, welcher das Walarice besass (154 - 58), d. h. doch wol das land der Röm-Walas (140), in buntester weise einmischt, bereits im 7. jahrhundert sollte entstanden sein, wie dies Müllenhoff annimmt;¹ mir will vielmehr der über die Romwalchen herrschende kaiser auf die zeit nach Karl dem Grossen, und die erwähnung der wicingas (120), dann des wicinga-cyn (96) auf eine periode hinzudeuten scheinen, in welcher England bereits mit den nordischen heerleuten ziemlich genaue bekanntschafft gemacht hatte. Ohne demnach die möglichkeit einer so frühen einwirkung deutscher oder englischer überlieferungen auf die nordische sagenbildung läugnen zu wollen, kann ich dieselbe doch nicht für erwiesen gelten lassen, und bei dem immerhin wenig lebhaften verkehre, der dazumal zwischen süden und norden bestand, vermag ich dieselbe nicht einmal für besonders wahrscheinlich zu halten.

Ganz anders beginnen sich nun aber die beziehungen der nordleute zum süden und westen seit dem ende des 8. jahrhunderts zu gestalten. Durch innere bewegungen auf der skandinavischen halbinsel, auf den dänischen inseln und in Jütland veranlasst, beginnt jetzt jenes massenhafte ausströmen nordischer heerschaaren, welches auf ein paar jahrhunderte hinaus die küstengegenden des fränkischen reiches, der britischen inseln, Spaniens, ja teilweise sogar Italiens und Africas heimsuchte. Die angelsächsische chronik verzeichnet das jahr 787 als dasjenige, in welchem die ersten schiffe „dänischer“ männer aus Hördaland (Häredaland) nach England kamen; irische und welsche annalen lassen die nordischen „heiden“ in den jahren 782, 793 oder 795 zum ersten male in ihrer heimat sich zeigen; in dieselbe zeit etwa fallen endlich auch die ersten nachrichten über deren auftreten an den fränkischen reichsgrenzen. Um die mitte des 9. jahrhunderts dehnten sich diese raubzüge bereits auf Spanien und das Mittelmeer aus, und jetzt kam es auch bereits vor, dass einzelne heerführer sich nicht mehr mit plünderungen und brandschatzungen begnügten, sondern bleibende eroberungen im fremden lande ins auge fassten. Im Frankenreiche finden wir bereits seit 826 widerholt dänische oder norwegische häuptlinge mit lehen in Friesland oder Flandern bedacht; in Irland gründet sich, nach-

1) Siehe noch dessen oben angeführte abhandlung, s. 176.

dem schon vorher dem halbwegs sagenhaften Þorgils (Torgeis) ähnliches geglückt war, um das jahr 850 Ólafr hvíti (Amhlaibh) in Dublin, Sigtryggr (Sitrioc) in Waterford, und Ívarr (Jobar) in Limerik ein reich. Man fieng bereits an, je nachdem die einzelne schaar nur den sommer über im fremden lande heerte, oder auch für den winter dort ihren aufenthalt nahm, zwischen Sumarlídar und Vetrlídar zu unterscheiden;¹ als aber vollends die umgestaltungen, welche könig Haraldr hárfagri in Norwegen hervorrief, das verbleiben in der heimat gar vielen männern unmöglich machte oder verleidete, wanten sich ganze massen von volk westwärts, und galt es in ungleich höherem grade als je zuvor statt vorübergehender heute bleibende wohnsitze zu gewinnen. Ein buntes, wildes treiben entfaltete sich jetzt in den gewässern und an den küsten der Nordsee, des Atlantischen oceans, des Mittelmeeres. Aus dänischen und norwegischen, teilweise selbst schwedischen männern gemischte abenteurerhaufen sammelten sich unter selbstgewählten führern zu einzelnen unternehmungen, nach deren beendigung ihre verbindung sich zumeist sofort wider löste. Vorübergehend mochten sich wol einmal grössere massen zu einem einzelnen zuge zusammenballen; öfter noch trieben sich umgekehrt einzelne männer oder schiffsmannschaften auf eigene faust zwischen den ansehnlicheren heerhaufen herum. Bald plündernd und brandschatzend, bald auch wol den kriegerischen dienst gegen die eigenen landsleute einzelnen einheimischen fürsten und königen vermietend, führte ein guter teil dieser heergesellen das unstätteste leben, von augenblick zu augenblick den dienstherrn, die parteistellung und den schauplatz seiner taten wechselnd; ein anderer teil aber wuste mehr oder minder dauerhafte niederlassungen in der fremde zu begründen, welche dann der natur der sache nach wider als vorzugsweise stützpunkte von jenen unstäteren stammgenossen benützt wurden. In der Normandie und in England, in Irland und den nördlichen teilen von Schottland, dann zumal auf den kleineren inseln und inselgruppen des westens, auf Man also, den Hebriden (Sudreyjar), den Orkneys, Shetland (Hjaltland) und den Färöern bildeten sich reiche, welche, in ihrem bestande und ihrer ausdehnung fortwährend wechselnd, und bald vollkommen selbständig für sich bestehend, bald eine mehr oder minder ernsthafte oberhoheit einheimischer regenten anerkennend, die nordischen einwanderer mit der zumeist vorgefundenen bevölkerung in die verschiedenartigsten beziehungen brachten. Allerdings war die dauer dieser staaten, oder doch der nordischen nationalität derselben mehrfach eine ziemlich kurze, wie wir denn z. b. von der Normandie wissen, dass bereits herzog Wilhelm

1) Vgl. Munch, *Chronica regum Mannie et insularum*, s. 42.

Longspata († 942) seinen sohn Richard nach Bayeux schicken musste, um ihn richtig nordisch sprechen lernen zu lassen, weil um Rouen bereits die französische sprache die herrschende geworden war.¹ Aber an andern orten erhielt sich die herrschaft und volkstümlichkeit der nordleute ungleich länger, oder blieben doch wenigstens die verbindungen mit dem norden erhalten, welche während ihres bestandes angeknüpft worden waren; in jedem falle endlich mochte selbst eine kürzere zeit genügen, um wirkungen hervorzurufen, welche ihrerseits auf länger hinaus sich zu erhalten im stande waren.

Es versteht sich von selbst, dass jenes herumtummeln zahlreicher nordischer heerhaufen in den ländern des südens und westens, jene gründung mehrfacher staaten und stätchen von teils nordischer, teils deutscher, französischer, englischer, irischer oder schottischer bevölkerung, zunächst die ausgewanderten nordleute mit zahlreichen fremden culturelementen in berührung bringen musste, und es begreift sich auch leicht, dass diese tatsache bei den mannichfachen verbindungen, welche diese mit ihrer alten heimat unterhielten, auch auf diese einigermassen zurückwirken musste. Von ganz besonderer bedeutung ist aber, dass gerade derjenige teil des nordens, welcher für die erhaltung und aufzeichnung der älteren überlieferungen vor allen anderen gesorgt hat, in ungleich höherem grade als alle anderen diesen fremden einflüssen sich ausgesetzt sah. Um das jahr 865 von Norwegen aus entdeckt, hatte Island im jahre 874 seine ersten ansiedler nordischen stammes erhalten, und rasch mehrte sich von da ab deren zuzug; aber nur zum teil kamen die einwanderer direct von Norwegen aus herüber, während ein sehr erheblicher teil erst aus zweiter hand, von den inseln des westens aus, sich herüberwante. Mancher friedsame oder alternde mann mochte, des wüsten abenteurerlebens überdrüssig, hier ein ruhigeres leben suchen; andere, und gewis die mehreren, sahen sich genötigt hieher zu flüchten, als könig Harald, durch wiederholte plünderungen in seinem eigenen lande gereizt, die Orkneys und Hebriden mit einer eigenen heerfahrt heimsuchte (um 880); von einer sehr erheblichen anzahl, zum teil sehr angesehenener, einwanderer wird uns jedenfalls berichtet, dass sie von westen her, d. h. von den britischen inseln aus, nach Island kamen. Die sorgsamen angaben der Landnáma sowol als der einzelnen Íslendinga sögur über die herkunft der verschiedenen landnámamenn gestatten einen sehr klaren einblick in die zusammensetzung dieser ersten bevölkerung Islands. Neben leuten nordischen stammes finden sich nicht wenige männer wie weiber irischer oder schottischer nationalität, die sich zum

1) Dudo, de moribus et actis Normann., III; bei Duchesne, s. 112.

teil schon durch ihre namen deutlich zu erkennen geben, (z. b. Dufan, Dufnall, Dufþakr, Dugþús, Kalman, Kjallakr, Kjaran, Kjarfálr, Kjar-tan, Konáll, Kornakr, Kýlan, Njáll oder Kadlín, Myrgjól, Mýrún, Melkorka u. dgl. m.); andere sind englischer abkunft, und selbst der sohn einer flämischen mutter wird uns gelegentlich genannt (Landn. III, cap. 11, s. 200); die nordleute selbst endlich, mit denen einzelne Schweden und Götten, ja selbst Dänen sich mischen, sind doch gutenteils selber im westen geboren, oder wenigstens längere zeit ansässig gewesen, ehe sie die neue heimat sich wählten. Sehr deutlich verrät sich die wunderliche mischung nordischer und fremder elemente innerhalb jener ersten bevölkerung Islands in dem, was uns über deren religiöses verhalten gesagt wird. Auf der einen seite fehlt es unter den einwanderern nicht an gläubigen heiden, deren erste sorge darin besteht, im neuen lande den ererbten göttercultus sofort unverändert einzurichten, und gar mancher von diesen bringt, wie es von Þóroflr Mostrarskegg oder Þórhaddr gamli berichtet wird,¹ seinen tempel oder doch dessen heiligste bestandteile bereits von Norwegen aus mit, um ihn an der neuen wohnstätte sofort einfach aufzustellen. Neben diesen so zu sagen orthodoxen heiden stehen ferner anhänger eines gröberen aberglaubens, die wie Þórir snepill einem haine, oder wie Eyvindr Lodinsson ein paar felsklippen, oder wie Þorsteinn raudnefr einem wasserfalle ihre verehrung darbrachten;² die verehrung von schutzgeistern, welche in steinen oder bergen wohnen sollten, zeigt hin und wider schon durch die ihnen beigelegten namen (*Snaefellsáss*, *Seinfellsáss*) eine bedenkliche trübung des ursprünglichen götterglaubens. Andererseits werden uns unter den landnámamenn aber auch einzelne christen genannt, welche vom westen her nach Island hinübergezogen waren, und nicht minder einzelne männer, die den heidnischen glauben aufgegeben hatten, ohne doch den christlichen anzunehmen. Von mehr als einem manne heisst es, dass er, wie etwa Ingólfs bundbruder Hjörleifr, nicht opfern mochte, oder dass er, wie Ásgeirr kneif, das opfern aus eigenem antriebe, d. h. ohne doch noch vom christentume zu wissen, aufgegeben habe;³ ein Bersi godlauss wird uns genannt, dann wider ein Helgi godlauss samt seinem vater Hallr godlauss,⁴ und von den letztern beiden wird ausdrücklich erzählt, dass sie

1) *Eyrbýggja*, cap. 4, s. 5. 6; *Landn.* IV, cap. 6, s. 254.

2) *Landn.* III, cap. 17, s. 224 und 225; V, cap. 5, s. 291.

3) *ebenda*, I, cap. 5, s. 33. vgl. cap. 7, s. 36; V, cap. 2, s. 278, ann. 9 (*Hauksbók*).

4) *ebenda*, II, cap. 4, s. 71 - 72, und cap. 32, s. 160; *Eigla*, cap. 56, s. 121; *Grettla*, cap. 58, s. 131.

nicht opfern wollten, vielmehr nur an ihre eigene kraft glaubten.¹ Hinwiderum erfahren wir, wie Ketill flatnefr, ein angesehener häuptling, mit seinem ganzen hause in Island die taufe nahm, bis auf einen einzigen sohn, Björn austrani, welcher es für unwürdig hielt, vom glauben seiner väter abzufallen; nicht nur der heidnische Björn, sondern auch dessen christliche geschwister und schwäger, Helgi bjóla, Auðr djúpaudga, Þórunn hynna mit ihrem manne Helgi hinn magri, endlich Jórunn mann-vitsbrekka mit ihrem manne Ketill hinn fífski, giengen nach Island hinüber, und trotz aller verschiedenheit des glaubens hielten sie dort alle gute freundschaft. Ein neffe Ketils war ferner Örlygr hinn gamli, der als eifriger christ nach Island hinüber kam und dort dem heiligen Kolumba eine kirche baute; aber auch er hat an Þórðr skeggi wider einen eifrigen heiden zum bruder. Als weitere christen werden Jörundr hinn kristni und dessen neffe Ásólfir alskikk genannt, und in anderen fällen dürfen wir wol ein gleiches bekenntnis als gegeben annehmen, zumal so weit es sich um leute handelt, denen ausdrücklich keltische abkunft beigelegt wird; aber freilich war das religiöse verhalten derartiger männer ein sehr verschiedenes. Wie unter den heiden ein teil zwar schlicht und einfach an dem überkommenen glauben festhielt, ein anderer teil dagegen. sei es nun in folge der berührung mit fremden glaubenssystemen oder aus anderen gründen in seinen religiösen überzeugungen sich völlig erschüttert zeigte, so finden wir auch unter den christenleuten die verschiedensten abstufungen des glaubenslebens vertreten. Von jenem Ásólf z. b. erfahren wir, dass er, streng und eifrig in seinem glauben, von den heidnischen nachbarn sich völlig absonderte, und auch seinerseits von ihnen gänzlich gemieden wurde. Ebenso lebte Jörundr, der sich anfangs milder gezeigt zu haben scheint, in seinem alter als einsiedler; umgekehrt hatte Helgi hinn magri zwar die taufe empfangen, und wollte als christ gelten, wie er denn auch seinen hof Kristsnes nannte: aber in notfällen, und zumal wenn es sich um seegefahr handelte, rief er den Þór an, und von ihm liess er sich den ort seiner niederlassung auf Island anweisen.² Es begreift sich, dass der überzahl der heiden gegenüber das christentum in jenen vereinzeltten häusern sich nicht erhalten konnte. Nur die nachkommen des Ketill hinn fífski bewahrten sich die taufe; aber freilich nur um des aberglaubens willen, dass auf ihrem hofe zu Kirkjubær heidnische leute nicht am leben bleiben könnten. Örlygs kinder und kindeskinder dagegen verfielen wider dem

1) *Landnámna*, I. cap. 11. s. 40.

2) Die belege für das obige findet man in meiner schrift: Die bekehrung des norwegischen stammes zum christentume, bd. I, s. 89—107.

heidentume und besuchten die von ihm gebaute kirche nicht mehr, wenn sie dieselbe auch stehen liessen, - - die taufe liessen sie abkommen, obwol sie auf den heiligen Columba nach wie vor ihr vertrauen setzten; die nachkommenschaft der Audr djúpauðga aber gieng denselben weg, und an dem kreuzhügel (Krosshólar), an welchem die christliche ahnfrau ihre andacht verrichtet hatte, wurden jetzt den heidnischen götzen altäre errichtet. Immerhin zeigen indessen schon diese heispiele, dass das christentum selbst da, wo es sich wider verlor, nicht verschwand ohne bleibende eindrücke hinterlassen zu haben, und auf solche mögen zumal auch jene spuren einer reineren gottesverehrung sich zurückführen lassen, welche, mit ungewöhnlicher reinheit der sitten und milde des charakters gepaart, bei einer reihe namentlich genannter heiden hervortreten; þorsteinn Ingimundarson (um 935), Áskell goði († 970) und der ihm etwa gleichzeitige Arnórr Kerlingarnef, vorab aber der gesetzesprecher þorkell máni († 984) mögen als vertreter einer derartigen richtung erwähnt werden. Überdiess bricht auch der einfluss des christlichen südens und westens auf die insel ganz und gar nicht mit einem male ab. Auf längere zeit hinaus nehmen die Isländer noch an dem kriegerischen treiben an den küsten der Nordsee und Ostsee, dann des Atlantischen meeres antheil, und auch die kauffahrt führte sie oft genug nach süden und westen; unter heerleuten aber wie kaufleuten war es ein weitverbreiteter gebrauch, sich mit dem kreuze bezeichnen und durch diese *primsigning* unter die zahl der katechumenen aufnehmen zu lassen, um je nach bedarf bald mit christen, bald mit heidenleuten leben zu können.¹ Ähnlich wie auf Island muss es auch in Norwegen, auf den Færöern, Shetland und den Orkneys gewesen sein, während auf den Hebriden und in Irland, in England oder vollends der Normandie die christlichen elemente über die heidnischen weit entschiedener und rascher die oberhand gewinnen mussten; keinem zweifel kann es ferner unterliegen, dass dieselbe mischung verschiedenartiger überlieferungen und culturzustände, wie sie auf religiösem gebiete sich nachweisen lässt, auch in gar manchen anderen richtungen sich geltend machen musste, wo sie nur, weil den zeitgenossen und ihren nächsten nachkommen minder auffällig oder minder bedeutsam, unseren blicken sich nicht in demselben masse blos legt. Was insbesondere die sagen betrifft, so wissen wir ja, dass es eine alte lustbarkeit (*skemtun*) im norden war, beim festlichen gelage lieder vorzutragen oder sagen zu erzählen,² und bereits Depping, und nach ihm

1) *Egla*. cap. 50, s. 102; *Gisla s. Súrssonar*, II, s. 96 u. öfter.

2) vgl. z. b. R. Keyser's *Efterladte Skrifter*. II, 2, s. 105.

Munch, haben aus dem *Fabliau du sacristain de Cluny* die worte aufgeführt:

„*Usage est en Normandie
Que qui herbergiez est quil die
Fable ou chanson die a'lhoste,*“

um darzutun wie die gleiche sitte auch in den entlegeneren besitzungen des stammes sich erhalten habe.¹ Wer wollte da bezweifeln, dass bei solchen gelegenheiten nicht nur dem Angelsachsen jene eingehende kunde nordischer sagenstoffe, wie sie das Beovulflied oder Wandererlied erkennen lässt, sondern auch umgekehrt dem nordmanne jene bekantschaft mit deutschen oder englischen sagenstoffen zugehen mochte, wie solche in den Eddaliedern, und nicht nur in ihnen, sich ausspricht? Es würde sich verlohnen, die verse von dichtern, welche, wie Egill Skallagrímsson, Gísli Súrsson, Kormakr Ögmundarson u. a. m. nachweisbar in den westlanden sich herumgetrieben haben, sich eigens darauf anzusehen, wie weit sie etwa eine bekantschaft mit dem christentume einerseits und mit der südgermanischen heldensage andererseits verraten; ich muss mich hier auf ein paar beispiele beschränken, wie sie mir gerade zur hand sind. Wir wissen von einem hebridischen christen, der mit Herjólfur Bárðarson unter den ersten von Island nach Grönland hinüberfuhr, und unterwegs eine Hafgerðingadrápa dichtete; die wenigen strophen, welche von dieser erhalten sind, tragen teils einen entschieden christlichen charakter,² teils aber folgen sie ebenso unbedenklich den mythologischen vorstellungen des nordens,³ ganz wie dies ja auch in weit späterer zeit noch bei der isländischen poesie zu bemerken ist. Die Hákonarmál, welche der Norweger Eyvindr skáldaspillir um 960 auf könig Hákon góli dichtete, sind durchaus in heidnischem geiste gehalten, obwol der könig selbst ein christ war; indessen könnte der in ihnen genannte Herjólfur ganz wol der angelsächsischen heldensage entlehnt sein. In den Eiríksmál aber, welche um etwa ein jahrzehnt früher auf den tod des Eiríkr blóðox gedichtet worden waren, und gleichfalls das reine heidentum athmen, obwol auch dieser könig die taufe genommen hatte, werden die Völsungen Sigmundur und Sinfjötli genannt, die ebenfalls angelsächsischen einflüssen zugeschrieben werden könnten, ohne dass sich doch aus so vereinzeltten fällen etwas sicheres schliessen liesse.

1) vgl. Munch, *det norske Folks Historie*, I, 1, s. 682.

2) *Landnáma*, II, cap. 14, s. 106; *Eiríks þ. rauða*, cap. 3, s. 208; *Flateyjarbók*, I, s. 430—31.

3) *Landnáma*, V, cap. 14, s. 319—20.

Bis in das ende des 10. jahrhunderts hinein setzten sich diese zustände ziemlich unverändert fort; von da ab dagegen traten nicht unerhebliche veränderungen in denselben ein, welche zunächst durch den übergang Norwegens sowol als Islands zum christentume veranlasst waren. Einerseits schob sich, durch den politischen einfluss und zeitweise selbst die waffen der deutschen könige getragen, die kirche schritt vor schritt gegen Dänemark vor, von hier aus auch wol nach Schweden und Norwegen ihre missionäre entsendend; andererseits kehrten einzelne im auslande, und zumal auf den britischen inseln bekehrte männer in ihre nordische heimat zurück, mit dem entschlusse, hier das evangelium zu verkünden. Nach den wenig erfolgreichen bekehrungsversuchen könig Hákon des Guten und vielleicht auch der Eiríkssöhne verhalf könig Ólafr Tryggvason, der wie jene in England die taufe genommen hatte, dem christentume in Norwegen zur herschaft (995. 1000), welche dann könig Ólafr Haraldsson († 1030) vollends zu befestigen wuste; auf Island aber wurde zuerst durch den in Sachsen bekehrten Þorvaldr víðförlí (981 — 85), dann auf betrieb könig Ólafs durch den in Dänemark getauften Stefuir Þorgilsson (996 — 97) und den deutschen priester Dankbrand (997 — 99) der glaube verkündigt, bis es endlich gelang, ihm durch förmlichen beschluss der landsgemeinde zur gesetzlichen annahme zu verhelfen (1000). Hinsichtlich des verkehrts mit dem auslande wurde aber der glaubenswechsel in zwiefacher richtung bedeutsam. Auf der einen seite nämlich wird jetzt das Vikingertreiben allmählich aufgegeben. Adam von Bremen rühmt dies ausdrücklich den christlich gewordenen nordleuten nach;¹ aber auch schon könig Ólafr Tryggvason bezeichnet die heerfahrt als eine heidnische unsitte,² und ebenso später könig Knút der Heilige († 1086),³ der heilige Ólafr aber motiviert die gleiche auffassung damit, dass oft gottes recht auf der heerfahrt gebrochen wird.⁴ Nur heidnischen ländern gegenüber galt allenfalls diese noch für erlaubt;⁵ aber solche waren, wenn man nicht etwa einen zug nach dem gelobten lande unternehmen wollte, jetzt fast nur noch jenseits der Ostsee und des Bottnischen meerbusens, oder im äussersten nordosten um das Weisse meer herum zu finden. Auf der anderen seite aber hebt sich umgekehrt der friedliche verkehr mit den altchristlichen ländern fortan um so mehr, und zu den von alters her bestehenden kommen jetzt neue beziehungen zu diesen

1) *Gesta Hammab. Eccles. pontif.*, IV, cap. 30, s. 381 — 82.

2) *FMS.*, II, cap. 188, s. 119; *Fbk.*, I, s. 363; vgl. *Kristni s.*, cap. 7, s. 11.

3) *Knýtlinga*, cap. 38, s. 236.

4) *Bjornar s. Hjítclakappa*, s. 18.

5) vgl. *Knýtlinga*, cap. 70, s. 294; *Orkneyinga s.*, s. 300.

hinzu. Schon zu Harald hárfagris zeiten war Túnsberg ein vielbesuchter handelsplatz gewesen, an welchem neben einheimischen auch dänische und sächsische schiffe sich einzufinden pflogten;¹ ebenso stand es auch noch zu anfang des 11. jahrhunderts,² und ausdrücklich wird bemerkt, dass in Víkin das christentum leichter als in andern teilen Norwegens eingang gefunden habe, weil winter wie sommer dort alles voll von sächsischen wie dänischen kaufleuten gewesen sei, während die leute aus jener gegend auch ihrerseits vielfach nach Dänemark und Sachsen, ja nach Flandern und England die kauffahrt betrieben hätten.³ Um dieselbe zeit finden wir nicht nur einen Deutschen namens Tyrker in Grönland und auf einer der entdeckungsfahrten, die von hier aus nach Vínland unternommen wurden,⁴ sondern wir hören auch von einem deutschen manne aus Bremen, welcher in Norwegen dem þorfinnr karls-efni ein aus amerikanischem maserholz gemachtes hausgeräte abkauft.⁵ Der in derselben oder noch früherer zeit vielbesuchten handelsplätze zu Helsingör (Haleyri) und auf den Brenneyjar, zu Birka in Schweden, zu Schleswig und wider zu Dorstede in den Niederlanden, welche für den nordischen handel gewissermassen centralpunkte bildeten, erwähne ich nur im vorbeigehen, obwol auch sie von Norwegern nicht nur, sondern auch von Färingern und Isländern befahren wurden, wie denn z. b. der Halogaländer Óttar „seinem herrn,“ dem könig Ælfréd von England († 901) nach den handelshäfen zu Sciringesheal (bei Túnsberg) und æt Hædum (d. h. Schleswig) seine südfahrten beschreibt; nicht unerwähnt darf ich aber lassen, dass unmittelbar nach der bekehrung Norwegens der handel nach England für dieses land einen besonderen aufschwung genommen zu haben scheint, und zwar gerade wegen seiner bekehrung.⁶ Unter könig Haraldr harðráði ist öfter von leuten die rede, die nach England handelten, wie etwa Þórir Englandsfari oder der Isländer Sneglu-Halli, unter Ólafr kyrri (1066 - 93) aber sollen sich die norwegischen handelsplätze ganz besonders gehoben haben, und zumal von Bergen wird gerühmt, dass es von ausländischen kaufleuten so viel besucht worden sei.⁷ Unter könig Sigurdr Jórsalafari († 1130) nennt uns der gleich-

1) *Haralds s. hárfagra*, cap. 38, s. 76.

2) *Heimskr. Ólafs s. ens helga*, cap. 84, s. 296.

3) *ebenda*, cap. 62, s. 266.

4) *Eiríks þ. rauða*, cap. 1, s. 216, und cap. 2, s. 220.

5) *ebenda*, cap. 7, s. 254.

6) *Laxdæla*, cap. 41, s. 178: *til Englands, þriat þangat er nú góð kaup-
stefna kristnum mönnum.*

7) *Heimskr. Ólafs s. kyrra*, cap. 2, s. 629; *FMS.*, VI, cap. 3, s. 440; *Fagrsk.*
§. 218; *Morkinsk.*, s. 125.

zeitige Ordericus Vitalis sechs norwegische kaufstädte, nach denen die reichthümer der ganzen welt verschifft würden, nämlich Bergen, Kongehelle, Nidarós (Copenga), Sarpsborg (Burgus), Oslo (Alsa) und Tínsberg.¹ Zu könig Sverris zeit, um das jahr 1186, finden wir in Bergen zahlreiche kaufschiffe aus den verschiedensten ländern liegen, und darunter zumal viele deutsche, die grosse massen weins eingeführt hatten; da durch den überfluss an wein böse unordnungen entstehen, verbittet sich der könig derartige deutsche einfuhr, wogegen er die kaufleute aus Island und Shetland, den Færøern und Orkneys, zumal aber die Engländer, wegen der nützlichen waaren willkommen heisst, die sie ins land bringen.² Nur wenige jahre später (1191) kamen dänische kreuzfahrer nach derselben stadt, und bei dieser gelegenheit wird uns berichtet, dass damals Dänen, Schweden und Gotländer, Isländer und Grönländer, Deutsche und Engländer dieselbe um des handels willen zu besuchen pflegten.³ Im 13. jahrhundert setzen sich diese zustände fort, nur dass der deutsche handel nach Norwegen über den englischen allmählig die oberhand erlangt und dass zugleich der einheimische immer mehr dem fremden weicht: im winter 1225 sehen wir deutsche kaufschiffe einigen dienstleuten könig Hákons aus der not helfen, die von aufständischen bedroht sind, und im jahre 1237 denselben könig einen erbitterten streit vermitteln, der zwischen den einwohnern von Bergen und den deutschen handelsleuten ausgebrochen war.⁴ Im jahre 1247 gibt könig Hákon auf die fürbitte des cardinallegaten Wilhelm von Sabina eine anzahl deutscher sowol als dänischer schiffe frei, die er in Bergen mit beschlag belegt hatte;⁵ ein paar briefe desselben aus den nächstfolgenden jahren zeigen das bestreben, das gute vernehmen mit Lübeck wider herzustellen,⁶ und wirklich wurde bereits im jahre 1250, wie es heisst nicht ohne zutun kaiser Friedrichs II.,⁷ mit dieser stadt ein vertrag abgeschlossen, welcher derselben den freiesten handel in ganz Norwegen und den genuss ihrer sämtlichen früheren privilegien restituirte.⁸ Im jahre 1264 wurde ein ähnlicher vertrag mit der stadt Hamburg abgeschlossen,⁹ u. dgl. m. Umgekehrt ist

1) *Hist. Eccles.* X, s. 767 (bei Duchesne).

2) *Sverris s.*, cap. 103—4, s. 248—51.

3) *De protectione Danorum in terram sanctam.* cap. 11, s. 353 (bei Langebeck, V).

4) *Hákonar s. gamla*, cap. 109, s. 350; cap. 193, s. 452.

5) *ebenda*, cap. 256, s. 22—23.

6) *Codex diplom. Lubecensis*, I. no. 153—54, s. 142—44.

7) *Hákonar s. gamla*, cap. 275, s. 48—49.

8) *Cod. diplom. Lubec.* I. no. 157, s. 145—47.

9) *Hamburger Urkundenbuch*, I, no. 678, s. 557.

auch klar, dass, wenn auch in allmählich sich minderndem masse, norwegische handelsschiffe sich bis zum schlusse des 13. jahrhunderts an dem auswärtigen handel beteiligten; es mag genügen, dieserhalb auf das gemeine stadtrecht von 1276 bezug zu nehmen, welches der handelsfahrten nach Dänemark, Schweden und Götaland, nach Gotland und Samland, nach England, den Orkneys, Shetland und den Färöern, endlich nach Island, Grönland und Russland noch als üblicher gedenkt.¹ Ähnlich stand die sache ferner auch hinsichtlich Islands. Kaufstädte gab es hier freilich nicht; aber in jeden meerbusen, in jede grössere flussmündung pflegten schiffe einzulaufen, während andererseits isländische männer auch oft genug der handelschaft im auslande nachgiengen. Wenn ferner zwar der hauptverkehr Islands mit Norwegen geführt wurde, so fehlt es doch ganz und gar nicht an zeugnissen für den bestand von handelsbeziehungen auch mit andern ländern. Ein Hrafn Hlymrefsfari z. b. wird uns genannt, der lange in Limerik in Irland sich aufgehalten habe, und welcher seinen verwantschaftlichen verhältnissen nach etwa dem ende des 10. jahrhunderts angehören mag;² ungefähr um dieselbe zeit war Þóroddr skattkaupandi auf der kauffahrt nach Dublin gewesen.³ Wenig später macht Kálfr Ásgeirsson von Norwegen aus eine handelsreise nach England, auf seine und Kjartans gemeinsame rechnung;⁴ ganz ebenso fährt aber auch noch gegen das ende des 12. jahrhunderts der priester Ingimundr Þorgeirsson von Norwegen aus auf die handelschaft nach England.⁵ Am anfang des 11. jahrhunderts wird Þórarinn Nefjúlfsón als ein vielgewandeter kaufmann genannt, und als der heilige Ólafr erfährt, dass derselbe noch nicht in Grönland gewesen sei, meint er, da müsse er denn doch ehrenhalber vor allem dahin gehen.⁶ Noch im jahre 1224 finden wir in Yarmouth neben schottischen und deutschen, norwegischen und dänischen schiffen auch isländische schiffe vor anker liegend,⁷ und wenn wir erfahren, dass zum grabe des heiligen Þorlákr von Skálholt († 1193) nicht nur aus Norwegen und Grönland, den Färöern, Shetland, den Orkneys, dann von Caithness, sondern auch von England und Schottland, Schweden und Dänemark, Götaland und Gotland votivgeschenke einliefen,⁸ und dass ein mann namens Audunn

1) *Farmannalög*, §. 6.

2) *Landnáma*, II, cap. 21, s. 126, und cap. 22, s. 130.

3) *Fyrbyggja*, cap. 29, s. 49.

4) *La. dæla*, cap. 41, s. 176 – 78, und cap. 43, s. 188.

5) *Gudmundar bps. s.*, cap. 16, s. 433.

6) *Heimskr. Ólafs s. helga*, cap. 86, s. 299 – 301.

7) *Diplom. Island.*, I, no. 121, s. 482.

8) *Þorláks bps. s.*, cap. 28, s. 124.

demselben isländischen nationalheiligen in Lynn eine bildsäule errichten liess,¹ so lässt auch dies auf einen sehr starken handelsverkehr mit allen diesen ländern schliessen. U. dgl. m. Dabei muss man stets berücksichtigen, dass die kaufmannschaft im norden in jenen zeiten in ganz anderer weise betrieben wurde als später und anderwärts. Es sind leute aus den besten häusern, welche sich mit derselben befassen, sei es nun, dass es galt für den eigenen bedarf die nötigen waaren beizuschaffen, oder weil man die kauffahrt neben der heerfahrt oder dem auswärtigen herrendienste als das einzige mittel betrachtete, welches ausgedehnte reisen und damit die bekanntschaft mit fernen landen ermöglichte. Den priester Ingimund, und eine reihe von angehörigen der angesehensten hauptlingsgeschlechter haben wir bereits auf handelsreisen betroffen; aber selbst könige nahmen an handelsgeschäften teil, wie denn schon einer der söhne des Haráldr hárfagri, Björn, daher den beinamen farmadr oder kaupmadr trägt, der heilige Olaf mit dem Isländer Hallr í Haukadal,² dann mit dem Norweger Gudleikr gerzki associert war,³ und noch der königsspiegel von dienstleuten des königs weiss, welche mit schiffen und waaren des königs von diesem auf die kauffahrt geschickt werden.⁴ Für junge leute zumal galt die kauffahrt als eine gute schule, welche man sie erst durchmachen liess, ehe sie dem hofdienste, oder in früherer zeit auch wol der heerfahrt sich widmeten; von Ölver Atlason z. b. heisst es, er sei in jungen jahren auf die kauffahrt gegangen, und dann hinterher der gewaltigste Viking geworden,⁵ der Königsspiegel aber lässt den sohn seinem vater gegenüber den wunsch aussprechen, als kaufmann die welt sehen zu dürfen, da er um seiner jugend willen sich noch nicht getraue, dem königsdienste sich zu widmen.⁶ Eben darum aber, weil es bei den handelsreisen ganz und gar nicht blos auf geldgewinn, sondern zugleich, oder sogar vorzugsweise auch auf die erweiterung der eigenen kenntnisse und lebenserfahrungen abgesehen war, weil dieselben ferner nicht etwa blos von geschäftsleuten von profession, vielmehr gar vielfach von männern freierer lebensstellung und höherer bildung unternommen wurden, die dann auch bei allen hauptlingen und fürsten in der fremde offenen zutritt hatten,⁷ musste der einfluss derselben auf das geistige leben um so bedeutender sein, und es ist kaum denkbar,

1) *Jarteinabók*, cap. 1, s. 357, wo Kynn verschrieben ist für Lynn.

2) *Prolog zur Heimskr.*, s. 3.

3) *ebenda*, *Ólafs s. helga*, cap. 64, s. 267.

4) *Konungssk.*, cap. 27, s. 61.

5) *Flóamanna s.*, cap. 8, s. 126.

6) *Konungssk.*, cap. 3, s. 5.

7) vgl. z. b. *Bandamanna s.*, s. 5.

dass gerade die sagenwelt sich demselben verschlossen haben sollte. — Neben der kauffahrt geht ferner nach wie vor der dienst bei auswärtigen königen und fürsten her. Für den Norweger freilich mochte dieser nur seltener berührungspunkte mit dem auslande abgeben, da der einheimische königshof gelegenheit genug bot, im herrendienste sich zu versuchen; um so häufiger sahen sich dagegen die Isländer veranlasst, im auslande jenem hofdienste nachzugehen, welchen die beschränkteren verhältnisse der heimat nicht aufkommen liessen. An allen fürstehöfen nordischer zunge, in Norwegen, Schweden und Dänemark nicht nur, sondern auch auf den Orkneys und Hebriden, in Irland und in England finden wir demgemäss fortwährend isländische dienstleute, und selbst über das gebiet der gemeinsamen sprache greift dieses ihr auftreten hinaus, wie wir denn schon frühzeitig unter den Wäringern in Konstantinopel einzelne isländische männer nachweisen können, wie etwa den Kolskegg Hámundarson,¹ Gríss Semíngsson,² Bolli Bollason,³ Þorbjörn öngull,⁴ Márr Húnraudarson,⁵ oder Halldórr Snorrason und Ulfr Úspaksson, welche letzteren beiden zugleich mit könig Haraldr harðrádi dorten dienst genommen hatten, Víga-Bardi⁶ u. dgl. m. Andererseits nahmen die nordischen hauptlinge, wie dies von könig Ólafr Tryggvason ausdrücklich bezeugt wird,⁷ auch ihrerseits wider ihre dienstleute aus dem auslande sowol als inlande, so dass sich auch an ihren höfen ein buntes gemisch von angehörigen der verschiedensten nationalitäten zusammenfand. Nun wissen wir, wie gerade an diesen fürstehöfen der vortrag von gedichten und das erzählen von sagen einen hauptgegenstand der unterhaltung bildete, und wie man insbesondere sich bemühte, für die höheren festzeiten für einen gehörigen vorrat an neuem stoffe zu sorgen;⁸ wir wissen auch, dass es zumal isländische männer waren, welche als dichter wie erzähler ihr glück zu machen suchten, und selbst in England finden wir den Egill Skallagrímsson, Gunnlaug ormsúnga, und noch in weit späterer zeit den Sneglu-Halli in solcher weise tätig.⁹ Sollten solche männer, welchen alles daran gelegen sein musste, den ihnen zur verfügung stehenden schatz an liedern und sagen nach mög-

1) *Njála*, cap. 82, s. 121.

2) *Hallfredar s. vandræðask.*, cap. 3, s. 88.

3) *Laxdæla*, cap. 73, s. 314.

4) *Gretta*, cap. 88, s. 193.

5) *Haralds s. harðráða*, cap. 3 (*FMS*. VI, s. 135); *Fþbk*, III, s. 290—91.

6) *Heiðarríga s.*, cap. 41, s. 394.

7) *Heimskr.*, cap. 101, s. 203.

8) *Haralds s. harðráða*, cap. 99 (*FMS*. VI, s. 355); *Morkinsk.*, s. 72.

9) *FMS*. II, cap. 105, s. 375; *Morkinsk.*, s. 100; *Fþbk*, III, s. 425—26.

lichkeit zu vermehren, nicht jede ihnen dargebotene gelegenheit benutzt haben, um über fremde sagenstoffe sich zu unterrichten, und muste nicht, selbst abgesehen davon, das bloss zusammensein aus aller herren ländern zusammengelaufener diensteute bei jener fest eingebürgerten sitte steten erzählens und liederrecitirens zu einem gegenseitigen austausche von überlieferungen ganz von selbst führen? — Zu diesen altherkömmlichen berührungen mit der ausländischen culturwelt brachte das christentum aber auch noch neue hinzu. Von zwei seiten her war die bekehrung des nordens in angriff genommen worden, von den britischen inseln und von Deutschland aus; deutsche und englische, dann irische missionäre wurden demgemäss in Norwegen wie auf Island neben einander thätig, obwohl beide lande hierarchisch schon seit der ersten stiftung des erzbistums Hamburg (831) stillschweigend zu dessen provinz geschlagen worden waren, und bis zur errichtung des erzbistums Lund (1103), dann Nidarós (1152) bei dieser verblieben. Bis tief in die zweite hälfte des 11. jahrhunderts blieben dabei die kirchlichen verhältnisse im norden ziemlich ungeordnet. Auf Island und in der westlichen hälfte Norwegens, von wo aus der handel hauptsächlich nach den britischen inseln hinübergieng, scheinen die von dort bezogenen kleriker besonders thätig gewesen zu sein, welche der hamburgener stuhl, wie Adam von Bremen zu erkennen gibt, als eindringlinge scheinlich genug ansah; in Südnorwegen dagegen, welches durch seine verkehrsbeziehungen Deutschland bereits näher gerückt war, scheinen auch die deutschen missionäre von anfang an festeren fuss gefasst zu haben. Nach und nach erst gelang es, einerseits einen einheimischen klerus heranzuziehen und statt der anfänglich verwendeten missionsbischöfe feste diöcesen mit eingeborenen bischöfen an ihrer spitze zu organisieren, andererseits aber auch diese neuen bistümer in geordnetere beziehungen zu ihrem deutschen metropolit zu bringen;¹ was aber in den ersten zeiten für leute an der nordischen mission sich beteiligten, darüber geben einzelne erzählungen in unsern quellen genugsame aufklärung. Der sächsische priester Dankbrand z. b. war aus Deutschland flüchtig geworden, weil er wegen einer schönen sklavin einen gegner im zweikampfe erschlagen hatte. In England war er dann zu könig Ólaf gestossen, der dort eben die taufe

1) Vgl. meinen Excurs über die bischofsreihen der späteren norwegischen kirchenprovinz, im bd. II. der geschichte der bekehrung des norweg. stammes, s. 559 bis 686. Auch später noch werden übrigens neben den eingeborenen einzelne fremde geistliche verwendet, wie etwa bischof Reinaldr von Stafangr., ein Engländer, welchen könig Haraldr gilli im jahre 1135 hängen liess, oder der Fläming Jón, welcher zu ende des 13. jahrhunderts bei erzbischof Jörúndr in Drontheim war, *Laurentius s.*, cap. 2, s. 799.

genommen hatte, und als hofcaplan (hirdprestr) in seinen dienst getreten. Mit dem könige nach Norwegen gekommen und dort an einer der ersten kirchen angesetzt, hatte er unbedenklich den geringen ertrag seiner pfründe durch heerfahrten aufzubessern gesucht, und um diese schuld zu sühnen, war er auf seines königs geheiss als glaubensbote nach Island gegangen; aber auch hier hatte er neben der predigt das schwert als mittel der bekehrung verwendet, und durch mehrfache totschräge sich eine förnliche verurteilung in die acht zugezogen.¹ Später, als bereits bischof Ísleifr auf dem stuhle zu Skálholt sass (1056—80), wird darüber geklagt, dass fremde bischöfe ins land gekommen seien, welche sich bei den leuten durch besondere milde in der disciplin beliebt zu machen suchten; erzbischof Adalbert habe sich schliesslich der sache annehmen müssen, und durch eigene briefe allem volke verboten, sich mit ihnen einzulassen, indem manche von ihnen gebannt, alle aber ohne seinen willen nach Island gegangen seien.² Es stimmt hiezu recht wol, wenn der alte Ari neben den wirklichen missionsbischofen, welche die insel besuchten, auch noch 5 andere erwähnt, die sich für solche ausgegeben hätten, und von diesen 3 als Armenier bezeichnet, während die beiden anderen ihren namen nach Deutsche gewesen sein mögen;³ oder wenn noch das alte christenrecht, welches im dritten jahrzehnte des 12. jahrhunderts verfasst ist, besondere verhaltensregeln für den fall geben zu sollen glaubt, da bischöfe oder priester ins land kommen, die der lateinischen sprache nicht mächtig sind, mögen sie nun Griechen oder Armenier sein.⁴ Es begreift sich, dass durch derartige geistliche abenteurer neben dem evangelium auch gar mancherlei andere kunde nach dem norden gebracht werden musste, von deren übertragung dahin gebildetere und strengere kleriker sich allerdings ferne gehalten haben mochten; so gut der priester Reginbrecht nach seiner heimkehr in Deutschland über die naturwunder Islands gar mancherlei zu erzählen wuste,⁵ werden derartige männer sicher auch umgekehrt im norden von dem gesprochen und erzählt haben, was sie aus ihrer heimat wissenswertes zu berichten hatten. Andernteils führte der übertritt zum christentume auch gar manchen nordmann südwärts. Von Gudlaugr, einem sohne des berühmten Snorri godi, wird bereits erzählt, dass er am anfang des 11. jahrhunderts nach

1) Vgl. *ebenda*, bd. I. s. 382—410.

2) *Hingraka*, cap. 2, s. 62—63.

3) *Íslendingabók*, cap. 8. s. 13.

4) *Konungsbók*, §. 6, s. 22; *Kristinnréttir him gamli*, cap. 15. s. 74—76.

5) *Meregarte*, v. 55 u. folg., in den Denkmälern deutscher Poesie und Prosa, von Müllenhoff und Scherer, s. 69—70.

England gefahren und dort in ein kloster eingetreten sei;¹ von Ísleifr, dem ersten einheimischen bischofe Islands, wissen wir, dass er wenig später von seinem vater, Gizurr hvíti, nach Hervorden in Westfalen geschickt wurde, um dort einer gelehrten erziehung zu geniessen, und nicht minder war dessen sohn und nachfolger, bischof Gizurr, in Sachsen erzogen und zum priester geweiht worden. Beide männer hatten auch die bischofsweihe in Deutschland empfangen; es lässt sich denken, dass der letztere wenigstens, dem könig Haraldr harðráði nachrühmte, er habe eben so gut zu einem könige oder vikingerführer das zeug in sich, wie zu einem bischofe,² neben seinen geistlichen studien auch den sagen und liedern in Deutschland einige aufmerksamkeit nicht versagt haben werde. Auch später noch erfahren wir von gar manchem isländischen kleriker, dass er im auslande studierte; Sæmundr fróði, und wol auch bischof Jón Ögmundarson hatten in Frankreich, bischof Þorlákr Þorhallsson in Paris und Lincoln, bischof Páll Jónsson gleichfalls in England studiert; von dem priester Hallr Teitsson († 1150) wird seine umfassende kenntnis fremder sprachen, von dem gesetzesprecher Gizurr Halls-son († 1206) sein grosses ansehen im auslande gerühmt. Auch abgesehen von den im auslande betriebenen studien musste ferner der verkehr mit dem Hamburger metropoliten und später wenigstens noch mit dem päpstlichen stuhle, dann der verkehr der isländischen klöster mit den klöstern je ihres ordens im auslande zu fortwährenden reisen sowol als correspondenzen veranlassung geben. Zahlreiche pilgerfahrten, mochten sie nun nach Rom oder Jerusalem, nach Bari oder nach St. Jago de Compostella gerichtet sein, führten ebenfalls schon frühzeitig ganze massen nordischer wallfahrer südwärts und westwärts, zumal da gerade diese art religiöser übungen der stets regen wanderlust des volkes ganz vorzugsweise zugesagt zu haben scheint;³ die ungeheure menge nordischer namen, welche allein das Necrologium Augiense aus dem 11. jahrhundert eingetragen zeigt, und von denen eine anzahl ausdrücklich auf „Hislant terra“ zurückgeführt wird,⁴ zeigt unzweideutig, wie massenhaft derartige verbindungen schon frühzeitig gewesen sein müssen. Auf die teilnahme der nordleute an den kreuzzügen endlich braucht nur mit

1) *Auszug aus der Vigastýrs s.*, cap. 12, s. 307.

2) *Haralds s. harðráða.* cap. 109 (*FMS.* VI, s. 389); *Morkinsk.*, s. 103; *Fbk.*, III, s. 379.

3) Eine reihe von belegen siehe in meiner Geschichte der Bekehrung des nordweg. Stammes, bd. II, s. 424—25, anm. 18.

4) Vgl. *Mone*, Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit, bd. IV, s. 19 und 97—200; *J. Grimm*, in der *Antiquarisk Tidsskrift*, 1843—45, s. 67—75; *Jón Sigurðsson*, im *Diplom. Island.* I, s. 170—72, u. dgl. m.

einem worte hingewiesen zu werden, weil dieselbe bereits gegenstand einer sehr eingehenden darstellung geworden ist;¹ alle derartigen unternehmungen aber musten, welches auch im übrigen ihr ziel und zweck gewesen sein möge, eine grössere oder geringere zahl von nordleuten nach Deutschland, England, Frankreich auf der durchreise führen, und im gelobten lande selbst sie mit angehörigen dieser andern nationen in vielfache berührungen bringen, welche nicht umhin konnten auch zu mannichfachem austausche von liedern und sagen gelegenheit zu bieten.

Wider eine neue wendung der dinge trat, zunächst freilich mehr für Norwegen als für Island, im verlaufe des 13. jahrhunderts ein. Trotz aller berührungen mit dem auslande hatte bis dahin jenes reich in seinem innern sich wesentlich bei seinen specifisch nordischen einrichtungen und zuständen erhalten, soweit nicht das christentum als solches ein anderes mit sich gebracht hatte; jetzt aber tritt dasselbe mit einem male ganz und gar in die culturströmung des südens und westens ein. Die gründe dieses umschwunges sind sehr verschiedenartige. Die errichtung eines erzbischöflichen stuhles in Drontheim (1152) hatte das land in engere beziehungen zum päpstlichen stuhle gebracht und in folge dessen waren seit der zweiten hälfte des 12. jahrhunderts jene conflicte zwischen der geistlichen und weltlichen gewalt auch in Norwegen ausgebrochen, welche der kampf der beiden schwerter im gesamtten übrigen abendlande schon ungleich früher erweckt hatte. Die kreuzzüge, an welchen die nordleute mit dem anfang des 12. jahrhunderts anteil zu nehmen begannen, brachten diese mit dem rittertume des mittelalters in vielfachen contact, welcher nicht umhin konnte, allmählig auf das einheimische heerwesen sowol als auf die standesverhältnisse des nordens zurückzuwirken. Die ruhe, welche im reiche nach den stürmen der langwierigen bürgerkriege einkehrte, erzeugte einen behaglichen wolstand, welcher das bis dahin selbst in seinen höheren klassen ziemlich rauh gebliebene volk für ein höheres culturleben empfänglich machte, während zugleich das steigende ansehen des staates diesen in ehrenvolle beziehungen zum deutschen kaiser, wie zu den königen von England und Schottland, ja selbst von Spanien und Frankreich brachte. Alle diese umstände zusammengenommen hätten zur folge, dass Norwegen rasch nach allen seiten hin einen unnationalen und so zu sagen modernen charakter annahm. Im staatsleben war seit könig Sverrir († 1202) die

1) *Paul Riant*, Expéditions et pèlerinages des Scandinaves en Terre Sainte au temps des croisades; Paris. 1865. Im übrigen vergleiche man über die ganze frage *Jón Eirikssons* Abhandlung d. veterum Septentrionalium, inprimis Islandorum, peregrinationibus; Leipzig, 1755.

ghibellinische auffassung des königtums als eines von gottes gnaden eingesetzten, specifisch christlichen, dem pabsttum aber coordinierten institutes herrschend geworden, und es war nur im geiste dieses staatsrechtlichen systemes gelegen, wenn cardinal Wilhelm von Sabina im einverständnis mit könig Hákon die Isländer aufforderte, sich diesem zu unterwerfen (1247), „weil es ungereimt sei, dass dieses land nicht unter einem könige stehe wie alle anderen länder in der welt.“¹ Die einheimische aristokratie wurde jetzt nach fremdem muster organisiert; die lendirmenn erhielten den baronen-, die skutilsveinar den ritternamen, und beide den herrentitel (1277), während der einfluss des rittertums auf das heerwesen sich schon um einige jahrzehnte früher im Königs- spiegel deutlich ausgeprägt zeigt. Die litteratur endlich, der man erst jetzt anfieng auch in Norwegen grössere thätigkeit zuzuwenden, gewann nunmehr eine sehr ausschliessliche richtung auf ausländische stoffe, und zwar war es, soweit nicht kirchliche stücke in frage sind, wesentlich der ritterroman, mit dessen übersetzung in gebundener und ungebundener rede man sich befasste.² Dieselben erscheinungen, und zwar insbesondere auch auf dem litterarischen gebiete, machen sich allerdings mit der zeit auch auf Island geltend, wie denn zumal bischof Jón Hal- dórsson von Skálholt (1322 — 39), ein geborener Norweger, der in Paris und Bologna studiert hatte, mancherlei ausländischen sagenstoff dahin überführte;³ aber die grössere entlegenheit der insel auf der einen seite, und die frühere und kräftigere entwicklung der nationalen litteratur auf der anderen seite liessen hier die fremden einwirkungen nur ungleich später, langsamer und minder durchgreifend sich Bahn brechen.

Diese letzterwähnte entwicklungsstufe nordischen geistes und nordischer cultur liegt nun freilich eigentlich bereits ausserhalb der mir gesetzten aufgabe; ich glaubte dieselbe indessen immerhin berühren zu müssen, um für die scheidung der verschiedenen schichten ausländischer überlieferungen einen bestimmten schlusspunkt zu gewinnen. Um die mitte etwa des 13. jahrhunderts beginnt das massenhafte einströmen der eigentlichen ritterromantik in Norwegen, deren stoffe dem sagenkreise von Karl dem Grossen und seinen palatinen, von könig Arthur und seiner tafelrunde, allenfalls auch von Alexander dem Grossen, dem trojanischen kriege u. dgl. m. entlehnt zu sein pflegen. Um etwas früher wurde die *Þidriks saga* zusammengesetzt, und zwar, wie B. Dörings umsichtige untersuchung ermittelt hat, im norden selbst, auf grund mündlicher

1) *Hákonar s. gamla*, cap. 257, s. 23.

2) Vgl. was ich in bd. I, s. 82 dieser zeitschrift über diesen punkt zusammen- gestellt habe.

3) Vgl. *Lange*, de norske Klostres Historie, s. 140 (2. ausg.)

erzählungen und lieder deutscher gewährsmänner. Männer aus Bremen, Soest, Münster wurden erwähnt als solche, die dem verfassers bericht gegeben haben, — unzweifelhaft kaufleute, wie sie der seit dem schlusse des 12. jahrhunderts immer mehr aufblühende handelsverkehr nach Bergen oder Tünsberg geführt hatte; aber die sage erwähnt selbst, dass damals im norden der gleiche sagenstoff schon längst bekannt, und in liedern wie erzählungen behandelt gewesen sei,¹ und oft genug bemerkt deren verfassers varianten in namensformen oder anderen nebenpunkten, welche zwischen der deutschen und nordischen überlieferung bestehen,² wobei nur auffällt, dass derselbe regelmässig diese letztere auf den namen der Væringjar anführt, welchen die nordleute doch nur in Konstantinopel zu tragen pflegten. In ganz ähnlicher weise stellt auch der prosaische teil der Sæmundar-Edda gelegentlich einmal die deutsche überlieferung über Sigfrids ermordung der nordischen gegenüber;³ beide zeugnisse, einander bestärkend, stellen demnach über allen zweifel hinaus fest, dass hinter den zu anfang des 13. jahrhunderts nach Norwegen eingeführten deutschen sagen noch eine ungleich ältere schicht von heldensagen lag, welche, in ihren grundzügen unserer sage verwant, doch in ihrer fassung von dieser mehr oder weniger abwichen. In der that vermögen wir die bekantschaft mit diesen sagen im norden noch um eine ziemliche reihe von jahren weiter hinauf zu verfolgen. Gelegentlich des kreuzzuges z. b., welchen könig Sigurdr Jórsalafari in den jahren 1107 — 11 unternahm, kommen unsere sagen auf den Hippodrom (padreimr) in Konstantinopel zu sprechen, und erwähnen dabei unter bezugnahme auf das zeugnis von leuten, welche dort gewesen seien, eherner statuen der Æsir, Völsúngar und Gjúkúngar, die dort aufgestellt seien;⁴ damals also waren jene sagengestalten den nordleuten bereits geläufig genug, um ihre namen auf die fremdartigen erzeugnisse der griechischen sculptur übertragen zu lassen: um reichlich ein halbes jahrhundert später aber citiert könig Sverrir bereits eine halbe strophe unserer Fáfnismál wesentlich in derselben gestalt, wie sie uns unsere Sæmundar-Edda zeigt.⁵ Um ein jahrhundert früher fordert könig Haraldr harðráði († 1066) einmal seinen hofdichter Þjóðólf auf, die balgerei eines schmiedes mit einem gerber in der art zu besingen, dass er den einen

1) *Prolog*, s. 1.

2) Z. b. cap. 13, s. 18; cap. 69, s. 82; cap. 180, s. 177; cap. 185, s. 181; cap. 194, s. 185; vgl. *Döring*, in dieser zeitschrift bd. II, s. 74 — 76.

3) Siehe den prosaischen schluss des *Brot af Sigurdarkriðu*, s. 241.

4) *Heimskr. Sigurdr s. Jórsalafara*, cap. 12, s. 669; *FMS*. VII. cap. 13, s. 96 — 97; *Morkinsk.*, s. 164.

5) *Sverris s.*, cap. 164, s. 409; vgl. mit *Fáfnismál*, 6.

von beiden die rolle des Fáfnir, den andern aber die des Sigurðr Fáfnisbani spielen lasse.¹ Widerum um ein paar jahrzehnte früher erfahren wir, wie Sighvatr skáld eine erfidrápa auf seinen erschlagenen dienstherrn, den heiligen Ólaf, nach dem muster der saga Sigurðar Fáfnisbana dichten wollte, wovon ihn erst eine traumerscheinung des kónigs abbrachte, welchem das muster wol zu heidnisch sein mochte.² Noch um etwas weiter hinauf führt, wenn in einer strophe des Þórmóðr kolbrúnarskáld das gold als látr Fáfnis,³ oder in einer solchen des Halldórr úkristni der lange wurm kónig Ólafs des älteren als Fáfnir bezeichnet wird;⁴ indessen lasse ich mich auf derartige belege darum nicht weiter ein, weil, wie oben schon bemerkt, die prüfung der ächtheit angeführter verse stets eine schwierige, und jedenfalls über mein bereich weit hinausgreifende sache ist. Aus demselben grunde lasse ich mich auch auf die erörterung der eigennamen nicht ein, bei denen noch obendrein stets die möglichkeit vereinzelter entlehnung aus der fremde bleibt; wer wollte z. b. behaupten, ob jener Welandus, welcher nach den annalen Hinkmars von Rheims im jahre 862 sich zur taufe bequeme und dem frankenkönige den treueid schwor, nicht etwa blos nach einem deutschen waffenbruder benannt, ja ob er nicht vielleicht, da in jenen zeiten der abfall vom glauben und vaterlande selbst bei klerikern keine unerhörte sache war, am ende gar selbst nur ein deutscher überläufer gewesen sei, wie dies zu der deutschen, nicht nordischen form des namens recht wol passen würde? Aber ein paar bemerkungen wenigstens über das alter der einschlägigen eddalieder glaube ich mir zum schlusse noch erlauben zu dürfen, wenn es auch selbstverständlich nur andeutungen sind, welche etwa zu weiterem nachdenken anreizen mögen.

Mag man noch so sehr überzeugt sein, dass die betreffenden sagen ihrem grundstocke nach uranfänglicher gemeinbesitz aller germanischen stämme, und nicht späterer deutscher import in den norden seien, so wird man doch schon um der eingemischten geographischen bezeichnungen willen zugeben müssen, dass wenigstens hinterher ein gewisser südgermanischer einfluss auf dieselben sich geltend gemacht habe. Die öftere nennung des Rheines, die widerholte erwähnung von Franken und Schwaben (dieses freilich nur in den prosaischen stücken), von Goten, Langobarden und Burgundern, kann nur aus deutschen quellen bezogen sein; aber wenn dabei Grímhíldr als „gotnesk kona“ (Guðrúnarkv. II, 17),

1) *Haralds s. harðráða*, cap. 101, s. 362 (*FMS.* VI); *Morkinsk.*, s. 94; *F'lk*, III, s. 417.

2) *FMS.*, V, s. 210; *F'lk*, II, s. 394.

3) *F'lk*, II, s. 201; *legendurische Olafs s. helya*, cap. 58, s. 44.

4) *Heimskr. Ólafs s. Tryggvasonar*, cap. 114, s. 212.

und ihre tochter Guðrún in demselben liede als „vff valnesk“ bezeichnet wird (ebenda, 35), während in einem weiteren die am Rheine gesessenen Niflungen zugleich Burgunder heissen (Atlav. 17—18), wenn ferner auch Brynhildr, nachdem sie mit Sigurd verbrannt worden, auf ihrem ritte nach der unterwelt „af Vallandi“ kommend heisst (Helreit Brynhildar, 2), und der Gjúkúnga Gunnarr auch wol wider „Gotna dróttinn“ heisst (Sigurdarkv. Fáfnisb. I, 35), u. dgl. m., so setzen derartige wechsel in den bezeichnungen jedenfalls eine zeit voraus, in welcher Goten, Burgunder, Franken bereits gleichmässig in Gallien sich niedergelassen hatten. Noch weiter herab führt es, wenn in den Hárbarðsljóð, 24. Hárbarðr, d. h. Odinn, spricht:

„Var ek á Vallandi,
ok vígum fylgðak;“

oder wenn in der Guðrúnarkv. II, 16 Guðrún auf teppiche stiekt:

„Þat er þeir börðuz
Sigarr ok Siggeirr
súdr á Fívi;“

unverkennbar liegt nämlich in diesen worten eine reminiscenz an die vikingerzeit vor, und wenn zwar die heerfahrt in der schottischen grafenschaft Fife (die Völsúnga saga, cap. 32, s. 205, bessert: á Fjóni súdr, setzt also das bekanntere Fühnen für die vergessene schottische landschaft ein) nicht aus deutschen sagen herkommen kann, so weist sie doch entschieden auf die zeit nach dem 9. jahrhundert, eine zeit also, da auch mit Deutschland bereits gar mancherlei beziehungen angeknüpft waren. Auch darauf darf aufmerksam gemacht werden, dass in der Völundarkvida 10 und 15 sowol als in der Guðrúnarkv. II, 25 der name Hlödverr genannt wird, dessen angegebene form sich weder aus der alten fränkischen, noch aus der alt- oder mittelhochdeutschen gestalt desselben erklärt, sondern nur aus einer altfranzösischen; auch dies weist auf eine spätere entstehungszeit der betreffenden lieder, gleichviel übrigens, ob der name aus französischer sagentradition herübergekommen, oder ob er, was wahrscheinlicher, zunächst als ein geschichtlicher im nordosten festgestellt, und dann einfach auf die heldensage übertragen worden sei. Berücksichtigt man ferner noch die immerhin nicht ganz unbedeutende zahl von fremdwörtern, wie tafla (tabula), gim (gemma), dreki (draco), kalkr (calix), kista (cista), kannu (canna), vín (vinum), u. dgl. m.,¹ welche sich in den verschiedensten sogenannten eddaliedern zerstreut vorfinden, so lässt sich doch wol wenigstens dafür eine gewisse wahrscheinlichkeit

1) Vgl. die zusammenstellung bei Sr. Grundtvig, *Er Nordens gamle litteratur norsk?* s. 74 -- 75.

als erbracht ansehen, dass die betreffenden lieder, und zum teil auch die in ihnen behandelten sagenstoffe, erst nach den gewaltigen umwälzungen gedichtet, resp. dem norden zugeführt worden seien, wie solche die seit dem ende des 8. jahrhunderts beginnenden massenhaften heerfahrten der nordleute hervorgerufen hatten. Alles in allem genommen will mir vorläufig überhaupt E. Jessens annahme am richtigsten vorkommen,¹ dass die sagenstoffe selbst, so weit es sich um die lieder von Völundr und den Völsungen handelt, in der that deutsche einfuhr, und zwar aus dem 9. oder 10. jahrhundert seien, und ich wüste nicht, was bei solcher entlehnung so sehr auffällig sein sollte, nachdem die entlehnung der buchstabenschrift von den Engländern, und der einfluss angelsächsischer genealogien auf die nordischen königsreihen längst anerkannt und zugegeben ist. Aber freilich steht auch einer noch ungleich späteren einwirkung Deutschlands oder Englands auf die nordische sage nicht das mindeste im wege, und dürfte demnach bei jeder einzelnen sage stets die möglichkeit einer successiven umgestaltung durch successive einwirkungen des auslandes im auge zu behalten sein.

MÜNCHEN, IM MÄRZ 1870.

K. MAURER.

ZUR GUDRUN.²

1, 3. Ute *was ein küniginne*; dies „königin“ nach unserm gebrauch verstanden ist überflüssig, wo nicht fade. Königstochter, königliche prinzessin ist gemeint, wie so oft im mittelhochdeutschen. Da Bartsch das wort ohne erklärung hingehen lässt, darf ich das wol bemerken, ohne etwas überflüssiges zu sagen; genaueres und die gründe in Grimms Wb. 5, 1695 flg., der uns entfremdete gebrauch hat doch bis ans 18. jahrhundert heran gegolten. C. Hofmann emendiert auf diesen

1) *Smaating om oldnordiske digte og sagn*, s. 279.

2) Wer diese form, welche die geschichtlich berechnete ist, beibehalten will, wie die mehrzahl getan hat, seit man wider von der Gudrun spricht, der braucht sich durch sog. urkundliche bedenken nicht anfechten zu lassen; dass *Gúdrún* „durch nichts berechnigt“ sei, wie Bartsch Germ. 10. 49 ausspricht, ist weit zu viel gesagt. Umgekehrt ist *Kúdrún* auf dem grunde, auf den man diese form stützt, zur hälfte unberechnigt, denn die handschrift schreibt nicht *Chaudraun*, sondern *Chautrún*, *Chaustrun* usw.; wer urkundlich schreiben will, muss zwischen *Kútrun* oder *Kúdrun* und *Kúruon* oder *Kúruon* wählen, denn mit *Kúdrún* tritt er schon von seinem urkundlichen boden hinweg. Wenn man aber einmal in dem *-rún* die späte handschrift corrigiert, so darf mans auch mit dem *G*, und thut besser daran.

begriff hin Gudr. 6, 4 gewis richtig (Sitzungsberichte der bair. ak. d. w. 1867. 2, 223).

321, 4 ist der gedanke nicht völlig; auf gelegenheit warten müssen ja die andern alle auch, nicht nur die im schiffe versteckten. Also etwa: *dan si sus gelückes* usw.

403, 4. *dâ ze hove*, d. h. bei der Hilde, nicht am hofe überhaupt; Bartsch sagt nichts davon, ein heutiger leser muss an den hof überhaupt denken.

442, 4 flg. *diu küniginne* ist die alte königin, d. h. samt ihrem gefolge, das nicht mit genannt ist, aber von dem hörer des 13. jahrhunderts von selbst sofort mit gedacht wurde. Umgekehrt ist 443, 4 die junge „königin“ nicht mit genannt und doch wesentlich gemeint; genannt sind nur *die megede*, d. i. eigentlich das gefolge der königlichen jungfrau, sie selbst aber ebenso unfehlbar gleich mit gedacht vom dichter und seiner zeit. Diese art von fürsten und herren zu denken und zu reden muss der heutige leser mit aller schärfe wiedergewinnen, wenn er nicht fortwährend empfindlichen misverständnissen ausgesetzt sein, d. h. zugleich der alten dichtung grammatisch, ästhetisch und anderweit schweres unrecht thun will. Ich habe von der sache in Hannover geredet und in der Germ. 10, 139 flg., doch vergeblich wie es scheint.¹ Bei der deutlichkeit, an die wir da durch unsere dichter gewöhnt sind, muss das dem heutigen leser erklärt werden. So ist mit *die von Sturm-lant* 634, 1 wesentlich Wate gemeint, mit *die von Tenemarke* 634, 2 Horant: Wate wills nicht glauben, Horant erfährt nichts davon, dass Herwig mit gewalt die Gudrun holen will — der ausdruck ist genau wie das homerische *οὐ ἀμφὶ Ἠλιέων* (Germ. 10, 141); es heisst nachher ganz in gleichem sinne kurzweg *Irott* 634, 3, es hätte eben so gut heissen können *die von Nortriche*. So ist mit *diu schænen magedin* 468, 2 V. (467, 2 B.) wesentlich Hilde gemeint; mit *die Hagenen gesellen* 508, 2 wesentlich Hagen, — *Hagene* 503, 1, er mit seiner unmittelbaren, eigensten *schare*.

448, 4. *die kel wir in der rliete* wird das rechte sein, der acc. *die* ist begreiflich, weil ein schreiber an werfen dachte.²

1) Vorläufig nur ein paar nachdrücklichere belege als ich dort hatte: *in der zeit ka men der pischof auf die purk unser frauw berg, da belegten si in*. Städtechron. 1, 57: *do samelde sik markgreve Jan . . . und toch in greven Otten land van Anehalt*. 7, 162, denn vom heere eines fürsten gilt dasselbe wie von seinem gefolge.

2) Ich besitze ein exemplar der Ziemannschen Gudrunausgabe, welches Emil Sommer bei einer vorlesung Wilhelm Grimms benutzt, und in welches er zahlreiche emendationen, teils eigene, teils Wilhelm Grimms, eingetragen hat. In diesem exem-

449, 4. *Si wurfen in diu ruoder*, d. h. sie ruderten heftig, gewaltig, um aus dem speerbereiche zu kommen; es war gewis der feste ausdruck dafür, das zeigt die kürzung *in* für in das wasser. Bartschs erklärang „warfen hinein ins wasser“ kann der leser als ein wegwerfen verstehen.¹

451, 3. Wate hätte sich beinahe zu lange aufgehalten, d. h. nicht als einzelner kämpfer, sondern als führer des ganzen, als feldherr, er hätte mit seinen anordnungen, seiner leitung beinahe den rechten augenblick versäumt, wo man noch ohne allgemeinen kampf die Hilde davon bringen konnte — das ist ja das ziel des ganzen verfahrens. Dass Wate für das heer unter seiner führung gesagt wird, ist 465, 1 ganz klar: Wate war nun zu Wälcis auf den *sant* gekommen, d. h. die flottille mit der geraubten, sie glauben sie nun geborgen. So sind *die Waten anker* 444, 3 die anker der ganzen flottille. Freilich derjenige, der str. 450 nachgefickt hat, muss Wate 451, 3 auch nur von seiner person verstanden haben und erklärte sich die zeile nun durch den zusatz; man konnte also den ausdruck schon damals auch misverstehn — wenn man den zusammenhang, die anschauung des erzählten nicht hatte.

478, 1 war das *wie* der handschrift nicht in *swie* zu ändern. Was man drin findet, würde vielmehr heissen: *sô ez schierest mac geschehen*; es ist aber ausruf: wie bald kanns geschehen, nämlich dass uns Hagen hier einholt (478, 3) usw.; der satz *daz uns iht cryâhe* dient zugleich zwei vorausgehenden sätzen.

479, 2 *des küneges Hetelen* man kann ich noch jetzt nur so verstehn, wie ich Germ. 10, 141 vorschlug, d. h. als Hetele selber, natürlich festlich und feierlich mit und in seiner umgebung — *oi âuqi Πρίκου*. Man denke sich nur die lage. Hetel und Hilde nahen einander endlich; der augenblick, der so viel mühe und opfer gekostet, ist nun da. Die eigentliche zusammenführung wird von den ersten helden des heeres besorgt, denen das ja ihr triumph, ihr lohn ist. Je zwei führer sind dafür nötig; Irolt und Morung führen die Hilde von einer seite herbei (481, 1), die beiden alten aber und die haupthelden der that, Wate und Frute sind die führer auf der andern seite (479, 1) — und wen sollen sie führen nach Bartsch? Mannen Hetels, die, „um Hilden zu sehen, vorausgeeilt waren“: und dazu sollen sie der führung

plare ist 448, 4 corrigiert: *die quel wir in den fluoten*, also im casus mit Hildebrands emendation übereinstimmend. Wenn es aber 397, 3 heisst: *wan daz er si [die wise] hôte uf dem wilden fluote* (vgl. 454, 3 und Laehn. z. Nib. 473, ;), so wird vielleicht auch hier geraten sein. zu schreiben *die quel wir in dem fluote*. Z.

1) In der zweiten auflage hat Bartsch seine erklärang verbessert: „stiessen hinein ins wasser.“ Z.

des Wate und Frute bedürfen? d. h. die sollen mit ihnen „eilen“? und dies naseweise vorauslaufen soll bei nächster nähe des wartenden königs und bräutigams möglich, höfisch sein? und wer führt denn dann den könig? der würde sich bei dieser auffassung gar nicht weiter bewegen, würde der braut gar nicht entgegengehn! Nein, nur der könig kann 479, 2 gemeint sein, man muss sich aber, um dem unsinn zu entgehen, zu meiner auffassung der worte *des küniges Hetclen man* bequemen. Wunderlich ist mir die wendung gerade hier auch, aber sie steht deutlich da. Str. 480 freilich muss fallen; der könig muss schon 476 vom rosse gestiegen sein, denn zu pferde wird man sich nicht geküsst haben; war aber der könig zu fusse, so konnten seine leute nicht noch länger zu rosse bleiben. Aber der verfasser von 480 muss gleichfalls mit *die von Hegelingen bi dem künige* nicht nur das gefolge gemeint haben, sondern den könig samt dem gefolge, *die bi dem künige* = *οἱ ἀμφὶ τὸν βασιλέα*, d. i. *ὁ βασιλείς*.

491, 3 fürchtet Hilde, wenn ihr vater komme, werde er *maneger schænen vrouwen* unerhörtes antun, „indem er ihre männer tötet“ nach Bartsch. 492 tröstet sie darüber Irolt, zweifelt aber nicht, dass Hagen kommen werde, freut sich sogar heldenhaft auf die kämpfe, auf den anblick von Waten im kampf mit Hagen. Das wäre denn ein wunderlicher trost für Hilden. Aber nein, für sich selbst hat Hilde als entlaufene tochter angst, *maneger schænen vrouwen* meint: mir und meinem gefolge, das als mitschuldig betrachtet wird.

493, 2. *diu schif vil sêre wageten*, d. h. Hagens schiffe kommen mit scharfem winde rasch heran; vgl. 853, 1.

496, 4. Handschrift *den Eyrlande*, Bartsch bessert *den Írlenden*; warum nicht *dem Írlende*, d. h. dem wilden Hagen?

497, 4. *die vînde mit den vriunden wolten alle sîn an einer selde*; mir scheint das eigentlich ein kriegswitz zu sein, der das aufeinanderstürmen der gegner gleichsam malen soll. Ebenso griechisch *εἰς ταὐτὸν ἵζειν*, z. b. Eurip. Phoen. 1405.

573, 1 gebiert Hilde *zwei kindelîn* . . . *dô daz was getân* -- die letzten worte genau betrachtet nötigen zu der annahme, dass Gudrun und Ortwin als zwillinge geboren werden.

577, 2 ist *ritter* wol entstellung; dass Gudrun nun mannbar wurde, soll gesagt werden: sie wäre nun zur schwertleite reif gewesen, wenn sie -- ein *ritter* gewesen wäre? vor der schwertleite war niemand *ritter*, nicht einmal nach ihr ohne weiteres. Es stand wol ursprünglich *degen*, männliches kind, das ein späterer schreiber als held verstand und zu *ritter* steigerte.

637, 3 fasst Bartsch *schracken* als „turnierschranke, hier allgemeiner die grenze“; aber 781, 1 sind *schracken* dicht vor und an der burg, auch 1402, 3. 1414, 4, und ebenso hier.

647, 4. Von Hetel und Herwig im kampf heisst es, *ez werte vil unlange, unz si bēde ein ander wol bekanden*; nach Bartsch „erkannten sie sich gegenseitig im gedränge.“ Aber sie haben sich schon vorher erkannt, eben deshalb springen sie 647, 1 vor ihre scharen; ja sie stehen schon im kampf mit einander, dass das feuer aus dem *gespenge* (ihrer schilde, nicht „der rüstung“) flammt. Jene worte vom *erkennen* geben also den erfolg ihres kampfes an. Der sinn ist aus 880, 3 zu ersehen, wo Hetele und Ludewig kämpfen, dass jeder am andern *vant rehte wer er wære*; und aus Nib. 1548 L., wo es von zweien im kampf heisst: *si versuochten, wer sie wāren*, im Wh. 209, 30 *si bekauten schiere ein ander*, erkannten sich als ebenbürtige gegner. Und darauf kommt es hier an, dass Hetele den Herwig als helden erkennt und anerkennt, Herwig muss sich die braut von ihrem vater durch heldentum verdienen, und eben das spricht 648 Hetel mitten im kampf aus.

752, 2 ist das *beslahen* der schilde und helme dunkel (im mhd. und nhd. wörterbuche ist es einfach als „beschlagen“ hingestellt); Bartsch vermutet ein verdecken, damit man sich nicht durch den glanz verriete. Aber das stimmt doch nicht wol zu 752, 3 *si rikten sich ze strīte*. Ist etwa ein festhämmern gemeint? waren die nieten und nägel durch die seefahrt locker geworden? vgl. 1146, 4, wo beim landen *halsberge* und *helme* erst *geriemet* werden.¹

787 gibt keinen sinn im zusammenhange. Die mannen Hetels, ungefähr 1000 mann stark, erwarten str. 782 vor dem geöffneten thore den Hartmut, gleichfalls mit ungefähr tausend mann, und der kampf beginnt. Da kommt 783, 4 auch Ludewig, und zwar mit grosser übermacht 784, 3; ihn sehen erschreckt die frauen kommen 784, 1, aber nur sie, weil sie aus den fenstern zusehend in die ferne blicken können: *si sāhen unverborgen sīniu zeichen breit* 784, 2 (*zeichen* offenbar gleich *schar*, wie sonst *van, fāhnlein*), den kämpfern vorm thore war er aber noch *verborgen*, sie haben es noch 785, 4 nur mit Hartmut zu thun. Nun 787 (786 ist flickarbeit und greift vor):

*Dô die burgære wānden vride hān,
dô kam mit helden mære nāher dar gegān
der vater Hartmuotes*

1) In meinem Sommerschen exemplare ist beigeschrieben: *vil wol beslagene schilde*.
Z.

Wie kann von *vride* die rede sein, auf den die *burgere* rechnen, da sie eben im heftigsten kampf sind! Die handschrift hat aber *da* — *da*, und das gibt sinn: an der (oder an einer) stelle, wo die auf *Matelâne* auf *vride* rechneten, d. h. sich für sicher hielten gegen angriff, von einer ungedeckten seite her kommt Ludwig herbei, so dass auch die kämpfer ihn nun sehen. Das verfahren beruht also auf einer kriegslist, Hartmuts angriff mit nur 1000 mann ist eine art scheinangriff, der ihnen das tollkühne öffnen der thore einträgt, das denn auch sofort benutzt wird, nachdem Ludwig und Hartmut sich vereinigt haben.

789 hat aber auch noch dunkles. Ludwig und Hartmut sind ihrer vereinigung so nahe (789, 1. 2. und damit zugleich dem thore), dass sie beide recht gut merken (das ist das *wol vernemen* hier ¹⁾), wie die gegner jetzt darauf denken, die burg zu schliessen. Nun heisst es zur ersparung von blut und kampf den augenblick benutzen und „vor thorschluss“ mit den letzten der gegner hineindringen. Das wird denn 789, 4 bewerkstelligt durch das äusserste mittel der tapferkeit:

*dô giengens mit den schilden, daz si diu zeichen in die bure
stiezen,*

nicht zur aufrichtung der *signa* (Bartsch), denn bis dahin ist noch weit (es geschieht 792), sondern: sie giengen vor „mit den schilden“, d. h. mittelst der schilde, in der weise, dass sie die zeichen „mit gewalt hinein brachten“ (das ist *stôzen* hier) — d. h. die fahnenträger decken sich mit einem schilddache und dringen um jeden preis ein (die anstrengungen das zu hindern erzählt 790 ²⁾), damit nur erst die fahnen hinein kommen, dann muss alles lebendige nach. Dies verfahren muss ziemlich gewöhnlich gewesen sein, das zeigt die kürze, mit der die sache gesagt ist. Ähnlich werden die fahnen im feldstreite gebraucht 830, 1. 1489, 3, vgl. 521, 4; an der zweiten stelle wird auch das *nâch dringen* erwähnt, das dazu gehört. Das durchgreifende mittel 789, 4 findet sich ebenso in Römerkämpfen gebraucht in verzweifelten fällen, s. z. b. Caesar bell. gall. 4, 25, 4, Livius 3, 70, 10. 25, 14, 2.

1) *Vernemen* war mhd. und noch nhd. lange auch gewahr werden, spüren, bemerken, mit augen, ohren, oder gedanken oder sonst wie, kurz jegliches *percipere*. schmecken, riechen, fühlen nicht ausgeschlossen (vgl. Grimms wörterb. 5, 538 unten); uns verleitet nur das heutige *vernehmen*, immer zuerst an hören zu denken.

2) Da wird übrigens *lâzstein* doch das richtige sein, steine, die man auf die stürmenden von den mauerzinnen hernider fallen „liess.“ Luthers *laststein* Sacharja 12, 3. auf das Jänicke zu Biterolf (Heldenb. 1, 260) mit v. d. Hagen verweist, ist eben kein solcher *lâzstein*; dass man letzteres auch *lasstein* schrieb, zeigt nur, dass das *z* dicht vor dem *s* in der aussprache begreiflich selbst vollends in ein *s* übergieng.

798, 1. 2 wird *schatz* und *gewant* genommen, d. h. man räumt die vorräte der *kamere* aus, „*dar zuo man Hilden wiste bi ir wizen hant*“; nach Bartsch führt man sie aus der burg hinaus, weil man diese verbrennen wollte, und „dazu hin, wo der raub aufgehäuft lag“ — wozu das? sie auch als beutestück? und wo bleibt Gudrun, die hauptbeute? Ich glaube, 798, 2 meint: man nötigte Hilden, den weg zur *kamere* zu weisen, und kleidet das höfisch, oder mit höhnischer anwendung der hofsitte, in ein führen der Hilde ein.

798, 4. Die sieger wollen *die guoten Matclâne* verbrennen: ¹ *swaz in dá von geschæhe*, „*des wolden niht die von Ormanie erkennen*“, wie die handschrift bietet, „davon wollten sie nichts wissen, danach fragten sie nicht“ Bartsch; doch das kann wol *erkennen* nicht bedeuten. Aber *sich erkennen* würde trefflich in den zusammenhang passen, d. h. in sich gehen, sich eines besseren besinnen (die nachweise sieh in Grimms wörterb. 5, 546), ² daher auch nachgeben, besonders aber von einem unrecht abstehen; *wenn wöl wir uns erkennen?* fragt am schlusse ein straffied von 1529, das krieg und noth als gottes strafe nachgewiesen hat (Liliencron 3, 606^b, ohne erklärung gelassen), es ist sachlich geradezu gleich „uns bessern.“ Es hiess auch *sich bekennen*, z. b. in einem satirischen lügenliede des 16. jahrhunderts, das von plötzlicher besserung der pfaffen berichtet:

*die thumbherrn sich bekennen,
verkert hand iren stand,
kein magt noch fraw mehr schenden usw.*

Soltau 2, 193.

und *sich kennen*:

*in dem ward sich Pruck (Brügge) selb kennen
und rueften do den künig an,
sie heten übel an im getan usw.* Liliencron 2, 238^a.

Unserer stelle gleich ist folgende in einem liede von 1504, das die plünderung eines klostere schildert:

1) *guot* scheint hier miser zu sein, mitleidig gesagt, vgl. *der gute kerl* von einem „armen sündler“ Grimms wörterb. 5, 581, *juwe dode dochter, dat gude hön* Rein. Vos 411.

2) Hier noch ein mhd. beispiel; carm. bur. 229 ficht ein unglücklich liebender seine *wrowe* an: *süeze, erkenne dich*, geh in dich und lenke ein, „verderbe“ mich nicht fernerhin. Die bezeichnung ist übrigens so fein aus dem seelenleben heraus genommen, dass man dafür auf philosophischen oder theologischen ursprung raten möchte (wie z. b. *in sich gehn*, *einkehr in sich selbst* von den mystikern herrühren); aber schon die Goten hatten *gakunnan sik*, ὑποτάττεσθαι, συγγινώσκειν.

fuhen, schetzen, nemen, prennen
telens uns, die armen leut (die untertanen des klosters),
nit woltn si sich erkennen,
hat manchen seind (nachher) *gereut.* Soltau 1, 192,

bei Liliencron 2, 524* geändert in: *nit wolten sis erkennen.* An unserer stelle hat etwa gestanden: *si enwolden sich des niht erkennen,* oder *nier niht erkennen,* durchaus nicht in dem punkte (*des*) „raison annehmen,“ von der grausamkeit abstehe.

858, 2 muss wol Ludewig mit sagen, es gehört als vordersatz zu *nû muoz ich aller êrste* usw., also: *ez was gar ein kintspil* (oder mit Bartsch *kindes spil*) *sices ich ie began.*

881, 2 wird nach *diu wol getâne* ein komma das rechte sein, d. h. die worte bereiten das subject nur vor, sind es noch nicht eigentlich selbst, aber der gedanke wird neu angesetzt, in gesteigerter fassung, *jâ hôrte man dô klagen,* und nun zieht *hôrte* Gudrun in den accusativ statt des ursprünglichen nominativs. Sachlich ist übrigens 881, 4 merkwürdig; der interpolator lässt im kampf eine pause eintreten (zu der die kämpfenden mit mühe zu bringen sind), um einer art förmlicher totenklage über den gefallenen Hetel raum zu geben, die da gleich auf dem schlachtfelde angestimmt wird und zu der Gudrun mit ihrem gefolge gleichsam den ton angibt; aber beide parteien nehmen daran teil. Ist der schöne zug aus der wirklichkeit entnommen? doch wol.

1132, 1. Das merkwürdige „*galinê*,“ offenbar griechisch *γαλίνη*, nun auch von Bartsch erkannt, würde eine genauere untersuchung verlohnen, hauptsächlich wegen der frage: wie kam das griechische wort in die feder des deutschen dichters? Auf gelehrtem wege gewiss nicht, es muss ihm durchs leben gekommen sein, verrät sich auch mit dem *i* als in neugriechischer aussprache an ihn gekommen. Die vermittelung kann nur durchs adriatische meer geschehen sein, wo aus der griechischen zeit her das wort sich festgesetzt haben konnte, wol auch in die mundarten der italienischen und slavischen anwohner eingegangen sein könnte, die es noch ein stück ins binnenland hinein fördern konnten — aber weit gewiss nicht, sodass das wort allein schon für die heimat des werkes einen hübschen anhalt gibt.

1285, 2 braucht das *versprochen* genauere prüfung. Man fasst es in dem allerdings gewöhnlichen sinne auf: ausgeschlagen. Aber wenn man die ganze rede der Gudrun darauf ansieht, so zeigt sich alles andere als doppelsinnig gestellt, sie spricht ja *mit listen* 1284, 1. Wenns zur züchtigung kommen sollte, sagt sie,

gesiht mich immer ouge gestên bî künegen rîchen,
dâ ich trage krône, ez wirt sîn gelônet sicherlîchen;

sie meint damit den Herwig und vermutlich ihren bruder mit, und mit dem *lônen* meint sie die rache, die ja für morgen in sicherer aussicht ist. Aber die worte sind so gestellt, dass Gerlint dabei an ihren Hartmut denken kann und an ein *lônen* in ihrem sinne. Alles ist eine nur leicht verhüllte triumphierende drohung, aber Gerlint greift gierig nach dem ihr günstigen sinne, und das ist nach allem vorausgegangenen und nach ihrem charakter gauz fein und richtig. Ebenso ist es mit 1285, 3. 4:

ich wil daz künirîche ze Ormanîc bouwen.

wird ich gewaltic immer, sô tuon ich des nieman mac getrouwen; morgen, als siegerin will sie das land *bouwen*, darin herrin sein, die letzten worte sind wieder ein ausbruch des inneren vorgreifenden triumphs der endlich erlösten. Aber Gerlint bezieht *bouwen* und *gewaltic* in ihrer ungeduld und sohnesliebe betört auf Gudrun als *küniginne* an Hartmuts seite. Nun muss aber auch *versprochen* doppelsinnig sein; vermeidet sie doch den Hartmut zu nennen und umschreibt ihn nur: *sô wil ich ê minnen den ich versprochen hân*, sie muss dabei an Herwig denken können. Freilich passt keine der im Wörterb. 2^e, 531 belegten bedeutungen völlig dazu, aber annähernd mehrere: *versprochen* vom schicksal oder von gott festgesetzt, vorausbestimt. En. 328, 16; *ein versprochen rât*, etwas durch übereinkunft festgesetztes. Erlösung 4314; etwas *versprechen*, rechtlich in anspruch nehmen; *einen versprechen*, „für“ ihn sprechen, ihn mit rede vertreten (s. besonders Schmeller 3, 587), dies würde auf Herwig und Gudrun doch wol passen. Aber vielleicht sagte man für *sich einem versprechen*, sich ihm verpflichten, doch auch kurz *einen versprechen*. Das wort ist in seiner ganzen mannigfaltigkeit augenscheinlich noch nicht aufgedeckt, es eignete sich aber mit seinem vieldeutigen *ver-* trefflich zu doppelsinniger rede.¹ Diese auffassung ist auch für den charakter der hochherzigen Gudrun nicht ohne bedeutung; bisher war sie in dieser stelle eine offene lügnerin, aber selbst in ihrer äussersten lage ziemt sich lügen nicht für eine königin wie Gudrun. Nun wird aus der lüge eine list, und gelungene list war der alten zeit ein heldentum wie tapferkeit; es ist ein sieg des schärferen geistes über den blöderen, warum versteht auch Gerlint ihrer gegnerin worte so tōricht, warum hört sie nicht den racheatmenden triumph hindurch. Auch Gudruns worte gegen Hartmut nachher, die wie eine zusage aussehen (1295), sind keine lüge; die zusage, dass er sie solle umarmen dürfen, wenn sie unter krone vor seinen recken stehe, ist ja an eine bedingung geknüpft.

1) Hiess doch z. b. *verwesen* sowol vergeuden wie verwalten (Wörterb. 3, 768^b), *vertreten* sowol verleugnen, verschmähen als verteidigen, für einen eintreten.

die, wie sie weiss, sich gar nicht erfüllen kann. Ebenso 1313 die bedingung *gestênt mit vride diu erbe*, sie weiss ja dass morgen der *vride* zu ende ist; die 4. zeile da ist aber eigentlich eine unverhüllte ankündigung der morgenden kämpfe, bei der einem bange werden muss, dass Gudrun sich zur unzeit verrate und das ganze spiel verderbe (wie beinahe wirklich durch ihr lachen 1320): *mich und mine mâge lâze ich danne iver recken schouwen*; sie geht in der kühnheit des andeutens bis an die äusserste grenze, das ist eine art heldentum und ein triumph für sie.

1372, 4 äussert Hartmut bei der teichoskopie, als ihm die sache nun endlich klar ist: *der haz der Hegelinge wirt „ê morgen âbent“ vil wol künde*, „vor morgen abend“ erklärt Bartsch; aber die kämpfe, die Hartmut meint, fallen in denselben tag, an dem er in der morgenfrühe das spricht, und 1380, 4 prophezeit er sie auch der Gerlint gegenüber für *noch hiute*. Die fraglichen worte sind nur eine kürzung und finden sich vollständig 998, 4: *ê morgen âbent werde*, noch ehe der morgen zum abend wird. Die kürzung ist freilich auffallend, aber sie beweist sehr häufigen gebrauch der wendung, obwol diese noch nicht verzeichnet ist. Ähnlich ist das ausfallen von *sîn* in formelhaften wendungen, z. b. mitteldeutsch in der von Opel herausgegebenen chronik des Clarenklosters zu Weissenfels: *weme lip eder leit, wî haben unse êrliche vrowe weder âf ure eigene burc geleit*. Neue mitteilungen des thür.-sächs. vereins usw. 11, 402, es wäre mhd. *sweme liep oder leit (sî)*, auch das muss sehr häufig gewesen sein und ist doch noch nicht verzeichnet; sehr häufig ist von J. Grimm nachgewiesen *wer dâ frôer danne sie* u. ä. im Deutschen wörterb. 4, 223, und fehlte auch bis dahin in den wörterbüchern.

Endlich scheint zu *Niflant* 211, 1. 564, 1 ein umstand noch nicht bemerkt zu sein. Plönies s. 312 riet schon: „ein überarbeiter, der sich vielleicht Liefland dabei dachte, kann es eingeschoben haben.“ Wirklich heisst dieses in der livländischen reimchronik *Niflant*, wie Pfeiffer wol richtig schreibt, z. b. 122. 224. 400. 5555, obwol das volk selbst *Liven* heisst 375. 526. 614. 897; noch im 16. jahrhundert *Nieflant* (s. IV),¹

1) Auch in *Eif- oder Liefland*, Kirchhof Wendunmut 3, 448 Öst. erklärt sich die erste form aus *Neifland* (vgl. *Leiflant* Diefenbach glossar. s. v. *Livouia*); schon in Diefenbachs wörterbuch v. 1470 sp. 172 *Livonia*, *Eyfenlant*. Es ist wie umgekehrt *Nüchtland* für *Üchtland* Haller, gedichte (1777) 54. 163. 201, *Nesseling* für *Esslingen* Joh. v. Guben 11, 20; mit abstossung des *n* *Avare* für *Navarra* Haupts zeitschr. 1, 106, 122, schon bei Arnold, chron. Slavorum 3. 9 *Assowe* für *Nassau*; die täglich damit zusammengesprochenen *in*, *von* mit ihrem *n* störten das sprachgefühl, vgl. z. b. *von avare* und *von navare* Haupts zeitschr. 1, 106. 210. Drängte sich doch selbst das *n* manchmal ein, wenn der artikel dazu kam, z. b. *Melminge* für *Elbing*, Zeitschr. d. vereins f. hamb. gesch. 2, 213, entstanden aus *in*, *vom*, *tom*

beide *Niflant* oder *Niflant* müssen irgend einen sagenhaften zusammenhang haben.

LEIPZIG, APRIL 1870.

R. HILDEBRAND.

ZU JACOBIS FEHDE ÜBER DEN SPINOZISMUS.

I.

EIN VERMEINTLICHER BRIEF GOETHES.

Die märzlieferung von Westermanns monatsheften brachte (p. 646. 7) einen „ungedruckten brief Goethes“ nebst einem erläuternden aufsatze (p. 647 — 652) des herausgebers, herrn Anton Dohrn. Nach der angabe der einleitenden zeilen „befindet sich das original in den händen der von Knebelschen familie in Jena“ und „ist von Goethe eigenhändig geschrieben.“ Das beträchtliche fragment (es fehlt nicht bloss anfang und schluss, sondern auch von dem in drei paragraphen gegliederten hauptteile der § 1 und das vorderstück des § 2) „bezieht sich auf den streit des philosophen Jacobi mit Moses Mendelssohn über den Spinozismus;“ adressat ist Jacobi. Der dritte paragraph, das wichtigste stück des briefs, trifft gerade den kernpunkt jenes streites, die frage nach dem summum ens und der entstehung der welt, und spricht im entschiedensten tone die ansicht des verfassers aus, der in schroffem gegensatz zu dem „extramundanen personalisten“ Jacobi, Spinozas begriff des intramundanen gottes verteidigt.

Das fragment hat ausser dem interesse, welches es seinem inhalte nach beansprucht, noch ein zweites nicht minder gerechtes, von welchem freilich dem herrn herausgeber nichts hat ahnen wollen. Es existiert nämlich schon seit einer reihe von jahren zu diesem ungedruckten briefe ein gedruckter doppelgänger, nicht ein torso, wie jener, sondern vollständig erhalten, mit allen drei paragraphen, mit an- und vorede und lebewol, mit datum und adresse, und der entsprechende teil des ganzen stimmt wort für wort mit dem fragmente, dergestalt, dass die beiden worte „einkleidung geben,“ mit denen das fragment anhebt, in dem vollständigen briefe als schlussworte des ersten satzes im § 2 erscheinen und daselbst im zusammenhang so lauten: „2, Dürfte ich wünschen, dass, ehe diese Lessings-ideen zuerst vor Mendelssohn in form einer widerlegung erscheinen, Sie lieber die unterredung ausser dieser verbindung in einer gefälligern einkleidung geben.“

Elbinge; Mainheuserbach aus *am, vom Einhäuser buch*, s. P. Wigand, Denkwürdigk. für staats- und rechtswissenschaft. Leipzig 1854 s. 52.

Der ganze brief steht bei Düntzer und F. G. v. Herder: Aus Herders nachlass II, 251 — 56,¹ das vermeintliche Goethefragment p. 253 unten bis p. 256 mitte. Der brief Herders ist datiert: W(eimar) den 6. februar 17(84). Die ausführliche antwort Jacobis an Herder, welche auf alle drei paragraphen genau eingelt, findet man in Jacobis werken,² III, 490 — 97.

Die besprechung des inhalts und seines bezugs auf Jacobis briefwechsel mit M. Mendelssohn und besonders auf das gespräch Jacobis mit Lessing über den Spinozismus versparen wir auf den zweiten teil unserer erörterung. Für unsern nächsten zweck aber ist es wichtig zu beachten, dass Düntzer zur veröffentlichung den originalbrief Herders benutzt hat. Wo ihm nur eine abschrift zu gebote stand, bemerkt er dies gewissenhaft.³

Gegen Goethes und für Herders autorschaft würden sich, selbst wenn wir der schlagenden beweiskraft beider citate durch verlust der briefe beraubt wären, schon aus dem fragmente selbst die gewichtigsten gründe geltend machen lassen. Gegen Goethe, um nur das augenfälligste herauszuheben, dass dieser in keinem der zahlreichen mit Jacobi gewechselten briefe⁴ seinen „lieben bruder Fritz“ mit Sie anredet, wie das vorliegende brieffragment. Für Herder die stelle: „Meine Philosophie der Geschichte soll, so bald sie fertig ist, zu Ihnen herüber.“ H. N. II, 256. (West. M. H. p. 647 links, mit der variante „hinab“). Die vorrede zu seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte“ datiert nun Herder vom 23. april 1784. Mit dem im briefe an Jacobi gebrauchten titel benennt Herder das werk in allen gleichzeitigen briefen, z. b. an Jacobi den 6. septbr. 83,⁵ an Mendelssohn den 4. mai 84.⁶ Erst am 20. decbr. 84 erscheint der geänderte titel im briefe an Jacobi:⁷ „Ich brüte über den Ideen.“ Damals war schon ein teil des werks gedruckt (jahreszahl der originalausgabe des I. teils: 1785), und der bescheidenere titel „Ideen“ statt des früher (mit bezug auf den vorläufer v. j. 1774: Auch eine Philosophie der Geschichte) gewählten festgesetzt.⁸ In Herders brief vom 6. februar 84 ist das manuscript des ersten teils gemeint.

1) Wir bedienen uns in der folge bei citaten der abbreviatur H. N.

2) Künftig in abbreviatur: J. W.

3) H. N. I. vorrede p. VII.

4) Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi. herausgegeben von Max Jacobi. Leipzig 1846. Künftig abgekürzt: G. J.

5) H. N. II, 250.

6) II, 230.

7) II, 266.

8) Dies beweist der angeführte brief an Mendelssohn.

Herr Dohrn hat diese die „Philosophie der Geschichte“ betreffende stelle nicht übersehen. Er hat mit unglücklichem scharfsinne aus Herders „Philosophie der Geschichte“ Goethes rätselhaftes fragment „die Geheimnisse“¹ herausgedeutet. Durch dieses sein „misgeschick“ hat er nur zu sehr bewiesen, wie gerecht der in jüngster zeit von mehreren seiten² laut gewordene vorwurf ist, dass von dem schreibenden und lesenden teile der nation Herder so ganz und gar vergessen und verkannt wird. Zugleich erfährt auch herr Dohrn an sich, wie empfindlich der verkannte sich rächen kann. Denn bei allen seinen bestimmungen, folgerungen und erklärungen (p. 647—52) neckt ihn ein schelmischer zauber, und er muss sich gleich den rittern in Hartmanns Iwein gebärden:

*sî giengen slahende umbe sich
mit swerten sam die blinden.*

Dass aber dieser zauber sein unwesen noch weiter getrieben, so dass herr Dohrn gar statt des H[erder], welches etwa am ende seines briefes stand, ein G[oethe] gelesen,³ gedeutet und zum druck gebracht hätte — das wollen wir zu seinem besten nicht annehmen. Wäre es dennoch an dem, so müsten wir in seinem fragmente ein stück des Herderschen brouillons erkennen.

Man könnte, falls Goethes handschrift in dem fragmente sicher ist, zu der erklärungen neigen: das stück sei ein von Goethe zur aufnahme in den brief Herders gelieferter beitrage, und der brief an Jacobi sei also eine collectivnote beider Weimarer freunde. Diese annahme erweist sich aber auf den ersten blick als irrig. Unmöglich liess sich Herder von seinem freunde sätze vorstilisieren wie folgende: „Meine Philosophie der Geschichte soll, sobald sie fertig ist, zu Ihnen herüber“ — „Verzeihen Sie mein geschreibs.“

1) Wenn man dies nur bis zu vier und vierzig stanzen gediehene gedicht nach dem plane, den Goethe davon entwirft (ausg. von 1833. 45, 327 ff., sechsbändige ausgabe von 1869. I. 194 ff.) zur not wol eine philosophie der geschichte nennen dürfte, so könnte es doch nach eben diesem plane, der das erhaltene fragment als einen ganz unbeträchtlichen teil des beabsichtigten ganzen kennzeichnet, unmöglich in Goethes briefe als ein der vollendung nahe werk angekündigt sein.

2) Jegór von Sivers, Humanität und Nationalität. Eine livländische Säcularschrift zum Andenken Herders. Berlin 1869. p. 32 f. Adolf Kohut, Herder und die Humanitätsbestrebungen der Neuzeit. Berlin 1870. I, p. 1 f.

3) Zufällig stimmt zu dieser vermutung die beobachtung, die ich kürzlich an einem kleinen Herderschen autograph machte, dass H. den unteren ductus des deutschen H bisweilen weglassen und also der buchstabe einem lateinischen G und S ähnlich wird. Herder zeichnet sich in der regel eben so wie Goethe unter den freundesbriefen blos mit dem ersten buchstaben.

Es bleibt also, falls wirklich das fragment „von Goethe eigenhändig geschrieben ist,“ die einzig mögliche auskunft diese: Goethe hat sich Herders brief ganz oder stückweis copiert. Den eindruck einer copie macht in der tat das fragment, und zwar einer eilfertigen, bei der des abschreibers gutes gedächtnis den augen zu hilfe kam, die nicht wort für wort, sondern sogleich längere sätze fassten und übertrugen.¹

Arglos druckt herr Dohrn eine reihe von briefen Goethes an Jacobi aus den jahre 1784 - 86 ab (sie lassen noch eine vermehrung zu, besonders für das jahr 83), in denen Goethe seine unfähigkeit und unlust zu metaphysischen untersuchungen unverholen kund gibt, und in denselben briefen wird immer auf Herder als den, der „diesen sachen auf dem grunde ist“ (30. december 83).² und „ders besser machen soll“ (9. mai 85)³ vertröstet. Und Herder hat es allerdings besser verstanden und besser gemacht. Während in Goethes briefen nur einzelne, wie es scheint mühsam aufgelesene, metaphysische brocken vorkommen, sind oder enthalten Herders gleichzeitige briefe umfangreiche gründliche forschungen über Spinozas system.

Nicht bescheidenheit, auch nicht etwa ausschliesslich abneigung gegen philosophische streiterei, wie herr Dohrn wähnt, war der grund von Goethes schweigen und ausweichen, sondern (wenigstens in den jahren 83 und 84 bis zum spätherbst)⁴ mangelnde kenntnis des Spinoza. Das weitere hierüber sei dem folgenden teile vorbehalten. Um einen zuverlässigen halt bei eigenen briefen an Jacobi und um eine sichere grundlage zu besitzen, die ihm an vorangegangene belehrungen Herders erinnern und auf folgende vorbereiten könnte, scheint Goethe, selbst nachdem er die ethik Spinozas studiert hatte, von Herders metaphysischen briefen abschrift genommen zu haben. Noch anfangs juni 1785 (kurz vor seiner abreise nach Ilmenau) schreibt er an Herder: „Ich schicke Dir den Jacobischen brief⁵ zurück. Lass mich doch sehen, was Du ihm schreibst,⁶ und lass uns darüber sprechen.“ Der brief, den Goethe kurz

1) Die varianten ausser der schon oben angeführten sind: „ja ohne den schein“ (H) — „und o. d. sch.“ (fr.): — „in solchen und solchen kräften“ (H.) — „in solchen und solchen und solchen“ (fr.). Die einmalige widerholung bekundet sich durch das unmittelbar folgende: „nach solchen und keinen andern arten“ als original.

2) G. J. p. 67.

3) G. J. p. 87.

4) H. N. II, 265. G. J. 83. 86.

5) vom 24. april. Abgedruckt in: Jacobis Briefwechsel (abkürzung künftig: J. Br.) I, 376--78.

6) H. N. II, 270—77; eine sehr wichtige besprechung und kritik des im manuscript übersantten dritten abschnitts der schrift Jacobis. Datiert: Weimar, den 6. juni 85.

danach (am 9. juni) an Jacobi schrieb,¹ beweist, verglichen mit Herders gleichzeitigem briefe vom 6. juni, wie viel oder wie wenig Goethe aus der lehrstunde bei Herder mit nach Ilmenau genommen hatte, und wir verstehen nun auch die naiven worte seines briefs: „Schon vor vierzehn tagen hatte ich angefangen Dir zu schreiben, ich nahm eine copie Deiner abhandlung mit nach Ilmenau, wo ich noch manchmal hineingesehen habe und immer wie beim ermel gehalten wurde, dass ich Dir nichts darüber sagen konnte.“² Der lehrmeister in Weimar konnte eben nicht aushelfen.

Es bleibt nur noch die frage: Hat Goethe abschrift des ganzen (bei Düntzer sechs seiten langen) briefes genommen, oder nur etwa so viel copiert, als herr Dohrn vorgefunden und veröffentlicht hat? Das erstere ist völlig unwahrscheinlich. Herr Dohrn fängt mit zwei strichen den abdruck des briefes an. Stehen sie im manuscript? Dann sind sie beweis genug. Herr Dohrn gibt weder hierüber etwas an, noch bemerkt er, ob der brief auf einem oder auf mehreren blättern stehe. Das erstere muss man erraten. Es ist nämlich „eine ecke des briefes abgerissen“ (West. M. H. 647 links). Da nun herr Dohrn nur einmal gelegenheit nimt diese lücke durch eine conjectur auszufüllen, so muss (mögen wir die ecke oben oder unten annehmen) auf der folgenden seite freier raum sein, den der abschreiber hätte benutzen können. Er wollte ihn nicht benutzen und brach absichtlich vor dem ende ab. Dies beweist am deutlichsten der untergeschriebene name. Man sieht leicht, der abschreiber nahm den brief nur so weit auf, als er für ihn wichtig war, und liess die auf den briefsteller bezüglichen persönlichen schlussnotizen weg.

Allerdings findet sich zwischen dem ganz objectiv gehaltenen § 3 und dem zum schluss erteilten ebenfalls wichtigen rate, welcher sich auf die einkleidung des ersten teils der Jacobischen schrift bezieht, eine kurze notiz von persönlichem bezug auf den verfasser. Diese nahm dennoch der abschreiber mit auf, um ohne lücke und sprung auf den schluss zu gelangen, der ihm besonders deswegen von wert war, weil er ihm die abschrift des § 2 zum teil ersparte. Der erste paragraph aber und alles diesem voraufgehende (H. N. II, 251 — 53) ist von so nahem persönlichen bezug auf Herder, dass Goethe, falls sein zweck oben richtig erschlossen ist, nicht das mindeste interesse haben konnte, dies ebenfalls abzuschreiben.

Das vermeintliche Goethefragment ist also eine von Goethe zum zweck eigener belehrung angefertigte copie von einem briefe Herders.

1) G. J. 85 — 87.

2) p. 85.

Ist herr Dohrn noch fernerhin geneigt, sich zu den „kennern“ zu zählen, und fühlt er sich berufen zur belehrung derer mitzuwirken, „die nicht gelegenheit haben aus den quellen selbst zu schöpfen,“ so möchten wir ihm dringend anraten, auf vervollständigung seiner eigenen quellen bedacht zu nehmen.

Der vorstehende aufsatz war druckfertig an die redaction abgesant, als die „Berichtigung“ im maiheft der Westermanschen zeitschrift (p. 207) erschien, hervorgeufen. wie es heisst, durch die von herrn professor Düntzer ausgegangene mitteilung über die frühere, von diesem selbst besorgte veröffentlichung des Herderschen briefes.

Herr dr. Anton Dohrn, der am 20. märz die „berichtigung“ geschrieben hat, spreizt sich in derselben noch immer als ein „Kundiger der Goetheschen correspondenz,“ glaubt, dass die veranlassung seines „irrtums“ (Goethes handschrift in dem fragmente) „unschwer zu erkennen ist,“ und dass seine „erklärung jeden kundigen befriedigen wird.“

Wir können die beneidenswerte zufriedenheit des herrn Dohrn nicht völlig teilen. Zunächst hat er im günstigsten fälle nur das recht, sich einen kundigen der Goethischen handschrift zu nennen. Vielleicht auch dies nicht einmal. In einem ungedruckten (?) briefe Herders an Böttiger begegnete uns wider als unterschrift das dem G völlig ähnliche H, dessen wir oben erwähnten. Herders und Goethes handschriften sind nicht so unähnlich, dass sie nicht manchen „kundigen“ täuschen könnten. Das fragment muss erst einem kundigen echten schlagel vorgelegt werden, um giltig zu entscheiden, ob Herders brouillon (ein solches war besonders für den rein wissenschaftlich gehaltenen teil des briefs nötig), oder Göthes copie erhalten ist. Herr hofrat Schöll, der in seinem buche „briefe und aufsätze von Goethe aus den jahren 1766 bis 1786“ (Weimar 1846) p. 193—229 Goethes anteil an Jacobis fehde vorzüglich dargestellt hat, würde durch zwei worte diese nächste frage zu aller „kundigen“ danke erledigen können.

Was wir von Goethes stellung zu Herder und von beider verhältnis zu Spinoza berichtet haben, erfährt durch den ausfall dieses urteils keine änderung.

Herr Dohrn glaubt ferner durch eine „sehr einfache erklärung“ die veranlassung der copie ermittelt zu haben. Goethe habe „diese abschrift an Knebel geschickt,“ d. h. im interesse Knebels genommen. Die „einfachheit“ verrät wenig kennerschaft. Wie wir bald sehen werden, waren nur sehr wenige von dem fein berechnenden Jacobi in seine verhandlungen mit Mendelssohn eingeweiht, und zwar nur solche,

die nach Jacobis urteil mit rat und tat helfen konnten. Diese wenigen wahrten das geheimnis sehr treu. Dass Knebel nicht zu ihnen gehörte, beweisen seine briefe an Herder aus den jahren 1784 und 85.¹

Sonderbar genug ist es ergangen, dass der ungeschickt veröffentlichte fund gerade in Knebels papieren gemacht ist. Hasste doch niemand die dilettantenarbeiten mehr als er, der im juni 1786 über eine solche an Herder schrieb:

„Die *κεροδοξία* (der hohle wahn) scheint der hauptinhalt und zweck derselben, die dann, wie billig, mit gröster pretiosität und aufsehen machen sollender geistesaffection vorgetragen ist. Es ist mir nichts fataler, als wenn sich ein dilettant, für den man sonst achtung gehabt hätte, prostituiert.“²

BERLIN, MAI 1870.

BERNHARD SUPHAN.

FRIEDRICH DER GROSSE UND DIE DEUTSCHE LITTERATUR.

Wir schwer es mitunter hält an die stelle einer gang und gebe gewordenen auffassung ein richtigeres urteil zu setzen, davon zeugt in unsrer litteraturgeschichte die absprechende art, in welcher noch immer das bewuste verhältnis, das Friedrich der Grosse zu unserer litteratur eingenommen, behandelt wird. Was hilft es Julian Schmidt, dass Löbell die gerade hierfür vor allem in betracht kommende schrift des königs „De la Littérature Allemande“³ im ersten teile seines ausgezeichneten werkes über die dichtung des vorigen jahrhunderts so vorzüglich analysiert hat?⁴ Sie bleibt diesem litterarhistoriker nichts als ein aufsatz, „in welchem königliche machtvollkommenheit aufs sonderbarste

1) „Von und an Herder,“ herausgegeben von Düntzer und G. v. Herder. Leipzig 1861. 62. 3 bde. (abbreviatur künftig: VAH.). Bd. 3. p. 13—23. vgl. p. 26 ff. Dies wird bestätigt durch die gleichzeitigen briefe Herders an Knebel in „Knebels Litterarischem Nachlasse“ II, 231—45 und durch den „Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel“ I, 49—85, besonders p. 71 (18. nov. 85).

2) VAH. 3, 25.

3) De la Littérature Allemande; des défauts qu'on peut lui reprocher; quelles en sont les causes; et par quels moyens on peut les corriger. A Berlin, 1780.

4) J. W. Löbell, Die Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten usw. I, s. 324 ff.

mit unglaublicher unwissenheit sich paarte; ein aufsatz, der die ganze deutsche schriftstellerwelt in aufruhr brachte.“¹ So wird einer der unbil-
ligsten irrthümer aufs neue einigen tausenden litterarisch interessierter
leser weiter überliefert und der schöne baustein zur deutschen litteratur-
geschichte, den wir in Friedrichs schrift besitzen, bleibt nach wie vor
verworfen. Unter diesen umständen wird es vielleicht verzeihlich erschei-
nen, wenn in der folgenden skizze Löbells bemühen wieder aufgenommen
und eine ergänzung desselben zugleich dadurch versucht wird, dass hin
und wider ein zeichen der zeit die richtige beleuchtung erhält, ohne des-
sen verständnis Friedrichs gedanken und absichten unfassbar bleiben.

Zu dem, was wir uns heute unter einer nationalen litteratur den-
ken, fehlten, als Friedrich knabe, als er jüngerling war, ja als er, könig
geworden, ins blühendste mannesalter eintrat, so gut wie alle vorbedin-
gungen. Das litterarische streben war zwar in kleinen und darum um
so selbstgefälligeren kreisen seit Opitz nicht erloschen, aber die schwa-
chen flämmchen, worin es ab und zu emporschlug, vermochten das dun-
kel. das über endziel wie urbeding der poetischen kunst lag, nicht auf-
zuhellen. Die sogenannten dichter führen fort die seligkeit nach dem
regelbuche irgend einer theorie zu suchen und worte in versen zu kräu-
seln. Wie hätten sie auch als kinder ihrer zeit anders gekonnt? Gleich-
sam gebunden lag der geist der nation danieder, — kein mächtiges
interesse, das ihn erregte. Noch war der staatsgedanke das präogr'iv
einiger gekrönter häupter; seine welt war für die schriftsteller ni ht
vorhanden. Beegnen uns doch in Gottscheds fünftehalbtausend b: e-
fen kaum ein oder zwei äusserungen politischer art, obwol dieser lue-
rarische stimmführer seine universität Leipzig auf dem Dresdener land-
tage vertrat, von dem natürlich weiter nichts verlautet, als dass er geld
bewilligt habe. Maschinenmässig gieng der staat unter der wache ste-
hender heere seinen gang; die gebildeten bürger suchten die ehre fast
bloss im dienste oder in der gelehrsamkeit und nicht in erreichung des
höchsten zweckes von beiden, sie begnügten sich nur vaterstädte und ein
gelehrtes vaterland zu haben, und für die erhaltung des deutschen reichs-
systems hätte sich kein Curtius in den abgrund gestürzt.² Überall der
kläglichste servilismus — wo hätten hohe empfindungen, die unsre gedan-
ken und unsern ausdruck erst mannhafft machen, sich zu erheben ver-
mocht? So war denn auch der ausdruck weit ab gekommen von Luthers

1) Julian Schmidt. Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit. 1870,
s. 49. 50. in einem beachtenswerten aufsatze: Der Einfluss des preussischen Staates
auf die deutsche Litteratur, s. 42 — 89.

2) J. Möser's sämtliche Werke. IX, 139.

kraft und klarheit; dahin seine wahrheit atmende bündigkeit, an deren stelle eine weitläufige verschwommenheit und eine entartung der bildlichen wendungen getreten war, die den breiten stempel der lüge trug. Nicht sowol das beste, was hier und da der fleiss eines einzelnen im ausdrücke erreichte, als vielmehr das schlechte, was die naivetät leistete, charakterisiert geist und geschmack jener tage. Dem scharfen blick des zehnjährigen Friedrich war die dedicationsepistel eines Frankfurter profesors nicht entgangen, worin dieser seine mutter versicherte: Ihre Majestät glänzen wie ein karfunkel am finger der jetzigen zeit. Der eindruck dieser wendung ist ein nachhaltiger gewesen; noch als greis erinnert sich Friedrich, dass sie ihm in seinem Wusterhausener jugendland zu gesichte gekommen.¹ Auch die damals cursierenden verse

Schliess grosser Gönner, schiesse deine Strahlen
Arm dick auf deinen Knecht hernieder,²

über deren autenticität man übrigens im unklaren war, hatten sich seinem gedächtnis unverlierbar eingepägt; und nicht besser machten es die vermeinten meister im fach, wie uns die verse Gottscheds an seinen hohen gönner in Russland beweisen:

Deines Geistes hohes Feuer
Schmelzte Russlands tiefsten Schnee,
Ja das Eis ward endlich theuer
An der runden Kaspersee.³

Kaum ist es den angesungenen grossen zu verdenken, wenn sie sich zu einer sprache, worin man sich so geschmacklos ausdrückte, nicht bekennen wollten. In der tat hatten die höfe und was zu ihren kreisen gehörte, dem Deutschen fast entsagt. Am Wiener hofe sprach man unter Josef I nur italienisch; das spanische herrschte unter Karl VI. vor und zur zeit Franz I. sprach man in Wien, wie an sämtlichen kurhöfen ungleich besser französisch als deutsch. Der vornehmere gelehrte und schriftsteller folgte diesen beispielen; wenn er nicht mehr lateinisch, wie in der gelehrten zeitung der Acta Eruditorum schrieb, glaubte er besonderen wert auf die anwendung des französischen legen zu müssen, das man ja von Lissabon bis Petersburg, von Stockholm bis Neapel allüberall verstand. Französisch war die sprache in der Berliner akademie der wissenschaften; französisch hatte neben dem lateinischen der grosse Leib-

1) De la Litt. All. p. 24. Dazu Hist. de la Dissertation sur la Litt. all. publ. à Berlin en 1780. (von Hertzberg) s. l. et a. (nach dem januar 1781), p. 10. 11.

2) De la Litt. All. p. 39.

3) Hist. de la Diss. p. 10.

nitz für die welt geschrieben und französisch schrieb noch und redete mit vorliebe der gelehrte Schöpflin; ja Christian Ewald von Kleist übersante im december 1743 sein erstes deutsches gedicht an Gleim mit einem schüchternen briefe in französischer sprache. Solchen schwierigkeiten gegenüber erwiesen sich die rühmlichen beispiele ohnmächtig, die von Thomasius und Wolf gegeben waren. Der litteratur in ihrem gesamten umfange vermochten diese ebenso wenig eine glücklichere gestalt zu verleihen, als es der mit den vierziger jahren immer munterer und selbstbewuster emporspriessenden poesie der studenten- und studiertenkreise gelang, jener fabulierenden und anakreontisch schäkernden poesie, die so aufrichtig nach nettigkeit und reinheit des ausdrucks strebte, um ihre sauber gehaltenen verse — den einzigen Gellert ausgenommen — recht eigentlich an nichts zu verzetteln und die man — es ist charakteristisch — treffend nur unter dem französischen ausdruck einer *Petite Poésie* zusammen zu fassen weiss. Das waren schöngeistige bemühungen, mit denen man höchstens reiser zu busch und strauch, nicht stämme setzte zum deutschen dichterwald; und eine umfassende wirkung auf sprache und ausdruck gieng hiervon so wenig aus, dass man, selbst nachdem das dritte viertel des jahrhunderts abgelaufen war, noch nicht einmal eine in allen teilen Deutschlands angenommene schriftsprache besass und in Baiern z. b. noch nach 1779 an hochdeutsch verfassten schulbüchern die lutherische wortschreibung und die ketzerische sprache befohdete.

Wenn diese skizze einige grelle lichter aufweist, so wird doch unzweifelhaft der thatsächliche zustand, den sie vergegenwärtigen sollte, dem jugendlichen Friedrich noch viel greller erschienen sein. Wie erklärlich wäre es, hätte er, der von dem reichen geist der französischen litteratur genährt und frühzeitig zur vollendeten herschaft über die ebenso edel durchgebildete, als scharf bestimte französische sprache gelangt war, die stümperhaften versuche einer litteratur für hoffnungslos gehalten, auf deren gebiete die erste tat gerade erst zu einer zeit ausgeführt wurde, wo sein blick für lange auf andere regionen abgelenkt ward. Kein anzeichen liegt vor, dass Friedrich den Klopstockschen *Messias* kennen gelernt, dessen erste gesänge so viel wenigstens dartaten, dass wir in unserm Deutschen eine sprache für die dichtkunst, nicht bloss eine zum versmachen besitzen; kein anzeichen, dass er eines der reifen werke Lessingscher kritik je zur hand genommen, was vielleicht in dem ärgerlichen vorfalle zwischen Lessing und Voltaire seinen grund findet, durch welchen ersterer sich ganz begreiflich für immer beim könige schlecht angeschrieben hatte; kein beweis wenigstens dafür, dass er die ersten flügelschläge Goethes, über dessen *Götz* er als alterssteifer herr ein gries-

grämliches urteil ähnlich dem über das Nibelungenlied fällte, anders als nach hörensagen beurteilt hat. Ihm also konnte das schauspiel der deutschen litteraturgeschichte noch nicht einmal den kümmerlichen trost gewähren, den Platen fast zwei menschenalter später ihm abgewann: „in einem ocean von albernheiten erscheinen einige geniale schwimmer.“ Und dennoch hat der glänzend begabte fürst, wie sehr ihn auch die höchsten aufgaben des herschers in anspruch nahmen, wie sehr er auch geistig leben und geniessen wollte und an der vollgehaltigen frucht ein ganz anderes wohlgefallen finden musste, als an dürftigen, unscheinlichen keimen, dennoch hat er sein volk trotz der geistigen armut, worin es schmachtete, lieb gewonnen, und seine bedürfnisse verstanden nicht bloß, sondern auch als gegenstand treuer fürsorge im herzen behalten bis in sein greisenalter.

Hiervon legt die viel citierte, aber schwerlich viel gelesene und noch seltener unbefangene beurteilte schrift des königs über die deutsche litteratur hereditates zeugnis ab; eine schrift, die er als 68jähriger im jahre 1780 niederschrieb. Sie enthält aber nach des königlichen verfassers eigener erklärung gedanken über die litterarische not des vaterlandes, die lange zeit vorher schon seine mussestunden ausgefüllt hatten;¹ daher, wie aus ihren litterarischen bezugnahmen, ergibt sich als einzig möglicher standpunkt, sie gerecht zu würdigen, die festhaltung des niveaus, auf dem unsere litteratur und sprache etwa um 1756 standen, wobei wir uns denn ohne jedes erstaunen in die wahrnehmung ergeben müssen, dass sich der könig, der sich den ersten diener seines staates genannt hat, seit seinem 45. lebensjahre von fortschreitender teilnahme an der werdenden litteratur ebenso entband, wie es die mehrzahl gebildeter personen selbst heute zu tage in dem nämlichen alter zu tun scheint. Wie Friedrichs schriftstellerische werke nach Rankes ausdruck überhaupt den charakter des gelegentlichen und individuell momentanen tragen, so hat auch die wideraufnahme und kundgebung seiner sorglichen betrachtungen früherer tage einen ganz bestimmten anlass gehabt. Zwei Breslauer gelehrte von gutem namen, Garve und Arletius, in deren umgange der geistvolle fürst sich nach der trübseligen böhmischen campagne und während die Teschner friedensverhandlungen schwebten, im winter 1779 erquickte, und ein vom cabinetsminister Hertzberg gemachter versuch einer Tacitusübersetzung führten ihn zu den reflexionen philologischen inhaltes zurück, die er, durch Hertzberg beim interesse erhalten, in Sanssouci das jahr darauf zu papiere brachte. So entstand die abhandlung *De la Littérature Allemande*, in welcher selbst sein geg-

1) *De la Litt. All.* p. 29.

ner Justus Möser das edle, deutsche herz nicht verkannte, „das nicht spotten, sondern wirklich nützen und bessern will.“¹

Mit welcher gewissheit spricht Friedrich der Grosse hier zunächst von der hohen begabung des deutschen volkes, dem es weder an geist noch an genie fehle.² Deutschland, heisst es dann einmal, erzeugt männer der unverdrossenen, mühseligen forschung, philosophen, schöpferische geister und alles was sich nur wünschen lässt; nur eines Prometheus bedürfen wir, der himmlisches feuer herabbringt um sie zu beseelen.³ Auch kennt der könig die männliche tatkraft seiner landsleute;⁴ darum vertraut er, dass wir mit rechtschaffener arbeit auch den schatz einer litteratur gewinnen und durch ihren besitz auf die höhe unseres ruhmes als nation gelangen werden. Der achtung für sein volk, die hier sich ausdrückt, entsprechen die massregeln, die Friedrich gleich mit dem anfang seiner regierung für dessen sprache ergriffen hat. „Unsicher stand,“ so sagt ein forscher auf dem gebiete des unterrichtswesens, „die muttersprache in dem öffentlichen unterricht, als könig Friedrich den thron bestieg. Er ist vielfach gescholten als verächter deutscher art und bildung. Die zeitgenossen dachten anders von ihm. Mit seinem regierungsantritt schöpften die freunde der muttersprache unverkennbar neuen muth. Sie haben seinen schutz gesucht, und er hat ihn gewährt, anfangs bedächtig vorgehend, dann entschieden. Sein königliches macht-wort hat bei uns zur staatsordnung gemacht, was vorher nur von privatpersonen oder communen versucht war. Die wissenschaftliche bildung in der preussischen monarchie ist deutsch, ist national geworden.“⁵ Und so ist Friedrich ein fürsprecher der deutschen sprache auch bei der höchsten wissenschaftlichen instanz seines staates gewesen, indem er in seine statuten der 1714 umgeschaffenen akademie aus der stiftungs-urkunde von 1700 den satz hinüber nahm, dass bei dieser societät unter andern nützlichen studien, was zur erhaltung der teutschen sprache in ihrer anständigen reinigkeit, auch zur ehre und zierde der teutschen nation gereiche, absonderlich mitbesorgt werden solle, also dass es eine teutsch-gesinnte societät der sciencen sei.⁶ Dazu wird in der erneuten organisation unter den beschäftigungen der philologischen klasse der aka-

1) J. Möser's sämtl. Werke IX. 157.

2) De la Litt. All. p. 12.

3) Ebenda p. 69.

4) Ebenda p. 17.

5) Ludwig Giesebrecht in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen X, s. 114. Auch bei Löbell a. a. o. s. 345.

6) Fr. Aug. Wolf, Über ein Wort Friedrichs II. von deutscher Verkunst. Berlin, 1811, p. IV. (Fr. A. Wolf, Kleine Schriften, hsg. v. Bernhady. Halle 1869. II, 923.)

demie „insonderheit die teutsche sprache“ aufgeführt, und am könige lag es nicht, wenn die letztere hier dennoch bald darauf alle aussicht auf förderung verlor.¹

Indessen war es dem königlichen autor in unserer schrift nicht um die betonung der hohen begabung seines volkes auch für die litteratur, sondern vielmehr um den scharfsichtigsten nachweis der letzterer noch anhaftenden schwächen, der dafür obwaltenden ursachen und endlich der mittel zu tun, womit bessere zustände zu gewinnen wären. Dieser nachweis zeigt bei dürftiger detailkenntnis ein so geniales verständnis unseres litterarischen lebens, dass im jahre 1780 wol nicht viele in Deutschland den wert der königlichen gabe zu würdigen vermochten; und zu grunde liegt ihm eine so grossartige anschauung von dem begriffe litterarischer bildung, der sich Friedrich niemals zu den grenzen lediglich der schönen litteratur verengert, dass wir hierin noch heute ein correctiv gegen die unklaren vorstellungen finden können, zu denen unsre vielen geschichten „der deutschen dichtung“ uns verleiten. — Mit recht vermisst der könig an der sprache bestimmtheit der form, am stil anmut, stärke und nachdruck. „Der sinn der dinge,“ sagt er, „ersäuft in fluten von episoden.“² Sollte es scheinen, als urteile Friedrich zu hart, so höre man einen stossseufzer des gewiss deutschen Herder aus dem jahre 1768: „Was helfen uns doch unsere verketteten predigtperioden? unser schleppender paragraphenstyl? Die haft- und marklose sprache der wochenblätter? Der aufgeblähte vortrag unserer schulübersetzungen und schulredner? Der langsame trab unserer geschichtschreiber? Der artige anstand unserer schönen geister?“³ Der könig urteilt aus der vergleichung analoger verhältnisse, dass diese mängel vorhanden, weil es uns an grossen dichtern, rednern und historikern gefehlt, ohne deren wirken sprache und stil roh und schwankend bleiben müssen. Von denen, die wir gehabt, gibt er eine sehr kurze liste, an der es indessen immerhin bemerkenswert ist, dass Gellert, der sich in der that eines bescheidenen verdienstes rühmen darf, oben an und weiter unten ein anonymus (Götz) steht, der in antiken rhythmen dichtet und — es handelt sich um das nachmals eingebürgerte elegische mass — die unumwundenste billigung des königs findet. Das deutsche volk aber, heisst es weiter, trifft für solche armut kein vorwurf; ist doch diese ausschliesslich das ergebnis der kreuz- und leidvollen geschichte Deutschlands, das erst seit dem spanischen erbfolgekriege sich anfängt zu erholen. Schon aber erwacht

1) Fr. Aug. Wolf a. a. O. s. V. (Kl. schr. hsg. v. Bernhardy II: 924).

2) De la Litt. All. p. 8.

3) Herders werke, kl. ausg., Zur Phil. u. Gesch. XV, s. 38.

unter uns ein edles bildungsstreben; eine vielverheissende saat keimt auf und die nation ist bereit, alles für ihre pflege zu tun. Vollkommen und endgiltig kann uns freilich über diese unsre dürftigkeit nur das erscheinenden grosser dichter und grosser redner erheben, da wir solche aber nicht ins leben rufen können, wenn es uns gerade gefällt, so müssen wir mit den zu gebote stehenden mitteln so viel zu erreichen suchen, als sich erreichen lässt. Schaffen wir der erhebung einer klassischen litteratur eine breite grundlage, indem wir die deutsche bildung durch reform der gelehrten schulen und der universitäten vertiefen. Die ersteren mögen an der hand der griechischen und römischen schriftsteller und weniger moderner die jugend zu geschmack und urteil erziehen, die letzteren unter abwerfung alles mechanischen lehrwesens sich namentlich in frischer erfassung der philosophie, des rechts und der geschichte neu beleben. Zu dem geschichtspräsidenten redet der könig mit besonderer wärme, indem er ihm die behandlung der deutschen geschichte vor allem ans herz legt und seinem gesamtwirken das würdigste ziel steckt. Befolgt der herr professor, sagt er, den von mir vorgeschlagenen plan, so wird er sich nicht genügen lassen im gedächtnis seiner schüler tatsachen auf tatsachen zu häufen, sondern er wird denselben ein gebildetes urteil, ein methodisches denken, vornehmlich aber die liebe zum guten mitzuteilen suchen, was nach meiner meinung höher steht, als all die unverdaubaren kenntnisse, womit man den jungen leuten den kopf anfüllt. Das bad einer neugeburt durch die klassische litteratur und das beste der französischen soll nun nach Friedrichs idee auch den weitesten kreisen des publikums in gestalt vortrefflicher übersetzungen dargeboten werden, die zugleich auch zu umfassenderer orientierung in den originalen mit zu benutzen seien; herstellung und lectüre derselben würden die ansprüche an die original-production im punkte der form unendlich steigern und auf die erregung des sinnes für die litteratur werde dann auch die erhebung der talente folgen, zu deren hervorbringung unser volk sich genugsam befähigt gezeigt. Schliesslich weist der könig noch auf zwei momente zurück, die neben dem politischen unglück an der langsamen entwicklung unseres litteraturlebens schuld tragen. Erstlich die gleichgiltigkeit unsres gelehrtenstandes gegen die muttersprache, welche sowol die vernachlässigung des deutschen, als auch die erweiterung des unheilvollen risses zwischen gelehrten und ungelehrten und die versumpfung der letzteren zur folge hatte, — hiermit sei es jedoch schon besser geworden und feinfühlige verspürten das wehen eines neuen geistes. Zweitens aber die verachtung der höfe gegen die deutsche sprache, eine erscheinung, die weder unnatürlich, noch beunruhigend sei, da man auch in Frankreich von Franz I. bis zu Heinrich III. mehr spanisch und

italienisch, als französisch gesprochen habe; auch dort habe die sprache erst einen läuterungs- und bildungsprocess durchmachen müssen, ehe sie in allgemeine aufnahme gekommen sei. Vielleicht stünde unsere sprache einem derartigen zeitpunkt näher, als wir meinten, namentlich wenn unsere fürsten sich entschlossen die litteratur zu hegen. Ein Augustus werde dann schon seinen Virgil finden. Auch wir werden, so endet Friedrich, unsere classischen autoren haben. Jeder wird sie lesen wollen, an den höfen wird man mit lust deutsch sprechen, unsere nachbarn werden es lernen, und es könnte kommen, dass unsere sprache, um unserer guten schriftsteller willen, sich von einem ende Europas bis zum andern ausbreitet. Diese schönen tage unsrer litteratur werden erscheinen, sie nahen heran, ich werde sie nicht sehen, mein alter benimmt mir diese hoffnung. Wie Moses sehe ich das land der verheissung von fern, aber hinein kommen werde ich nicht.¹

Mit schärferem auge sind die zeichen der zeit wol selten erkannt und gedeutet worden, wie in dieser merkwürdigen stelle des Friedrichschen werkes. Sie gibt auch ohne weitläufige aussprache zu verstehen, warum der könig in seinen rüstigen tagen keine neigung verspürte, der Augustus seiner dichter zu sein, — eine unterlassung, die ihm, scheint es, noch heute von vielen nicht verziehen wird. Damals fehlte es eben noch an alle dem, was ein augusteisches zeitalter hätte inauguriere können. Hätte Augustus nur Ramlers und Gleims in Rom gefunden, so wäre es ihm sicher nicht eingefallen, den dichtern schutz und huld zu bieten. Auch Friedrich konnte sich niemals bewogen fühlen nach dem wunsche, den Gellert in seiner berühmten unterhaltung mit dem könige kund gab, zu verfahren und den Augustus einiger unbedeutenden dichter zu spielen, deren dürftigen leistungen sein schutz vielleicht eine art von freibrief erteilt hätte.² Er liess also in diesem einen sinne die deut-

1) In diesen sätzen gipfelt p. 80 die betrachtung, um dann mit dem scherze zu schliessen: *Je laisse Moise pour ce qu'il est, et ne veux point du tout me mettre en parallèle avec lui; et pour les beaux jours de la Littérature, que nous attendons, ils valent mieux que les rochers pelés et arides de la stérile Idumée.*

2) Dieselben stimmen, welche den meisten groll über Friedrichs zurückhaltung gegenüber den Berliner poeten verraten, richten sich in dem lobe, das sie dem huldreichen monarchen, der auf Friedrich folgte, zollen. Als die Karschin den könig einmal in einer poetischen schuldforderung angebettelt, gab seine majestät dem herrn minister von Wöllner den unerwarteten höchst gnädigen befehl: der Karschin anzukündigen, dass ihr ein haus gebaut werden sollte; ausgeziert mit allen allegorien der Musen. C. L. v. Klenke, geb. Karschin erzählt nun weiter (Gedichte von A. L. Karschin, geb. Dürbach, Berlin 1797 s. 116 ff.): „Die dichter, welche bloss einen verlorenen wunsch gethan zu haben glaubte, dachte an nichts weniger als an eine solche wirkung. Eines tages gegen abend ward sie in ihrer nachbarschaft, in

sche muse wirklich schutzlos von seinem throne gehen: möchten wir aber wol sagen, sie sei „ungeehrt“ von dem grössten deutschen sohne gegangen, der die epoche ihrer verklärung vorhergesagt, der mitten in einem leben voller sorgen, mühen und schicksale sein stilles denken ihr zugewant und in unzweideutiger weise den weg durch die antike gewiesen hat, durch den allein das hohe ziel erreicht worden ist? Friedrichs zurückhaltung aber gegen die mitunter zudringlichen deutschen litteraten gewinnt uns, nachdem wir gewiss geworden, dass sie aus gleichgiltigkeit nicht entsprang, den wert eines erzieherischen verhaltens: als der strom des deutschthums sich in bewegung setzte, war es gewiss gut, dass die fremde litteratur, die uns zwar schon längst genährt, noch einen mächtigen rückhalt behielt, da grade ihr bester gehalt damals noch lange nicht erschöpft war; und so ist es wol auch gut gewesen, dass zu der zeit, als man mit einiger übereilung begann „in Mendelssohns philosophischen schriften bei mehrerer gründlichkeit und stärke den ganzen platonischen scharfsinn; in Engels seinen, den ganz sokratischen populären ton; in Gessner die volle, sanfte natursprache des Theokrits“ wahrzunehmen und die frage aufwarf: was ist Tyrtäus gegen Gleim? ¹ dass damals unser grosser Friedrich mit einschneidender schärfe dazwischen rief: N'imitons donc pas les pauvres qui veulent passer pour riches! convenons de notre indigence! ² Damit es die Deutschen doch verdrösse und sie das möglichste thäten, als etwas vor ihm zu erscheinen! ³

Die wichtigste seite des verhältnisses, welches Friedrich zu unserer litteratur einnimmt, ist zum glück ungleich geringeren zweifeln aus-

das haus des herrn geheimen oberhofbuchdruckers Decker zu kommen, genötigt. Weil dies zu ihren freundschaftlichen häusern gehörte, so glaubte sie, dass man ein kleines poetisches anliegen an sie habe, und eilte sogleich wie sie war in ihrem haushabit dahin. Aber wie erstaunte sie, als man sie in den ganz erleuchteten saal des hauses führte, wo eine grosse glänzende gesellschaft versammelt war. Ein herr von stattlichem ansehen, in schwarz sammetnem kleide, woran ein kreuz befestigt flimmerte, kam ihr entgegen und trat vor sie hin, indem er sie so anredete:

Freu Dich, Deutschlands Dichterin!

Freu Dich hoch in Deinem Sinn;

Der König hat befohlen mir,

Ein neues Haus zu bauen Dir.

Es war se. excellenz, der herr minister von Wöllner, welcher dieses impromptu selbst ausgedacht hatte, um sie dadurch desto angenehmer zu überraschen. Übrigens ward das haus nur ein häuschen (auf dem Haakschen markt) und die allegorien der Musen kamen in vergessenheit.

1) J. Fr. W. Jerusalem, Nachgelassene Schriften, Braunschweig, 1793, II, s. 344

2) De la Litt. All. p. 39.

3) So sah bekanntlich Goethe die sache an; so auch der greise Friedrich selbst, nach dem unverdächtigen bericht Mirabeaus.

gesetzt. Wer von uns wüste nicht, dass es vor allem seine kriegs- sieges- und herscherthaten sind, wodurch Friedrich der Grosse sich einen ehrenplatz in der geschichte unseres geistigen lebens erobert hat, da in ihnen ja der deutsche geist den grossen gegenstand empfieng, an dessen entbehrung er so lange gesiecht hatte. „Der erste wahre und höhere eigentliche lebensgehalt, so lauten die unübertrefflichen worte Goethes, kam durch Friedrich den Grossen und die taten des siebenjährigen krieges in die deutsche poesie. Jede nationaldichtung muss schal sein oder schal werden, die nicht auf dem menschlichsten ruht, auf den ereignissen der völker und ihrer hirten, wenn beide für einen mann stehen. Könige sind darzustellen in krieg und gefahr, wo sie eben dadurch als die ersten erscheinen, weil sie das schicksal des allerletzten bestimmen und theilen, und dadurch viel interessanter werden als die götter selbst, die, wenn sie schicksale bestimmt haben, sich der teilnahme derselben entziehen. In diesem sinne muss jede nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine epopöe besitzen, wozu nicht grade die form des epischen gedichtes nötig.“ Und diese epopöe erhielt unser volk, als es durch Friedrich die lang entbehrten vorstellungen wieder gewann von heldengrösse, vaterland, denkfreiheit, leben und streben im dienste einer idee. Hatten die blicke des volkes vordem sich nicht losreissen gekonnt vom kleinlichsten, so hoben sie sich jetzt um so lebendiger zu den grossen ereignissen und der alles überragenden persönlich- keit des grossen königs empor. Von dieser aber in der anspannung ihres strebens, in der hingabe an die sache, in der grossartigkeit ihrer welt- anschauung gieng, zumal seit dem beginne des siebenjährigen krieges. — eine sitbliche einwirkung auf das volk aus, welche all die herrlichen keime, die in ihm schlummerten, zu rascher entwicklung trieb. Und wenig besagte es, als dann mit dem kanonendonner des krieges die preussischen tyrtäen und barden wider verstummten; des grossen königs friedens- regiment sorgte dafür, dass die erwachten köpfe und herzen wacker blieben. „Ihro Majestät,“ sagt Friedrichs bewunderer Breime in den Goetheschen Aufgeregten, „lassen einem ja im frieden so wenig ruhe, als im kriege. Sie thun immer so grosse sachen, dass sich ein gescheidter kerl daran zu schanden denkt.“ Der erwachte und nicht mehr rastende gedanke, der sich nun bald in geistigen bestrebungen der mannigfaltigsten art offenbarte, ist in der that die Friedrichsepopöe, auf der die unendlich reiche litteratur Deutschlands sich seit dem geburts- jahr der dissertation *De la Littérature Allemande* aufgebaut hat.

Bekanntlich hört man darüber streiten, ob jene glorreiche epoche des deutschen litterarwesens dauert oder dahin ist. Wer in der auffas- sung des letztern Friedrich dem Grossen folgt, kann nach meiner mei-

nung nicht zweifeln, dass es seit dem beginn seiner blüte in immer neu sich erzeugenden richtungen ununterbrochen gegrünt und geblüht hat. Und irre ich nicht, so sind gerade wir in eine unabsehbar bedeutende phase jenes, so gott will, noch lange nicht abgerollten verlaufes eingetreten; ich meine in die der beredsamkeit, der parlamentarischen und der gerichtlichen, und in die der ihr verwanten publicistik, welche beide erst kraft der freisinnigen institutionen der neuesten zeit sich erheben konnten. Friedrich hat auch hierin viel weiter gesehen als begabte zeitgenossen von ihm: widerholentlich verwebt sich mit seiner zukunfts litteratur das bild grosser redner; während sein devoter recensent, der bekannte abt Jerusalem, nach dem gesichtskreise seines damaligen kleinstaatlichen aufenthaltes den Deutschen die aussicht auf die eigentliche grosse beredsamkeit gar hochwolweise nehmen wollte.¹ Was die litteraturgeschichte dereinst zu unsern ehren von diesem wichtigen zweige der edlen redekünste berichten wird, das dürfte wesentlich davon abhängen, wie weit derselbe aus der kraft des sittlich reinen gedankens sein lebensmark ziehen und sich bewahren wird vor dem gift sinnlich unlauterer parteileidenschaft.

BRESLAU.

E. HEPFNER.

 ERGÄNZUNGEN UND BERICHTIGUNGEN.

I.

S E T M U N T.

Zu s. 183.

Der 21. band der Monumenta war zu der zeit, als ich meine erklärung von Setmunt schrieb, noch nicht erschienen. Hier findet sich noch eine auffallende form des namens in Gisleberti chronicon Hanoviense s. 573, 50: *Qui per Teuthonicam terram incedentes Alpes in loco qui Mons-Setes (mōsseces die andere handschrift) dicitur et per lacum de Cuma transierunt.* Der herausgeber hat Mons-Setes irrig, was schon ein flüchtiger blick auf die karte lehrt, für den Mont Cenis erklärt: es ist natürlich der Septimer gemeint.

BERLIN.

OSKAR JENICKE.

 1) Jerusalem a. a. o. s. 337.

II.

VERGÍSELT. Nib. 1405, 4.

Zu s. 191.

Nach einer stelle in Detmars chronik wird von Lübben eine neue erklärung für Nib. 1405, 4 vorgeschlagen und dabei auch das zeitbuch Eikes von Repgow angeführt. Dazu ist zunächst zu bemerken, dass Detmar (was Massmann in der vorrede nicht anführt) genau dem zeitbuch Eikes folgt und dass hier die beiden von Lübben aus Detmar citierten abschnitte in der richtigen ordnung stehen: der erste s. 472, der zweite s. 470. Erst muss doch der könig von Dänemark von dem grafen Adolf (Alf) gefangen werden, ehe seine freilassung erzählt werden kann. Vor der beziehung auf die bibelstelle steht bei Eike s. 470 noch einmal *vergíseln* activ: *dô wraec unse hêrre god an deme koninge dat he an græven Alven gedân hadde, den he rêng unde eme sîn gôt nam unde ene vorgíselede*; der lateinische text gibt für die letzten worte: *et filios suos obsides, ne de reditu suo ageret, ab eo recepit*.

Aber wenn hier *vergíseln* activ „geiseln nehmen“ und passiv „geiseln geben“ bedeutet, ist damit die notwendigkeit oder auch nur die möglichkeit erwiesen, dass es in den Nib. 1405, 4 dieselbe bedeutung habe? Sicherlich nicht. Darauf ob die Nibelungen schon einmal haben geiseln stellen müssen, kommt es nicht an, sondern darauf, ob sie selbst schon gezwungen worden sind, in ein fremdes land zu ziehen. Rumold spielt auf das obstagium RA. 620 an, wie der gegensatz zu den beiden vorhergehenden zeilen zeigt: ihr seid reich, ich glaube nicht, dass euch bisher jemand gezwungen hat, als geisel einzu-fahren. Der gläubiger oder der sieger ist es, der den schuldner oder den besieigten dazu zwingt. Deshalb kann *Hagene*, wie *AB* lesen,¹ durchaus nicht richtig sein: Lübben selbst nennt auch den ausdruck unbequem, verwechselt aber im folgenden unklarheit und prägnanz. An Lachmanns verbesserung *ienen* statt *Hagene* und an seiner erklärung ist nichts zu ändern, ausser was er selbst zurücknahm, die beziehung des *unbetwungen* Parz. 421, 8 auf unsere stelle: s. Haupt zu MSF. 16, 14.

Gegen Lübbens erklärungsversuch spricht auch die von Lachmann mit recht angezogene stelle 1409. 2. 3, wo Rumold wider Gunthers reichthum erwähnt und zufügt: *man muc iu baz erlesen hie heime diu phant danne dá zen Heunen*, wenn ihr pfänder geben müst, so können sie euch hier besser gelöst werden, als dort bei den Heunen, d. i. ihr braucht deshalb nicht als geisel zu den Heunen zu fahren.

1) *U* fehlt hier, *a* weicht ganz ab: *unt wizzet daz in Hagene daz wægist noch geräten hât*.

Da das mittelhochdeutsche wörterbuch für *vergîseln* ausser unserer stelle nur noch Bit. 2096 gibt, so seien ein paar belege zugefügt. In dem eigentlichen sinne wird das wort gebraucht in einer urkunde von 1358 (Lacomblet, urkundenbuch für die geschichte des Niederrheins 3, nr. 582) *zoe meirre sichgerheit hain wir greue van deym Berghe unss selues lyff zoe kollen inzokomen vergîselt mit zwen unsen vrunden*, und in einem vertrage zwischen Otto IV. und dem markgrafen Dietrich von Meissen vom jahre 1212, den Spangenberg, beiträge zur kunde deutscher rechtsaltertümer 1824, s. 91 aus Menk. 3, 1030 anführt, heisst es: *intrabunt Bruniswic et inde nunquam recedent sine imperatoris licentia. -- quodsi marchio, quemadmodum promissum et juratum est, — non obserraverit, liberam habebit imperator facultatem de ipsis faciendi quod ei placuerit, et erunt in eo statu qui vulgo vergîselt dicitur*. Übertragenen sinn hat *vergîseln* im Bit. 2096: *ob dir daz ritter unde knecht rāten wolden, liebez kint, und (l. wan) die mit dir vergîselt sint, die trōstes an dir solden leben: ritter und knechte werden dir wie ich raten die regierung zu übernehmen, da sie zugleich mit dir fremder willkür ausgesetzt sind (vgl. 2104 — 7), während sie an dir einen beschützer haben sollten, und altd. beisp. (Haupts zeitschr. 7, 325) 3, 51 f.*

*owê daz ez ieman tuot
durch ein blade varnde guot,
der sîn kint vergîselt an die stat
dâ ez sîn leben mit jāmer hāt,
ze einem snégrîsen man.
der misschandelt sich daran.*

Hier würde auch im nhd. der vergleich mit einem gefängnis oder einem käfich nahe liegen.

BERLIN.

OSKAR JÄNICKE.

Bestätigt und ergänzt wird die vorstehende erklärung durch eine mir jetzt eben erst zu händen gekommene vortreffliche monographie, welche den betreffenden rechtsbrauch auf grund eines sehr reichen urkundenvorrates klar und erschöpfend erörtert: „Das Einlager. Ein Beitrag zur deutschen Rechtsgeschichte. Aus Urkunden dargestellt von Dr. jur. Ernst Friedländer, K. Archivassistent am K. Staats-Archiv zu Münster. Münster 1868.“ Da diese wertvolle monographie ausserhalb des juristischen kreises wenig gekannt zu sein scheint, lasse ich einen gedrängten auszug des für unseren zweck wichtigeren hier folgen.

Nach ältestem deutschem rechte fielen schuldner, oder auch verbrocher, die eine busse zu zahlen hatten, wenn sie ihrer verbindlichkeit

nicht nachkamen, in die gewalt dessen, der die rechtliche forderung an sie hatte, und wurden von ihm als hörige, leibeigene oder gefangene behandelt, bis sie der verbindlichkeit genügt hatten, oder von ihren verwanten und freunden ausgelöst wurden. (Grimm, RA. 327 fg. 613 fg.). Im laufe der jahrhunderte milderte sich aber die sitte dahin, dass aus der schuld knechtschaft eine freiwillige haftverbindlichkeit wurde. Es bildete sich „das *pactum obstagii* oder die verpflichtung zum einlager, d. h. derjenige durch gewohnheit eingeführte vertrag, durch welchen sich der hauptschuldner, oder dessen bürgen oder anderweitige stellvertreter, oder auch beide zusammen, durch freiwilliges, häufig durch einen eid gesichertes versprechen dem gläubiger verbindlich machten, dass sie auf seine oder seiner erben mahnung oder ungemahnt, allein oder mit einem gefolge und einer bestimmten anzahl von pferden, im falle sie das versprechen nicht erfüllten oder die schuld in bestimmter zeit nicht bezahlten, an einen bestimmten ort kommen, dort in einem gasthaus auf ihre kosten verweilen und dasselbe nicht verlassen würden, bis sie ihren vertrag völlig erfüllt hätten, andernfalls sich harten strafen unterwürfen.“

Anfangs gebrauchte man für die derart verpflichteten die benennung *obsides*. Den zustand des *obses* bezeichnete das klassische latein mit dem worte *obsidium*, und daraus entstand, nach Friedländers sehr ansprechender vermutung, durch verwendung der dem mittelalterlichen latein sehr geläufigen endung *-agium*, der am üblichsten gewordene ausdruck (**obsidagium*, zusammengezogen) *obstadium*. Dem lateinischen *obses* entspricht der bedeutung nach ziemlich genau das deutsche *gîsel*. Es bezeichnet 1) den im kampf gefangenen, der sich in die volle gewalt seines besiegers ergeben hat, 2) den mit seiner person für einen andern haftenden bürgen. Auf s. 11—13 hat Friedländer die verschiedenen lateinischen und deutschen benennungen für diesen rechtsbrauch zusammengestellt und urkundlich belegt. Die üblichsten deutschen bezeichnungen scheinen gewesen zu sein *einlager*, *einreiten*, *einfahren*, *leisten*; aber auch von *gîsel* und den daraus abgeleiteten benennungen bringt er die nachstehenden belege:

In Gysels wyse infaren. 1368. (vgl. per modum obstagii intrare locum. saec. XIV).

Sein sclren lyff inzokomen vergiselt. 1358. Lacombl. III. p. 487. (vgl. in hostadium dare. 1206. — pro obstagio promittere se intraturos civitatem Herzberg. 1280).

In Gysels wyse inkomen. 1352. Statuta Francofurtensia bei Senkenberg, selecta juris et hist. I. p. 72. (vgl. nomine veri obstagii subintrare locum. 1340).

Einen knecht leggen gan Thun ... offen gisel ze halten. 1471. (vgl. in obstagio poni. 1159 — 1181).

Eyn rechten Gisel halden. Senk. VI. p. 626. 1380 (vgl. ostagium tenere. 1264).

Gyselschaft leisten. 1389. Rheinwald de jure obstagii, secundum usum Bernensium. Bernae 1837. (vgl. obstagium praestare. 1322).

Sich antwurten in rechte Gisellschaft. 1349. Scheidt, Vom Adel, p. 154. (vgl. se recipere et praesentare in obstagium).

In Gisellschaft und ligen sollen. Augsburg. Stadtr. v. 1276. (vgl. subjacere per obstagium ? 1217).

Seinen ursprung hat das einlagerrecht in der bei den Deutschen stets sehr tief begründeten liebe zur freiheit und der furcht vor der knechtschaft. Wesentlich mitgewirkt hat aber auch der uralte grundzug im deutschen volkscharakter, dass nichts über treue und glauben gehe, und dass man sein versprechen aufs genaueste erfüllen müsse. Die entstehung des einlagerrechtes setzt Friedländer auf grund seiner ausgedehnten urkundenforschung in die zeit der ersten kreuzzüge und der gleichzeitigen ausbildung des ritterwesens. Urkundlich nachweisbar erscheint es seit der mitte des zwölften jahrhunderts. Als ältestes von ihm aufgefundenes zeugnis einer einlagerverbindlichkeit in Deutschland teilt Friedländer eine urkunde des Kölner erzbischofes Philipp vom jahre 1182 mit, in welcher dieser dem erzbischofe Arnold von Trier einige höfe für 232 Kölner denare verpfändet. Er verspricht, das pfand innerhalb des nächsten jahres, bis zum 16. october 1183, auszulösen, sonst sollen seine bürgen das an der summe fehlende bis zum 1. november 1183 ergänzen. Zu grösserer sicherheit seines versprechens stellt Philipp 12 geistliche und 14 laien, darunter mehrere grafen und viele ministerialen, zu bürgen, welche eidlich geloben, dass sie, wenn Philipp sein wort nicht einhalte, am 1. november 1183 alle in Cobleuz einreiten und diese stadt nicht eher verlassen wollen, bis die ganze pfandsomme bezahlt sei. Seit dem anfang des dreizehnten jahrhunderts mehren sich die urkunden und lassen zugleich erkennen, dass man damals bei verträgen mit freiwilliger haftverbindlichkeit noch lebhaft von dem ganzen ernste solcher haftdurchdrungen war. So betont z. b. der markgraf von Brandenburg in einem bündnisvertrage mit dem kaiser vom juli 1212 ausdrücklich, dass seine bürgen nicht gebunden werden dürfen (*sine vinculis tamen et capitali custodia manebunt*).

Angewendet findet sich das einlager am häufigsten bei geldschulden, aber auch bei andern rechtsverbindlichkeiten, z. b. bei eheberedungen, ausstattung, heiratsgut, urfenden, entschädigungsversprechen u. dgl. Die verpflichtung zum einlager übernehmen aber nur selten die eigent-

lich und natürlich verpflichteten selbst, sondern in der regel ihre bür-
gen, deren zahl und stand durch kein bestimmtes princip bedingt war,
doch waren es meist vornehme herren, die sich beritten ins einlager bega-
ben. Fürstliche personen erscheinen häufig, sowol als hauptschuldner
wie als bürgen.

Wenn es wirklich zum einlager kam, wurden die dazu verpflichteten schriftlich oder mündlich eingemahnt, und musten der mahnung sämtlich sofort folge leisten und unverzüglich einreiten, im einlager selbst aber so lange verharren, bis der schade, wegen dessen sie einlagerten, wider gut gemacht oder das versprochene erfüllt war. Kamen sie dieser verpflichtung nicht nach, so verfielen sie schweren strafen, bis zur schwersten, der ehrlosigkeit. Als ort des einlagers diente gewöhnlich ein durch vertrag bestimmtes wirtshaus, in welchem die eingerittenen bürgen aber nicht aus eigenen mitteln leben durften, sondern auf kosten des eigentlich verpflichteten zehren musten.

Machen wir nun von diesen ergebnissen der Friedländerschen forschung die anwendung auf das Nibelungenlied, so gewahren wir, dass jene sowol sachlich wie chronologisch zu diesem sehr wol stimmen und unserer stelle volles licht bringen.

Der zunächst in betracht kommende vers des Nibelungenliedes (1405, 4) lautet:

*ich wanc niht daz Hagene inch noch vergîselt (versiget J) hât. ABJ
und wîzzet daz in Hagen daz wægîst noch gerâten hât. a*

Das älteste von Friedländer aufgefundene zeugnis für das vorkommen des *obstadium* in Deutschland fällt, wie oben schon bemerkt wurde, in das jahr 1182, aber seit 1200 mehren sich die zeugnisse. Wenn also der dichter in dieser stelle des Nibelungenliedes ungefähr um das jahr 1200 in der weise, wie er getan hat, auf das *obstadium* anspielte, so durfte er voraussetzen, allgemein verstanden zu werden. Dagegen scheint der von ihm gebrauchte deutsche ausdruck *vergîseln* in dieser bedeutung nicht eben sehr gebräuchlich und allgemein gangbar gewesen zu sein. Friedländer verzeichnet ihn s. 13 nur einmal aus dem jahre 1358; die glossare von Schilter und Haltaus bieten ihm gar nicht dar; Scherz-Oberlin bringt sp. 1737 nur einen beleg für *sich vergeîsseln*, in der bedeutung: im *obstadium* oder einlager zu grunde gehn; das mittelhochdeutsche wörterbuch von Müller und Zarneke 1, 537 erwähnt nur die beiden stellen Nib. 1405, 4 und Bit. 2096. Um so schätzbbarer ist der oben von Jänicke erbrachte nachweis aus einer urkunde schon vom jahre 1212 (wol derselben, von der auch Friedländer s. 16 berichtet, doch ohne des deutschen wortes zu gedenken), zumal sich aus den in der urkunde unmittelbar voraufgehenden worten „*liberam habbit imperator facultatem*

de ipsis faciendi quod ei placuerit“ zugleich ergibt, dass damals den bürgen aus dem einreiten doch noch manche fährlichkeit seitens des forderungsberechtigten entspringen konnte. War aber der ausdruck *vergîseln* wenig geläufig, so begreift sich, wie ihn der schreiber von J aus gedankenlosigkeit mit dem sehr geläufigen, wenngleich hier ganz unpassenden *versiglet* verwechseln, und wie der schreiber von a (oder wahrscheinlicher wol der redactor der recension (‘)) den ganzen vers seines lebendigen inhaltes berauben und ihn in eine geist- und farblose platt prosaische phrase unändern konnte, während er doch zugleich Rûmolts zweite anspielung auf dasselbe *abstagingum* in str. 1400 unbeanstandet liess.

In demselben verse 1405, 4 steht der name *Hagene* in der überlieferung aller bis jetzt vergleichbaren handschriften durchaus fest, und bietet auch in grammatischer wie in metrischer beziehung nicht den geringsten anstoss. Es wird also doch zu erwägen sein, ob er sich nicht auch in beziehung auf den sinn rechtfertigen lasse.

In einem gedichte, und also auch hier in Rûmolts rede, dürfen wir nicht verlangen und erwarten, auch die zwischenglieder einer gedankenreihe ausdrücklich ausgesprochen zu finden. Wollen wir aber zum vollen verständnisse vordringen, so müssen wir versuchen dieselben zu ermitteln und zu ergänzen. Und das scheint hier mit ausreichender sicherheit möglich, wenn wir den zusammenhang des ganzen ins auge fassen.

Nach der ermordung und dem begräbnisse Siegfrieds hatte Kriemhilt sich mit allen näher oder entfernter an seinem morde beteiligten ausgesöhnt, nur den anstifter und vollender des mordes, den Hagen, allein ausgenommen (1055, 3: *si verkôs âf si alle, wan âf den einen man*). Darnach hatte ihr Hagen aber auch noch den schatz entrissen, auf den ihren brüdern gar kein rechtsanspruch zustand, weil er nicht aus ihrem familiengute stammte, sondern erheiratetes und nach dem tode ihres gemahles von diesem auf Kriemhild vererbtes gut war, wie auch Gunther selbst ausdrücklich anerkannte (1069, 1: *ir ist lip unde guot*). Hagen aber hatte auch diese gewalttat auf sich allein genommen (1071, 4: *tât mich den schuldigen sîn*). Als nun mehrere jahre später Kriemhilt ihre brüder einladen lässt, sie im Hiunenlande bei Etzel zu besuchen, warnt Hagen (str. 1401): die ladung sei trügerisch und der besuch lebensgefährlich, da Kriemhilt auf ihre rache noch nicht verzichtet habe, *lanerache* sei. Dem antwortet Gêrnôt: wenn ihr, weil noch die ungebüsste und ungesülnte doppelte verschuldung auf euch ruht, allerdings grund habt im Hiunenlande todesgefahr zu befürchten, so würde es uns doch übel anstehen, wenn wir deshalb den besuch unserer schwester unterlassen wollten. Auf diese entgegnung kann Hagen keine wider-

holte abmahnung folgen lassen, sondern höchstens hinzufügen, dass er sich nicht fürchte, und auf alle gefahr hin mitziehen wolle.

Da tritt nun Rûmolt mit seinem rate ein. Betrachtet man diesen für sich allein, so kann man geneigt sein, ihn seinem wesen nach für einen spiessbürgerlich prosaischen zu halten, der bequemes wolleben als das höchste preise, in dessen behaglichem genusse man sich nicht solle stören lassen. Aber wenige seiten später, bei der erzählung von dem aufbruche der könige, tritt Rûmolt nochmals warnend auf. Hier nennt ihn der dichter ausdrücklich einen kühnen und getreuen mann, einen helden, und zeichnet ihn deutlich als einen besonnenen, kräftigen, zuverlässigen und um das wol von königshaus und reich ernstlich besorgten mann. Hier aber redet Rûmolt nicht in offener versammlung, sondern spricht dem könige vertraulich und unter vier augen sein schmerzliches bedauern über die misachtung aller abmahnungen aus, und seine stets bewahrte überzeugung, das Kriemhilt üble absicht hege:

1457, 3. *dô sagt er dem künige tougen sînen muot,
er sprach „des muoz ich trûren daz ir die hovereise tuot!“*

1458, 3. *„daz nieman kan erwenden in reken iuvern muot!
Kriemhilt mære nie gedûhten mich quot.“*

Der könig lässt sich zwar auch durch diese wiederholte ernstliche warnung nicht zurückhalten, aber er erweist dem Rûmolt die höchste achtung und anerkennung dadurch, dass er land und leute und die eigene familie grade seiner hut anvertraut.

Diese beiden äusserungen Rûmolts, so verschieden sie aussehen, sind doch keinesweges unter sich unvereinbar. Ihre verschiedenheit erklärt sich vielmehr sehr einfach und natürlich aus den besonderen umständen, unter denen sie erfolgten. Die erste äusserung that Rûmolt in offener versammlung:

1397, 3. *Gunther der edele der vrâgte sîne man
wie in diu rede geziele. vil maneger sprechen dô began.*

1398, 1. *Daz er wol möchte rîten in Etzelen laut,
daz rîeten im die besten die er dar under vant,
âne Hagen eine.*

Dieser versammlung gegenüber, die einstimmig die annahme der einladung Kriemhilt's anriet, und zumal nachdem der allein widersprechende Hagen halb und halb der feigheit bezichtigt worden war, konnte und wollte Rûmolt zwar als ehrlicher, um sein königshaus besorgter mann nicht schweigen, aber er begnügte sich, die sachlage mit einem gewissen humor aufzufassen, seiner rede eine scherzhafte einkleidung zu geben, zu der sein küchenmeisteramt ihn gleichsam berechtigte, und seine über-

einstimmung mit Hagen nur leise durchblicken zu lassen. Später aber, dem könige allein gegenüber, sprach er seine ansicht über die sehr ernste sache unverhüllt in sehr ernsten und kummervollen worten aus.

Beide äusserungen bekunden also die auffassung eines kühlen, nüchternen, durch keinerlei illusion oder sentimentalität beirrten beurteilers, der liebliche täuschungen der phantasie vor der zwar unerfreulichen, aber sicheren erkenntnis des prüfenden verstandes zurückweichen und zerstieben lässt. Und nur insofern mag man die rede Rûmolts prosaisch nennen.

Nach dieser erörterung und begründung dürfen wir nun meinen das richtige zu treffen, wenn wir Rûmolts rede (str. 1405 · 1409) folgendermassen vervollständigen und erklären: Ihr habt hier das bequemste und erwünschteste leben, überfluss in hülle und fülle; warum wollt ihr denn durchaus nach Hiunenland ziehen. Ihr könnt es freilich thun, aber ihr müsst es doch nicht; niemand nöthigt euch dazu, denn
(1405, 4) *ich wæne niht daz Hagen iuch noch vergiseht hât,*
so steht meines bedünkens die sache bis jetzt doch nicht, dass Hagen euch vergeiselt hätte, dass ihr also als bürgen seiner noch ungebüsst und ungesühnten verschuldung auf die erfolgte ladung sofort in das einlager zu den Hiunen einreiten müsstet.

Da es sich lediglich um eine fahrt ins Hiunenland handelt, da Rûmolt bald darnach in derselben rede str. 1409 ausdrücklich von einem *obstadium* im Hiunenlande spricht, da niemand anders eine unerledigte schuldverpflichtung gegen Kriemhilt hat als Hagen, da folglich auch niemand anders als Hagen die burgundischen könige als bürgen ins einlager nach Hiunenland senden könnte · · · erscheint der name *Hagene* in str. 1405, 4 doch so wol berechtigt, dass man anstand nehmen muss, ihn gegen die einstimmige überlieferung sämtlicher handschriften zu verwerfen.

Rûmolt fährt fort: Wollt ihr aber der warnung Hagens nicht folgen, so rathe ich euch und bitte euch, dass ihr mir zu liebe hier bleibt. Hier habt ihr alle bequemlichkeit, volle sicherheit und überfluss an allem wünschenswerten. Seid nicht so unklug, in naivem kindlichem vertrauen (1404, 4 *sô kindliche*) euer leben zu wagen. Denn wer weiss, wie es euch im Hiunenlande ergehen kann (1409, 3 *wer wæiz wie ez dâ stât*). Euer land ist reich genug, um jedem euch hier etwa betreffenden mangel abzuhelfen. Werdet ihr aber dort im Hiunenlande von Kriemhilt als bürgen für Hagen, als *gisel* angesehen und im *obstadium* gehalten, wer soll dort im wirtshause eure zeche bezahlen, die pfänder auslösen, die ihr dort dem wirtse versetzen müsstet? Bleibt hier, lieber herr, das ist mein rat.

1409, 4. *ir sult beliben, hêrre: daz ist der Rûmoldes rât.*

Dieser *Rûmoltes rât* — in bequemlichkeit, genuss, behagen und sicherheit daheim zu bleiben, und den gefahr drohenden besuch im Hiunenlande zu unterlassen — hatte, wie die vorstehende erörterung zu zeigen versuchte, zwar in der art, wie er in unserem Nibelungenliede aufgefasst und dargestellt worden ist, nichts tadelns- oder gar verachtenswerthes; aber, wie Rûmolts auffassung in der versammlung allen anderen beratern vereinzelt gegenüber stand, so stand sie auch im gegensatze zu der herrschenden denkweise des 13. jahrhunderts und namentlich der ritterlichen kreise, die wenig geneigt war, durch vernunftgründe oder durch verständige überlegung sich bestimmen zu lassen, einem gefährlichen unternehmen auszuweichen, sobald es sich dabei um einen kampf handelte. Es scheint dieser *Rûmoltes rât* allgemein gekannt und gleichsam sprichwörtlich berühmt gewesen zu sein. Wolfram von Eschenbach kannte ihn in solcher weise und setzte ein gleiches von seinen zuhörern voraus, wenn er darauf auspielend in dem bald nach dem jahre 1204 verfassten achten buche seines Parzival den fürsten Liddamus sagen lässt

420, 25. *wurdet ir mirs nimmer holt
ich tæte ê als Rûmolt,
der künig Gunthere riet,
do er von Wormz gein Hiunen schiet:
es bat in lange sniten bæn
und inne kezzel umbe dræn.*

und den darauf antwortenden landgrafen Kingrimursel

421, 5. *ir rât mir dar ich wolt iedoch,
unt sprecht, ir tæet als riet ein koch
den künen Nibelungen.*

Nur liegt im Parzival die sache doch insofern wesentlich anders als im Nibelungenliede, als Liddamus dort die anderen ritter sogar zum kampf anreizt und dagegen lediglich für seine eigene person jede beteiligung am kampf ablehnt, ja sich sogar mit einer gewissen unverschämtheit gefallen lässt, deshalb als feigling betrachtet und angeredet zu werden. Im Parzival haben wir also eine komisch und satirisch gemeinte und gehaltene schilderung, und zu diesem satirischen zwecke ist Rûmolt ironisch als beispiel herangezogen, was auch schon äusserlich kennbar genug angedeutet wird dadurch, dass Rûmolt hier nicht *küchenmeister*, sondern *koch* genannt wird. Der dem Rûmolt in den mund gelegte rat, schnitten im kessel zu hähen und umzudrehn, oder, wie wir heut etwa sagen würden, armeritter zu backen, passt weder in den zusammenhang des Nibelungenliedes, noch stimmt er zu dessen ausdrucksweise.

Desto trefflicher aber passt er nicht nur zu Wolframs besonderem satirischen zwecke, sondern stimmt auch sehr wol zu der durchgehenden eigentümlichkeit seines an sonderbaren ausdrücken und wendungen reichen stiles. Sonach werden wir mit gutem fuge schliessen dürfen, dass Wolfram nur die allgemein bekannte gestalt des vom gefährlichen kampf-drohenden zuge abmahnenden und zu behaglichem lebensgenusse ratenden küchenmeisters aus dem Nibelungenliede entnommen habe, dass aber die wunderliche fassung des ihm in den mund gelegten rates ein komisch und satirisch gemeinter scherz von Wolframs eigener erfindung sei. Und wenn wir nun denselben wunderlichen ausdrück mit geringer änderung im texte der recension C' des Nibelungenliedes widerfinden, so werden wir mit gleichem fuge weiter schliessen, dass der redactor der recension C' diesen ausdrück in Wolframs Parzival gefunden, und von dort ins Nibelungenlied verpflanzt habe. Wie aber dieser einfall ein unglücklicher und geschmackloser war, weil eben die ganze äusserung in die rede Rûmolts im Nibelungenliede gar nicht passt, so ist auch die ausführung unglücklich und geschmacklos geraten; die strophe, welche der redactor der recension C' daraus gestaltet und in die rede Rûmolts hinter str. 1408 eingeschaltet hat, ist leider in der handschrift C' zugleich mit dem blatte, auf welchem sie stand, verloren gegangen, und jetzt nur aus der sehr fehlerhaft geschriebenen handschrift a zu schöpfen. Sie scheint lauten zu sollen:

*ob ir niht anders hêtet, daz ir möht geleben
ich wolde in eine spise den vollen immer geben,
sûiten in öl gebeet: daz ist Rûmoldes rât;
sit ez sus angestlichen erhaben (?) dâ zen Hiunen stât.*

In der letzten nur lose angehängten zeile dieser strophe lässt der redactor den Rûmolt sagen, es stehe angsterweckend, gefahrvoll im Hiunenlande, und zwei strophen später lässt er eben denselben ganz naiv bekennen, er wisse gar nicht wie es im Hiunenlande stehe (*dâ zen Hiunen, ine weiß wiez dâ gestât*). Ausserdem schloss die ganze rede Rûmolts in den recensionen A' und B' mit der alles vorangegangene zusammenfassenden und abschliessenden zeile

1409, 4. *ir sult beliben hêrre: daz ist der Rûmoldes rât.*

gleichsam wie eine in sich abgerundete musicalische reihe mit ihrem natürlichen und vollen schlussaccorde. Dagegen hat der redactor der recension C' diese schlussformel des ganzen rates abgeschwächt in den matteren ausdrück *daz ist mit triuwen mîn rât*, und gleichzeitig die vollere und kräftigere formel *daz ist Rûmoldes rât* mitten in die rede hinein, ja sogar mitten in seine neue eingeschobene strophe gesetzt, wo sie

gar nicht hingehört, und wo sie, statt zu wirken, vielmehr die harmonie unterbricht und die wirkung zerstört. Ein solches verfahren lässt sich überhaupt nur begreiflich und erklärlich finden, wenn der redactor von C' die ausdrückliche bezeichnung als *Râmolt'es rât* zugleich mit dem hier ebenso unpassenden backwerke aus Wolframs Parzival in seinen Nibelungentext herübergenommen hat.

HALLE.

J. ZACHER.

III.

UNSICH IM NIEDERDEUTSCHEN.

Oben s. 192 hatte A. Lübben die im Hochdeutschen schon früh veraltete plurale pronominalform *unsich* aus niederdeutschen urkunden des 14. jahrhunderts in der form *usik*, *usek*, *osek* nachgewiesen. Weitere niederdeutsche belege hat bald darauf A. Hoefler in der Germania von Bartsch 15, 73 fg. mitgeteilt. Aus Osnabrück ist mir nun von herrn F. M. die freundliche mitteilung zugegangen: . . . „vielleicht interessiert es Sie zu hören, dass die form im Göttingischen noch heute *ösch* (für dat. und acc.) ist, offenbar contrahiert. Im städtchen Uslar spricht man noch jetzt *ösek*, mit kurzem *ö* und weichem *s* und deutlich wahrnehmbarem vokal zwischen *s* und *k*. Im gespräch oft zu *sek* verstümmelt, und vom refl. pers. 3 nicht zu unterscheiden.

ßüwwe sek wat vertellen?

sollen wir uns was erzählen?

Auch ohne vorhergehenden vocalauslaut:

Wèi heuwet sek wat vertelt

wir haben uns was erzählt.

Liegt ton darauf, heisst natürlich *ösek*:

Ösek hedè nits vertelt.

Uns hat er nichts erzählt.“

HALLE.

J. ZACHER.

AUGUST KOBERSTEIN.

Dem andenken des in hohem aber noch rüstigem und tätigem alter nun auch dahingeshiedenen, um wissenschaft und schule so hochverdienten Koberstein die nachstehende skizze seines lebens und wirkens widmen zu können, ist mir ermöglicht worden durch die reichen und zuverlässigen mittheilungen, welche ich der güte zweier seiner ältesten amtsgeossen und freunde, des herrn director professor dr. Peter in Pforta, und des herrn professor dr. Steinhart, jetzt an der universität in Halle, verdanke.

KARL AUGUST KOBERSTEIN, geb. den 10. januar 1797 zu Rügenwalde in Pommern, war der sohn eines landgeistlichen. Die grundlagen seiner wissenschaftlichen bildung erhielt er seit 1809 in dem cadetteninstitute zu Stolpe, mit welchem er 1811 nach Potsdam übersiedelte, und weiter von 1812 bis 1816 auf dem Friedrich-Wilhelms-gymnasium in Berlin. Schon auf dem gymnasium zeigte er eine vorliebe für deutsche sprache und litteratur, und fand namentlich anregung für ästhetik und kunstgeschichte durch den bekannten archäologen dr. Conr. Levezow (den nachmaligen director der archäologischen abteilung des königlichen museums in Berlin), der ihm auch ein persönlich freundlicher gönner ward, dessen er stets mit grossem danke gedachte. Auch des professor Jungius erinnerte er sich dankbar als mathematischen lehrers. Auf der universität zu Berlin trieb er seit 1816 philologische, archäologische, philosophische, historische und mathematische studien. Bestimmenden einfluss übten auf ihn, ausser Boeckh, der ihn zu einer geistvollen historischen auffassung des altertumes anleitete, besonders Hegel, und in noch höherem masse Solger, Tiecks freund, des er noch in höherem alter nie ohne jugendliche begeisterung gedachte. Auch ward für seine bildung bedeutsam die nähere bekanntschaft mit den ausgezeichnetsten künftlern und künstlerinnen des königlichen theaters, welche zunächst vermittelt worden war durch professor Levezow, der eine privatschauspielerische schule gegründet hatte.

Nach vollendung seiner universitätsstudien ward ihm eine der damals neugegründeten adjunctenstellen an der landesschule Pforta übertragen. Er übernahm sie am 3. august 1820 und wirkte von da ab ununterbrochen durch fast volle 50 jahre als lehrer an derselben anstalt. Neben geschichtlichem und mathematischem ward ihm sogleich auch der deutsche unterricht in den beiden obersten klassen überwiesen, der durch den neuen lehrplan seit 1820 für Pforta eigentlich erst geschaffen worden war. Der junge lehrer wirkte hinreissend auf seine schüler, die durch ihn zuerst in die schätze der deutschen litteratur eingeführt wurden, mit der sie sich zuvor nur halb verstohlen und bruchstückweise hatten beschäftigen können. Merkwürdig genug war der einzige mann, der bis dahin, aber nur in privatstunden, den schülern einige kenntnis deutscher litteratur vermittelt hatte, der mathematicus Schmidt, der aber selbst nur wenig über Gellert und Klopstock hinaus gekommen war. Nun wurden sie von dem jugendlich feurigen lehrer für Goethe, Schiller, Tieck, Lessing, Herder

und Shakespeare begeistert, und vernahmen auch zum ersten male von den wunderbaren schöpferungen des mittelalters, von den Nibelungen und von Parzival.

War Koberstein überwiegend durch ästhetische neigungen und bestrebungen zur beschäftigung mit der neueren und dann auch mit der älteren deutschen litteratur und sprache geführt worden, so wante er jetzt als lehrer auch den eigentlichen streng philologischen germanistischen studien seine ernste, eindringende und ausdauernde tätigkeit zu. Den 1822 in zweiter, ganz umgearbeiteter auflage erschienenen ersten, die laut- und formenlehre behandelnden band von Jacob Grimms deutscher grammatik arbeitete er gründlich durch, unterzog die reste der gotischen bibelübersetzung des Ulfilas einer genauen grammatischen analyse, und wante sich dann, stets mit gleicher grammatischer sorgfalt vorwärts schreitend, zu den im Schilterschen Thesaurus abgedruckten althochdeutschen quellen, und weiter zu den mittelhochdeutschen dichtern, die damals sämtlich nur erst in unkritischen und vielfach mangelhaften ausgaben vorlagen.

Als erste frucht seiner germanistischen studien und forschungen veröffentlichte er 1823 eine 68 quartseiten befassende abhandlung „Über das wahrscheinliche alter und die bedeutung des gedichtes vom Wartburger Kriege“ (erschien zu Naumburg bei A. E. Bürger, als zweites heft der Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen, herausgegeben von dem thüringisch-sächsischen Verein für Erforschung des vaterländischen Altertums). Es war kein geringes wagnis, mit einer so überaus schwierigen aufgabe zu beginnen, und zwar zu einer zeit, wo die deutsche philologie sich selbst noch in den anfängen befand, sich eben erst siegreich zu erheben begann über ein wirrsal der unklarheit, des irrthums und des vorurteils, wo also der anfänger und der autodidact fast unvermeidlich gefahr lief, noch starke fehler zu begehen, noch in schweren irrthümern verstrickt zu bleiben. Koberstein selbst täuschte sich darüber auch keinesweges: im gegenteil schrieb er in der vorrede ausdrücklich, dass er die abhandlung grade deshalb veröffentlichte, um durch sie einen kundigen freund zu finden, der ihn belehre, wo und wie er gefehlt habe, und ihn auf den richtigen weg weise. Und der erhoffte freund bot sich ihm wirklich dar, und keinen besseren hätte er finden können: denn kein geringerer war es, als der meister der kritik, K. Lachmann, der die abhandlung in der Jenaischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung 1823 no. 191, 195, einer ausführlichen besprechung würdigte. Da diese recension gleich characteristisch und ehrend ist für den verfasser wie für den recensenten, da sie unverkennbar massgebend geworden ist für die ganze spätere wissenschaftliche laubbahn Kobersteins, gleichsam der compass, nach welchem er sein schiff sicher gesteuert hat, möge anfang und schluss derselben hier platz finden. Durch alle fehler und irrthümer hindurch mit scharfem auge die tüchtige grundlage und das gediegene streben erkennend, begann Lachmann: „Mit dieser kleinen, aber nicht unbedeutenden schrift tritt ein junger mann in die gesellschaft der freunde des deutschen altertums. Wir bieten ihm einen herzlichen gruss, den er als ein strebsamer und wahrheit suchender forscher so sehr verdient. Wir loben ihn nicht: es könnte scheinen, uns blende der beifall, den er unserem aufsatze über den Wartburger Krieg (Jen. A. L. Z. 1820. No. 96, 97) gegeben hat. Die achtung der edeln ist auch ohne lobpreiser, zu gewinnen durch tüchtigkeit: die achtung des pöbels erwirbt man durch unablässiges schreyen, grosstun und scheinbar geistreiches wesen. Herr Koberstein hat gewählt: er will nur den besseren gefallen. Wir wünschen ihm nichts, als dass ihm gegönnt werde, ohne anfechtung das begonnene studium fortzusetzen.“ Und mit gleich sicherem und richtigem blicke vorausschauend schloss Lachmann: „Bey diesem sorgsamem fleisse, bey dieser ernsten liebe zur wahrheit, wird fort-

gesetzte übung und zusammenhängenderes, tiefer dringendes studium dem verfasser sehr bald grössere sicherheit geben im verstehen der alten sprache, festeres urtheil über erkannte wahrheit und den schein lockender vermuthung. Diese erwartungen, welche dieser anfang erregt, wird der erfolg nicht täuschen.“

Es konnte nicht fehlen, dass die mit solchem eifer und solcher liebe gepflegten germanistischen studien des jungen lehrers auch eine rückwirkung auf seine behandlung des deutschen unterrichtes in der schule ausübten. Wie er damals hierüber dachte, das hat er ebenfalls selbst ausgesprochen in der bereits erwähnten vorrede zu seinem Wartburgkriege, wo er sagt: „Das Studium der altdeutschen Litteratur hat unlängbar in den beiden letzten Jahrzehenden nicht nur an Umfang, sondern auch an Gründlichkeit bedeutend gewonnen. Dennoch hat man erst an wenigen Orten Deutschlands Anstalten gemacht, dasselbe in den öffentlichen Unterricht auf Schulen und Universitäten zu ziehen. Das kräftige Wort, welches A. W. v. Schlegel schon vor zehn Jahren aussprach: „Das Nibelungenlied müsse in allen Schulen, die sich nicht kümmerlich auf den nothwendigsten Unterricht einschränken wollten, gelesen und erklärt werden,“ scheint von wenigen vernommen, von noch weniger beachtet worden zu sein. Die Folge davon ist, dass jeder, der Neigung in sich fühlt, die poetischen Werke unserer Vorfahren näher kennen zu lernen, gleich anfangs auf Schwierigkeiten stösst, die ihn oft beim besten Willen vom weiteren Vordringen zurückschrecken, die aber zum grossen Theil für ihn gar nicht da sein würden, wenn er schon auf der Schule Gelegenheit gehabt hätte, in die altdeutsche Sprache und Poesie eingeführt zu werden. Es lässt sich wol voraussehen, dass J. Grimms grosses Werk mit der Zeit eine gewaltige Revolution in der Behandlung der deutschen Grammatik auch auf Schulen bewirken werde; wie die Sache aber jetzt steht, so muss fast jeder, der sich diesen Studien hingeben will, ohne alle Führung erst lange herumtappen, ehe es ihm nur einigermassen licht vor den Augen wird, und auch dann noch muss er fürchten, auf unzählige Irrwege zu gerathen, bis ihm vielleicht ein glücklicher zufall einen älteren und umsichtigeren Freund zuführt, durch den er endlich auf den rechten weg gebracht werde.“

Gelegenheit, diese ansichten praktisch zu betätigen, war ihm reichlich gegeben, zumal seit er 1824 professor der neueren sprachen geworden war, an der stelle des professors Renatus Beck, eines bruders des berühmten Leipziger philologen, und seitdem bis an sein lebensende ausschliesslich den deutschen und den französischen unterricht in den drei oberen klassen zu erteilen hatte. Ein solcher betrieb des deutschen unterrichtes war aber eine unerhörte neuerung, welche auch, nach dem zeugnisse seiner collegen, wie die ganze studienrichtung des jungen professors, von der obersten schulbehörde nicht eben mit günstigen augen angesehen wurde. Indes liess sich Koberstein auf seinem mit so lebendiger überzeugung und begeisterung eingeschlagenen wege nicht beirren, und der erfolg zeigte, dass er so gar unrecht denn doch nicht gehabt hatte. Dr. Johannes Schulze, der damals unter dem minister von Altenstein das höhere unterrichtswesen Preussens leitete, ward immer mehr ausgesöhnt und gewonnen, wie ich auch selbst in späteren jahren bei gelegentlichem gespräche aus seinem munde die lobende anerkennung Kobersteins und seines wirkens vernommen habe; und andererseits gedachte auch Koberstein des trefflichen Johannes Schulze stets mit innigster verehrung. Und aus eigener langjähriger erfahrung vermag ich zu berichten, dass die Portenser abiturienten in der regel neben einer tüchtigen klassisch-philologischen vorbildung auch erfreuliche kenntnis der deutschen sprache und litteratur und neigung zu einem tieferen studium derselben zur universität mitbrachten, und dass sie die fortsetzung der beiderlei philologischen

studien, der antik klassischen und der germanistischen, derart zu verbinden wusten und lernten, dass die einen den anderen nicht zur beeinträchtigung, sondern vielmehr zu gegenseitiger förderung gereichten.

Unmittelbar aus der schulpraxis erwuchs Kobersteins nächstes werk, der *Grundriss der Geschichte der deutschen National-Litteratur*, Leipzig, bei Vogel, 1827. In dieser ersten ursprünglichen gestalt hatte der grundriss den zweck, bei der behandlung der deutschen litteraturgeschichte als leitfaden in den händen der schüler zu dienen, während beigegebene anmerkungen, spärlicher in der zweiten, reichlicher in der ersten hälfte, zugleich auch dem lehrer die für ihn notwendige kenntnis des materiales an quellen und hilfsmitteln durch geeignete nachweisungen fördern und erleichtern sollten. Verständig angelegt und mit geschick und grosser vorsicht ausgeführt fand dieser grundriss so wolverdienten beifall, dass er schon 1830 einer neuen auflage bedurfte.

In der vorrede seiner deutschen grammatik I, X hatte Jacob Grimm hingewiesen auf die in seiner darstellung zwischen dem mittel- und dem neuhochdeutschen verbliebene lücke, und zur ausfüllung derselben durch untersuchung der schriften des 14. und der nächstfolgenden jahrhunderte aufgefordert. Dieser mahnung folgend unterzog nun Koberstein die sprache und den versbau des Peter Suchenwirt, eines österreichischen dichters aus der zweiten hälfte des 14. jahrhunderts einer genauen durchmusterung, und teilte das ergebnis allmählich in 4 programmen mit: Über die sprache des österreichischen dichters Peter Suchenwirt. Erste abteilung: Lautlehre. 1828. (56 s. 4). — *Quaestiones Suchenwirtianae. II. Leges quaedam a Suchenwirtio observatae in arte metrica. De nominum declinatione.* 1842 (68 s. 4). — Über die betonung mehrsilbiger wörter in Suchenwirts werken. 1843. (8 s. 4). — Dritte abteilung: Abhandlung der conjugation. 1852. (45 s. 4).

Nur den besseren hatte Koberstein von vorn herein gefallen wollen; die besern, die besten hatte er sich zu führen und vorbildern erkoren und ihnen auf dem mühseligen wege des autodidacten unermüdlich nachgestrebt. Die 1837 erschienene dritte, in ihrer vorderen hälfte völlig umgearbeitete aufgabe des Grundrisses der Litteraturgeschichte gibt das glänzendste zeugnis, dass er in folge dessen nunmehr auch zu der von Lachmann vorausgesagten sicherheit im verstehen der alten sprache und zu dem festeren urteile über erkannte wahrheit und den schein lockender vernunft gediehen war. Denn jene vordere hälfte des buches ist nun nicht mehr ein blosser leitfaden; sie ist darüber hinaus gewachsen, und gleichsam ein treuer spiegel oder gradmesser dessen geworden, was die deutsche philologie auf dem gebiete der älteren litteratur bis dahin erreicht hatte. Mit richtigem urteile und feinem tacte hat Koberstein hier die verschiedenen leistungen nach ihrem wahren werte und gehalte zu würdigen gewust; durch blosse vermütungen oder behauptungen, und wenn sie noch so gleissend und anmassend auftraten, hat er sich nicht blenden lassen. So enthält denn das buch des irrigen und verfehlten nur wenig und minder erhebliches, und hatte in dieser seiner dritten gestalt, durch die strenge gewissenhaftigkeit der arbeit und die hohe zuverlässigkeit des inhaltes, einen gediegenen wissenschaftlichen wert, und damit auch eine fruchtbare wissenschaftliche wirksamkeit erreicht.

Als notwendige ergänzung hatte Koberstein dem grundrisse noch hinzufügen wollen „eine samlung von musterstücken aus den vorzüglichsten oder merkwürdigsten deutschen dichtern und prosaisten alter und neuer zeit, an denen sich zugleich der bildungsgang unserer sprache und metrik nachweisen liesse.“ Des ward er überhoben, als W. Wackernagels lesebuch seit 1835 diesem bedürfnisse in so vorzüglicher weise abhilfe brachte.

Dagegen erwuchs ihm eine andere bei weitem umfassendere und schwierigere aufgabe. Die zweite, der neueren litteratur gewidmete hälfte des grundrisses war doch mindestens auf die gleiche höhe zu erheben, welche die erste hälfte in der dritten auflage bereits erreicht hatte. Aber für diese, für die altdeutsche periode, hatte schon eine beträchtliche zahl von mehr oder minder sorgfältigen und ausgedehnten einzelforschungen vorgelegen, auf deren grundlage die darstellung des grundrisses sich aufbauen konnte und über welche sie nicht wesentlich hinauszugreifen brauchte. Für die neuere litteratur dagegen waren ähnliche einzelforschungen nur in unverhältnismässig geringerem umfange und werte vorhanden. Wollte also Koberstein die neuere litteratur mit gleicher gewissenhaftigkeit in ausführlicherer darstellung behandeln, so musste er die mangelnden vorarbeiten selbst ergänzen, musste er sich also zu einer sehr ausgedehnten und langwierigen quellenforschung entschliessen. — Mit diesem entschlusse nahmen deshalb auch seine studien und seine schriftstellerische thätigkeit eine durchgreifende wendung: sie galten von da ab, ungefähr seit 1837, fast lediglich der neueren deutschen litteratur.

In der vierten und letzten auflage des grundrisses behielt die darstellung der altdeutschen litteratur den in der dritten auflage gewonnenen charakter, und erfuhr nur die nötig und möglich gewordenen berichtigungen und ergänzungen. Sie blieb also im wesentlichen eine höchst sorgsame, mit vorsichtigster kritik ausgeführte zusammenfassung dessen, was die forschungen anderer erreicht hatten, und dem entsprechend gewann auch ihr umfang nur eine mässige erweiterung. In der darstellung der neueren litteratur dagegen stützte sich Koberstein je länger je mehr auf seine eigene quellenforschung, die um so vielseitiger und fruchtbarer gedieh, weil er, als gewinn der vorangegangenen langjährigen ersten arbeiten und studien, die reife einsicht des historikers, des ästhetikers und des philologen in sich vereinte. Er begnügte sich nicht damit, die werke der einzelnen schriftsteller zu lesen, sondern unterzog auch sprache und versbau derselben einer philologischen erwägung, durchforschte die briefwechsel, die zeitschriften usw., und verabsäumte auch nicht die urteile und meinungen der zeitgenossen über litterarische personen, erscheinungen und zustände. So umfassende und gründliche quellenforschungen erforderten natürlich auch einen entsprechenden zeitaufwand, und konnten also nur allmählich vorwärts dringen. Ebenso allmählich und stetig folgte ihnen die ausarbeitung; bis endlich nach mehr als zwanzigjähriger unermüdlich ausdauernder arbeit die vierte auflage des grundrisses zum abschlusse gedieh, als ein stattliches, auf fast viertehalbtausend seiten angewachsenes, in drei starke octavbände abgeteiltes werk (Leipzig 1847 — 1866). Den einzelnen abschnitten, in welche die darstellung geteilt ist, gehen allgemeine charakteristiken des politischen und geistigen lebens der betreffenden periode voraus; daran schliessen sich erörterungen über sprache und versbau, und eine übersicht des entwickelungsganges der litteratur innerhalb dieses zeitraumes; und darnach folgt die darlegung und besprechung des einzelnen. Dies alles so weit möglich aus den quellen selbst geschöpft, mit strengster wahrheitsliebe, mit besonnenem, massvollem urteile, ohne jedes haschen nach effect, in schlichtester darstellung. Die form des buches ist freilich fast zu kunstlos, für den unterhaltung suchenden leser eher abstossend als anziehend; desto reicher und wertvoller aber ist sein inhalt. Und wie seine gründlichkeit und zuverlässigkeit alle vorgänger weit hinter sich zurücklässt, so ist sie, namentlich in beziehung auf die litteratur unserer letzten klassischen periode, von keinem späteren erreicht, geschweige übertroffen worden. Denn Wackernagels auf knappstem raume gleich gründliche und zuverlässige, ja teilweise noch reichere litteraturgeschichte ist leider unvollendet geblieben;

sie bricht gerade dort ab, wo Kobersteins ganz selbständige arbeit beginnt. Der mut, mit welchem das bedeutende werk unternommen, die beharrlichkeit, mit der es ausgeführt worden ist, verdienen unsere anerkennung und bewunderung aber um so mehr, weil es nicht geschaffen wurde an einem orte, wo grosse öffentliche bibliotheken den erforderlichen weitschichtigen litterarischen apparat in bequemer fülle darboten, sondern in der ländlichen abgeschiedenheit einer fern von grösseren städten und büchersammlungen liegenden schulanstalt, wo der verfasser sich also die quellen und hilfsmittel nur allmählich mit grossem aufwande von zeit, mühe und kosten beschaffen konnte.

Neben diesem grossen litterargeschichtlichen hauptwerke erschien noch einiges andere von geringerer umfang. Unter dem titel „Vermischte Aufsätze zur Litteraturgeschichte und Ästhetik. Leipzig, Verlag von Joh. Ambr. Barth, 1858“ wurden folgende abhandlungen zusammengefasst: „1. Über das gemüthliche Naturgefühl der Deutschen und dessen Behandlung im Liebesliede, mit besonderer Beziehung auf Goethe. — 2. Über die in Sage und Dichtung gangbare Vorstellung von dem Fortleben abgeschiedener menschlicher Seelen in der Pflanzenwelt. — 3. Zu und über Goethes Gedicht, Hans Sachsens poetische Sendung. — 4. Über das neu-deutsche Gelegenheitsgedicht, mit besonderer Beziehung auf Goethes Elegie „Euphrosyne.“ — 5. Inwiefern darf Goethes Iphigenie als ein sowohl dem Geist und der ganzen innern Behandlung als der äussern Form nach durchaus deutsches Kunstwerk angesehen werden? — 6. Shakspeares allmähliches Bekanntwerden in Deutschland und Urtheile über ihn bis zum Jahr 1773. — 7. Über das Verhältniss Thüringens und Hessens zur deutschen Litteratur, und über einige Überbleibsel der ältesten uns bekannten vaterländischen Poesie, die zu diesen Gegenden in einem sehr nahen Bezuge stehen. — 8. Andeutungen über den besonders erfolgreichen Antheil Preussens an der Neugestaltung der deutschen Litteratur seit dem Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts.“ — Diese aufsätze waren grossenteils hervorgegangen aus vorträgen, welche Koberstein seit 1837 im litterarischen vereine der nahen stadt Naumburg an der Saale gehalten hatte. Vier derselben waren schon früher im drucke erschienen, teils einzeln, teils im Weimarischen Jahrbuche für deutsche Sprache, Litteratur und Kunst.

Dass die mehrzahl der „Vermischten Aufsätze“ sich auf Goethe und Shakspeare bezieht, ist nicht zufällig, sondern hat seinen grund darin, dass Goethe und Shakspeare Kobersteins Lieblingsdichter waren. Daneben aber hegte er noch eine gewisse persönliche vorliebe für die romantische schule. Solger hatte schon während seiner universitätszeit bedeutenden und nachhaltigen einfluss auf ihn geübt, und auch mit Ludwig Tieck war er bereits früh in nähere beziehung getreten und hat ihm stets die wärmste verehrung gewidmet. Von Tieck angeregt hatte er namentlich auch sein talent für den vortrag von dramatischen dichtungen ausgebildet, durch dessen ausübung er grössere und kleinere kreise vielfach erfreut hat. Um einen der talentvollsten romantiker machte er sich nun verdient durch die herausgabe von „Heinrichs von Kleist Briefe an seine Schwester Ulrike. Berlin, Schroeder, 1860,“ denen er anmerkungen und eine gehaltvolle vorrede beigab, welche namentlich auf berichtigungen und ergänzungen der von Bülow gelieferten biographie Kleists abzielen.

Nicht lange darnach ward er veranlasst auch für Lessing helfend einzutreten. Unter dem titel „Die Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes tode. Vorlesungen, gehalten zu Bonn im Winter 1854 vor einer Versammlung von Männern und Frauen“ hatte der Bonner professor Joh.

Wilh. Löbell zwei über Klopstock und Wieland handelnde bändchen veröffentlicht, ein auf tüchtigen studien beruhendes, gründliches und feinsinniges werk. Als aber schwere erkrankung ihn an der fortsetzung hinderte, hatte er im-jahre 1863 Koberstein ersucht, aus dem vorhandenen bereits ausgearbeiteten materiale, mit dem er nach eigenem besten ermessens schalten möge, die herausgabe des dritten für Lessing bestimmten teiles zu besorgen. Denn auf Koberstein, mit dem er erst seit ganz kurzer zeit in persönliche beziehung getreten war, setzte er so unbedingtes vertrauen, dass er schrieb: „dass mich jemand unter den lebenden in bezug auf Lessing besser verstehe als Sie, das glaube ich nicht.“ Solchem ehrenden ersuchen und vertrauen entsprechend gab Koberstein 1865 bald nach Löbells tode aus dessen papieren den dritten band heraus. An den vorlesungen selbst hat er wenig nachzubessern gefunden, aber die nötigen citate hinzugefügt, und die angehängten annalen der litterarischen tätigkeit Lessings von 1746, wo Löbells ausarbeitung abbrach, bis 1781 fortgeführt.

Während die letztgenannten werke sämtlich der neueren litteratur gelten, war widerum der schulpraxis entsprungen und unmittelbarem schulzwecke bestimmt ein büchlein, welches in der waisenhausbuchhandlung in Halle 1862 in erster, 1867 in zweiter auflage erschien, eine „Laut- und Flexionslehre der mittelhochdeutschen und der neuhochdeutschen Sprache in ihren Grundzügen zum Gebrauch auf Gymnasien.“ Dies büchlein enthält „die grundlinien desjenigen teils der mittel- und neuhochdeutschen grammatik, der in einer in allen hauptpunkten gleichen behandlungsart seit mehr als dreissig jahren den gegenstand des von Koberstein in der unter-secunda erteilten deutschen unterrichts gebildet hatte.“ Zur ausarbeitung und veröfentlichung einer solchen zusammenhängenden darstellung war Koberstein durch eine von hoher stelle ausdrücklich an ihn ergangene aufforderung veranlasst worden, während er selbst für seinen unterricht sich mit blossen gedruckten paradigmern begnügt hatte. Weil das büchlein für die schüler selbst bestimmt war, beschränkte sich Koberstein auf eine, widerum durch verständigkeit, klarheit und zuverlässigkeit ausgezeichnete darstellung des Mittel- und des Neuhochdeutschen; hinweisungen auf einen älteren sprachstand hat er nur spärlich an den für das sprachverständnis wichtigsten stellen eingestreut. Vom lehrer freilich verlangt und erwartet er (s. IV. V), und das mit vollem rechte, auch kenntnis des Althochdeutschen und Gotischen, und bezeugt aus seiner langen und reichen erfahrung, dass zweckmässiges hinweisen auf die verwantschaft des Deutschen mit dem Griechischen und Lateinischen, durch geeignete vergleichung von stämmen, ableitungen und flexionen, sich als besonders anregend und fruchtbar beim unterrichte erweisen könne, vorausgesetzt natürlich, dass der lehrer die dazu erforderliche sprachkenntnis ausreichend besitze.

So ernste und verheissende bestrebungen hatten die blicke der kenner schon früh auf den jungen mann gezogen: so gediegene leistungen erwarben und bewahrten dem gereiften manne die allgemeine achtung und anerkennung. In folge dessen wäre es ihm leicht geworden, seine lehrerstellung in Pforta mit einer anderen zu vertauschen. Schon 1829 hatte man ihm für die universität Breslau ins ange gefasst; damals würde er auch vielleicht nicht abgeneigt gewesen sein in die universitätslaufbahn überzutreten, doch zerschlug sich die sache, wahrscheinlich wegen allzu kümmerlicher dotierung; denn zu jener zeit und auch in den nächstfolgenden jahrzehnten wurden professuren der deutschen philologie an den universitäten noch als ein entbehrlicher überfluss betrachtet. Später hatte er noch weniger lust, die anstalt in

Pforta, mit der er immer inniger verwachsen war, zu verlassen. Seine 1859 ihm im tode vorangegangene geistvolle und liebenswürdige gattin war eine tochter des professors Hecker am Friedrich-Wilhelms-gymnasium in Berlin, dem, weil das gymnasium nebst der zugehörigen realschule eine Heckersche erbstiftung war, eigentlich das directorat der anstalt gebührt hätte. Bei erledigung dieses directorats im jahre 1842 würde Koberstein propter hacreditatem et dignitatem den gegründetsten anspruch auf berufung in dasselbe gehabt haben, wenn er nicht jede bewerbung standhaft abgelehnt hätte. Er beschied sich also nach wie vor in dem kleinen, nur selten auf kurze zeit verlassenen kreise der Pforte zu wirken, wo er aus der sechsten professur allmählich in die erste aufrückte, im jahre 1843 bei gelegenheit der feier des dreihundertjährigen schulfestes den roten adlerorden erhielt und 1855 nach dem tode des rectoris Kirchner interimistisch das rectorat verwaltete. Im jahre 1857 ehrte ihn und sich die Breslauer philosophische facultät durch übersendung des doctordiplomes „in administrando scholastico munere summa cum laude versato, quod Germanicarum litterarum historiam studio diurno et fructuosissimo exploravit librisque egregiis illustravit,“ und noch kurz vor seinem tode ernannte ihn die Göttinger akademie der wissenschaften zu ihrem ehrenmitgliede.

So lebte und wirkte Koberstein in Pforta durch ein halbes jahrhundert unermüdlich in seinen lehrerpflchten wie in seinen studien, die er beide bis in die letzten wochen seines lebens mit beharrlicher ausdauer fortgesetzt hat. Als lehrer war er ausgezeichnet durch seine kenntnisse und seine klarheit, durch seine treue, durch seine gewissenhaftigkeit, durch seine männlich edle persönlichkeit, durch den milden ernst und die herzegewinnende freundlichkeit im verkehr mit seinen schülern, die an ihm hiengen wie an einem vater. Als mensch war er allgemein geliebt und verehrt, ein durch und durch, im leben wie in seinen studien wahrer und einfacher, jedem falschen schein abholder charakter, fest und unerschütterlich in seinen entschlüssen wie in seinen überzeugungen, die er nie verhehlte, aber zugleich auch weichen und reichen, tiefen und beiteren gemütes; bei aller gelehrsamkeit, die er sich bei der ausserordentlichen stärke seines gedächtnisses durch unausgesetzte vieljährige studien erworben hatte, und die sich vornehmlich über die litteraturen der heutigen culturvölker erstreckte, dennoch anspruchslos und bescheiden; genau, pünktlich und gründlich, ohne kleinlich oder gar selbstsüchtig zu sein; sich selbst vieles versagend, oder auch dessen bei seinem idealen sinne nicht bedürftend, aber gern spendend und hilfbereit; von bewährter freundestreue, und teilnehmend an den bestrebungen anderer, namentlich auch der aufstrebenden jüngeren kräfte.

Seit der vollendung der vierten auflage des grundrisses der litteraturgeschichte war Koberstein mit der vorbereitung für eine fünfte auflage beschäftigt, deren erste, die altdeutsche litteratur behandelnde abteilung völlig umgestaltet werden sollte. Im sommer 1869 hatte ihn zwar eine schwere erkrankung betroffen, während er bis dahin sich ununterbrochen der kräftigsten gesundheit erfreut hatte; doch war er wider gänzlich genesen und hatte mit voller kraft und frische seine lehrthätigkeit und seine studien wider aufgenommen. Die vorarbeiten für die litteraturgeschichte waren so weit gediehen, dass er nun an die ausarbeitung selbst zu gehen gedachte, und gleichzeitig waren seine zahlreichen dankbaren schüler allerorts in vorbereitung begriffen, um sein am 3. august 1870 bevorstehendes funfzigjähriges jubiläum aufs festlichste zu feiern: als ihn zu anfang dieses jahres, wahrscheinlich in folge einer erkältung, ein lungenkatarrh befiel, der einen immer gefährlicheren charakter annahm und ihn endlich am 8. märz dahinraffte. Nach der alten schönen Pfortner sitte ward ihm am 12. märz eine gedächtnisfeier gewidmet; die dabei gehaltenen reden sind im drucke

erschienen unter dem titel: Eece für den am 8. märz d. j. gestorbenen professor dr. August Koberstein, gehalten in der landesschule Pforte am 12. märz 1870. Potsdam, 1870. Gedruckt bei C. Krämer.

Kobersteins name und geist wird gesegneten andenkens fortleben und fortwirken, nicht nur in der schulanstalt, der er eine so lange und so fruchtbare tätigkeit gewidmet hat, sondern auch in seinem litterarischen hauptwerke, in der deutschen litteraturgeschichte, dem er die edelsten tugenden seines wesens tief eingepägt hat: die wahrhaftigkeit und die abwehr eitlen scheinens, die gewissenhaftigkeit und die treue und zuverlässigkeit, die neidlose, freudige anerkennung fremden verdienstes und die selbstlosigkeit. Mögen dem buche in der neuen bearbeitung, die ihm nun von anderer hand bevorsteht, diese eigenschaften, auf denen sein eigentümlicher hoher wert ganz wesentlich beruht, unverfälscht und unverkümmert erhalten bleiben.

HALLE.

J. ZACHER.

BRIEFWECHSEL ÜBER DAS NIBELUNGENLIED

VON

C. LACHMANN UND WILHELM GRIMM.

(Schluss.)

8.

LACHMANN AN WILHELM GRIMM.

Herrn W. C. Grimm.

Lieber Freund, warum ich so lange versäumt habe, Ihnen zu antworten, habe ich neulich Ihrem Bruder gesagt, und ich denke Sie lassen die Entschuldigung gelten. Nun aber kann ich es doch nicht länger übers Herz bringen, Ihren lieben Brief, der mich so viel lehrt und anregt, dass es mir Leid thut jetzt nicht auf alles durch neue Forschung eingehn zu können, unbeantwortet liegen zu lassen. Verzeihen Sie nur, wenn Sie häufig bemerken sollten, dass ich jetzt eben nicht mitten drin bin in den Sachen und vielleicht gar manches vergessen habe.

Es bleibt doch dabei, dass wir älteste Gestalt der Sage nennen, was die ältesten Urkunden überliefern, und etwas, nur wenig, mehr, wo sie uns zu wenig zweifelhafter Vermutung führen? -- Nun, so möchte ich gern den Vorwurf, dass ich zu viel von den verschiedenen Überlieferungen der Nibelungensage schwinden lasse, erstlich von mir gelten lassen, und zweitens Ihnen zurückgeben. Nach Ihnen ist das Wesentliche der Sage nichts weiter, als Kampf zweier Geschlechter um einen beseligenden Hort, Übergang über den Fluss, Warnungen, Untergang. Danach sind Fafnir, Sigurd mitsamt Brynhild, die Verwandlungen -- Zufälliges, was ohne Schaden für die Fabel ganz anders sein könnte. Ist nun der Rosengarten dieselbe Sage, so hat es in der That einmahl eine solche Ansicht von der Sage gegeben. Es fragt sich also, ob dies die älteste Ansicht, nämlich die älteste nachweisbare gewesen ist. Sie können dafür den Waltharius anführen, wo der Ausgang nur umgekehrt ist -- das Hunische Gold wird Walther nicht abgewonnen, sondern er siegt, -- aber eben wie in der Nibelungensage und im Rosengarten Hagen und Günther besiegt werden. Auch zweifle ich nicht, dass Waltharius, die verschiedenen Rosengärten, der Kampf mit den Isungssöhnen, die beiden Lieder *De vare syr og syesindstyye* und *Kongen*

raader for Borgen,¹ alle nur eine einzige sage sind; vielleicht sogar Biterolf keine andere. Nun aber, vergleicht man diese Erzählungen unter sich, und wieder die Sagen von den Nibelungen unter sich, so sieht man wohl, dass in den letzteren, desgleichen in jenen, wo sie auf die Nibelungen-Fabel anspielen, eine ganz andere Ansicht von dieser waltet. Und ist die nordische Nibelungen-Sage anerkannt im Ganzen älter, weiss sie aber nichts von allem was der Zwölf-Kämpfe-Sage eigenthümlich ist, so ist, wo nicht gewiss, doch im höchsten grade wahrscheinlich, dass jene ansicht nicht die älteste sei, sondern, hat sie je stattgefunden, eine spätere, neben der immer die ältere fortgedauert hat.

Welche ist also diese ältere Ansicht? Über den Ausdruck Ansicht werden wir uns verstehen. Eine Erzählung muss, selbst ohne Wissen des Erzählenden, einen Gedanken ausdrücken. Sie ist vollständig, so lange sie dem Abstrahierenden erkennbar, und für jeden unverdorbenen Verstand anschaulich, den Gedanken ausspricht. — Etwas breiter müssen wir die Grundlage wohl nehmen als sie in der Nibelunge Noth ist. Darauf führt die Betrachtung, dass die Oekonomie der Fabel gewiss früher anders gewesen ist. Offenbar sieht man, es entsteht viel Unbequemlichkeit daraus, dass die Sage so in Worms wohnt, statt dass sie mit den Besitzern des Schatzes wandern sollte. Ich will nicht behaupten, dass Reigins Erzählung von sich, Otr und den Göttern eben uralt sei, und nicht vielmehr eine Erzählung in der dritten Person gewesen: doch hat sie so wenig unschickliches als nachher Gudrunens Erzählung. Hingegen wie Hagen in der Nibelunge Noth die Geschichte erzählt, ist sie allerdings schon sehr verdunkelt — und aus solcher Verdunkelung erklärt sich wohl manches von späterer roher Ausschmückung im hörnen Siegfried. — Die ursprüngliche Sage, ganz im Widerspruch mit der langsamen Breite der Nibelungen-Erzählung, verweilt nirgend. Guforn erscheint erst da er morden soll, auch in Vilkina Saga erst beim Verrath 321,² in Nibelunge Noth noch da kaum:³ Geiselher in Vilkina Saga erst im zweiten Theil 334 [= 360 Unger], ohne Namen bei der Jagd 323,⁴ in Nibelunge Noth etwas früher. Volker erst im zweiten Theile (den Sachsenkrieg abgerechnet), Vilk. 335 [= 361 Ung.], Hildebrand zuerst Vilk. 348 [= 374 Ung.], Blödelin und Iring 352 [= 378 Ung.]. Nach vorn zu vermehrt sich die Dunkelheit — bei Siegfrieds Jugendgeschichte, Erwerb des Schatzes, auch in Vilkina Saga. — Wo sollen wir also anfangen und schliessen? Was ich von der Fabel ausschliesse, soll darum weder jünger sein noch erfabelt — dass Ermanaricus Geschichte wenigstens gleich alt sei, ist ja erweislich — sondern nur zufällig angeknüpft: es gehört ursprünglich in andere vielleicht weit ältere Fabeln — wie denn auch Saxo Helge und Jarmeric zu nordischen Helden macht, aber keinen unserer Fabel —, mit dem

1) *De vaare sin oc niusindstive*, Danmarks gamle folkeviser, udgivne af Svend Grundtvig. Kjöbenhavn 1853. 1, 113. Vedel 1. no. 5. Altdänische heldenlieder usw. übersetzt von Wilhelm Carl Grimm. Heidelberg 1811. s. 23. 482. — *Kongen raader for borgen*, Grundtvig 1, 124. Vedel 1. no. 20. W. Grimm s. 54. 502. Z.

2) cap. 344 ed. Unger. Gernoz ist gemeint. Z.

3) *Zuo der rede kómen Orturín und Gêrnót,*
dá die helde rieten den Sifrides tót. 808, 1.
Der künig sprach „lât bliben den mortlichen zorn.“ 815, 1.
Gêrnót und Giselhêr die wolden dá heime bestân. 869, 4. Z.

4) Cap. 347 ed. Unger: ... at allir þer fiórir væri daudir. — ... oc ver fiórir fengim hann varla sott. Z.

Sinn der unsrigen steht es in keiner Verbindung. In der That, ich begreife nicht, durch was für ein Band des Gedankens man Wielands, Helgens, der Aslaug und Ermanrichs Sage an die Nibelungen-Sage knüpfen wollte. Auch Ihnen scheint es nicht gelungen zu sein: Sie kämpfen wohl nur gegen ein Hinzudichten, was ich auch leugne. — Danach bleibt uns die Sage, Geschichte des Nibelungenhortes. Sie fassen den Hort als „den Wunsch,“ das höchste Gut. Das mag recht sein: hat aber die Sage das ursprünglich gemeint, so ist es doch nachher vergessen. Zauberhafte Kräfte erhalten von ihm zwar Fafnir und Sigurd: was die Giukungen grosses durch ihn gewinnen, sieht man nicht. Wichtiger für die Sage scheint mir das Verderben zu sein, das er den Besitzern bringt. Aber woher kommt es? Gold überhaupt für verderblich zu halten, möchte nicht Deutsche Vorstellung sein: Andvarens Fluch also wird es sein, der die Besitzer verfolgt. Odin, der den verfluchten Ring gern behalten will, wird durch ein gütiges Schicksal, das ihn zwingt den Ring herzugeben, vor dem Verderben bewahrt. — Was wir bis jetzt haben, ein Schatz, der ausserordentliche Kräfte verleiht, aber die Besitzer, wegen eines auf ihn ruhenden Fluches, ins Unglück stürzt, — wäre ein Gedanke, wenig geeignet eine grosse Fabel zusammen zu halten. Es wird also nöthig sein mehr aufzusuchen, wobei wir uns aber hüten müssen, allgemeine mythische Vorstellungen — wofür ich Ihr „waltendes Schicksal“ halte, und wohl auch die oft wiederholte Maschine wahrsagender oder warnender Vögel — mit in Anschlag zu bringen als unsrer Sage eigenthümlich. Dass ich aber manches nicht beachtet habe, will ich gern glauben: auch mag einiges nicht richtig gefasst sein. — wie die „Anreizung durch verwandte Weiber.“ Dass ich aber Recht habe mich bald an diese Sage zu halten, kann ich mit einem glänzenden Beispiel beweisen. Die Verwandlungen sind gewiss ein Hauptpunkt der Sage. (Sie wenden Hreidmar ein: aber warum soll nicht Hreidmar und Andvari mythisch statt Einer Person gelten? und wer steht dafür, dass nicht Hreidmar erst ein späterer Zusatz ist? —) Aber von Fafnis Verwandlung weiss die Deutsche Sage nichts — ausgenommen, wie ich neulich bemerkt habe, dass daraus Siegfrieds Hornleib entstanden ist —: von Gunnars und Sigurds Vertauschung der Gestalt, die in der Deutschen Sage entsetzt ist, wissen mehrere der nordischen Lieder nichts. Das Vorauswissen Brynhilds in Vols. 8. 34 streitet damit. Dafür ist aber eine andere Sage im Umlauf: Sigurd tritt Brynhilden dem Gunnar ab.⁵ Am deutlichsten in der Dänischen Brynhildsviser [Kämpfv. XCII Bd. IV. p. 152: Hr. Peter (Sigurd) verlobt sich mit Christinen (Brynhild), sie gesteht dass sie Herrn Nielus liebt (Gunnar, ihren

5) „Verbreiteter ist eine andere aushilfe, Sigurdr tritt Brynhild an Gunnar ab. So Brynhildar qvilda II, 4. sie betriegen Brynhild bei der vermählung, Helreid Brynhildar 13. nach der dänischen Brynilds vise, welche die vertauschung der braut deutlich ausspricht, geschieht die entdeckung vor der hochzeit, da Signild (Gudrun) an Brynilds finger den ring Sivards erblickt, den sie da nicht erwartet, weil sie weiss, Nielus (Gunnar) soll Brynild heiraten. In einem andern liede (udvalgte danske viser 4, 152) verlobt sich herr Peter (Sigurd) mit Christinen (Brynhild): sie gesteht dass sie herr Nielus (Gunnar) liebt; er giebt sie ihm und heiratet Nielus schwester (Gudrun).“ Lachmann, Kritik der sage von den Nibelungen; in den anmerkungen zu den Nibelungen s. 340. — Dem widerspricht Svend Grundtvig, Danmarks gamle folkeviser. Kjöbh. 1853. 1, 14: „Aldeles urimelig er ogsaa den ellers saa skarpsindige Lachmanns Indfald (Anmerkungen zu den Nibelungen, s. 340), at den danske Vise om Brudebyttet (Syvs Nr. 59) skulde indeholde en forblommet Frenstilling af Niflungsagnet.“ Z.

Freier⁶ nach dem Färöischen Liede S. 426 Müller); er giebt sie ihm und heirathet Nielus Schwester (Gudrun)]. Ferner in Sigurdarqviða 5. [34 Sigurds (Volsungen-) Augen waren, als er bei Brynhild schlief, nicht wie der Giukung Augen:⁷ das würde noch wohl auf Verwandlung passen; denn dabei bleiben nicht nur Rede und Gedanken, Gripis spá 41. 44,⁸ sondern auch die Augen, Vols. Saga 38 sagt Brynhild: *oc þóttist ec kenna yðar augu* (Sigurds am Sigurd-Gunnar); allein es wird noch hinzugesetzt: nichts im Antlitz sei Gunnar gleich gewesen]. Bei der Vermählung haben sie die Bräute vertauscht, Hebr. Brynh. 12.⁹ Die Entdeckung durch die Ringe geschieht dann vor der Vermählung, entweder durch die Frauen selbst (Brynhilds Vise 9), da Gudrun an Brynhilds Finger Sigurds Ring sieht, den sie dort nicht erwartet, weil sie weiss Gunnar soll Brynhilden heirathen, oder aber indem Sigurd geplandert hat (Fär. Lied, Müller 2, 426)¹⁰ und Gudrun Brynhilda Ring hat, den Sigurd Brynhilden auf dem Berge genommen hat. (So ist Müllers verwirrendes *han und hande* zu verstehen).

Von der Vertauschung der Gestalt sagt Müller: „dergleichen schien unseren Vorfahren etwas leichtes;“ Hagen: „nichts sei gewöhnlicher in nordischer Sage.“¹¹

6) „Grædende gik Brynhilde bort, og opfordrede sin Beiler, Kong Gunnar, til at dræbe Sigurd.“ P. E. Müller, Sagabibliothek 2, 426. Z.

7) *varat hann í augu
yðr um líkr,
né á engi lit
at álitum*

Sigurdarkviða Fáfnisbana III. str. 36 ed. Möbius. str. 39 ed. Bugge. Z.

8) *Lit hefir þú Gunnars
ok lati hans,
málsku þína
ok megin hyggjur.*

Sigurdarkviða Fáfnisbana I = Gripisspá str. 39 ed. Möbius (Bugge).

*þú hömum vístú,
er it heim komit,
hefir hverr fyrir þel
hyggju sína.* str. 42 Möbius = 43 Bugge. Z.

9) *þær varð ek þess vis,
er ek víldigak,
at þau veltu mík
í verfangi.*

Hebr. Brynh. str. 13 ed. Möbius (Bugge). Z.

10) „Ude i Elven vilde den hovmodige Gurin lobe foran Brynhilde, hun lod hende høre, at hun eiede hendes Ring, og at hun havde bolet med Sigurd.“ Müller, sagabibl 2, 426. Ge. Lange, Untersuchungen über die Geschichte und das Verhältnis der nordischen und deutschen Heldensage. Frankf. a. M. 1832, s. 417 übersetzt: „Ausser an einem Flusse wollte die hochmüthige Gurin Brynhilden voranlaufen, und liess sie hören, dass sie selbst ihren Ring besässe, jene aber mit Sigurd gebuhlt hätte.“ Z.

11) „Siegfried vertauschte also mit Gunnar die Gestalt;“ dazu die anmerkung: „Dieses kommt in den Nordischen Fabeln häufig vor, und hängt mit der ebendasselbst

Das sieht mir aus wie Geständniss, man wisse davon nichts weiter. Haben Sie andere Beispiele? Ich glaube, man muss unterscheiden Menschen, Riesen und Götter. Wie sich Menschen durch Zauberei verwandeln, davon ist nicht die Rede. Riesen verwandeln sich allerdings: aber dem Thjasse in Bragarædur bekommt es übel;¹² Andvari hat eine böse Norne bestimmt im Wasser zu waten (Sigurd. Qv. 2 a, 2): ob Fafni sich selbst verwandelt oder verwandelt wird, darüber schwankt die Sage. Freia besitzt eine Falkengestalt (in Bragarædur) die sie Loken leiht. Noch finde ich bei Biörn Haldorson p. 306 etwas, was mir wenig zusammen zu passen scheint: „*Pá rúnu á hann tvær grímur, personam fere mutavit, 3: víx se continuit, han blev tvírlsom.*“ — Wissen Sie mehr zur Aufklärung dieser Vorstellung?

Über den Fluch des Schatzes — die Verwünschung eines Sterbenden vermag viel,¹³ Fáfnismál, 1. Prosa — bemerke ich noch: dass Gunnars und Högnens Untergang daher kommt, hat auch die nordische Sage vergessen. Aber noch in der Klage scheint das Gold fatal zu sein. 3665 [= 1713 Lachm.]: *Sie væren doch dâ heime tót. der Nibelunge golt rôt, heten sie daz vermiten, sô mohten sie wol sin geriten z' ir swester mit ir kuldin.* — Dass Brynhild nach der Nibelunge Noth das Verderben überlebt, ist wohl nicht richtig, wenigstens wenn angenommen wird, dass sie Andvaranaut getragen hat, wodurch sie dem Untergange geweiht ist. Übrigens herrscht über die Ringe in den verschiedenen Quellen sehr verschiedene Sage.

Ich lasse für dies Mahl die weitere Ausführung fallen, und was etwa an meiner Erklärung zu bessern wäre. Zurück zu Ihrem Rosengarten. In welchem Sinne ich allenfalls zugeben könne, dass diese Sage mit der Nibelungen Sage einerlei sei, habe ich oben gesagt. Ob aber die Annahme darum wahrscheinlich sei, fragt sich noch. Wie wenn die ganze Sage, in der Dieterich und Etzel nie fehlen (ausser in der Polnischen, A. W. 1. 274),¹⁴ ursprünglich zur Dieterichssage gehörte, in der Ausführung aber mit der Nibelungensage vermischt wäre? Dass Gibeke darin überall vorkommt, thut nichts: wir kennen die Dieterichssage gar nicht mehr unvermischt: und Dankrat und Uote sind eine Missbildung bloss der Nibelunge Noth: selbst im Biterolf p. 27^b [v. 2617] ist der Vater zwar Dankrât, aber mit ihm herrschte Gibeke — das richtete der Verfasser wohl so ein, seiner Klage zu Liebe. — Einigen Aufschluss über Dieterich aus Italienischer Sage verheisst eine Notiz bei Jos. Scaliger zu Catull XXXI, 1 (*Peninsularum, Sirmio* &c. p. 36. edit. 1600),¹⁵ worüber Maffei Verona illustrata wahrscheinlich aufschluss giebt. Ich habe vor mehr als vier Monaten bei Benecken angefragt und in Berlin: Gott weiss warum auch gefälligen Leuten so kleine Gefälligkeiten so schwer werden.

Wenn nicht viel aufklärend, wenigstens sehr interessant müsste es sein, wenn wir mehrere Cyclos, gleich der s. g. Vilkinasaga hätten. Unsere Nibelungen Noth und Biterolf passen nicht zusammen: aber der zweite Theil scheint den Rosengarten,

gangbaren Idee von der Seelenwanderung zusammen.“ Altnord. Lieder und Sagen usw. Lieder der älteren oder Sämundischen Edda. Berlin 1812. s. I.VIII. Z.

12) Edda Snorra Sturlusonar, ed. Hafn. 1848. 1, 208 fgg. Z.

13) Übergeschrieben: „alter Glaube.“ — Die stelle im Fáfnismál lautet: „at þat var trúa þeirra í forneskju, at orð feigs manns mætti mikil, ef hann bölvaði órin sínum með nafni.“ Z.

14) Bei Boguphalus. W. Grimm, Heldensage no. 55 s. 159. Z.

15) W. Grimm, Heldensage no. 155 s. 322 (314). Z.

wovon im Biterolf keine Spur ist, vorauszusetzen.¹⁶ Die anderen Geschichten nämlich, welche die Nibelungen Noth voraussetzt, sind, so viel ich weiss, folgende:

1) Rüdiger ist ellend, hat Etzels Recken manche Heerfahrt geweiset.

2) Von Walther von Spanien. Aldrian Etzeln Mann (*genitorem Agacien* bei Ekkehart; was ist das für ein Name? Agozo doch schwerlich); Walther und Hagenseine Geisel; Hagene, nachdem er ihm und Rüdiger viel gedient hat (-- dies kommt sonst nirgend vor —) und in 22 Stürmen gefochten, ist heimgesandt (entflohen Walthar. 119), Walther entflohen; Hagen sass auf einem Schilde vor dem Waskenstein, während ihm Walther viel Freunde erschlug.

3) Von Siegfrieds Jugend. Dergleichen Lieder führt die Überarbeitung 91 [= 22, 7C] ausdrücklich an. Dass 357—412 [= str. 88—101] ein Bruchstück daraus ist, zeigt der Ausdruck 377 [= 93, 1] *sô wir herren sagen*, der in Hagens Mund unpassend ist (4611 [= 1089, 3] *als mir ist geseit*), auch 366 [= 90, 2] *nû hæret wunder sagen*.

4) Angespielt wird auf Siegfrieds früheren Besuch bei Brünhilde. Auch die nordische Sage schwankt zwischen einem, zwei und drei Besuchen.

5) Siegfried war bei Etzeln in Hunenlande; Rüdiger hat die Burgunden, es scheint auch Kriemhild, jung gekannt 4604 [= 1087, 4] [Damit streitet 6643 [= 1597, 3], wo er nur Hagene früher gekannt hat. Auch kennen ihn die Könige nicht 4716 [= str. 1116] fgg.] Nach Biterolf hat Dietrich Siegfrieden mit Gewalt zu Etzeln gebracht, vermutlich nachdem er ihn im Rosengarten besiegt hatte. Gr. Roseng. 2234 müssen sie versprechen Etzeln bereit zu sein *in hervart und in reisen*. Eine andere Sage lässt Siegfrieden gutwillig mit den Bernern gehn, nach dem Isungskriege, Vilkinas. 202 [= 224 ed. Unger]. Auch Volker sind die Wege zu den Heunen bekannt: auch er ward im Rosengarten besiegt. Im Biterolf kommt er nicht vor.

6) Dieterichs Flucht zu den Hunen — seine Vermählung mit Herrat.

7) Schlacht bei Ravenna und Nudungs Tod.

Müller Sagab. 2, 67 leugnet ein Lied, worin Brynhilde früherer Besuch bei Gudrun erzählt worden sei. Vols. S. 33. 34. Allein der s. g. ungedruckte Rosengarten scheint darauf hinzudeuten: wenigstens erhellet nicht, dass Brünhild (*ein vrouwe wol getân* 2019. 2071. 2203) Gunthers Weib ist. Hingegen im Biterolf ist sie mit ihm vermählt.

Wie viel Achtung Dichter und Bearbeiter vor der Überlieferung hatten, erhellt wieder aus Biterolf. Die inneren Widersprüche habe ich neulich angeführt. Er streitet aber auch mit unserer Nibelungen Noth, und sogar, doch nur in Kleinigkeiten, mit der Klage. Was ich mir darüber angemerkt habe, ist folgendes. Die ganze Begebenheit findet in unserer Nibelungen Noth keine Stelle: Siegfried war damals bei den Nibelungen. — Z. 328 dreizehn Könige bei Etzeln, zwölf in der Klage und zwar mit der Versicherung *diu rede ist genûc wizzelich — von der wârheit ich daz nim* (nach dem ältesten text, wöchentl. Nachr. 2, 339 [= v. 24. 25 ed. Lachm.]). --- 862 Gelfrat von Baiern ist Elsen Sohn. Aber 6617 sind sie Brüder. Sie sind Freunde der Burgunden — wie Götting wohl da herauskäme? — Astolt und Wolfrät S. 11b. 55b. 56a. 132b. Herren zu Mütären, nicht (S. 57a) zu Medelicke, wie Astolt in Nibelungen Noth. — Irinc von Lutringe S. 17a. 35b. 89a. 54b. 118a.

16) Über „keine“ steht ein fragezeichen. Zu „voraussetzen“ hat W. Grimm mit bleistift an den rand geschrieben: „wahrscheinlich meint Lachmann weil Rüdiger schon die rheinischen helden kennt.“
Z.

von dem V. 6259. 7722 nicht genannten Herzog von Lothringen vertrieben. Klage 366 ff. 411. 1190 [= 185 fgg. 201 CD. 551. ed. Lachm.] Dänischer Markgraf; 1174 [= 543 L.] (nicht in EL. [- C]) Hawarts Mann. - - Irmfried, vom Landgrafen von Thüringen vertrieben 7729. 6256 = Klage 366. 381 (408) 383 [= 185 fgg. 189 fgg. C. 199 D (BC). 192 CD. ed. Lachm.] von Kaiser und Reich. — Der Ortwin von Metz im Biterolf und also auch in der Nibelunge Noth soll nicht der alte sein (auch im gedruckten Rosengarten der junge Ortwin) S. 26a. 61b, sondern ein anderer in Sachsen erzogen, der aber auch von Metz hiess, S. 88. — S. 27b Gibeke und Dankrät. — Von Kriechenlande Sintram S. 12a. Klage 2436 [1113 ed. Lachm.] zu Püten im Osterlande. Biter. 3456 Sigehar von Turkie. Klage S. 257a [= 781 ed. Lachm.] Walther von Turkie, Sigehar 1736 [= 781 ed. Lachm.]. Sigehar nicht in Nibelunge Noth. — S. 52a Liudegër von Dänmark, Liudegast von Osterland,¹⁷ beide Freunde der Burgunden. Aber S. 67a Liudegër von Sachsen, und 108^b [109^b = v. 10760] sind beide Brüder. Klage Liudegër von Vrankriche. — Hünolt (von Arragün S. 79a) Gunthers Mann, Sindolts und Ortwins Neffe 10356. 10579, ist Schenke S. 79. 122a. 12705. Sindolt ist Truchsess, 11902. Klage 3967 [= 1870 ed. Lachm.]; *des küniges schenke Sindolt*. — S. 88¹⁸ bei dem Erwerb des Schatzes kleine Abweichungen von der Nibelunge Noth. — 11699 hat Siegfried drei Königreiche (Niederland, Nibelungeland, und die Hälfte von Gunnars Reich, die ihm Vilc. S. 204 [= cap. 226 ed. Unger] zuteilt — etwa da es wirklich zu dem Kriege kommt, und Siegfried siegt, während er im Anfange der Nibelunge Noth, man weiss nicht wie, besänftigt wird?) — Waske ist S. 124b. nicht Irings Schwert, sondern Walthers von Spanielant, der nie Walther von Wasenstein heisst. [Beiläufig will ich hier Ihren Hrn. Bruder gefragt haben, warum er Wasenstein schreibt. Das alte o in Vosagus kann nicht wohl = â sein. Ich schreibe sk, weil auch Wasich — Wasik — vorkommt: die genaue Aussprache ist skh.] — Treisenmüre Helken Sitz, Biter. 13368. NN. 5343 [= 1272, 3] Zeizenmüre. Klage 3039 [= 1396 ed. Lachm.] Treisenmüre Münch. Hds.

Indem ich Ihren Brief durchsehe, um zu finden was ich etwa vergessen habe, stosse ich auf die Frage, wie alt die strengen Reime in der Nibelungen Noth sind. Ich muss Ihnen dabei Recht geben, und mich nur wundern, wie schnell in manchen Gegenden und wie wenig in anderen sich die Volkspoesie zu solcher Regelmässigkeit ausgebildet hat. Man darf nur vergleichen, wie liederlich die späteren Sächsischen Meister reimen, wie ungenau der Mönch der Wernhers Maria umarbeitete, und wie genau Neidhart in seinen Bauerliedern ist. Dass Neidhart früh lebte, und also wohl nur dem späteren seinen Namen lieh, bezeugt Wolframs Wilhelm.¹⁹ Sie werden sich Hagens thörichter Vermutung über Riuwental erinnern.²⁰ Eine Strofe, die Cod.

17) Der jüngste herausgeber des Biterolf (im ersten bande des Deutschen Heldenbuches. Berlin 1866) s. 75 hat die interpunction geändert und die verse 5055 und 5056 der v. d. Hagenschen zählung umgestellt. Z.

18) Soll wol heissen s. 80. Z.

19) *Man muoz des sime swerte jehen.*

het ez hër Nithart gesehen

über sinen geübhel tragn.

er begunde; sinen friunden klagn. Willehalm 312, 11. Z.

20) „Ich habe immer gedacht, dass dieser Name [von Riuwental], der auch bei andern Dichtern, z. B. in Eschenbachs Titurel Kap. 27 (Str. 3865) also vorkommt, ein allegorischer ist. Desgleichen in der Man. Saml. 1, 188 zusammen mit Siutenhein und

Pal. 357 zwar unter dem Namen von Nivne hat, aber in einem Liede das offenbar Neidhart gehört, ist deutlicher als die Stellen in der Manessischen Sammlung:²¹

Wâ bi sol man min geleppe hinnen vür bekennen?
 hie bevor bekande man ez wol bi Riuwental.
 Dâ von solde man mich noch von allem rehte nennen:
 nu'st min eigen unde lēhen dâ gemezzen smal.
 Kint. ir heizet in den singen der sin nû gewaltic si.
 ich bin sin verstōzen âne schulde:
 mine vriunt, nû lâzet mich des namen vri.

Gegen das hohe Alter der Rosengartenlieder (ich meine, weit hinter das XIII. Jahrhundert zurück) wäre doch wohl die Zwölfzahl einzuwenden, die in die *Vilkina Saga* und in die *Nibelunge Noth* offenbar, sammt der Zahl Sechzig, immer mehr eindringt, und die hier im gedruckten Rosengarten so geregelt erscheint. Ich glaube schon einmahl geschrieben zu haben²² von der Anordnung der Kämpfenden dort und in den *Isungskämpfen*, von den Leichenreihen der Klage. Auch zweifle ich noch, ob nicht Riesen (nämlich von ungethümer Leibesgrösse) überall erst Verwilderung des XI. und XII. Jahrhunderts sind. Dieser wichtige Punkt wird sich eher aus den Chronisten entscheiden lassen als aus der prosaischen *Edda*. In den eddischen Liedern unserer Fabel ist mir nichts Riesenhaftes erinnerlich.

Das Verhältniss der Nibelungen-Handschriften unter einander scheint einem nicht so wunderbar, wenn man die Handschriften des Titurels unter sich vergleicht. Freilich mag aber auch nicht leicht ein drittes grösseres Gedicht eben so herungearbeitet und eingerichtet sein. Dem armen Heinrich ist es nun nichts anders ergangen. Absichtliches Ändern und Bessern ist, neben dem was den Schreibern zufällig in die Feder kam, überall sichtbar, — in den Nibelungen aber auch Benutzung der Abweichungen im Gesange und auch ganz anderer Sagen. Daher ist freilich an Einen Text nicht zu denken, wohl aber an Herstellung verschiedener bald zufällig bald absichtlich veränderter Hauptabschriften (oder Recensionen, womit man ja, wo nicht von philologisch gelehrten Kritikern im neuesten Sinne des Wortes die Rede ist, nichts anderes meinen kann). Zu untersuchen ist dabei noch einiges, besonders in welchem Verhältniss der Abhängigkeit die Handschriften *EL*, *W* und *M* [= *C* und *D*] unter einander stehn. Diese Untersuchung wird von einigem Einfluss sein auch auf Wiederherstellung des Urtextes von *G* [= *B*]. Für die älteste Recension in *EM* [= *A*] wäre sie von wenig Belang, wenn *EM* [= *A*] etwas sorgfältiger geschrieben wäre. — Wenn ich übrigens von Herstellung einer Abschrift rede, die bedeutend verschieden von anderen war und wieder Quelle anderer, d. h. einer Recensio, so meine ich nicht dass es möglich sei jeden Buchstab derselben wieder zu haachen.

Sorgenrein.“ *Museum für Altdeutsche Literatur und Kunst*, herausg. von v. d. Hagen, Doen und Büsching. Berlin 1809. 1, 188. Anm. 40. — „Nithart, welcher bei dem österreichischen Herzog Otto dem Fröhlichen (str. 1350) eine Art von Hofnarr war, zugleich mit dem Pfarrherrn von Kalenberg; vgl. den Anhang zu der Geschichte des letzten in v. d. Hagens *Narrenbuch*.“ v. d. Hagen und Büsching, *Litterarischer Grundriss zur Geschichte der deutschen Poesie*. Berlin 1812. s. 103. vgl. s. 356 und *Narrenbuch*, herausg. durch Fr. Hr. v. d. Hagen. Halle 1811. s. 520 fgg. Z.

21) Vgl. die alte Heidelberger Liederhandschrift. Herausg. von Franz Pfeiffer. Stuttgart 1844. s. 135. str. 57. — Neidhart von Reuenthal, herausg. von Moriz Haupt. Leipzig 1838. s. 74. Z.

22) Vgl. oben s. 353. Z.

was auch in der That nur von Wichtigkeit sein könnte für kabbalistische Buchstaben-zählungen. Durch theoretische Zweifel verwirrt man die an sich schwierige Arbeit noch mehr. Welche Lesart die bessere sei, geht die Kritik eigentlich gar nicht an, sondern was beglaubigt ist. Allerlei Schreibfehler und arge Versehen würden auch bleiben, wo wir die ursprünglichen ersten Texte entweder durch Kritik herausbrächten, oder selbst die Originaldictate ja selbst Autographa fänden. Dann könnte man freilich noch fragen, wieviel man dem ersten Schreiber oder des Dichters Feder zurechnen sollte, wieviel dem Dichter selbst: und da würde die Conjecturalkritik eintreten. Aber es lohnt nicht davon zu sprechen: in der Theorie sieht das alles weit leichter und zugleich weitläufiger aus als es sich in der Praxis zeigt. — Das ist aber sicher falsch, etwas dieser selbst in der Idee noch nicht alten und eigentlich noch nie ausgeübten Kritik auch nur ähnliches bei den alten Schreibern vorauszusetzen. Hatte je einer mehrere geschriebene Texte vor sich, so hat er nicht nach irgend einem kritischen Grundsätze den neuen Text daraus zusammengefügt, sondern den einen aus dem andern ergänzt und gebessert, nur wo er Fehler bemerkte, oder er ist höchstens abwechselnd auf gut Glück bald diesem bald jenem gefolgt. — Bei Schriftstellern des klassischen Alterthums wird es uns nicht so gut, dass wir viele sehr alte und sehr verschiedene Handschriften, oder gar gleichzeitige, vorfinden. Wir sind mit der Nibelunge Noth in dem Falle wie Zenodot und Aristarch mit ihren Homerischen Manuscripten (*ἑξδύσεις* genannt). Sie scheinen nicht allzu gut gemacht zu haben: aber es ist ein Grauen, dass Hagen sich nicht ordentlich darum bekümmert hat wie sie es trieben, und nun weit schlechtere Ausgaben liefert als der von Aristarch verhöhnte Zenodot, der die alte Sprache zu lernen wohl nicht mehr Hülfe hatte als wir. — Eine ganz andere, wie man sagt höhere, Kritik ist aber die, welche die Quelle der Zusätze nachweisen will und sich nicht bloss begnügt jeder Recension ihre Zusätze zu lassen, welche von Ordnern spricht, Veränderungen auffinden will die sie gemacht haben, oder die gar schon vor der Sammlung mit den Liedern vorgegangen sind. Dergleichen Obeli. — oder, wie unsre Haken eigentlich heißen *νεγυραγαί* — würden mir im Texte allzu anmasslich scheinen: zumahl aber möchte ich dass *διαγράφειν*, durchstreichen, verbitten. — Also bei den Nibelungen brauchen wir durchaus drei oder vier Texte: bei der Klage wird Hagen, der nie an das künftige denkt, sondern alles nach plötzlichem Einfall macht, wohl auch die Nothwendigkeit davon einsehen. Bei Kunstpoesie kann uns nicht so viel gelegen sein an den Bearbeitungen: da wird also Ein echtster Text hinreichen. — Ich habe mich über dies Kapittel, mit dem ich im Reinen zu sein glaube, schon oft erklärt; und ich werde nicht eher ruhen, bis ich jeden, den ich hier zu meinem und der Nachwelt Bestem auf dem rechten Wege zu sein wünsche, überzeugt habe dass nur dies das richtige kritische Verfahren ist. Verdriesslich ist es nur, wenn mich darüber selbst Benecke so heillos missversteht, und eben die Hauptsache, die ich durch das was er zugiebt, bewiesen glaubte, noch als ungewiss darstellt. Lassen Sie uns ja die Sache weiter besprechen: denn möglich ist es freilich dass ich noch Hauptsachen missachtet habe. Herstellung der Orthografie und übrigen Grammatik ist übrigens noch ein schwieriger Punkt, über den ich mich ein ander Mal erkläre und über einiges noch anfrage.

Meine zwei Ordner lasse ich mir so leicht nicht entwinden. Einmal beruhet nicht alles auf den Reimen. Und dann ist doch auch darin genug Auffallendes, und mehr als Sie zugeben. Sie sagen, nur Einmal kommt vor *marschalc*: *beralk* (auch Biterolf 3231), nur Einmal *verch*: *werc*. Freilich, aber da ist doch schon Zweimal *ch* auf *k* gereimt: auffallend genug, gewagt genug, da der Reim so fehler-

haft, bei den strengen Reimern unerhört ist. Sie fügen zwar noch *getwerch* : *were*, *mareh* : *stare* hinzu; aber diese Beispiele sind falsch. Die mittelhochdeutsche Form ist durchaus *marc* (equus), Wigal. S. 189. 246 [v. 5092. 6651]. Wigam. 19 a [v. 1789], auch im Biterolf [v. 2973 ed. v. d. Hagen] und ungedruckten Rosengarten [v. 1102 ed. v. d. Hagen]. Von *getwerec* kann ich nicht gleich ein Beispiel im Reim nachweisen (mich dünkt aber es ist eins im Iwein),²³ aber eben so wohl oder besser beweisende von *getwerge* : *berge* Wigal. S. 225 [v. 6080]. *berge* : *duz getwerge* Wigam 12 a [v. 1097]. *bergen* : *getwergen* Wolfr. Willh. 26 b [57, 24]. Biter. 43 a [v. 4156]. Ebenso *naht* : *bräht*, *naht* : *bedäht*, jedes nur Einmal; zweimal diese unregelmässigen Participia auf *äht* gereimt auf *ah*. Bei solchen Unregelmässigkeiten ist Einmal gegen Keimahl schon etwas — wie der Reim *Gernöt* : *güt*, der bei den regelrechten Reimern unerhört ist, sonst bei anderen nicht unhäufig; auch Biter. 13134 *Gernöt* : *güt*, 6209 *Gernöten* : *güten*. *Gesite* : *git* [1494. 1]²⁴ gebe ich auf. Die Lesart *nialiche gehit* bestätigt Vilkinas. 339 [— c. 365 ed. Unger]: offenbar ist aber das Lied unvollständig überliefert. Eins, sage ich, gegen keins ist bedeutend, aber Eins gegen Sieben nicht, der einzige Reim *mêr* : *her* im ersten Theil. Wäre nichts dergleichen im ersten Theil, ich würde mich mehr wundern, da doch wahrscheinlich der Ordner des zweiten Theils mehr geändert hat als der andere. Dem letzten Ordner schreibe ich übrigens die grössere Regelmässigkeit gar nicht zu, sondern seiner Gegend und seiner etwas späteren Zeit, d. h. den Liedern die er aufzeichnete. In Gudrun ist das Verhältniss wieder anders: mehr fehlerhafte Formen im Reim, wenig oder keine Bindungen ungleicher Laute, aber keine rechte Einsicht in den Unterschied klingender und stumpfer Reime. In dieser letzten Rücksicht ist die Nibelunge Noth allerdings in beiden Theilen genau. *Genuimen* : *quâimen*, *verborgen* : *sorgen*, *sande* : *laude* sind allerdings stumpfe Reime, auf unbetonte Endsilben, die, wie Ihr Bruder nicht unwahrscheinlich annimmt, auf dem unorganischen *E* einen unregelmässigen Tiefton bekommen: Auswahl S. XVII. N. 8. Gramm. 2. Ausg. S. 370; wie *weînende*, *dienende* etc. In der strengen Regel sind solche Reime nicht, daher selbst in den Nibelungen nicht sehr häufig. — *Schumen* ist überall im Reim ziemlich selten, und es giebt im Ganzen nicht viel Reimwörter darauf, nur *namen*, *zamen* (mansuefacere), *erlumen*, *den lichamen*, *gamen* (ludum), *hamen* (humo), *benamen*, das fehlerhafte *zesamen*, dann die künstlichen Reime *die lamen*, *die zamen*, *den wunnesamen*, *den lobesamen*, *freissamen*, und die seltenen Verba *gehörsamen*, *gemeinsamen*. Wie wenig davon kann eine Poesie brauchen, die es vorzieht immer dieselben herkömmlichen Reimwörter zu wiederholen (urspr. Gestalt S. 6). — Dass der für die Nibelunge Noth unregelmässige Reim *ÁBE* nicht vorkommt ist noch weniger Wunder. Im ganzen langen Parcival findet sich nichts als *gábe*: — *máge* 13 a [53, 20], *gáben*: — *lágen* 5 a [17, 30]. Überhaupt giebt es nicht mehr genaue Reime auf *ÁBE* (d. h. es kommen nicht mehrere vor) als diese: *gábe*, *Srábe*, *Arábe*, *Jóúbe*, *gáben*, *wáben* (texebant), *Swáben*. — *Verborgen* : *sorgen* nur einmal darf nicht weniger auffallen als *quâimen* : *nâimen* nur einmal. Unter beiden Reimen sind etwa gleich viel Reimwörter: *âmen*, *brâmen*, *râmen*, *sâmen*, *krâmen*, *gezâmen*, Accusative wie *Adâmen* und einiges seltene, *borgen*, *morgen*, *worgen*. — Doch ich sehe, hier sind weniger, aber dafür desto gewöhnlichere Wörter. — Die rührenden Reime mit verschiedenem Sinn

23) *were* : *getwere* Iwein 5010.

Z.

24) W. Grimm hat über die zeile geschrieben: „grammatik [Erster theil, zweite ausg. Göttingen 1822.] p. 345.“

Z.

können gar nicht als fehlerhaft gelten. Sie kommen bei allen Dichtern vor, wenn sie auch vielleicht einige mehr vermeiden.

Dass Hagen den Namen Nibelung für mehr nordisch hält, soll nicht etwa heissen, wie man denken könnte, die Endung *unc* sei im Deutschen mehr veraltet als *inc* und *linc* — wogegen man denn wieder einwenden könnte, dass Nebel, nisl. im Nordischen ganz verloren gegangen ist — sondern er denkt nur an den gefabelten Nefir und an den (Gott weiss von wem zuerst) erlogenen Naefill. Sie haben aber gewiss Recht die Sage für Deutsch zu halten. Ein ganz anderes ist es, wenn eine Sage sich wo ansiedelt, Grimhild auf Iiven gewohnt haben soll, Siegfried bei Odenhain erschlagen ist, und Svend Felding auf Aakjær begraben, der Nibelungenhort im Lurienberge oder zu Loche liegt; ein anderes, wenn Nord und Süd übereinstimmt, eine Sage mit festen Namen und Umständen an Einen bestimmten Ort zu heften. Doch wollen Sie „zugehen und auch leugnen, dass der mythische Kern der Nibelungen mit aus Asien gekommen.“ Ich erwarte noch den Beweis, dass sich auch nur eine einzige Erinnerung aus Asien, was Sage und Vorstellungen betrifft, erhalten hat. Mit der Sprache ist es ein anderes: die hängt an tausend kleinen und zählen Fasern: sie verschwindet so leicht nicht bis auf die letzte Spur, wohl aber der flüchtige Gedanke. Bei den Griechen haben wir ja das klare Beispiel: Asiatische Sprache; in Vorstellungen, vor dem nachher Eingeführten, hat sich nichts uraltes erhalten. So will ich die Sagen nicht angreifen von Wanderungen der Gothen und Langobarden aus Norden, der Asen aus Süden: aber sie in undenkliche alte Zeiten zurückzusetzen, oder in Gegenden ausser Europa, deren sich die Sage erinnerte, sehe ich keinen Grund. Auch leitete man nicht aller Völker Ursprung aus weiten Einwanderungen her: die Hunnen werden wunderbar gezeugt, aber nicht in fernen Gegenden: die Einwohner von Scanzia, das Riesengeschlecht, welches die Asen vorfinden, sind, so viel man sieht, Aboriginen: keine Sage weiss woher sie gekommen sind. Sie meinen, in den Giukungen und Budlungen sei vielleicht ein Gegensatz ausgedrückt zwischen Göttersöhnen und Riesen. Ich halte beide für Menschen, wodurch ich nicht ausschliesse, dass der Nibelungen Ursprung dem der Hunnen bei Jornandes und Wittekind ähnlich gedacht sein kann. Der Volsung steht freilich in einem Gegensatz, etwa als ein Göttersohn von unbekannter Entstehung, aber ein Mensch entgegen gesetzt auch den Riesen Fafnir und Reigin. Merkwürdig scheint mir auch, dass die Fabel nur auf den Untergang der Volsungen ausgeht: dass die Giukungen in Rheinischen Nibelungen fortdauern, dagegen hat sie nichts einzuwenden: und schon Atlis Ende ist ihr gleichgültig, wieviel mehr seine Nachkommen.

Nun, lieber Freund, denke ich auf alles in Ihrem Briefe geantwortet zu haben, nicht eben sehr ordentlich oder gar mit polemischer Kunst — ich gestehe, die reine Polemik ist mir zwar nicht an andern zuwider, aber mir selbst unmöglich — doch so dass ich die Hauptpunkte berührt habe. Der Brief ist wieder erstaunlich lang geworden, und leider zumtheil durch Abschweifungen. Nehmen Sie alles, wie diese angehängte Selbstreconsion, freundschaftlich auf, und fechten Sie in Gottes Namen so viel davon an als Sie für unrichtig halten. Manches ist mir wohl lieb, doch nichts so sehr, dass ich nicht willig besserer Einsicht nachgäbe.

Habe ich durch mein langes Zögern — denn wahrhaftig Ihr Brief ist vom 26. Juni — verdient dass Sie mich wieder warten lassen, so sein Sie nur wenigstens nicht böse

Ihrem

Königsberg, d. 20. Sept. 1821.

C. Lachmann.

Den vorstehenden briefen hat Wilhelm Grimm noch eine von ihm eigenhändig genommene abschrift aus einem briefe Lachmanns an Jacob Grimm beiheften lassen, in welchem Lachmann — nachdem drei jahre zuvor seine erste kritische ausgabe des textes (Der Nibelunge Not mit der Klage. Berlin 1826. 4.) erschienen war — seine ansichten über die sage kurz darlegte, die er bald darauf zu der abhandlung „Kritik der sage von den Nibelungen“ ausarbeitete, welche zuerst im dritten bande des Rheinischen Museums erschien, und dann hinter den „Anmerkungen zu den Nibelungen und zur Klage. Berlin 1836“ wiederholt abgedruckt wurde. Auch die mittheilung dieses anhanges zum briefwechsel bedarf keiner rechtfertigung. Zu seiner völligeren würdigung möge aber noch die nachschrift hier platz finden, welche Lachmann der gedachten abhandlung im Rheinischen Museum beigefügt hat (widerholt am schlusse der anmerkungen s. 349):

„Vorstehender aufsatz ward im mai 1829 geschrieben und im juli desselben jahres abgesandt: im september kam, ein liebes und wertvolles geschenk. W. Grimms deutsche heldensage. Hätt ich später geschrieben, so wäre vieles anders gestellt worden: ob ich auch in den suchen etwas wesentliches hätte aufgeben müssen, darüber mögen die wenigen entscheiden, welche in diesen studien bewandert sind. Hauptsächlich, scheint es mir, sind wir darin uneins, dass Grimm Atli von Attila trennt, ich hingegen den Nibelung Günther von dem burgundischen. Jeder von uns hat seinen weg verfolgt und seine darstellung nicht durch polemik getrübt: so stehn die gegensätze rein da, und es wird leicht zu erkennen sein wo geschlichtet und wo entschieden werden muss. Der meinung des andern nachzugeben, wird keinen von uns beiden schmerzen.“

LACHMANN AN JACOB GRIMM.

Berlin, 8. März 1829.

.... Auf Wilhelms Zeugnisse bin ich höchst begierig. Ich will nur wünschen, dass seine ansicht von der Nibelungensage der meinigen nicht allzusehr entgegengesetzt ist: ich habe sie eben diesen Winter nach einer Ausarbeitung, die drei Jahr alt ist, wieder geprüft, gut befunden und noch erweitert. Wenn Sie jetzt nicht gar zu juristisch gesinnt sind, schlagen Sie das folgende über.

Ich betrachte zuerst das historische in Hauptpuneten der Sage. Der Burgundische Gundicar ist mit seinem Geschlecht von Attila vernichtet, bald nach 435 (denn die Quelle, die verbietet diese Erzählung für sagenhaft zu halten, Prosper Aquitanus geht nur bis 445 — also nicht, wie Mascov will, 451), aber vielleicht nicht im Kriege, sondern, wie die Sage angibt, durch Verrath bei einem Besuch. Historisch sind auch die Verwandten des Gundaharius, Gibica, Godomarus (Gutthornur ist Verdrehung: Nordisch gibts keinen Namen auf már?). Gislaharius. Wo also diese Namen fehlen oder verändert sind, ist die Sage mangelhaft. Beides relativ zu nehmen, soweit zurück unsere Überlieferung reicht. Ursprünglich in der Sage ist ferner der Rhein und der Name Nibulung.¹ Allein dieser ist nicht burgundisch, sondern nur fränkisch. Also hier zeigt sich schon eine Vermischung zweier Sagen, die Burgunden sollen Nibelungen seyn. Auch Worms und Hagano von Troja sehen fränkisch aus, können aber auch eine spätere That seyn. Bestimmt zu trennen sind von der Sage die mythischen und historischen Personen Dieterich, Rüdiger, Irufried, Iring, Avaren, Ungarn, Ermenrich usw. Es bleiben also Fränkische Nibelungen (vermischt ohne Zweifel mit den Burgunden, weil ein und der andere Name Günther, Hagen

1) Zu Nibulung bemerkt W. Grimm am rande: „Nicht in der Edda.“ Z.

usw. stimmte — mit ihnen fällt der historische Attila weg) und der Rhein und ihre Verhältnisse mit Siegfried bis an seinen Tod, höchstens bis an der Nibelungen Tod, nur nicht durch Attila, von der Vorgeschichte vielleicht Sigmund sofern er mit dem Schatze zu thun hat.

Mythische Bestandtheile der übrig bleibenden Sage: Nibelunge und Völsunge im offenbar mythischen Gegensatz. Ein Schatz auf dem ein Fluch ruhet, der den Besitzer verderbt und endlich in den Rhein versenkt wird. Die Tarnkappe, welche die Gestalt verwandelt (dies thut vielleicht auch der Ring, wie Willehalm's Schwannring) und der verderbliche Ring, Theile des Schatzes. Die ganze Sage, geläutert von den erkennbaren Zusätzen lautet nun ungefähr so — natürlich mit viel mehr poetischer Ausführung, die ich nur der Sicherheit wegen weglasse und alles dürer und im Einzelnen unbestimmter mache. Ein Schatz wird einem Zwerg genommen mit Tarnkappe (Ägishelm) und Ring, durch die schon er sich verwandelte. Er verflucht sterbend² den Schatz und seine Besitzer. Die Götter entgehen dem Fluche, indem sie das ganze Gold, selbst den Ring hingeben. Siegfried der Völsung mit einem Schwerte das Ambosse spaltet tödtet den Besitzer des Schatzes, der ihn in Drachengestalt bewacht. (Ob dies mehr zu Siegmunds Sage gehört, ist mir zweifelhaft. Bluttrinken und Vögelssprache verstehen kann ursprünglich seyn, ist aber doch nur poetische Ausschmückung). Siegfried hat den Schatz und verlobt sich (die Umstände dunkel) mit Brünhild. Er heirathet nicht sie, sondern der Nibelunge Schwester, weil er Knecht oder Mann ist³ (dies erwähnt deutsche und nordische Sage; wiewfern seine Unfreiheit darauf Einfluss hat, bleibt dunkel). Sein Schwager (meinetwegen Günther usw., nur nicht Gibicos Sohn⁴) zieht aus Brünhild zu erwerben. Siegfried mit der Tarnkappe nimmt Günthers Gestalt und sprengt auf seinem eigenen Roß durch die zauberische Flamme, liegt bei ihr, wie bei seiner Mutter und giebt ihr in Günthers Gestalt den Ring aus dem Schatze (das Bändigen ist Verunstaltung). Dann nach der Vermählung Brünhilds mit Günther ein Zank unter den Königinnen, bei dem sich zeigt, dass Brünhildens Ring von Siegfried ist. Siegfried wird auf ihren Betrieb durch Verrath ermordet von seinen Blutbrüdern, wahrscheinlich von Hagen (sein Name ist in der Sage allgemein und doch sonst nicht wichtig, und historisch scheint er auch nicht zu seyn). So bekommen sie das Gold und versenken es in den Rhein.

Nach dieser Läuterung sieht alles aus wie eine Heroengeschichte. Sie war es ursprünglich nicht, 1) wäre doch sonst wohl etwas davon in die Historie gekommen. 2) Siegfried wird erst spät (8. Jahrh.?) ein Menschenname: also war es wohl Name oder Beiname eines Gottes.⁵

Also Siegfried ein Gott, der zu den hellen herrlichen Völsungen gehört: der Gegensatz sind die Nibelunge, die Götter der dunkeln Unterwelt. Nun scheint mir der Sinn der Sage zu seyn: Gold und Schätze gehören der Unterwelt, es ruht ein ewiger Fluch darauf,⁶ der Besitz gibt den unterirdischen Göttern preis, selbst ein

2) Zu „sterbend“ hat W. Grimm ein Fragezeichen gesetzt. Z.

3) Die Worte „weil er Knecht oder Mann ist“ hat W. Grimm durch ein NB. ausgezeichnet. Z.

4) Zu „nicht Gibicos Sohn“ bemerkt W. Grimm am Rande: „Giuküngar in der Edda.“ Z.

5) Neben diesen Absatz hat W. Grimm an den Rand geschrieben: „Sehr schwach.“ Z.

6) Hierzu bemerkt W. Grimm: „Der Besitz eines jeden Zwergeschatzes ist bedenklich und leicht gefährlich.“ Z.

Gott wird dadurch ihr Knecht und muss sterben. Also — mit der früheren Geschichte sey es auch wie es wolle — der Gott Sigufrid hat den Schatz erworben mit dem Ringe und der Tarnkappe. Er ist dadurch der Unterwelt verfallen. Er muss nun von seinem Herrn ein Weib und [aus?] dessen Geschlecht annehmen und die leuchtende Göttin, die vom stralenden Feuer umgeben ist, seine Verlobte, dem König der Unterwelt nicht nur überlassen, sondern sie mit der Tarnkappe, dem wunderbaren Werkzeuge der Unterwelt selbst gewinnen. Durch den Ring wird sie selbst der Unterwelt geweiht. Sie entleckt den Betrug und obgleich selbst verloren rächt sie sich doch noch an ihrem Verderber und lässt ihn durch seinen Waffenbruder ermorden. Das Ende der Sage ist durch die Verknüpfung mit andern verdunkelt. Das verderbliche Gold wird in den Rhein versenkt — etwa durch die Guade des unterirdischen Gottes, der, nachdem er sein Weib erlangt hat, den weiteren Schaden hemmen will.

Dies ist jetzt meine Ansicht und die Darstellung wird für Sie deutlich genug sein. Alles ist wirklich auf dem hier gezeichneten Wege gefunden und man muss bei jedem einzelnen Schritt mir anpassen: ist einer falsch, so sind alle folgende — sowohl beim Zertrümmern als beim Aufbauen. Hinzufügen lässt sich viel. Das wichtigste ist vielleicht dass Siegfried von Hagen, dem Dornstrauch erstochen wird und Balder mit dem Mistelzweig erschlagen. Sie sehen, die zufällige Übereinstimmung mit Mone macht mich nicht roth, aber sie freut mich auch nicht: ihm würde sie auch wenig freuen, weil hier nur trockene Untersuchung ist, dort Flügelschlag des Genius.

Glossarium des XIV. oder XV. Jahrhunderts. herausgegeben von
oberlehrer dr. **Sachse**. Berlin 1870. 27 s. 8.

Die jüngeren deutschen vocabulare ziehen nicht nur aus dem Grunde unsere Aufmerksamkeit auf sich, weil sie wie ein jedes litterarische Erzeugnis vergangener Jahrhunderte die Licht- und die Schattenseiten ihrer Zeit getreu widerspiegeln und somit brauchbare Werkstücke für die Reconstruction unseres Altertums bilden; sondern auch darum, weil in ihnen ein nicht zu unterschätzendes Hilfsmittel zur richtigen Erkenntnis der Althochdeutschen Glossare gegeben ist. Da das gemeinsame allerorts klar vor die Augen tritt, so hilft das jüngere Denkmal das Ältere erklären und umgekehrt. Es kann ja auch nicht anders sein: das Mittelalter, erstaunlich unproductiv in allen den Dingen, wo die Phantasie aus dem Spiele bleiben musste, beschränkte sich auf Variation gegebener Vorlagen. Während also bei den älteren Lexicographen Isidor ein kanonisches Ansehen genoss, so waren später an seine Stelle seine Ausschreiber Hugucio, Papias und wie sie alle heißen mögen getreten: doch nur die Form wurde geändert, der Inhalt wenig angetastet. Noch nach einer dritten Hinsicht darf man den spätern Wörterbüchern eine erhebliche Bedeutung zuerkennen. Wir lernen aus ihnen die Dialecte in ihrer verhältnismässig reinsten Gestalt kennen und sind in der günstigen Lage sie genauer localisiren zu können als dies bei andern Sprachdenkmälern zum Theil der Fall ist. Mit Recht hatte daher schon Mone sein Augenmerk auf diese Vocabulare gerichtet und eine Anzahl derselben im Anzeiger entweder vollständig oder in Excerpten bekannt gemacht: sodann hat Diefenbach gedruckte und ungedruckte Quellen dieser Art in seinen beiden Glossaren zusammengestellt. Wie nützlich auch diese Arbeit ist, so kann sie doch nie die Abdrücke der einzelnen Stücke selbst ersetzen. Bei jeder Untersuchung sieht man sich gezwungen, mühsam die einem Vocabular angehörigen Worte zusammenzusuchen, ohne eine Gewähr für die

tändigkeit der samlung zu besitzen. Wir sind daher dem herrn herausgeber des wörterbuchs für die unverkürzte mitteilung desselben zu danke verpflichtet, zweite hülft wird hoffentlich nicht allzu lange auf sich warten lassen.

Das veröffentlichte glossar ist ein *vocabularius rerum*, von dem ein anderes plar bei Mone 8, 248 ff. im auszuge abgedruckt steht. Zwei weitere sind dem isgeber entgangen: sie befinden sich in einer Münchener und Donaneschinger schrift und sind von Diefenbach (Gl. 1, NGL. 34) excerptiert. Indem ich zähle andere nur stellenweise übereinstimmende handschriften bei seite lasse, will las verhältnis dieser vier aufs nächste verwanten manuscripte darzustellen veren. Freilich verkenne ich nicht, dass, da kein vollständiger textabdruck vorliegt, solches unterfangen zu ganz sicheren resultaten nicht gelangen kann. Alle vier ammen einer handschrift. Dies beweist der gemeinsame fehler (in dem anszuge s ist zwar die glosse übergangen) *mosella mosel pcy trient*. Wenn ferner in Münchener texte (1) fälschlich *proverbium wewort* sich findet, wo die übrigen ig *wewort* bieten (vgl. *proverbium ein bewert wort, über proverbiorum buch der den warheit* Diefenbach 468^c) so können diese nicht aus 1 geflossen sein. er s. 23^b unseres glossars, das ich der kürze wegen mit S bezeichne, ist entlen aus dem fehlerhaften *vogler* für *volger*. Dies *vogler* hat auch das Donananger glossar (34). Beide sind also aus derselben handschrift abgeschrieben; dass S nicht aus 34 stammt, beweist die glosse *rubinum rutschalter* S. 21^a, *schetter* 34, wo die zu grunde liegende handschrift *rotschatter* geboten haben wird. e las auch *aroma wolschmeckndes ding*, wie noch in 34 steht; daraus ist ent: *wol schmeckung ding* S. 17^b. Damit aus *fetus abgend frucht*, wie es richtig lautet, das sinnlose *anpegunde frucht* in S. 11^a entstehen konnte, musste der r *angebunde* in Mones excerpten (71) vorausgehen. Wir dürfen aber 71 nicht für abschrift derselben handschrift wie S (und 34) halten, da die beiden letztgenannnit der gemeinsamen verschreibung *sengss* (18^a) und *sengsen* dem richtigen *segnß*, s von 1 und 71 gegenüberstehen. Mir scheint das verhältnis sich also folgenassen formulieren zu lassen: aus x 1 wurde 1 und x 2 abgeschrieben, aus x 2 nd x 3, aus x 3 34 und S. Doch kann ich nicht umhin darauf aufmerksam zu en, dass 34 den september und october unter den monatsnamen anführt und iert, während beide in S und wol auch in 1 fehlen.

Die zeit, in der das allen vier zu grunde liegende glossar entstanden ist, lässt übrigen genauer bestimmen. Unter der überschrift *de libris* (S. 15) werden die n künste aufgezählt und bei einigen hilfs- und schulbücher, die also sehr allin verbreitet waren, genannt. So bei der astronomie die *tabule regis alforici fonsi*. Gemeint ist Alfons, könig von Castilien, der 1252 durch arabische astron diese tafeln anfertigen liess, vgl. Delambre, *histoire de l'astronomie du moyen a.* 248 ff.), die *tabule johannis de linerys* (Johannes de Lineriis um 1330, vgl. se, *allg. litteraturgesch.* III. 816), *liber bonati* (aus Fréjus um 1284, Delambre S); bei der geometrie *liber euclidis*; bei der rhetorik *rethorica tulij und rethoribini*. Mit dem letzteren wird wol, wie herr dr. Rose vermutet, Albinus, d. h. in gemeint sein. Schliesslich werden als handbücher der logik erwähnt *loyca ti* (Albertus magnus), *loyca Birdani*, d. i. der engländer Johann Buridan, der ler des hauptvertreters des nominalismus Guilelmus Occam († 1347), welcher ere ebenfalls, aber nur in 1 vorkommt; dann folgt das für uns wichtige *loyluck*-in S, welches sich mit hilfe von 1 als aus *loy[ca] bickleft* entstellt ergibt. wirklich werden unter Wycliffes schriften *quaestiones logicales*, *logica de sin-*, *logica de aggregatis*, die allerdings nur dem namen nach bekannt sind, von

Vaughan, the life and opinions of John de Wycliffe II. 393 aufgeführt. Vereinzelt mögen Wycliffes bücher schon in den achtziger jahren des 14. jahrhunderts nach Böhmen gekommen sein, so durch seine eifrige anhängerin Anna, die witwe des schwarzen prinzen, welche eine tochter Karls IV. war: doch werden es weniger die logischen untersuchungen als die theologischen tractate und die bibelübersetzung gewesen sein. Die verbreitung der logik als schulbuch werden wir vielmehr erst dem anfang des 15. jahrhunderts zuschreiben dürfen, und werden nicht irren, wenn wir ihre autorität mit der universität Prag und den beginnenden hussitischen bewegungen in zusammenhang setzen. Dazu stimmt, dass das glossar 71 *bohemia* durch *Behem Huzzen* und *praga* durch *Hussen stat* wiedergibt. Es wird also wahrscheinlich die abfassungszeit des vocabulars in das zweite oder dritte decennium des 15. jahrhunderts fallen, da durch die angabe von 71, welche besagt, dass diese handschrift 1429 geschrieben sei, auch nach der andern seite hin die gränze bestimmt ist. Und allzu weit über Böhmen hinaus wird man Wycliffes schriften nicht als schulbücher benutzt haben, da pabst Alexander V. ihre auslieferung und vernichtung 1409 befahl. Berücksichtigen wir den ausgeprägt baierisch-österreichischen dialect des denkmals und erwägen wir, dass allein in kloster Neuburg sich noch jetzt 6 exemplare desselben vorfinden (Mone 8, 248.—255), so werden wir wol in diese gegend seine entstehung setzen dürfen. Das glossar 34, welches erst 1502 geschrieben ist, stammt aus Milstätt (Baruck, die Donaueschinger handschriften s. 36) und wird dort aus einem fremden exemplare abgeschrieben sein.

BERLIN, MAI 1870.

ELIAS STEINMEYER.

Le novelline di Santo Stefano raccolte da **Angelo de-Gubernatis** e precedute da una introduzione sulla parentela del mito con la novellina. Torino 1869. 61 s. gr. 8. (Estratto dalla Rivista contemporanea nazionale italiana.)

Der durch seine eifrige tätigkeit im gebiete des Sanskrit und der damit zusammenhängenden sprachlichen und mythologischen forschungen allen fachgenossen rühmlichst bekannte Angelo de-Gubernatis hat sich durch diese wenn gleich kleine sammlung toscanischer volksmärchen ein nicht geringes verdienst um die kenntnis des italienischen märchenschatzes und der märchenlitteratur überhaupt erworben. In der vorangeschickten einleitung p. 3.—15 erläutert de-G. in äusserst anziehender weise seine ansicht über den zusammenhang von mythus und märchen, die er p. 14 f. folgendermassen zusammenfasst: „La gioiosa luce, insomma, è il fine del canto vedico; e la gioiosa luce è ancora il fine della novellina; onde, chi ha definita la poesia vedica la poesia della luce, indovinò e definì insieme con la vedica tutta la poesia leggendaria.“ Demzufolge unterscheidet sich sein versuch von den sonstigen mythologischen märchendeutungen sehr wesentlich dadurch, dass er fast ausschliesslich die vedische mythologie zu grunde legt. Seit Benfey's untersuchungen ist dies in der tat der allein noch mögliche weg einer ausgedehnteren mythologischen märchenerklärung und jedenfalls nicht ganz ohne berechtigung. So frei die phantasie der einzelnen dichter in diesen erzählungen während ihrer langen wanderung durch die indische litteratur gewaltet, so häufig sie in eigner erfindung wunderbarer motive und begebenheiten sich ergangen haben mag, so wenig wird andererseits das vorhandensein von elementen indischer mythologie in ihnen zu leugnen sein; wir glauben sogar, dass diese ansicht bei genauerer erforschung der früheren phasen indischer legenden- und märchendichtung manchen gewichtigen stützpunkt gewinnen wird,

können uns aber freilich der meinung nicht entschlagen, dass viele, wenn nicht die meisten der von de-G. in der einleitung und in gelegentlichen anmerkungen geistreich und blendend vorgetragenen deutungen über das ziel hinausschiessen. Dies scheint uns z. b. entschieden der fall zu sein, wenn es p. 40 anmerk. 1 heisst: „Il drago dorme di pieno giorno, in piena luce, il mostro notturno, il mostro tenebroso è allora pienamente disarmato, perciò, dicono le novelline, che l'orco, il mostro, il drago dorme quando tiene gli occhi aperti, ossia dorme di giorno, dorme quando ci si vede, quando noi ci vediamo.“ Handelt es sich einmal um wunderbare ungeheuer oder zauberer, so ist am ende nichts einfacher, als ihnen auch ohne mythologischen hintergrund gelegentlich die wunderbare eigenschaft beizulegen mit offenen augen zu schlafen, mit geschlossenen zu wachen u. ä., wie dies hier und bei von Hahn no. 49 von den drachen, bei de-G. no. 2 vom mago berichtet wird. Ebenso bedenklich ist es, wenn de-G. p. 10 in der jungfrau Maria schlechthin die morgenröte erkennen will. Trotz alledem lässt sich nicht in abrede stellen, dass die mythologische märchendeutung an de-Gubernatis einen geschickten und beredten anwalt gefunden hat. Hinsichtlich der einzelnen märchen beschränken wir uns auf ein paar parallelen, die uns gerade zur hand sind: kenner der märchenlitteratur werden sie leicht vervollständigen können. Wo wir die von O. Hartwig herausgegebenen sicilianischen märchen citieren, wolle man Köhlers reichhaltige anmerkungen nicht vergessen.

No. 1. La bella e la brutta. Die grundlage hängt jedenfalls zusammen mit Grimm no. 130, der schluss erinnert an einen häufigen zug der Aschenputtelmärchen Grimm no. 21, eingeschaltet ist ein märchen aus dem kreise der frau Holle Grimm no. 24. Nahe verwant sind namentlich Haltrich no. 35, Asbjörnsen und Moe no. 19, Wuk no. 32. Vgl. noch Reinh. Köhler in Eberts Jahrb. V, 21 und Sic. m. no. 32. — No. 2. La comprata ist eine ziemlich verdunkelte form des märchens von Amor und Psyche. Eingeflochten ist eine reminiscenz an die „hässlichen spinnerinnen.“ vgl. Hyltén-Cavallius no. 11 mit der anmerkung, Schleicher s. 12, Waldau s. 278, Eberts Jahrb. V, 22. Zu der donna che spazza il forno col petto vergleiche man die ebenso verfahrenende drakana bei von Hahn no. 49, I s. 269. — No. 3. Il trottole di legno, vgl. Sic. m. no. 38. — No. 4. Le tre mele, vgl. ebd. no. 13. — No. 5. I tre aranci und no. 6. Florindo, vgl. ebd. no. 14. — No. 7. Il re di Spagna, ist die geschichte von Florindo und Chiarastella, vgl. Reinh. Köhler bei Weber, Berl. Monatsb. 1869, p. 380 f. — No. 8. Argentofu, vgl. Sic. m. no. 68, Haltrich no. 40 und die märchen vom goldenen hirsch: Wolf Hausm. s. 73, Meier no. 54, Pröhle, Kinder- und Volksm. no. 65. — No. 9. Le oche, vgl. Sic. m. no. 33, 34. — No. 10. Il guanto d'oro, vgl. Sic. m. no. 7 und Liebrecht in Benfey's Or. u. Occ. III, 376 zu Sinrock no. 51. — No. 11. Il pesce e l'agnellino, vgl. Sic. m. no. 48, 49. — No. 12. La crudel matrigna, vgl. ebd. no. 2, 3, 4. — No. 13. La cieca, ist zunächst verwant mit Straparola 3, 3 (Schmidts übersetzung no. 2) und Wenzig s. 45; vgl. noch Reinh. Köhler Sic. m. II, 227 zu no. 33, 34 und zu no. 80. — No. 14. Sor Fiorante mago, gehört zum märchenkreis von Amor und Psyche. — No. 15. Il cagnuolini, vgl. Sic. m. no. 24; no. 16. Il re di Napoli, vgl. ebd. no. 5; no. 17. I tre fratelli und no. 18. Il pescatore vgl. ebd. no. 39, 40; no. 19. I tre cipressi, vgl. ebd. no. 58 und zum eingang Reinh. Köhler zu s. 42 von Krentzwald-Löwes elstn. m. — No. 20. La penna del pavone, vgl. Sic. m. no. 51; no. 21. Bastoneroecchia, vgl. ebd. no 52; no. 22. Giovannin senza paura, vgl. ebd. II, 237 zu no. 57; no. 23. La fanciulla e il mago, vgl. Reinh. Köhler ebd. II, 215 zu no. 16. — No. 24. L'indovinello e gli animali riconoscenti enthält die erzählung vom rätsel Grimm no. 22, vgl. Reinh. Köhler in Benfey's Or. und Occ. II, 320, verbunden mit dem märchen von den dankbaren thie-

ren, welche dem helden zum besitz der königstochter verhelfen. — No. 25. La principessa che non ride, vgl. Grimm no. 64. — No. 26. Si tu fai un miracolo più bello di questo etc. enthält die geschichte vom zauberwettkampf, vgl. Benfey Pantsch. I. § 167. — No. 27. Pimpi ignudo, vgl. Grimm III, 60 f. — No. 29. Il ladro, ist die geschichte vom meisterdieb, vgl. Benfey Pantsch. I, s. 295. — No. 30. I due furbi e lo scemo, vgl. Sic. m. no. 70. 71. — No. 31. Gesù e Pipetta, vgl. meine bemerkung in dieser zeitschr. II. 375 und Reinh. Köhler in den Gött. g. Anz. 1868. s. 1377. — No. 32. Compar Miseria und no. 33. Maestro Prospero, Reinh. Köhler in Eberts Jahrb. 5. 5 und 24, wo die böhnische version Waldau s. 242 nachzutragen wäre. — No. 34. Il diavolo e il contadino, vgl. den schluss von Haltrich no. 27.

Hoffentlich werden wir herrn de-Gubernatis noch recht oft auf diesem gebiete begegnen.

ERNST W. A. KUHN.

I. SACHREGISTER.

- Accentuation vgl. metrik.
 alliteration vgl. metrik.
 altnordisch. metrik 139 ff. heldensage. kriterien für alter u. fremdländische einflüsse 414 ff. 453. 460. 461. 465 ff. südliche einflüsse früh nachweisbar 444. 465 ff. vgl. Nibelungenlied, Edda, Thidrekssaga.
 Andechs, grafen von 414.
 angelsächsisch. lautlehre. die sog. brechung ea 147 ff. unechte nach g. se aus a entstanden 147. echte vor r, h, l aus e 152. aus æ 152 f. das eingeschobene a verschwindet später wider 156. ea vor anderen consonanten 156 f. ea und eo wechseln 157. -- i vor palatalem h eingeschoben 155. e, i, y umlaut von ea 152. -- o verdunkelt den vocal der vorangehenden silbe 157. r als gutturaler laut beeinflusst den vorangehenden vocal 153 ff. h und l wirken auf den vorangehenden vocal 155. -- wandlung von ng oder ne in ce 168 anm. -- metrik 137 ff. -- quantitätsbezeichnung 373. -- litteratur. Lagamon 156. Ormulum 156. Wanderer 446 f. vgl. Beovulf.
 archipoeta 408 ff. identisch mit Wolfger von Ellenbrechtskirchen 412 ff.
 auftaet vgl. metrik.
 auslaut. urgermanisch m und n 391.
 azagouc 197.
 Beóvulflied 446. aus alten liedern kunstmässig bearbeitet 305 ff. nachgewiesen an der einleitung v. 1—53. 309 ff. bruchstücke alter lieder: von Seyld Seefing 309 ff. von Heremöd 314 ff. alt-eipische volkstümliche ausdrücke und formeln 311. 313. 319. christianisierung 306. 310. 311. 313. 318.
 Biterolf vgl. Nibelungenlied.
 bohnen (bunbohnen und teebohnen) im XIV. jh. in Westfalen 328.
 casus. acc. für nom. im nhd. 190 f. vgl. declination.
 Claudius, M. 231 ff. verhältnis zu seinen zeitgenossen und zum Wandsbecker boten 231. datierung der briefe an Herder 231 f.
 Consonanten. verdopplung im Dänischen 117 anm. n und m im mhd. im anlaut unregelmässig abfallend oder zugesetzt 477.
 Dassel, Reinald, graf v. 408 ff.
 declination. deutsche. der substantiva 381 ff. -- stämme auf -a 385 ff. auf -â 391 ff. auf -ja 393 ff. auf -i 395 ff. auf -u 397. steigerung der i- und u-stämme 395 f. stämme auf -n 398 ff. (masculina 398 ff. neutra 400 f. feminina 401 ff.). übergang des a der an-stämme in i 399 f. stammhaftes n der femininstämme secundärer germanischer zusatz 401 f. stämme auf -nd 403 f. auf -r 404 f. dental- und gutturalstämme aus vokalischen gekürzt 405. -- casus. singular. nom. 387. 392. 394. 404 f. acc. 387. 393. gen. 387 f. 392 f. dat. 388. 392 f. plural. nom. 389. 391. acc. 390. gen. 389. 403. dat. 389 f. nom. acc. neutr. 390. 400 f. -- genus. überschwanen der neutral-n stämme auf -n in die stamm-bildung des masc. und fem. 401. -- stamm und flexion von *man* 406.
 Dietrich. in der Thidrekss. 48. 68. dämonische natur 68. sein schwert Ekkisax 66. vgl. Nibelungenlied.

Dunee und Rhein (= Ino) zusammenfließen in der Thidrekssaga 22.

Dröflgast 113.

Edda. kriterien zur zeitbestimmung der einzelnen lieder 441 ff. 446 f. abfassungszeit der Atlamal 442. der Rigþula, Helgakviða Hundingsbana I, Guðrúnarkviða III 443. — metrik 142 ff. — vgl. Nibelungenlied.

Ekkiaz, Dietrichs schwert 66.

Ellenbrechtkirchen, schloss 412. s. Wolfger.

Klang 25.

englisch. syntax. construction *with a verb*. singular in beziehung auf einen plural 246. pleonasmus 247.

Ermanarich, Ermanarich 48.

Etzel in der Thidrekss. 14. 16. 75. vgl. Nibelungenlied.

Fáfnir in altn. lit. im XI. jh. erwähnt 465 f.

französisches Högnilied. hauptquelle die Thidrekss. 285. vgl. 56. Dann die ältere Edda 283 ff. anklänge an die jüngere Edda 285. einfluss der dänischen sage (kämpfer und byen. chron.) 299. nachweis der quellen für jede strophe des liedes 286 ff.

feuer anzünden beim empfang von gästen, nordische germanische sitte 33.

Völker Mutsfreund Hagens in Thidrekss., schwestersohn Kriemhiltis im Rosengarten 19.

Fridanc. drei dichter dieses namens 172 ff. der verf. der bescheidenheit identisch mit Wolfger v. Ellenbrechtkirchen 419. 422. deutung des namens 428. der in Treviso begrabene spruchdichter Freydanc († um 1386) 175 ff.

Friedrich der Grosse. sein verhalten zur deutschen litteratur 484 ff.

Gebet, Wenzobrunner. metrik 126.

Glossare des XV. jh. 528 ff.

Goethe. 232. 233 f. brief an hertzog Karl August 189. philosophische (spinozistische) studien 480 ff. philosophischer verkehr mit Herder 481 ff.

Gottfried von Strassburg. Tristan. kritik der handschr. 228 f.

Gothen aus Skandinavien 446.

Gothische sprache. conjugation. bedeutung d. partikel *ga* 158 ff. collectiv 158. imperativ 159. inchoativ 159 f. 162 f. futuriisch 160. 164. aristisch 161 ff. 164. 166. perfectisch 158. 164. 165. 166. zur umschreibung des griech. futuri 160 f. des griech. praeteritimi 161. 165. 166. — in verbindung mit imperativ 159 f. conjunct praes. 160. 161. mit passiv 160. praeteritum 162 f. conj. praes. 163 f. partic. praes. 164 f. infinitiv 165. partic. act. 166. — syntax. genitivus partitivus bei transitiven verben 292 ff.

Gothische bibelübersetzung. kritische behandlung durch die schreiber 298. stichometrie 299. änderungen der schreiber im text nach parallelstellen 300 f. schluss des Marcansevng. später zugefügt 301 f.

Gravenberg, schloss 426. 434.

Guðrún. namensform 468 a. 2. Zur texterklärung 468 ff.

Hagen. in der Thidrekss. bruder des Gunnar und Gernot 12. 75. in seiner jugend an Etzels hofe 46. dämonische natur 68. zeugt vor dem tode einen sohn 69. 76.

Hagator in Saest 268 f.

häute als kriegslist 55.

heldenbuch, anhang z. h., stimmt mit Thidrekss. 54. vgl. 72 u. 73 anm.

heldensage vgl. altnordisch und Nibelungenlied.

Hellespont in nordischer sage = Öresund 351.

Herder. ideen zur philos. d. geschichte d. m. 479. verkehr mit Goethe über philosophic (spinozismus) 481 f.

Hildebrandslied. metrik 127.

Hölty, L. H. Chr. 236 f.

Hunaland in d. Thidrekss. = Ungarn 265.

hvensche chronik. gelehrtes werk 276. quellen: vorzüglich die Thidrekss. 278 ff. vgl. 55. dann dänische lieder 277. edda, Völsungas., Nornagests. 277. anklänge an deutsche denkmäler (Nibelungen, Roseng., volksb. v. Melusina) 281 f.

Jacobis spinozistische fehde 478 ff.

- intensiva. deutsche, aus der dritten ablautstufe abgeleitet 167 ff.
- Island s. norroenisch.
- Kämpfe völs. Die Grimildslieder A und B stützen sich auf Thidrekss. u. Nibelungenl. 269 ff. vergleichung mit Thidrekss. 271 f. mit Nib. 272 f. mit edda 273. — lied C stützt sich auf A und B 273. vergleichung der drei lieder 274. der schluss stützt sich auf die hven. chron. 275. — metrik 141. — namen 272.
- Klage. metrik 131. vgl. Nibelungenlied.
- Klingers geburtsaus 218.
- Knebel 483 f.
- Koberstein, A. nekrolog 507 ff.
- kriegsaltertümer. häute als kriegslist 55. scheinangriff 772. fahne 773. läzstein 773. totenklage 775.
- Lagulf, Hildebrands schwert 66.
- Leubrechtikirchen 413 f.
- litteratur, deutsche. ihr charakter in der 1. hälfte des XVII. jh. 485 ff. 490.
- Liutold v. Seven 420.
- märchen. italienische 530 f.
- Markwart, Marcolfus 326.
- metrik, deutsche. 114 ff. quantität (nebenton) 115. 119 f. position 120. 128. tactverhältnis (pausen) 116 f. 121. 125. — hochdeutsche accentuationsgesetze: nebenton durch ableitung und composition bedingt 118. 134. — althochd. metrik. accentuationsgesetze: nebenton durch quantität bedingt 118. in der hebung 120. in der senkung vor gewichtigerer tonsilbe 121. vor tonloser silbe 122. — metrische gesetze: hebung 120 f. muss schwerer sein als die folgende silbe 121. ausnahme 133. fehlen der hebung in allit. versen 122. 125 f. senkung fehlend nach langer und kurzer silbe 121. 124. zweisilbige 121. dreisilbige 122. — auftact 122. abtact (klingend. versschluss) 122. 125. — verse 122 f. verbindung v. versen 123. — rein nur stumpf 123. — auslautender vocal verstumt vor anlautendem 123. — metrum der alliterierenden verse 125 ff. der merseburger zauberformel und des wessobr. gebets 126. des muspil und Hildebrandsl. 127. — alliteration und reim wechselt 128. — mittelhochd. metrik. accentuation 128 ff. nebenton auf tonloser silbe 128. in der hebung 130. 132. 133. in der senkung vor tonloser silbe 134. auf suffix nach kurzer stammsilbe die hebung tragend 130. vocal verstummend in tonlosen silben 128 ff. verliert die geltung einer silbe 128 ff. — metrische gesetze. hebung auf nebentonsilbe 130. 133. senkung, zweisilbige 130. 133. pause 133. vertheilung der hebungen auf den vers 133. — rein klingender 130 f. 132. 134. — verse und versverbindungen 131. trochaisch-iambische 134. daktylische 134. — metrum der klage 131. des Nibelungenl. 132 f. — Übergang ins neuhochd. nebenton am versende wird tonlos 134. wechsel von 3 u. 4 hebungen in versen mit klingendem ausgang 135 f. auch in versen mit stumpfen ausgang 136. — Niederdeutsche metrik. altsächs. (Heliand). allit. verse 137. — friesisch. allit. verse 137. — angelsächs. allit. verse 137. 372 f. längere verse 138. reim 138. nebenton am versschluss ist tonlos 138. zahl der hebungen und senkungen 139. — Altnordische metrik. accentuation. der ableitungssuffixe u. composita 139 f. 144 a. 2. unbetonte praefixe 139 f. auch hier accent (nebenton) durch die quantität bestimmt 140 f. 143 a. 2. tonlose silbe am verschluss 140 f. — metrische gesetze. zahl der hebungen der zeile, pausen 142. reime 142. strophen 142. namen der gebräuchlichen metra 142 f. fornyrdalag, ljóðahátt, dróttkvæð hátt 142. 145. galdralag 142. 146. hrynhenda 143. 146. — geschichte der betonung 145. — geschichte des metrum 145 f.
- der Minne fūrgedanc 435.
- Moeri in der Thidrekss. = Moering 23.
- Muspilli. metrik 127.
- nebenton vgl. metrik.

Nibelungen. Burgunden. ihre wappen 21. 271.

Nibelungenlied. quelle der Niflungasaga in der Thidreks. 71 ff. vergleichung beider 9 ff. — metrik 132 f. — verhältnis der recensionen 505 f.

Briefe über d. Nib. L. v. Lachmann und W. Grimm. 193 ff. 341 ff. 515 ff.; L. Lachmann. Sage. begriff derselben 196 a. 3. 346. ursprünglich deutsch 525. galt auch im Norden immer als ausländisch 347. speziell deutsche form 196. Dietrichsage u. Nibelungensage ursprünglich getrennt 343. ff. 345. 346. sagen die das Nib. voraussetzt 520. fabel 205 f. 343 ff. 346. verschieden vom Rosengarten 343. 515 f. wesentlicher inhalt und bedeutung der sage 347 f. 515 ff. 526 ff. kritik der Grimmschen auffassung 515. Sigfrids land 350. sein verhältnis zu Brynhild 350 f. sein aufenthalt bei Etzel 345. Dänen- u. Sachsenkrieg 350. — historischer bestandteil d. sage 343 f. 346. 526 f. — mythos. hort unheilbringend 347 a. 21. 517. auch in der Klage 519. gestaltverwandlung 517. 519. gestaltentausch Sigurds und Gunnars u. entsprechende vorstellungen 517 ff. gegensatz zwischen Ginkungen u. Budlungen 525. Völspupe 348. Nifunge 348 ff. 349. 354. 525. Die Nibelungen ursprünglich riesen 196. riesen von übermenschlicher grösse erst verwilderung des XI. u. XII. jh. 522. — personen d. sage: Volsung 348. 525. Niflung 348. 525. Uote 346. Gibich 204. 519. Hagen 344. Gunther im Waltharius feig u. schwach, kann nicht der held des Nib.-L. sein 344. Gutthormr 526. Håico 351. Aslaug 347. Attila nicht derselbe in Nib. und Dietrichsage 344 f. Dietrich 343 f. Ermanrich 347. 516. gleichnamige, aber verschiedene personen in verschiedenen sagen 346. — dichter der sage: das volk 196. — fortpflanzung mündlich, im gesange 203. in prosaischer erzählung 204. — lieder 196. 203. 212. cyklisches lied 204. 212. samlung Karls des Grossen 345 f.

veränderung der sage in der mündlichen überlieferung 196. — ordner (samler), ihre übereinstimmung und eigentümlichkeiten in sprache und reim. 196. 197 f. 523 f. gelehrte arbeiter 204. 213. — kritiker (verhältnis d. handschr.) 198. 205. 522 f. — grundsätze der kritik 522. — formales. widersprüche 212 f. lücken 214. reim 197. 204. 213. 523 ff. übergang des sinnes aus einer strophe in die andere 214. zwölfzahl und künstliche anordnung der helden 345. 353. fremdwörter: Azagone, Zazamanc u. ä. 197. — verhalten Wolframs v. Eschenbach zum Nibelungenl. 197. 198. 202. — Verwandte dichtungen. Waltharius manfortis 344. 515. Klage. ihre quelle 197. Kl. und Biterolf von einem verf. 345. doch kleine widersprüche 345. 520 f. — Biterolf. quelle 345. spuren der zusammensetzung aus volksliedern 345. streitet mit Nibelungenl. u. Klage 520 f. — Rosengarten 343. 515 f. 522. ursprünglich zur Dietrichsage gehörig 519. — Vilkinasaga 344.

II. Grimm. wesen der frühesten poesie überhaupt 354. wesen des epos 200. 355. mythischer gehalt desselben 355. — Nibelungenlied. Sage. ihr begriff 200. ursprünglich deutsch 357. verhältnis der nordischen und deutschen fassungen 355 f. zeit der formation der späteren fassungen 356. heranziehung der Dietrichsage und des historischen Attila 356. 359. verwantschaft mit der Rosengartensage 361 f. — fabel im grande mythisch 203. wesentlicher und ursprünglicher inhalt 356. kritik von Lachmanns ansicht darüber 359 f. — Mythos: der hort 356. Nibelunge 357 f. Franci Nebulanes 358. Burgunden 358. — ursprüngliche epische gestalt 358 f. Sigfrid 358. Kriemhild u. Gudrun 358. rache der Kriemhild u. Brynhild als sittliches motiv ist erst später 359. gegensatz zwischen Ginkungen u. Budlungen 359. — fortpflanzung

- der sage durch die sänger 200. in pro-
saischer erzählung 208 f. die sänger
einzige besitzer der poesie 209. zusätze
unabsichtlich 200. — lieder 201. erst
späterer verfall aus einem ganzen 207 f.
363 f. neben und vor ihnen ein das
ganze umfassendes cyclisches ge-
dicht 201. 207 ff. 363 f. — aufzeich-
nung bloß mechanisch, ohne eignes
hinzutun des aufzeichners 201 f. ver-
anlassung, zeit und art der aufzeich-
nung 209 f. 363 f. diaskeuasten (ord-
ner, samler) 201. 210. 264. kritiker
(interpolatoren) 202. 210 f. sprachrein-
heit der verschiedenen recensionen 202.
grundsätze der kritik 211. — forma-
les, widersprüche im Nibelungenl. 210.
lücken 211. reime 364 f. übergehen des
sinnes und satzes aus einer strophe in
die andere 211. — verwante dach-
tungen, Eddalieder 208. Rosen-
garten, wesentlicher inhalt 361. ver-
want mit dem des Nibelungenl. 360 f.
märchenhafte gestaltung der Nibelun-
gensage 203. 362. anzeichen für höhe-
res alter als XIII. jh. (Gibich, Asprian,
wechsel von Du und Ir) 361. hand-
schriften, recensionen, textgestaltung
360 f. 362 f.
- Nilant = Lievland 477 f.
- Norronisch, Norwegens und Is-
lands verkehr mit dem süden im
M.-A. 440 ff. — südgermanische urbevöl-
kerung von Skandinavien 445 f. verkehr
mit dem süden bis zum VIII. jh. 445 ff. —
Vom VIII. bis X. jh. 447 ff. vikin-
gerfahrten, normannische reiche im
süden und westen 447 ff. Islands besie-
delung zum grossen teil von ihnen aus-
gehend 449 f. mischung christlicher und
heidnischer religion 450 ff. 453. mischung
nordischer und südlicher sagen 453. —
Seit einföhrung des christentums (ende
X. jh.) aufhören der raubzüge, aufblü-
hen des handels 454 f. besonders mit
England 455. seit XIII. jh. überwiegt
der deutsche handel 456. handelsver-
kehr Islands mit dem süden 457 f. kauf-
fahrt, beste vorschule für heerfahrt oder
herrendienst 458. — hofdienst im aus-
land 459 f. pflege von sage u. lied an den
höfen 459 f. — einfluss des christen-
tums auf den verkehr zwischen nordem
und süden 460 ff. christianisierung von
England (Irland) und Deutschland aus
460 f. beschaffenheit d. missionare 460 f.
studienreisen nach dem süden, klöster-
verkehr, pilgerfahrten und kreuzzüge
462 f. — Seit XIII. jh. südliche sitte
und litteratur eindringend 463 ff.
- Nudung, Naudung 33 f.
orthographie, deutsche. ß und ff 321 ff.
— angelsächs. 373.
- Osid 76.
pause im vers s. metrik.
quantität vgl. metrik.
- rechtsaltertümer, aus Wernher dem
gartener und bruder Wernher 320 ff.
hörigkeitsverhältnisse 302 f. zuständ-
nisse des richters und henkers 303 f.
zum eherecht 304. bann 305. —
einäugige begleitung (knecht, hund,
pferd) des herrn oder richters 324. —
symbolische bindung mit einem faden
325. — einlager, obstagium 497 ff.
- reim vgl. metrik u. Nibelungenlied.
ritter (Gudr. 577, 2) 471.
- Rodingeir in der Thidrekss. 30. 64. 76.
Rosengarten vgl. Nibelungenlied.
- Rümoltes rät im Nibelungenlied und in
Wolframs Parzival 191 f. 496. 501 ff.
504 ff.
- sagen, neugriechische 177 ff. — vom
zauberer Virgilius, mit den neugriechi-
schen verwant 181. 183. — von der
bürgschaft (Damon und Phintias), älteste
deutsche bearbeitung 185 ff. — vom kal-
ten schlag der schmiede 375. — Vom
ewigen jüden 375. — vom siebenten
sohn und der siebenten tochter 376.
- Saxland altn. — Deutschland 78.
- Schiller, zu Teil IV, 1. 188.
- schwertnamen. Ekkisax 66. Lagulf 66.
schlangenturm in Soest 268 f.
- Septimer, mhd. Septimer, Seftimont, Sef-
temunt, Settimunt, Setmunt, im M. A.
beliebter pass nach Italien 183 ff. 495,

- Shakespeare. Die ausgabe von Delius 240. grundsätze der hermeneutik 240. 242. der kritik 244 f. zu einzelnen stellen 249 ff.
- Sigisfröds kjallari 69 f.
- Sigurdarsage in der Thidrekssaga 6. sprichwörter 327.
- Susa in der Thidrekss. = Ofen 266.
- syntax. mhd. häufige, defective und stellvertretende ausdrücke für fürst und gefolge u. dergl. 469. 470. auslassung von *uerden* und *sin* in formelhaften ausdrücken 477. — mnd. litotes 326.
- Thidrekssaga. alter 465. — Niflungasaga in der Th. 3 ff. 364 ff. quellen: mündliche 2. für die 1. hälfte 7 ff. für die 2. hälfte das Nibelungenl. in der recensio B (I) 71 ff. keine besondere niederdeutsche dichtung 78. — zweck: unterhaltungsbuch 5. — schwedische recensio der Th. 70. — verfasser war nicht in Deutschland 4. liebt schilderung offner feldschlacht 53. hat die quellen in nordischem geschmack bearbeitet 33. seine eignen erfindungen 76 f. 267 f. zerreisst einen zug in zwei 28. 60. — geographie der Th. 3 a. 8. 4 a. 10. 22. 265 ff. Hunaland — Ungarn 265. Susa = Ofen 266 f. Susat = Soest 267 f. die angeblichen denkmale des Nibelungenkampfes in Susa sind erfunden 267 ff. — namen in der Th. 3 a. 9. 75. 76. in den kämpevisern 272. biblische namen 266. — vergelichung des inhaltes mit dem Nibelungenl. 9 ff. stimmt mit der Edda 12. 14. 16. 60. mit Völsungas. 14. 16. 61. 76. klage 70. mit Rosengarten 19. mit anhang zum heldenbuch 19. 54. 69. mit dän. und feroeischer sage 24. 55. 69. 79. mit hven. chron. 55. 69. mit kämpevisern 55. — abweichungen vom Nibelungenl. 72 ff. — die Th. ist quelle der kämpeviser 269 ff. der hven. chron. 275 ff. des feroe. Högniliedes 283. — prologus der Th. 3. — vgl. Nibelungenlied.
- Thomasin von Zirclere 429. abstammung, geburts- und todesjahr 430 ff. name 432. gedichte 432 f. 435.
- Thorfa in der Thidrekss. nicht = Dartmund 38 anm.
- totenklage über Hetel auf offnem schlachtfeld in der Gudrun 475.
- Vergiseln mhd. 191 f.
- vers vgl. metrik.
- Vilkinasaga vgl. Thidrekss. und Nibelungenlied.
- Vindler, Hans, ältester deutscher bearbeiter der sage von der bürgschaft (Damon u. Phintias) 186 f.
- vocabulare. jüngere deutsche. ihr wert 528.
- Voss, J. H., herausgeber Hölty's 236.
- Wackernagel, W. necrolog 327 ff.
- Waringer 465.
- Waltharins manu fortis vgl. Nibelungenl.
- Walther v. d. Vogelweide 420. 434 f.
- Wernher der gartenare und bruder Wernher nicht identisch 305. juristisches bei beiden 302 ff.
- Wessobrunner gebet. metrik 126.
- Wolfger von Ellenbrechtskirchen oder Leubrechtskirchen identisch mit dem archipoeta Grimms 412 ff. 437 f. mit dem verf. von Fridanes bescheidenheit 419. 422. verfasser eines epos über Friedrich Barbarossa 411. 419. des gedichtes der Minne fürgedanc 435.
- Wolfram von Eschenbach vgl. Nibelungenlied.
- Wycliffe, logica 329 ff.
- zahlen. zwölfzahl 345. 353.
- zauberspiegel in griech. sage 181.
- zaubersprüche, mersburger. metrik 126.
- Zazamanc 197.

II. WORTREGISTER.

1. Gothisch.

gasitan 163.
gaslepan 163.
gastandan 163.
ju 227.

2. Althochdeutsch.

âzig 169.
bismizzan 169.
blichan 169.
bogén 170.
borgén 168.
drozjan 170.
drukkian 168.
fâginôn 169.
flogarôn 170.
flogazjan 170.
fundjan, fundén fundôn 168.
gabâran, gabârôn 169.
lebén 170.
lêran, lêrén 169.
liuban 170.
lobôn 170.
mâzôn 169.
nâfizan 168.
sluphén 170.
sprâchan, sprâchén, sprâ-
chôn 169.
spurnan 168.
tobèn 170.
wâgôn 169.

3. Mittelhochdeutsch.

behûsen 369.
bekennen, sich 472. 474.
beslahen 472.
drullgast 113.
eiser 371.
erkennen, sich (= nach-
geben) 474.
galinê 475.
gisel 498.

kennen, sich 474.
kûniginne 468.
lâzstein 473.
neiser 371.
Setnmunt 183 ff.
vergiseîn 191 f. 496 ff.
vernemen 473.
versprechen 476.
weg 326.
ziehen = rudern 188.

4. Altsächsisch.

buggean 170.
fundôn 168.
libbian 170.
spurnan 168.

5. Niederdeutsch.

anfr. andarn 326.
mnd. bord 328.
mnd. deren 327.
mnd. endarne 327.
mnd. enweg 326.
fickeln 327.
fikere 327.
inneweren 328.
pascheborg 328.
mnd. tecke 328.
usik, usek, osek, ôsek, sek
192. 506.

6. Angelsächsisch.

ætan 169.
bædan 168.
beadu 156. 157.
blican 169.
blicsan 169.
bodian 170.
bogan 170.
bogetan 170.
borgian 168.

broddetan 168.
bryddan 168.
burigan, byrgan 168.
burstian 168.
byegan 170.
clibbian, clibban 169.
clyppan 170.
doppetan 170.
druncian, dryncan 168.
drusian 170.
dufan 170.
fâgetan 169.
floggan 170.
flogetan 170.
forsævan 169.
fundan 167.
gâpan, gæpan 168.
gâfelan 168.
gebæran 169.
gefêgra 318.
gurrán 168.
gyretan 168.
hivian 169.
hnâpian, hnæpan 168.
lusan 169.
lifian, libban 170.
lufian, lofian 170.
lutian 170.
lyffetan 170.
mætian 169.
ræcan 169.
ricetan 169.
roctetan 170.
ryfian 170.
sætan 168.
scræpan 168.
slupian 170.
smitian 169.
snivan 169.
spigetán 169.
spivan 169.
spornetan 168.
spræcan 169.

spcyttan 170.
 spurnan, spurðian 168.
 strycan 168.
 stycian, styccan 168.
 þrudian 170.
 þryccan 168.
 numbör 313.
 vágian vagan 169.
 vitian vitan 169.

7. Englisch.

briar 154.
 eýry 250.
 friar 154.
 impress 245.
 muckery 241.

wrawen 250.
 yeoman 251.

S. Altnordisch.

blíkja 171.
 brynna 171.
 brytja 171.
 byrga 171.
 dlytja 171.
 ginna 171.
 hnita 171.
 hnosa 172.
 hnyta 171.
 hrimna 171.
 hrydja 171.
 klifa 171.

klyfja 171.
 kyssa 172.
 lykja 171.
 nyta 171.
 rakja 171.
 rifja 171.
 rydja 172.
 sæta 171.
 síga 171.
 snyrta 171.
 sporna 171.
 svikja 171.
 svipa 171.
 syla 171.
 syngja 65.
 vikja 171.
 ylla 171.





